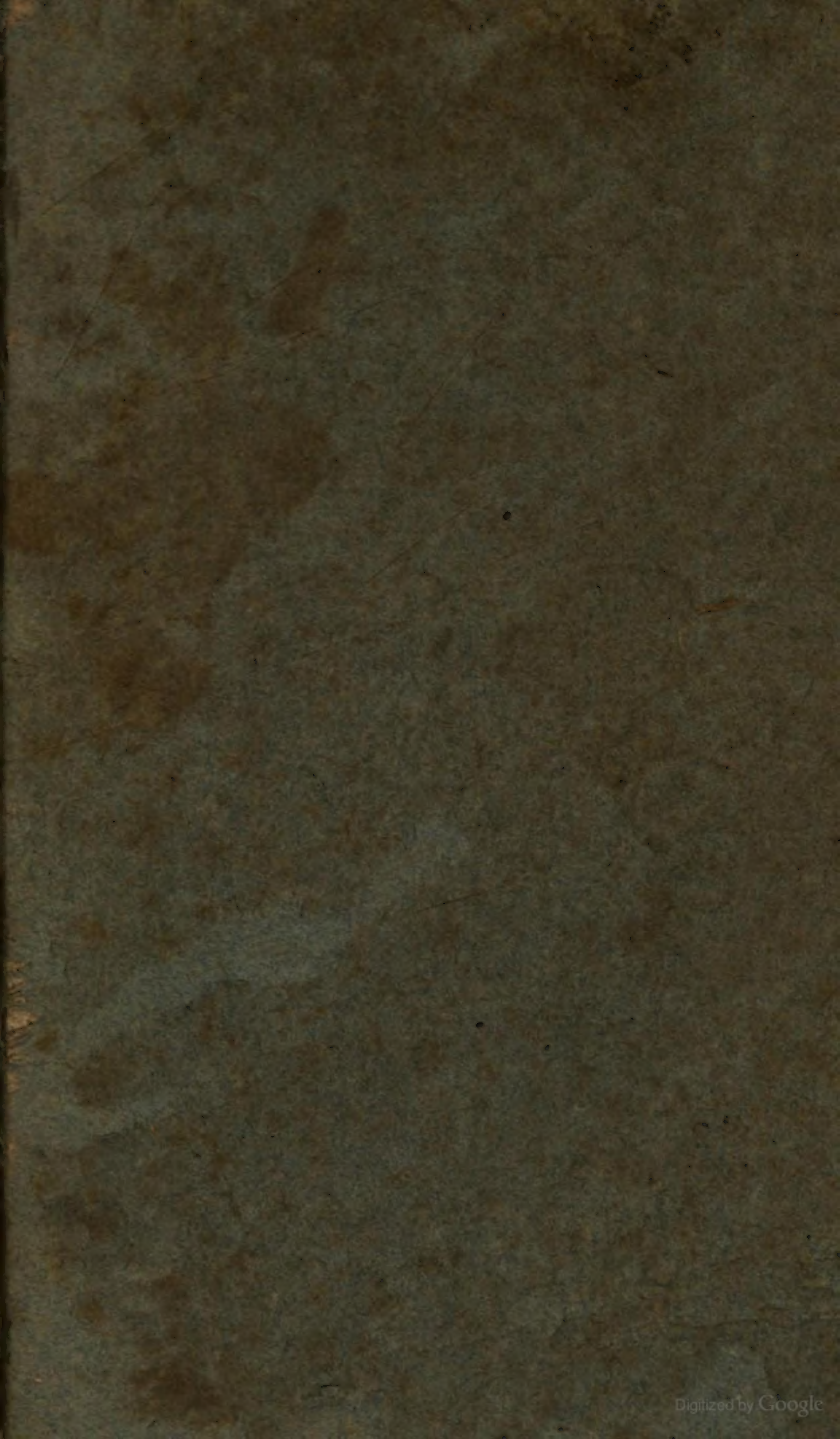
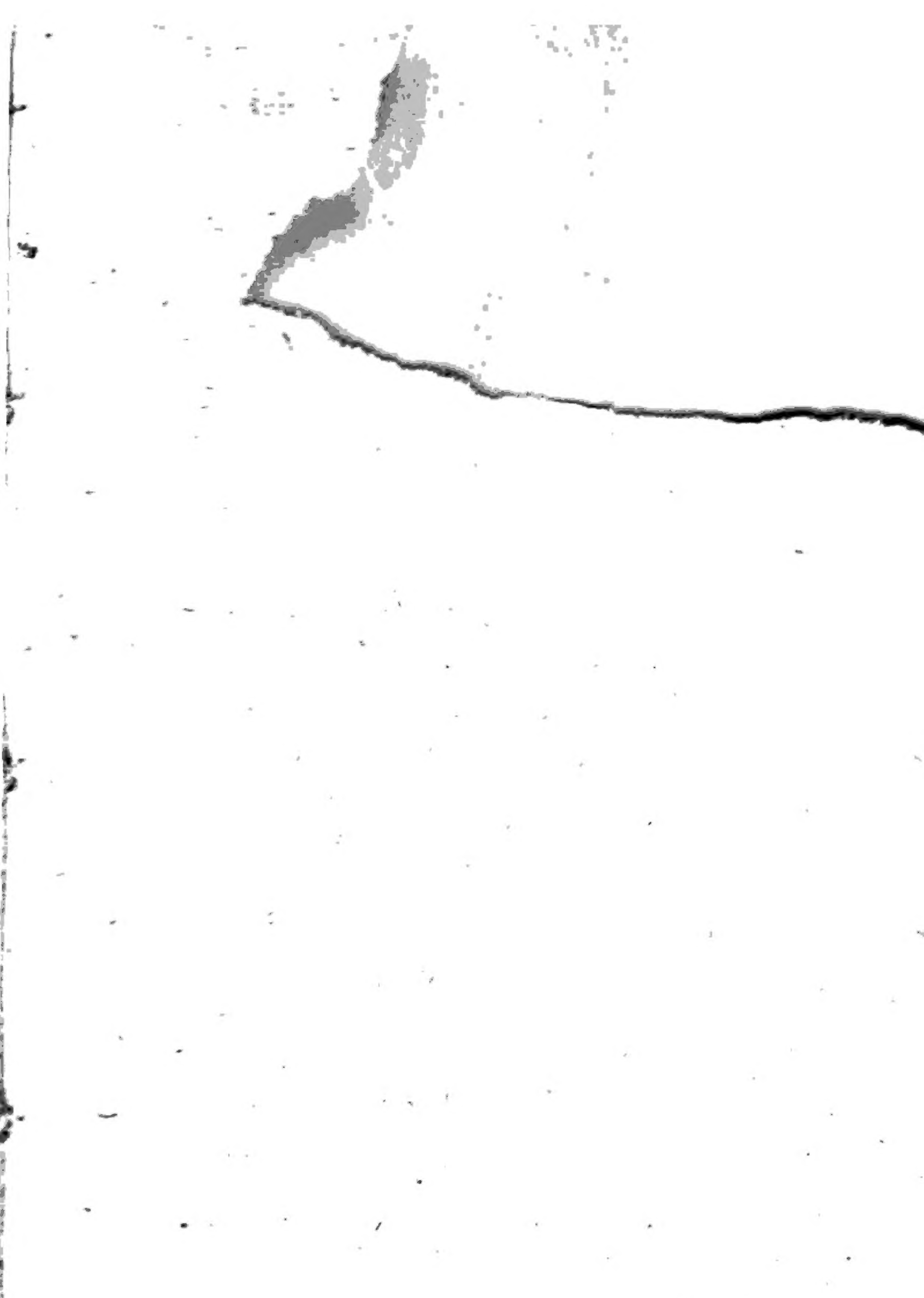








Aloysius von Orelli.

Ein biographischer Versuch.

Nebst Fragmenten aus der Italienischen und Schweizergeschichte, und ein Gemählde der häuslichen Sitten der Stadt Zürich um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts.

Von

S. v. O. v. B.



Zürich, bey Ziegler und Söhnen. 1797.

Ich habe mir von dem würdigen Verfasser der gegenwärtigen Schrift die Ehre ausgebeten, den Lesern derselben mit wenigen Worten (denn das Leben auf Erde ist für lange Vorreden zu kurz) anzuzeigen, wie solche entstanden sey, und was man darinn zu suchen und zu finden habe.

Mein Freund, aus Neigung und Grundsätzen, von Jugend an gewöhnt, selbst seine Muse, nicht bloß für sich, sondern auch für andre nützlich anzuwenden, hatte schon vor einigen Jahren eine herrschaftliche Besitzung in der Grafschaft Baden im Aargau an sich gebracht: Hiezu entschloß er sich in der löblichen Absicht, diejenige Zeit, welche die Geschäfte seines eigentlichen Berufes ihm übrig lassen, unter das edle Vergnügen der Landwirthschaft, das noch Höhere der ächten Beglückung seiner dortigen Gerichtsangehörigen, und unter sein Lieblings-

studium der Geschichte, besonders der vaterländischen, zu theilen.

Zu dem Gegenstand dieses leztern wählte er sich nun, neben anderm, vorzüglich auch die sonderbaren Schicksale seines Aeltervaters, Aloysius von Orelli, der dieses edle Geschlecht, um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts, von Locarno nach Zürich verpflanzte. Solches geschah aus einer Veranlaßung und unter Umständen, welche zwar dem einheimischen Forscher der eydsgenößischen Geschichtskunde, in ihrem Hauptumrisse, schon längst bekannt sind, die aber einer ausführlichern Darstellung, ohne Prunk und nach dem Leben, um so viel eher werth waren, da sich an dieselben das Gemählde der ganzen Denkart und Sitten der Vorwelt in dem erwähnten Zeitraum, nicht bloß natürlich, sondern beynahe nothwendig zu schliessen schien.

Izt wagte sich mein Freund selber an die wirkliche Ausarbeitung eines solchen biographischen Versuches — wie er ihn bescheiden noch auf den heutigen Tag genennt wissen will, und welchen er anfänglich bloß, theils für sich zu einer ausharrenden Uebung in historischen Aufsätzen, theils zu einer angenehmen Unterhaltung für die Mitglieder seiner Familie und seiner nähern Bekannten bestimmt hatte.

Alle erfoderlichen Quellen zu einer derley Arbeit stuhnden ihm offen, und er hat keine unbenuzt gelassen; eher dürfte es ihm zum Vorwurfe

gereichen, daß er aus einigen derselben nur allzu-reichlich geschöpft habe. Ich will mich hierüber — wie es sonst Vorredner nicht immer zu thun gewohnt sind — offen und näher erklären.

Daß nämlich die gegenwärtige Schrift kein solches Ganzes ausmache, dessen verschiedene Theile unter sich und mit dem Ganzen in dem gehörigen Ebenmaaß stühnden, ist weder zu läugnen noch zu verhehlen. Es wird darum der vollkommene Kenner historischer Art und Kunst bald wahrnehmen, daß in der vorliegenden Arbeit eigentlich viererley Geschichtserzählungen, theils in einander geschmolzen, theils an einander geknüpft sind, deren immer einer freylich von den übrigen manchen neuen Lichtstral empfängt, aber eben so oft sich unter den andern, für eine Weile wenigstens, wieder ganz zu verlieren scheint.

Die Gegenstände dieser viererley Geschichten sind nämlich: Erstlich die Begebenheiten von Welschland in den drey ersten Dezennien des sechszehnten Jahrhunderts überhaupt, und seiner Verhältnisse mit den damaligen kriegslustigen Eydsgenossen insbesonders; zweytens, noch absönderlicher die Schicksale der ehemals zu diesem Lande gehörigen, und eben im Anfange jenes Zeitraums davon abgetrennten, seither schweizerschen Gemeinherrschaften jenseits des St. Gotthards; drittens die Auswanderung der reformierten Locarner nach Zürch im Jahr 1555. und die dort erfahrne großmüthige Aufnahme der-

selben, nebst einer umständlichen Abbildung des ganzen religiosen, politischen und sittlichen Zustandes dieses ihres neuen Vaterlands, in der zweyten Hälfte des mehrgedachten Säculums, in einer Reihe wirklich geschriebener Briefe des Aloysius von Orelli an seinen in ihrer alten Heimath zurückgelassenen Bruder; und endlich viertens, mit allem vorerwähnten verwoben, nicht allein des eigentlichen Ulysses dieser Odüssee vielfaches Thun und Leiden um der erkannten Wahrheit willen, sondern — wie es sich hier geziemte — auch sonst jedes denkwürdige Ereigniß seines Lebens, von der Geburth an bis an seinen Tod.

Diesen — man kann wohl sagen, einzig von Arbeitslust erzeugten, und eben daher im Anfange von dem Verfasser weniger bemerkten Fehler, sahe derselbe hingegen zu derjenigen Zeit, als er mir zuerst seinen beynahe ganz beendigten Aufsatz mitzutheilen die Gefälligkeit hatte, bereits schon selber weit schärfer an, als es vielleicht seine Kunstrichter kaum thun werden; und es mangelte ihm wahrhaftig so wenig an Muth als an Geschicke, sein mühesam gearbeitetes, und sonst so äusserst anziehendes Gebilde ganz umzugestalten. Aber am End überwog, nach seinem Sinne, die Betrachtung des höhern Werths der unwiederbringlichen Zeit — und nach dem meinigen die Ueberzeugung: „Daß wenn von hundert „Lesern Einer, an dieser Schrift (die ich nun vollends „ihn nur mit saurer Mühe bereden konnte, unter „das grössere Publikum zu bringen) jene unläugbare

„ Unvollkommenheit in der Anlage, und vielleicht noch
„ mehr andre kleinere Gebrechen in der Ausführung
„ entdecken mag, schwerlich auch dieser Hunderteste eine
„ einzige Seite derselben gerne vermissen würde."

H. H. Füßli.

Zürich am 11. Dezember
1796.

117

Aloysius von Orelli.

Ein biographischer Versuch.

Aloisius war ein Sohn Giovanni von Orelli und Bianca von Muralto, beyde Abkömmlinge der uralten edlen Capitanei von Lokarno.

Da die Begebenheiten der damaligen Zeiten, die allgemeinen Veränderungen der Gesinnungen der Italiäner, und der Dingen, auf die Schicksale und die Denkungsart des Vaters viel würkten, und diese hinwieder auf Aloysius Erziehung, seine Weise die Sachen einzusehen, und denn natürlich auch auf seine eigne Schicksale einen großen Einfluß hatten, so ist es nothwendig, anstatt einer Einleitung von allem diesem etwas zu sagen.

Der Umsturz des griechischen Kayserthrons ward die Epoche, in welcher die Denkungsart des italiänischen Adels, und nach und nach auch des Volks, eine neue und vortheilhafte Richtung bekam, durch den Umgang mit griechischen Gelehrten, die sich nach Italien geflüchtet, und die eine schnelle Ausbreitung der Künste und Wissenschaften veranlaßten, welche, so bald sie bekannt, auch beliebt wurden, und durchgehends Aufmunterung und Unterstützung fanden. Es war gleichsam eine allgemeine Uebereinstimmung der italiänischen Mächte zum Besten der Wissenschaften, und die seit kurzem entdekte Buchdruckerkunst erleichterte ihnen ihre Bemühungen. Pabst Niclaus der Vte, ein Mann von Geschmack, ward ein eifriger Beförderer der Künste. In Venedig zeichnete sich der Doge Foscari und seine Familie durch Gelehrsamkeit aus, und die Griechen wurden mit ihren wissenschaftlichen Sitten daselbst gut aufgenommen. Cosmus von Medicis, ein Beschützer der Wissenschaften und der Gelehrten, machte Florenz zu einer Freystadt der Grie-

chen. Am Hofe zu Mantua war der gelehrte Geschmack der beliebteste, und die Söhne des Marggrafen waren die ersten großen Herren, die eine gelehrte Erziehung genoßen. Alfonsus, König von Neapel, und Dono Herzog von Ferrara thaten viel für die Wissenschaften, zu Mayland und Brescia legten sich viele Standspersonen auf die griechische und lateinische Sprache.

Dieser herrschende Geschmack machte immer mehreren gelehrten Griechen Muth, nach Italien zu gehen, wo man sie auch immer gut aufnahm und reichlich besoldete. Bald war zu Rom die Anzahl der Gelehrten groß genug, um eine Akademie zu errichten. Dichtkunst, Redekunst, Geschichtskunde, Grammatik, Alterthümmer und Münzwissenschaft, beschäftigten viele helle Köpfe; die Werke eines Poggius, Marsilius, Ticinus, Platina, und mehrerer anderer, machen ihren Zeiten Ehre. Vorzüglich und mit vielem Eifer ward die Philosophie studirt. Viele, besonders Personen aus den höhern Ständen, und junge Leute, wurden Anhänger der jüngern griechischen Akademie, deren System an allem zweifeln lehrt.

Ungemein hoch war auch damals die Mahlerey durch Michael Angelo, Corregio und andere große Künstler gestiegen. Italien besaß Geschmack, Kunst und Gelehrsamkeit, da der übrige Theil von Europa noch halb barbarisch war.

Aber der Einfluß von diesem allem auf die Moralität war nicht allgemein vortheilhaft und wohlthätig, und das Licht der Wissenschaften, welches etliche Jahre später nach Deutschland kam, und Religionsverbesserer schuf, bildete in Italien Freygeister und Zweifler, welche die christliche Religion ganz verwarfen, weil sie nur die Religion des römischen Hofs kannten. Sie wurden zwar oft der Gegenstand des Hasses, indem das Volk glaubte, und vielleicht nicht ganz ohne Grund, sie hätten das Joch des Volkglaubens nur abgeworfen, um sich desto zügelloser ihren Leidenschaften zu überlassen. Aber dann gab es auch, obwol nicht in großer Anzahl, Männer darunter, die hinzuge-

kommenen Aberglauben und Menschensatzungen gar gut von den wirklichen Religionswahrheiten zu unterscheiden wußten, deren Kopf und Herz für Wahrheit offen waren, und selbiger nachforschten; diese wenigen waren es, die lernten die Ketten abwerfen, mit welchen Unwissenheit und Aberglauben so lang den menschlichen Geist gefesselt hatten.

Aber auch in der Politik der Italiäner, brachten die erworbenen gelehrten Kenntnisse keine Folgen hervor, die ihre Grundsätze veredelt, und den Volkszustand wesentlich verbessert hätten. Nie war solche blutig oder grausam gewesen, so wenig als ihre Kriege, aber immer Ränkevoll, und das blieb sie, weil die nach den Griechen und Römern gebildete Beredsamkeit, ihr oft alle Kunst leihen mußte, um ehrgeizige Absichten zu bemänteln und durchzusetzen.

So wußte sich Franz Sforza sich des Hangs zur Gelehrsamkeit meisterhaft zu bedienen. Sein Gefühl für das Schöne und Gute, lehrte ihn die Künste und Wissenschaften um ihres eignen Werths willen lieben, aber er ermunterte und schützte solche doch auch nach seinem eignen Geständniß gegen seine Vertraute, um sein Volk durch sie angenehm zu beschäftigen, und um selbst desto freyer handeln zu können 1). Um beyder Ursachen willen hatte er gern Gelehrte an seinem Hof, und brauchte solche allenfalls auch in Unterhandlungen. Durch eine unermüdete Thätigkeit und Gewandtheit hat er eine Herrschaft in der Mark Ankona an sich gebracht. Sein ausgezeichneter Verstand, seine Einsichten, der Ruf einer persönlichen Tapferkeit, und zum Theil auch das Glück, welches alle seine Unternehmungen begünstigte, machten ihn dem Herzog

1450.

---

1) Er war der natürliche Sohn des Jaccommuza Sforza, den sein Muth und seine Geschicklichkeit, aus dem Staube eines gemeinen Taglöhners zu einem der mächtigsten und berühmtesten Condottieri in Italien erhoben hatte. Franz folgte seinem Vater in der Befehlshaberstelle über die Abentheurer, die unter dessen Fahnen gedient.

1440 von Mayland Philippus Maria Visconti bekannt. Dieser ehrgeizige und unruhige Kopf, hatte die italiänischen Freystaaten gegen sich aufgebracht, er wollte Florenz und Venedig entzweyen; dazu dünkte ihn wäre der Graf Franz Sforza der Mann, den er am besten und einzig brauchen konnte. Um ihn zu gewinnen versprach ihm Philipp seine einzige Tochter Bianca zur Gemahlin, und hundert tausend Ducaten Morgengabe: zugleich machte er ihm viele Hofnungen zu dem Besitze des Herzogthums nach seinem Tode.

Franz wußte, daß Philipp sich nicht immer durch sein Wort gebunden hielt, aber er nahm das Anerbieten an, weil er keine Gefahr dabey sahe, und sich auf sich selbst verließ, den Herzog zur Erfüllung seiner Zusagen zu bringen; und da Philipp wirklich zauderte, die Heyrath vollziehen zu lassen, wußte Franz ihn in solche Verlegenheit zu setzen, daß er sich solche endlich mußte gefallen lassen; und als Philipps Eydam bekam er bald mehr Einfluß in die Regierung, als dem Herzog lieb war.

1450 Nach dem Tode des Visconti begnügte sich Franz Sforza für einmal, nur als Feldherr von den Mayländern bestellt zu werden, er hatte Hoffnung durch gute Dienste, die er ihnen in ihrem Zwist gegen den König Alphonsus und die Venetianer zu leisten das Vermögen und den Willen hatte, sie leicht dahin zu bringen, daß sie ihn denn freywillig zum Herzog wählten. Um sich einer wichtigen Unterstützung zu versichern, bewarb er sich um die Freundschaft Sampugnano, des Haupts der mächtigen Zibelliner, und durch diesen gewann er die ganze Parthey. Er strebte unermüdet darnach, sich das Zutrauen der Grossen, und die Liebe des Volks eigen zu machen, und es gelang ihm so gut, daß diese Neigungen, und die Anhänglichkeit der Mayländer an die Person der Bianca, Tochter ihres vorigen Herren, und Franzens Gemahlin, ihre freywillige Wahl auf ihn lenkten; er ward zum Herzog erwählt, und alle Stände freuten sich ihres neuen Herrn.

Franz bewarb sich nun um die Freundschaft seiner Nachbaren, in der Absicht, auch durch diese seine Herrschaft fester zu gründen, und allenfalls zu vergrößern, und auch das glückte ihm. Die Genueser hatten eine so große Meynung von seinen Fähigkeiten, daß sie ihn bey innern Uneinigkeiten, zu ihrem Herrn wählten a). Die 1644 vom Erzbischof vertriebene edle Genueser hängten sich aus Noth an ihn: Fiesco, Camposregoso und Adorno, hatte er durch grosse Versprechungen und Schmeicheleyen auf seine Seite gebracht. Ludwig dem XI. trat er die Stadt Savona freywillig ab, um diesem gefällig zu werden, und sich selbst die Kosten der Besatzung zu ersparen.

So erhielt Franzens Macht, durch den Besitz dieser ansehnlichen Stadt, obschon seine Gewalt über selbe nicht unumschränkt, sondern bedingt war, einen beträchtlichen Zuwachs; dafür aber stellte er auch Ruhe und Gerechtigkeit wieder her, die seit langer Zeit daraus verbannt gewesen waren.

1) Franz reiste selbst mit einem prächtigen Gefolge nach Genua: Giovanni von Orelli war als Page dabey. Sein Vater der an dem Hofe des Visconti gelebt, hatte ihn als einen sehr jungen Knaben bey Sforza angebracht. Franz liebte seinen Pagen weil er schön, in seinem Dienst aufmerksam, treu, und in allen damals gewohnten Leibesübungen gewandt war. Er nahm sich seiner fernern Erziehung an, und sorgte dafür, daß der Knabe nicht nur in den ritterlichen Spielen geübt, sonder auch in den Wissenschaften unterrichtet würde. Die Herzogin Bianka hielt um seiner Verwandten willen viel auf ihn, weil sie bey ihrem Vater in Gunsten gewesen. Giovanns natürliche Lebhaftigkeit, und jugendlicher Ehrgeiz sich empor zu schwingen, hoben seinen Eifer und seinen Fleiß, in dem Alter von ungefehr fünfzehn Jahren, war er des Herzogs und seiner Gemahlin Liebling.

---

b) Muratori. 1) Simonnetta de rebus gestis Franc. Sfortiæ.

1466 Als 1466 Ludwig der XI. König von Frankreich mit dem Herzog von Burgund und andern Prinzen vom königlichem Geblüt in einen gefährlichen Krieg verwickelt war 1), begehrte er von dem Herzog von Mayland Völker, vermög des mit ihm geschlossenen Bündnisses. Weil Sforza dem König viel zu danken hatte, schickte er ihm seinen ältesten Sohn Galeazzo Maria mit 4000 Pferden und 2000 Mann Fußvolk zu Hülf. Seinem Günstling Giovanni gab er eine Stelle unter den Reitern, mit dem Befehl, seinem Sohn niemals von der Seite zu weichen. Ludwig war mit dem Anführer und den Kriegern sehr wohl zufrieden 2), und weil er an Galeazzo Maria einen künftigen mayländischen Herzog sahe, von dem er glaubte, in Zukunft Nutzen ziehen zu können, war er freundschaftlich und freygebig gegen ihm, und beschenkte auch alle reichlich welche um seine Person waren. Um Galeazzo ganz in sein Interesse zu ziehen, (ohne Absichten that der König selten etwas), verheyrathete Ludwig ihn mit der Schwester seiner eignen Gemahlin, der Savoyischen Prinzessin Donna. Mit dieser Verbindung war auch der Herzog Franz ganz zufrieden, aber die Freude konnte er nicht genießen, Zeuge davon zu seyn, er starb, und an ihm verlohr Italien einen der verständigsten Männer, und berühmtesten Helden nicht nur seines Zeitalters, sondern auch der vorhergehenden Jahrhunderte. In zwey und zwanzig Schlachten, die er seinen Feinden geliefert, hatte er allemal den Sieg erhalten. Wohllüstige Ausschweifungen wurden ihm als sein Hauptfehler vorgeworfen, welche doch sein Geschichtschreiber Simonnetta, der seine Sitten und Regierung umständlich erzählt, ganz verschweigt. Wenn Franz wirklich Ausschweifungen begangen, so hatten sie in seine Regierungs-Verwaltung keinen merklichen Einfluß, denn seine Staaten genoßen Wohlstand und Ruhe, und bis an seinen Tod war er von seinen Unterthanen geschäzt und geliebt.

1) La guerre pour le bien public genannt, Cristoforo da Soldo.
2) Muratori und alle Biographen Ludwigs des XI.

Jezt mußte Galeazzo nach Mayland zurück eilen, um allen Intriguen die sich gegen ihn wegen der Nachfolge zum Herzogthum entspinnen könnten, vorzukommen. Um geschwinder zu reisen, hatte er nur ein kleines Gefolge, bey dem sich auch Giovann von Orelli befand. Er machte die Reise in verstellter Kleidung, weil damals viele kleine Herren denen durch ihr Gebiet reisenden vornehmen Personen nachstellten, um ein starkes Lösegeld von ihnen zu erpressen, wenn sie nicht lang gefangen bleiben wollten.

Wirklich entgieng Galeazzo nur mit Noth diesem Schicksal, denn ungeachtet seiner Verkleidung wurde er verkundschaftet, und ein Trupp Piemonteser stund bey der Abtey Novalesa im Hinterhalt, um den neuen Regenten aufzufangen, und anstatt der Ranzion etwas von dem Mayländischen ihm abzuzwingen. Er ward noch eben zu rechter Zeit gewarnet, so daß er sich fast im Angesicht seiner Nachsteller auf einen Nebenweg retten konnte 1) indessen Orelli auf der Hauptstraße blieb, um die Auflauerer irre zu führen, oder auch sich der Verfolgung seines Herren entgegen zu stellen, dafür aber gerieth er selbst mit zwey andern in Gefangenschaft. Der Fürst, in Begleit allein von zwey Bedienten, entkam, und langte glüklich zu Mayland an, wo ihm das Andenken der Einwohner an die Verdienste seines Vaters, und die klugen Anstalten seiner Mutter die Thore öfneten, durch die er ohne einige Hindernisse als Herzog seinen Einzug hielt.

Unserem Giovann ward indessen die Weile lang, nachdem zwey Monate sint seinem Verhaft verflossen waren, und niemand seiner zu gedenken schien, sey es aus undankbarer Sorglosigkeit des neuen Regenten, wovon er in der Folge genug Beyspiele gegeben hat, oder weil er durch Geschäfte zu sehr zerstreut war. Allzeit konnte der Gefangene, ohnehin betrübt über den Verlust seines Wohlthäters des verstorbenen Herzogs, sich des niederschlagenden Gedankens nicht erwehren, daß er an dem neuen

1) Muratori et Simonetta.

Fürsten, kaum den freundlichen Herren, wie an dessen Vater finden werde. Zum Glück erinnerte sich seiner die Herzogin Bianca. Auf ihren Befehl reiste Ludovico von Muralto nach Novalesi, um über die Loslassung Giovanns seines Freundes und Verwandten zu handeln, die auch bald bewürkt wurde. Galeazzo selbst, indem er ihn wider Vermuthen sehr gütig empfieng, schenkte ihm eine goldne Kette, und gab ihm, seiner Jugend ungeachtet, einen Plaz unter seinen Räthen; durch alles dieses wurden die gefaßten Hoffnungen des jungen Manns aufs neue belebt. Hätte Galeazzo seine Gunstbezeugungen nur bey solchen Anläßen zu erkennen gegeben, so wurden sie ihm vermuthlich niemals zu einem Vorwurf, oder irgend einem Nachtheil gereicht seyn, allein er fieng an nach und nach die erfahrnen und klugen Räthe seines Vaters abzudanken, und jüngere an ihre Stelle zu setzen, die den einzigen Verdienst hatten, seinen Leidenschaften zu schmeicheln. Den größten Fehler begieng er, indem er nicht nur die guten Einschläge seiner Mutter verachtete, der er doch vornehmlich den ruhigen Besiz seiner blühenden Staaten zu danken hatte, sonder daß er sich vollends mit ihr entzweyte. Er trieb es so arg, das Bianka 1) im Anfang des dritten Jahrs seiner Regierung sich nach Cremona begeben mußte; in bitterm Unmuth hatte sie die Worte fallen lassen, daß sie zu den Venetianern ihre Zuflucht nehmen wolle 2), wenn sie ihr Sohn weiter beleidigen würde; daher als sie vor Verdruß zu Cremona krank ward, und in wenig Tagen verschied, gieng das Gerücht, daß Bianka von ihrem Sohn vergiftet worden, und man war desto eher geneigt es zu glauben, als das plözliche Absterben dieser mildthätigen, klugen, und von ihren Unterthanen sehr geliebten Fürstin allgemeine Betrübniß erweckte.

Giovann hatte nicht sobald die gefährliche Krankheit der Herzogin vernommen, als er um Erlaubniß bate, sie besuchen zu dörfen.

---

1) Corio Istoria di Milano. 2) Cristoforo da Solda.

Ein unbestimmtes kaltes Wort war alles, was er zum Bescheid erhielt; gleichwohl eilte er nach Cremona, wo er ein trauriger Zeuge des Todes seiner ehemaligen Gebieterin war. Galeazzo der nun öffentlich alle Zeichen einer tiefen Betrübniß äußerte, ertheilte ihm den Befehl, den Leichenzug zu begleiten, das er willig vollzog, in seine offene edle Seele kam kein Argwohn eines so abscheulichen Lasters, wie das des Muttermords gewesen wäre. Nach der Art wie ihn Galeazzo empfieng, mußte man in der That urtheilen, daß die Reise seines Hofraths nach Cremona gerade im Anfang mit seiner gänzlichen Billigung geschehen sey, und man konnte es nicht anders als ein Merkmal von Gunst ansehen, daß von dem Gefolge der Prinzessin, die einzige Virginia von Muralto, die auf Giovanns Empfehlung bey Hof war aufgenommen worden, beybehalten, hingegen die ganze übrige Dienerschaft der Verstorbnen entlassen wurde, unter dem Vorgeben, sie allein hätten die häuslichen Zwistigkeiten zwischen Mutter und Sohn verursachet.

Sehr zur Unzeit und auf eine leichtsinnige Weise verdarb es der Herzog auch mit der hohen Geistlichkeit. Da sein starker Aufwand seine ordentlichen Einnahmen erschöpfte, suchte er Zuschuß bey derselben, aber auf eine Weise die für sie beleidigend, und für ihn selbst schimpflich war. Unter manchem nichtigen Vorwand erpreßte er Geld von ihr, oder enthob solches unter erzwungenen Anlehen, zahlte aber niemals zurück. Die Cardinäle und und auswärtigen Aebte, die aus seinen Staaten Einkünfte bezogen, zwang er ihm davon starke Abgaben zu bezahlen (1). Diese wandten sich an die Venetianer, welche schon lange nach einem Theil des Mayländischen lüstern, die Clerisey willig in Schuz nahmen. Galleazzo wurde noch bey Zeiten gewarnt, und nach seiner grundfalschen Politik, lieber Unterstützung bey fremden mächtigen Fürsten zu suchen, als in der Lieb und Treu seines Volks,

1) Raynald annal. eccles.

wandte er sich an Ludwig den XI. Er sandte Giovanni, dessen Geschicklichkeit er schon erfahren hatte, wieder nach Frankreich, und dieser gewann den König für seinen Herren so weit, daß er den Venetianern kräftige, mit Drohungen begleitete Vorstellungen machen ließ. Durch diese geschrekt blieben sie ruhig.

Die niedere Geistlichkeit ärgerte der Herzog durch seine freyen Reden über religiöse Zeremonien. Das Gespött darüber ward bald Mode am Hofe, wer bey dem Herzog beliebt seyn wollte, mußte gleiche Gesinnungen äußern; daß er darüber der Ketzerey verdächtig war, sahe er als gleichgültig an. Das leichtgläubige Volk nahm es dem Herzog sehr übel, daß er mit seinen Hofleuten die herumziehenden Pilger belachte, die aus Palestina, Spanien und andern Orten zurückkamen, und einzeln in Recitativen, die Sonderbarkeiten der verschiedenen Gegenden besangen, die sie durchreißt hatten, oder Gesellschaft schlossen, und dann die religiösen Misterien sehr abentheuerlich und possirlich vorstellten. Der Herzog verbot dieses, und das Volk, dem es doch häuptsächlich um zeitvertreibende Schauspiel zu thun war, besänftigte er zum Theil dadurch wieder, daß er andere Schauspiele erlaubte, die minder ernsthaft, aber darnm nicht weniger unsittlich waren. Gar zu naive Vorstellungen ärgerlicher Ausschweifungen, oder von den in Städten vorgefallenen Abentheuren, machten den beliebtesten Stoff aus. Bitterer Tadel und persönliche Satyren mischten sich in diese Spiele, die bey der schlaffen Polizey, und während den bürgerlichen Zänkereyen ungeahndet blieben. Nun erst dannzumal ward ihnen Einhalt gethan, wenn die beissende Satyre sich zu kek an die mächtige Parthey wagte.

Dieser Ton des Hofs, das lächerliche, das man sich Mühe gab, an der Clerisey aufzufinden, Mönchsstreiche die man in Sonetten besang, und die viele über die Religion selbst leichtsinnig machten, verdarb Giovanns moralische Begriffe nicht, aber im Denken ward er freyer, und es entstund in ihm ein Widerwille gegen Mönchenleben und

Mönchenlehren, der in der Folge auch auf die Erziehung seiner Kinder wirkte.

Als Kaiser Friedrich der 3te das zweytemal die Reise 1469 nach Italien machte, 1) empfieng Galleazzo Maria von ihm die Inventur des Herzogthums. Er erschien mit großer Pracht vor dem Kayser, denn nun fieng er auch an, in die Augen fallenden Aufwand zu lieben. Er wußte Friedrichen für sich einzunehmen, der sich überhaupt gegen die Italiäner gefällig bewies, weil er sie, da er schon alt war, seinem Sohn geneigt machen wollte. Er bestättigte also willig die alten Privilegien oder ertheilte auch neue. Auch Giovann von Orelli und Giacomo von Muralt bedienten sich sich dieses Anlaßes von dem Kayser die Bestättigung der Freyheiten der Capitanii von Locarno zu erlangen, worinn er ihnen willfahrte. Das neue Diplom worin die Glieder dieser Familie, liberi Barones Imperii genannt werden 2), wird noch heutiges Tags in dem Archiv zu Locarno aufbewahrt.

Um auf Mayland und auf den dortigen Hof zurück zu kommen, so ließ sich Galeazzo durch Eitelkeit, und den falschen Wahn mittelst blendender und ungewohnter Pracht, Erfurcht und Ansehen zu erzwingen, verleiten, große und schädliche Verschwendungen zu machen. Unter dem Vorwand eines Gelübds, der doch bey seiner allgemein bekannten Denkungsart niemand täuschte, in der That aber um sich selbst und und seinen Hofstaat in ungewöhnlichem Glanz zu zeigen, reiste er mit seiner Gemahlin Dona nach Florenz. So ausschweifende Pracht hatten die Italiäner noch nie gesehen (3). Er hatte ein Gefolge von 2000 Pferden: Hofleute, Leibwachten und Bediente waren alle reich gekleidet, und mußten die Kleider oft ändern, deswegen trugen 200 Maulthiere das Gepäk, diesen folgten 500 Kuppeln Hunde, und Falken und Sperber in Menge. Die Ehrenbezeugungen, welche er von Lorenzo

1) Muratori. 2) Crescentina Amfiteatro romano. Corio Istoria de Milano. und Archiv der edlen von Locarno. 3) Corio ibidem.

von Medicis und den Florentinern erhielt, befriedigten ganz seine Eitelkeit, und die Zusage des erstern einer thätigen Hilfe auf jeden Fall, machte ihn gegen alle Feinde sicherer. Mit Genua war er nicht zufrieden, obgleich diese Stadt ihrem Fürsten große Geschenke brachte, so glaubte er doch an dem Volk einen Stolz bemerkt zu haben, der seinen Hochmuth beleidigte, nach einem dreytägigen Aufenthalt gieng er unzufrieden nach Mayland zurück. Das Beyspiel von Pracht, das Galeazzo Maria auf dieser Reise gab, ward für Italien verderblich, indem es andere Großen nachahmten. Sie suchten eine vorzügliche Ehre darinn, ein recht zahlreiches Gefolge kostbar gekleidter Edelleuten und Bedienten zu haben. Viele Kuppeln Hunde von verschiednen Raçen, und eine Menge abgerichteter Jagdvögeln die damals zu sehr hohen Preisen waren, wurden an alle Ort mitgenommen, und auch auf die kleinsten Reisen mußte eine Menge beladene Maulthiere folgen, welche nicht nur die kostbaren goldnen und silbernen Gefäße und reiche Teppich, sondern auch die gebrechlichen Geschirre von Cristal, und sinesischem und japanischen Porzelán trugen. Dieser verschwenderische Aufwand beschwerte das Volk, weil er ungewohnte, und harte Erpressungen verursachte. Auch Galeazzo Maria konnte diese Pracht nicht unterhalten, ohne seine Unterthanen durch schwere Auflagen zu drücken. Es murrte; und dieß Murren machte ihn vollends zum Tyrannen. Seine Grausamkeit, seine schaam- und zügellosen Ausschweifungen, machten ihn weit verhaßter als seine Gelderpressungen; seine andern guten Eigenschaften wurden dadurch so verdunkelt, daß er ein Gegenstand des allgemeinen Abscheus, und seine Regierung den Mayländern unerträglich ward, auch verbargen sie ihre Gesinnungen nicht. Zu Mantua declamirte Cola, ein Gramatiker, öffentlich über das Unglück derjenigen Staaten, welche von einem bösen Fürsten regiert werden, und bewies solches ohne Rückhalt mit dem Beyspiel des Herzogs. Hingegen pries er hoch das Glück der republikanischen Verfassung. Lampugnanus, Olgiatus und

Carolus Visconti, deren Frauen der Herzog gewaltthätig entehrt hatte, wurden durch diese Reden zu thätiger Rache entflammt, sie verschworen sich den Herzog zu ermorden. Ohne sich um Theilnehmer oder Unterstützung umzusehen, verließen sie sich einzig auf den Haß des Volks, und wähnten nicht nur ungestraft zu bleiben, sondern Dank zu erwerben, und als Befreyer des Volks die ersten Stellen in der Republick zu erhalten, die nach ihrer Ueberzeugung nach dem Tode des Einzelherrschers von dem Volk würde errichtet werden. Sie ermordeten den Herzog mit Dolchen in der Steffanskirche, seine Leibwache vermochte nicht, ihn gegen ihre Wuth zu schützen. Tausende waren Zeugen ihren raschen That. Aber das Blut des Herzogs, das aus vielen Wunden floß, tilgte augenblicklich den Haß des Volks, Sampugnano ward auf der Stelle erschlagen, die beyden andern dem Gericht übergeben, und lebendig geviertheilt. Olgiatus (1) behauptete bis auf den lezten Hauch, er habe eine That vollbracht, für welche ihn Gott und Menschen lohnen sollten.

Giovann von Orelli war mit Lampagnano verwandt, und im Begriff dessen Schwester zu heyrathen. Von dem Mordanschlag hatte er nichts gewußt, aber er befürchtete eine so bekannte Verbindung mit einem der Mörder möchte ihn der herzoglichen Parthey verdächtig machen, oder wenn der Haß des Volks nicht besänftigt wäre, so konnte er als ein Günstling des Herzogs in seinen Fall verwickelt werden. Er brach die Heyrathsunterhandlungen ab, und dachte in sein Vaterland zurük zu gehen. Als aber alles still blieb, weil das Volk unter der von ihm geliebten verwittweten Herzogin Donna eine milde Regierung hofte, seinen Abscheu gegen den Vater nicht auf dessen unschuldigen minderjährigen Sohn fortpflanzte, und nach der Hinrichtung der Verschwornen, alle fernere Untersuchungen unterblieben, so ward auch Giovann beruhiget. Seine aufrichtige Ergebenheit an die Herzogin, ihre Ver-

1) Muratori.

sicherung, daß er nichts zu fürchten habe, und die Anhänglichkeit an den Sohn seines verstorbnen Herren, bestimmten bald seinen Entschluß am Hof zu bleiben, er übernahm auch die Judikatur der weitläufigen Borromeischen Feuden am langen See.

1477 Gleich im folgenden Jahr mußte er mit mayländischen Truppen unter dem berühmten Befehlshaber Robert San Severino nach Genosca, weil nach des Herzogs Tod sich diese Stadt empört hatte. 1) Unzufrieden mit des Verstorbnen Regierung, wie alle Unterthanen, und nach einer Veränderung lüstern, erklärten sich die Einwohner, auf Ermunterung einiger mißvergnügten Edelleuten für frey, weil aber das Schloß von treuen Mayländern besezt ware, und diese eine beträchtliche Verstärkung erhielten, mußten sich die Genueser wieder unterwerfen.

Das kluge Benehmen der Herzogin bey diesem Anlaß, machte ihr bey ihren Unterthanen Ehre. Aber sie blieb nicht lang ruhige Regentin; die Brüder ihres verstorbnen Gemahls, auf deren Schutz sie mit Recht glaubte sich verlassen zu dörfen, wurden ihre gefährlichsten Feinde. Ihre geheimen Ränke wurden durch Cecco Simonetta, der Herzogin getreuen Minister entdekt, und damals hatte sie noch genug Ansehen sie zu verweisen. Als aber San Severino von dem Minister beleidigt, auf der Brüder Seite trat, glaubten sich diese stark genug die Herzogin anzugreifen. Ludovico Sforza fand Mittel mit einigen Soldaten in das Schloß von Mayland zu kommen, aus welchem er die Herzogin bedrohte. Um einen einheimischen Krieg zu vermeiden, verglich sich Dona mit ihm, auf Einrathen der Gibellinischen Faktion. Das Volk freute sich dessen, weil es wähnte, Ruhe und Eintracht wäre ganz hergestellt. Aber Lodowico Sforza, (mit dem Zunamen Moro) genügte es nicht ruhig und als ein angesehener Mann an dem Hof seiner Schwägerin zu leben, er wollte herrschen. Ein

1) Muratori. Bizarus Histor. Genuens.

Ein unmäßiger Ehrgeiz war die Triebfeder aller seiner Handlungen; weniger grausam von Natur als sein Bruder der ermordete Herzog, aber noch mehr als dieser durch Glük und Wollust entnervt, stuhnde er nicht einen Augenblik an, die heiligsten Pflichten aufzuopfern, so bald sie mit seinen Absichten und Neigungen im Streit lagen, fand er aber Vortheil gut zu handeln, so that er es mit einer Leichtigkeit, als wenn er nur rechtschaffener Handlungen fähig wäre. Daneben besaß er diejenige natürliche Beredsamkeit, welcher schwer zu widerstehen ist, und überdieß die Gabe sich beliebt zu machen, wenn er's bedurfte: Durch diese Stimmung und Talente ward er der gefährlichste Mann seines Zeitalters. *)

Moro forderte von der Herzogin Antheil an der Staatsverwaltung als Pfand einer aufrichtigen Aussöhnung, und Bona mußte einwilligen, aus Furcht den Staat zu verwirren, und das Volk unwillig zu machen. Anfänglich ward Sie und ihr minderjähriger Sohn mit vieler Schonung von Moro behandelt, er verbarg seine weitgehende ehrgeizige Entwürfe künstlich unter der Masque der Treue und väterlichen Sorge für seinen Neffen. Die treusten Diener der Herzogin wußte er so gut zu blenden, daß er sie ganz für sich einnahm, und durch goldene Hofnungen, Versprechungen, und Herablassung gewann er auch die mächtige Faktion der Gibellinen: Nur der Staatsminister Lacco Simmonetta durchschaute ihn, und ahnete seine ränkvolle Plane: Aber Moro war nun schon mächtig genug, durch die Häupter der Gibellinen eine Empörung zu veranstalten, welche nur durch die Gefangennehmung und Enthauptung jenes treuen Ministers gestillt wurde.

Seinem eignen Bruder Ascanio, Bischof von Pavia, schonte er eben so wenig, weil Moro keinen Mitregenten dulden wollte. Ohne Rücksicht auf die Dienste, welche der Bischof seinem Bruder geleistet hatte, ward er nach Ferrara verbannt, unter dem Vorwand, er habe die Gibel-

*) Ludov. Cavitellii Cremonenses Annales.

linen gegen die Herzogin mißgehezt. Endlich brachte er es dahin, daß der nur zwölfjährige Herzog Giovann Galeazzo Maria die Regierung zu übernehmen vorgeben mußte, und durch ein Haupt der Gibellinischen Faktion, seiner Mutter sagen ließ, sie sollte in Zukunft sich nur mit Andachtsübungen beschäftigen. Die Herzogin, welche das undankbare Betragen ihres Sohns sehr schmerzte, begab sich nach Abbiate; ihre getreusten Anhänger ließ sie zu Mayland zurück, um den Ränken ihres Feinds entgegen zu arbeiten. Moro verließ sich auf seine Kunst alles zu entzweyen. Als nach der Herzogin Entfernung der Argwohn sich verbreitete, Moro strebe nach einer unumschränkten Herrschaft, verursachte dies eine Zusammenverschwörung, deren Endzweck war, der verwittweten Herzogin die Regierung wieder zu verschaffen, aber sie ward in der Entstehung entdeckt, und die Urheber scharf bestraft.

Daß Giovann v. Orelli unter den Verschwornen gewesen, ward nicht erwiesen, aber er war dem Moro verdächtig, weil er sich keine Mühe gab, seine Liebe für den jungen Herzog, und sein lebhaftes Mitleiden über das Schicksal der Mutter zu verbergen; er äusserte sogar Mißvergnügen, daß Giovann Galeazzo Maria zwar den Namen eines Herzogs, aber nicht den mindesten Einfluß in die Regierung habe, und dabey von seinem Oheim nicht besser als ein Gefangener behandelt werde. Moro wollte ihn doch nicht aus seinen Diensten entlassen, weil Giovann unter den Gibellinern viele Freunde hatte, aber er entfernte ihn von seinem Neffen, auf eine, für Giovann ehrenvolle Art. Denn als die Venetianer einen Zug in das Ferrarische machten, um etliche ihnen gelegene Oerter einzunehmen, und sie gleiche Absichten auf das Mayländische merken liessen, sandte Moro ihnen Truppen entgegen, mit den Bundsverwandten des Herzogs von Ferrara, dem Pabst, König Ferdinand und den Florentinern. Unter denselben Truppen gab er Giovann ein Commando 1) weil

1483

1) Corio Istor. di Mil.

er wußte, daß derselbe, wenn er auch seinen Absichten abgeneigt, doch dem Staat treu sey: er betrog sich nicht: Giovann hielt sich tapfer, und rückte weit in das Venetianische. Die Venetianer wurden gezwungen Frieden zu machen: Diese, um den Herzog von seinen Verbündeten zu trennen, und sich einen Feind vom Hals zu schaffen, brauchten einer Lockspeise, welcher Moro nicht widerstehen konnte, sie versprachen ihm allen Beystand zu seinem noch zum Theil geheimen Unternehmen, sich zum Herzog von Mayland zu machen. Moro war nicht der Mann, der sich durch sein Wort oder ein geschlossenes Bündniß gebunden hielt. Sobald man ihm von Venedig aus Hoffnung machte, seine Entwürfe, die ihm über alles am Herzen lagen, zu unterstützen, sandte er seinen Truppen Befehl sich zurückzuziehen. Er that noch mehr und verwandte sich dafür, daß die Venetianer vortheilhafte Friedensbedingnisse erhielten, obwohl sie einige Schlachten verloren hatten. Giovann kam nach gemachtem Frieden wieder nach Mayland, und er und andere Anhänger des jungen Herzogs wurden von Moro so behandelt, als wenn er nicht die geringste Ursach hätte, ein Mißtrauen in sie zu setzen, er machte ihnen vielmehr Geschenke, oder gab ihnen Bedienungen, die ihnen angenehm waren, in denen sie ihm aber nicht schaden konnten: So wußte Ludwig sie durch Gunstbezeugung, wie sie jedes Charakter angemessen waren, an sich zu ziehen. Zudem entfernte die natürliche Schwäche und Trägheit des Giovann Galeazzo Maria seine Anhänger nach und nach von ihm, sie bedaurten ihn zwar, weil es je länger je sichtbarer ward, daß er auf eine oder andere Art dem Ehrgeiz seines Oheims würde aufgeopfert werden; aber da er selbst weder Thätigkeit noch Entschlossenheit zeigte, so wagte es auch niemand zum Vortheil eines Knaben, sich einer gewissen Gefahr auszusetzen, der zu jung und zu schwach war, durch eigne Anschläge und Kräfte eine Parthey zu unterstützen, die es mit dem listigen ränkvollen, und durch seinen weitgehenden Einfluß mächtigen Moro hatte aufneh-

men müssen, dem noch dazu alle Staatsgelder zu Dienste stunden, die er auch nicht sparte, wenn er sich damit einen Vortheil kauffen konnte. Die Kunst, die er im hohen Grad besaß, (und womit er sich groß dünkte), alles zu entzweyen, und unter den treusten Dienern des Herzogs gegenseitiges Mißtrauen zu erregen, hinderte vollends jeden für leztern günstigen Anschlag. Giovann Galeazzo Marias Freunde wurden noch mehr eingeschläfert, oder gar beruhigt, da sein Oheim Moro sich der Heurath mit Isabella, der Enkelin des mächtigen Königs Ferdinand von Neapel nicht widersezte. Aber die Plane waren noch nicht ganz reif, und er fürchtete noch Widerstand von Seiten der Italienischen Fürsten, unter denen viele Blutsfreunde oder Verbündete des jungen Herzogs waren, diese wollte er noch näher in sein eigen Interesse ziehen.

Die Heurath ward wirklich vollzogen, aber deswegen bekam der junge Herzog keinen Antheil an der Regierung. Moro behielt das Schloß zu Mayland und alle Festungen des Lands ganz in seiner Gewalt, und besezte sie mit seinen getreusten Creaturen, freylich immer unter dem Vorwand, daß solches alles zum Besten seines Neffen geschehe. Giovann ward nach Pavia verlegt, und er gieng gern von Mayland weg, denn die abwechslenden Launen des Moro gegen seine Hofleute machten diesen oft bittere Tage. Bald waren es die reitzendsten Hoffnungen, durch die er ihren Diensteifer anfeurte, dann schreckte er sie wieder durch Drohungen. Es war oft unangenehm, ihm zu dienen, und Lebensgefahr, den Dienst ohne freye Einwilligung zu verlassen, denn er fürchtete seine geheime Anschläge möchten ruchtbar werden, von denen seine Hofleute doch immer etwas erralben mußten. Dies Benehmen war dann auch Ursach, daß in der Folge so viele an ihm wirklich Verräther wurden.

Die Heurath des Herzogs Giovann Galeazzo Maria entflammte den ungedultigen Ehrgeiz des Moro nur noch mehr, und da noch dazu Weiberzank zwischen seiner Gemahlin Beatrice, und der Herzogin Isabella ihn erbit-

zerten, die durch einen leidenschaftlichen Wettstreit eine die andere an Pracht zu übertreffen, eine grosse Hoffehde verursachten, und dadurch viel zu Vermehrung einer verderblichen Verschwendung beytrugen, so deuchte ihn kein Mittel verwerflich, durch welches er endlich zu seinem grossen Zweck gelangen konnte. Auf kräftige Unterstützung von den Mayländern selbst durfte er sich wenig verlassen, weil sie ihm abgeneigt waren, nicht so sehr aus Mitleiden mit dem unterdrückten Giovann Galeazzo Maria, als aus Mißvergnügen über die schweren Auflagen mit denen sie belästigt waren, deren Druck alle Festin und Lustbarkeiten, welche Moro dem Volk gab, nur wenig milderten. Den Italienischen Mächten traute er nicht besser, weil er wußte, daß solche seine ehrgeitzige Entwürfe fürchteten. Er dachte also an Unterstützung von einer fremden grossen Macht, und wagte einen Schritt, der Verwirrung und Verderben auf viele Jahre über ganz Italien brachte, und ihn endlich selbst in Kerker führte.

Moro wandte sich an den König von Frankreich, Karl den VIII. dieser sollte ihn zum Herzog von Mayland machen: durch die Aufmunterung Neapel zu erobern hofte er ihn zu einem Zug nach Italien zu reitzen; wenn das glückte, so war Moro versichert, daß die grosse französische Macht die Italienischen kleinern Mächte so beschäftigen würde, daß er selbst zu Ausführung seiner Entwürfen freye Hand haben werde.

Damit sein Anbringen am französischen Hof mehr Gewicht hätte, suchte Sforza den Pabst in das Projekt zu verwickeln, und Alexander der VI. ließ sich durch blendende Vorspieglungen, daß dieß ein günstiger Zeitpunkt wäre, für seine Söhne grosse Erbherrschaften im Neapolitanischen und im Kirchenstaat zu erhalten, hinreissen. 1) Er vereinte sich mit Sforza, durch Gesandte den König zu der Eroberung von Neapel einzuladen. Sie wählten zu diesem Auftrag beredte, und in allen politischen Kün-

1) Istoria di Mil. Corio.

sten gewandte Männer, weil es beyden schwer dünkte, Carl zu einem solchen Wagestück zu bewegen. Aber die Unterhändler fanden am französischen Hof viel weniger Schwierigkeiten, als ihre Herren vermuthet hatten. Carls Lieblinge wußten sie zu warmen Theilnehmern ihres Projekts zu machen, und an Carls feuriger Einbildungskraft, die ihn zu ungeheuren Unternehmungen hinriß, an seiner Begierde ganz Europa von sich reden zu machen, und an seiner kriegerischen Leidenschaft fanden sie die entschiedensten Fürsprecher. Der Zug nach Neapel ward beschlossen, und Moro gelang es über dieß, von dem König solche Zusagen zu bekommen, von denen er sich viel wichtigere Folgen versprach, als er gegen Carl äussern dörfte, oder als dieser darunter verstanden hatte. 1)

1493 Zu gleicher Zeit als Moro in Frankreich so glücklich unterhandelte, sandte er sehr in geheim andere Gesandte an den kaiserlichen Hof, durch diese bewarb er sich ohne Ruckhalt um die kaiserliche Investitur des Herzogthums Mayland, um welche sich Giovann Galeazzo Maria aus jugendlicher Sorglosigkeit nicht bekümmert hatte, 2) oder wahrscheinlicher weil er durch seinen Oheim gehindert, nicht dafür ansuchen konnte.

Moro brauchte den kriegerischen Vorwand, er hätte schon den verstorbenen Herzog Galeazzo seinem Bruder sollen nach dem Erbrecht vorgezogen werden, weil ihn sein Vater gezeugt, da er wirklicher Herzog von Mayland gewesen, Galeazzo hingegen schon vorher geboren worden.

Um diesem mehr als schwankenden Grund ein starkes Gewicht zu geben, und den Kaiser seinen Absichten geneigt zu machen, verhieß er ihm seine Nichte zur Gemahlin mit einer ausserordentlich grossen Morgengab an baarem Geld. Maximilian, der immer geldbegierig und geldbedürftig war, und um solches zu bekommen, gern alles versprach, ertheilte dem Sforza die Investitur, und führte ohne Bedenken im Diplom den oben angezeigten Vorwand, als

---

1) Muratori. 2) Ammirati.

einen kräftigen Rechtsgrund weitläufig an. 1) Giovann ward bey allen diesen Unterhandlungen nicht gebraucht, und wußte wahrscheinlich nebst den übrigen Anhängern des Giovann Galeazzo Maria wenig oder nichts von ihrem Hauptgegenstand; denn Moro fürchtete immer noch ihre, zwar nachtheilige, aber gleichwohl fortdaurende Liebe für den Sohn ihres verstorbenen Herren.

Von Pavia war Orelli nach Genua verlegt worden, wo immer eine starke Besatzung unterhalten wurde, denn es war schwer daselbst das unbeständige Volk im Zaum zu halten, das nicht frey zu seyn wußte, aber allemal jeden Beherrscher haßte, es mochte solchen selbst gewählt, oder durch Uebermacht gedrungen, sich unterworfen haben. Jezt wurde Giovann nach Mayland zurükberufen, um unter den Truppen zu dienen, welche den König Carl nach Neapel begleiten sollten. Moro gab allen Befehlshabern geheime Maßregeln an die Hand, wie sie sich als Hilfsvölker betragen sollten. 2) Bis zum wirklichen Aufbruch ward Giovann wieder nach Pavia gesandt, wo er die Französische Armee, deren Anrückung vor dem Volk noch geheim gehalten wurde, erwarten sollte, und bald nachher kam auch der Herzog Giovann Galeazzo Maria, doch kränkelnd dahin. Da dieser in der gleichen Zeit krank ward, als Moro den französischen und kayserlichen Hof für sich gewann, so schlossen seine Zeitgenossen aus seinem bekannten Charakter, er habe das abscheuwürdige Mittel gebraucht, seinen Neffen zu vergiften, um seinen Ehrgeiz desto geschwinder zu befriedigen; dieser Verdacht ward allgemeine Sage, und verursachte dem Moro verschiedene Kränkungen. Denn so unthätig die Anhänger des jungen Herzogs sich bis jezt verhalten hatten, so sehr schmerzte es sie nun ihn in Todesgefahr zu sehen: die sanfte Gutmüthigkeit in seinem ganzen Betragen, das Freudenleere jugendliche Leben, dessen nahes Ende sie als gewiß ahneten, erregten ihr ganzes Mitleiden, und schwäch-

1) Ammirati. 2) Corio.

ten allen Eifer für Moro; diese Gesinnungen äusserten sie öffentlich auf eine Sforza beunruhigende Weise. Allein die Betrachtung, daß der junge Herzog nicht mehr zu retten, sonder unfehlbar eine Beute des Todes seyn werde, eines- und anderntheils die Nachricht von dem nahen Anzug Carls, der nach aller Wahrscheinlichkeit den Oheim unterstützen werde, machten, daß das im Anfang sich als theilnehmend äusserende Mitleiden, bald wieder in Unthätigkeit zurükfiel. Sforza auf seiner Seite, dem jene, ihm so ungünstigen Gesinnungen nicht entgangen waren, brauchte nun seine gewohnte Mittel, den wider ihn gefaßten Unwillen zu tilgen; Liebkosungen, Geschenke, Versprechungen, dadurch erhielt er so viel, daß die Abneigung gegen ihn zu keinem thätigen Ausbruch kam.

Als Orelli sahe, daß für den Herzog keine Rettung seye, machte er Anstalten, sich vollends mit noch etlichen Getreuen zu entfernen, aber die Herzogin stellte ihnen vor, daß durch ihren Abschied der Herzog noch mehr niedergeschlagen, und seine Lage mißlicher wurde, sie beredte sie bey dem Fürsten auszuharren, und sich seiner bey dem französischen König anzunehmen.

Endlich langte Carl der VIII. in Italien an: ein allgemeiner Schreken verbreitete sich durch alle Provinzen: das tiefeingeprägte Andenken an den wilden und grausamen Muthwillen der französischen Soldaten, die 40 Jahr vorher unter Renat von Anjou die Lombardie geplagt hatten, erregte bey der ganzen Nation eine betaübende Bangigkeit. 1) Gold und Juwelen wurden in die geheimsten Orte verborgen, oder in die Erde vergraben: Für das schöne Geschlecht fand man ausser den Klöstern keinen Zufluchtsort, vor den alles durchstöbernden Franzosen. Dieser Schreken ward doch durch die gute Disciplin verringert, deren Carls Truppen anfänglich sich unterwerfen mußten.

---

1) Corio Istoria di Mil.

Zu Asti ward der König an den Blattern krank 1), dies hinderte für etwas Zeits das Fortrüken des Kriegsheers. Dies Krankenlager nützte Moro, durch geflissene Auswart, und die sorgfältigste persönliche Bedienung sich bey Carl beliebt zu machen. Gleichwol als der König nach seiner Genesung nach Pavia kam, war sein Betragen gegen Sforza nicht so freundschaftlich wie letzterer gehofft hatte. Er wollte den für ihn aufs prächtigste ausgerüsteten Pallast nicht bewohnen, dagegen forderte er die Uebergabe des Schlosses, welches Wohnung und zugleich Gefängniß des Kranken Giovann Galeazzo Maria war, als ein Unterpfand der Treue, und ein Anlehnen von 200tausend Ducaten 2).

Moro wollte wenigstens den König hindern, den Herzog und seine Gemahlin zu sehen, zu dem End machte er ihm viele Vorstellungen, welchen die Beunruhigung des Kranken zum Dekmantel diente; Carl achtete nicht darauf, er 3) gieng unverzüglich zu dem Herzog, dessen Anblik ihn bis zu Thränen rührte, daß aber der Eindruk nicht tief war, zeigte die Folge: Denn als Jsabella sich mit ihren Getreuen zu des Königs Füssen warf, und kniend für ihren Gemahl und Kind um Rettung und Hilfe flehte, wollte er sich in nichts einlassen, und machte mit vieler Höflichkeit Hoffnungen auf eine entfernte Zukunft, anstatt Hilfe zuzusagen 4); weil er in dem sterbenden Herzog keinen Mann sahe, der ihm in seinen Eroberungsplanen nützlich seyn konnte: er reiste auch sogleich nach Parma. Jsabella hatte diese Sprach vollkommen verstanden, sie ward dadurch zur Verzweiflung gebracht, und der Herzog Giovann Galeazzo Maria selbs starb wenige Tage nach diesem tröstenden Besuch. 5)

---

1) Memoirs de Commines. 2) Muratori. 3) Coni. 4) Memoires de Commenes. 5) Der Sohn des Vergifteten, ward später von seiner Mutter dem König Ludwig XII. getäuscht durch das Versprechen einer großmüthigen Versorgung: Ludwig steckte ihn in ein Kloster, endlich erhob er ihn zum Abbt des Klosters von-Marmoulier. Dupleix und Meceny Hist. de France.

Seinem sterbenden Herren die letzten Beweise seiner Treu zu geben, wollte Giovan v. Orelli sich nicht von Pavia entfernen, obschon die Truppen unterdessen diesen Ort verlassen hatten: Nach des Herzogs Tod blieb er noch bey desselben Gemahlin, bis sie mit ihren Kindern ganz eingeschlossen wurde. — Je weiter er sich nun von Moro entfernen konnte, desto besser schien es ihm, schnell begab er sich nach Toscana, wohin sich die Mayländischen Völker gezogen hatten.

Sforza sahe den unmündigen Knaben des verstorbenen Giovann Galeazzo Maria für keinen gefährlichen Nebenbuhler an; seine Maaßregeln waren von langem her und so gut genommen, daß er auch von Seiten der verwittweten Herzogin nichts zu besorgen hatte; er reiste also noch vor dem Leichenbegängniß seines Neffen nach Mayland, wo seine Anhänger das Volk beredten 1), bey so gefährlichen Zeiten erfordere das allgemeine Beste, nicht ein Kind, sonder einen Geschäftskundigen Mann zu einem Regenten, und darin komme dem Sforza Niemand gleich: Das Kayserliche Diplom das ihn zum Herzog ernannte, ward sorgfältig angeführt. Theils waren es diese Ueberredungen, theils auch die Ueberlegung, daß Moro dem Kind noch weniger als dem Vater schonen würde, und in allen Fällen die Gewalt gewiß nie freywillig fahren lassen werde, die des Volks Wahl bestimmten. So bald Sforza diese für ihn günstige Gesinnungen vernahm, berufte er die vornehmsten Einwohner der Stadt zusammen 2), nicht um einen Herzog zu wählen, sonder ihn selbs als einen solchen Zufolg des kayserlichen Diploms anzuerkennen. Das verführte unbedachtsame Volk nahm ihn mit Jubelgeschrey an, unter diesem Freudenruf ritt er im herzoglichen Gewand in der Stadt herum, sein glänzender Zug, und der blendende Pracht desselben, erhielt des Pöbels lärmenden Beyfall.

---

1) Muratori. 2) Muratori.

Carl rükte indessen, fast ohne Widerstand anzutreffen, immer weiter, und er fand pünktlich wahr, was ihm des Pabsts und des Sforza Gesandte in Frankreich versichert hatten, daß es leicht sey Italien zu erobern. Daß der König so wenig Schwierigkeiten auf seinem Zuge vorfand, daran waren die schlechten Kriegsanstalten der Italiäner eine Hauptursache. Die Condottieri (unter welchen es freylich erfahrne Kriegsmänner gab, die sich in fremden Ländern gebildet hatten) und die Schaaren die sie anführten, die man mit den heutigen Freykorps einigermassen vergleichen konnte, waren die einzige militarische Macht, die aber mehr zum Pracht als zu wirklichen Kriegsdiensten taugte. Vornehme kriegslustige Standspersonen, selbst regierende Herren hielten Truppen, und nahmen als Condottieri bey denen grössern Herren oder Staaten Dienste, welche sie am höchsten bezahlten. Mit, aus allen Nationen zusammengerafften, Miethlingen durchzogen sie die Länder, und waren jeder kaufenden Macht feil. Aber um ihre Soldaten zu schonen, schonten sie auch den Feind, und wichen gern jedes gefährliche Gefecht aus. Ihre Kämpfe im Feld glichen Fechterspielen, (1) in welchen selten jemand das Leben verlohr. Bey der geringsten Unzufriedenheit giengen sie ohne Bedenken, und ohne den Vorwurf von Verrath auf sich zu laden, zu demjenigen Herren über, gegen den sie gedungen waren, wenn er nur gut und pünktlich bezahlte. Gegen die Gefangenen handelten sie menschlich, sie plünderten zwar solche, aber immer schenkten sie ihnen das Leben, und auch oft die Freyheit wieder ohne Ranzion, besonders dem gemeinen Soldaten. Bey diesem Gewerbe erwarben sie sich grosse Reichthümer. Der berühmte Schertel, der unter Bourbon bey der Plünderung von Rom, und nachher bey der Armee des Schmalkhaldischen Bundts diente, hat allein an liegenden Gründen und Landgütern so viel besessen, daß solche für sechsmalhunderttausend Gulden von seinem Enkel verkauft worden. (2)

---

1) Muratori. 2) Robertson Geschichte Carl des V.

Diese Condottieri und ihre Gesellen ausgenommen, fürchteten die übrigen Italiener, der Anmuth des Friedens gewohnt, die Beschwerden des Feldzugs, zahlten lieber mit ihrem Beutel, als daß sie sich ins Treffen wagten. Die Artillerie kam in gar keine Betrachtung.

Lange Zeit ward das Interesse der kleinern Italiänischen Staaten selten durch Krieg entschieden, sonder mit aller Spizfündigkeit einer schlauen und listigen Staatsklugheit betrieben: der hielt sich für den klügsten und grösten Fürsten, welcher die andern am feinsten zu hintergehen wußte. Moro rühmte sich unverholen dieses Vorzugs unter seinen Vertrauten. Erst in diesen Zeiten bildete die Eroberungssucht der grössern Italienischen Staaten, und die Nothwehr der kleinern einige Krieger, und ein herzhafter erfahrner Condottiere konnte einer reichen Besoldung gewiß seyn.

Bey dieser Lage der Dingen waren Carls Eroberungen, mit seinen geübten und disciplinierten Truppen behender, als es Sforza lieb war: Um freye Hände zu haben, hatte er die Italienischen Staaten beunruhigen, und mit der Sorge für sich selbst beschäftigen, aber gar nicht unter Französische Bothmäßigkeit bringen wollen: Er hatte nun den grossen Endzweck die Alleinherrschaft erreicht, an dem er Jahre lang mit der Erfindung und Anstrengung gearbeitet, deren nur eine gewaltige Leidenschaft fähig ist, jezt besorgte er, das Werkzeug das er gebraucht, Italien zu schrecken, möchte endlich ihn selbst unterdrücken, und da war es ihm eben so angelegen die Franzosen wieder aus Italien wegzubringen, als es ihm vorher gewesen war, sie zu einem Zug dahin zu bewegen. Kaum hatte Carl Neapel erobert, so arbeitete Sforza schon an einem Bündniß gegen ihn. Der Pabst Alexander der VI. der während des Französischen Königs Aufenthalt zu Rom vielfältig gedemüthigt, und um grosse Summen geschädigt worden, sahe nun wie sehr er sich mißrechnet, und in den Hoffnungen seine Söhne zu regierenden Herren zu erheben, geprellt worden; er war nun

wieder der erste der sich mit Sforza zu neuen Planen vereinigte. Durch beyder unermüdete Anstrengung, war in kurzer Zeit eine Verbindung zwischen dem Pabst, Spanien, Neapel, Venedig, Mayland, und selbst dem Sultan Brigazel geschlossen, deren einziger Zweck war, die Franzosen wider aus Italien wegzubringen. Sforza machte den Anfang, dem König Hindernisse in Weg zu legen, damit, daß er unter mancherley Vorwand aufhörte, Carl die versprochenen Geldsummen zu übersenden: Daneben gab er seinen Kriegsbefehlhabern geheime Anweisungen, ihr Volk nach und nach von den Französischen Truppen zu entfernen, und sich dem Mayländischen zu nähern. Auch Orelli ward nach Mayland berufen, er hielt sich aber nur kurze Zeit daselbst auf: Moro Dienst konnte ihm, nachdem was er von ihm gesehen und erfahren hatte, nicht mehr angenehm seyn; zudem war er, wie es scheint, der Hofränke, all des Umtriebs seines vorigen Lebens, und der Kriegsdienste müde; die Liebe zu den Wissenschaften, zu denen er unter Franz Sforza gezogen worden, erwachte auf das neue in ihm: Nur auf unbestimmte Zeit erhielt er indessen, als er seine gänzliche Entlassung suchte, Erlaubniß in sein Vaterland zurückzukehren, wo die Annäherung der Franzosen auch allerley bange Erwartungen erweckt hatte: Die Verwaltung der Boromeischen Feuden, welche Sforza dieser Familie entrissen, und nun wieder zurück gegeben hatte, um sie zum Freund zu machen, wurden ihm aufs neue übergeben: Bald nachdem Giovann zu Locarno angekommen, heurathete er seine Anverwandtin Virginia von Muralto, der er lange vorher, als sie bey der Herzogin Isabella als Hoffräulein gestanden, nach damaliger Sitte ritterlich und züchtiglich seinen Dienst gewiedmet hatte: Mit ihr bekam er ein ansehnliches Vermögen, und hoffte nun die häuslichen Freuden ruhig zu geniessen: Doch wenige Wochen nach seiner Vermählung sandte ihm Moro Befehl, eilends nach Novara zu gehen, weil der Herzog von Orleans bey dem eilfertigen Rückmarsch Carls aus dem

Neapolitanischen durch die Lombardie, Mittel gefunden, unter Mitwirkung mißvergnügter Novarer Edelleuten, Novara mit seinen Truppen zu bestellen; Moro ward über diesen Vorfall so bestürzt, 1) daß die Venetianischen Gesandten, welche eben bey ihm waren, Mühe hatten, seinen Muth wieder zu beleben. Er rufte von Anführern und Soldaten wen er konnte, zusammen, um die Venetianischen und Päbstlichen Truppen zu verstärken, und bald war das Italienische Heer weit zahlreicher, als das Französische, welches Carl zurück führte. Tapfere Befehlshaber, Hoffnung einer reichen Beute, und vorzüglich die Begierde, die unerhörten Ausschweifungen zu rächen, welche die Franzosen begangen hatten, machten die Italiener ungedultig nach einer Schlacht, und zwangen den König Carl eine solche zu wagen, wenn er seine Soldaten nicht wollte verhungern lassen: sie daurte nur zwey Stunden, durch die Gegenwart des Königs, der wie ein gemeiner Soldat fochte 2), und durch Verzweiflung belebt, stritten die Franzosen mit Löwenmuth, doch dieser rettete sie nicht, sondern die Unordnungen in dem Italienischen Heer, worunter einige, wegen eines Mißverständnisses nicht mitfochten, und andere sich zu früh mit Beutmachen beschäftigen; das wars was Carl (der beynahe gefangen worden), den Vortheil gab, mit dem grösten Theil seines Heers über Plazenz und Asti nach Turin zu entkommen, auch den Herzog von Orleans konnte er nicht entsetzen, dessen Volk durch Mangel der Lebensmittel und Krankheiten sehr litt. Der König mußte Frieden machen, und Moro bekam Novara wieder, aber zu seinem Unglück erlaubte er dem Herzog von Orleans freyen Abzug, der in der Folge an dem alles verwirrenden und gegen seine Blutsverwandten grausamen Sforza, strenge Strafe übte.

1495 Die Verbündete waren mit Moro unzufrieden, weil er ohne ihre Genehmhaltung einen Vergleich geschlossen.

---

1) Muratori. 2) Guicardini et Comminez.

Orelli hatte sich bey den Mayländischen Truppen befunden, die bey Novara fochten, er ward verwundet, das aber hinderte ihn nicht, im folgenden Jahr nach Pisa wieder die Florentiner zu marschieren. Die Pisaner nämlich hatten dem Herzog von Mayland versprochen, sich ihm zu unterwerfen, wenn er ihnen wider Florenz Hilf zusenden wollte: das gleiche Versprechen thaten sie aber auch gegen die Herrschaft Venedig: Diese, und der Herzog sandten ihnen Hilfsvölker, aber jene wie dieser, wurden in der Hoffnung Pisa für sich zu erhalten, getäuscht. 1495

Der listige Moro sahe bald ein, daß wenn Pisa einen Herren wählen müßte, die Venetianer den Vorzug vor ihm haben würden; eifersüchtig über ihre ihm schon fürchterliche Macht, verband er sich heimlich mit den Florentinern, seine Truppen blieben unthätig, und entfernten sich allmählig von den Venetianischen, 1) dann schickte er den Florentinern öffentlich Hilfsvölker, welche der berühmte Paulus Vitellus als oberster Befehlshaber kommandierte, er empfieng an einem, von den Sterndeutern bestimmten Tag, auf eine feyerliche Weise den Commandostaab. Unter ihm diente Orelli, und bey dieser Expedition ward er mit dem viel Aufsehen machenden Dominikaner Münch Hieronimus Savanarola, von Ferrara bekannt, der wegen seiner rauhen Lebensart, grossen Gelehrsamkeit, und eifrigen Predigten, von jedermann bewundert, und von dem gemeinen Volk vollends für einen Propheten gehalten wurde. In seinen öffentlichen Predigten, wie im Privatumgang, eiferte er im prophetischen Stil gegen die Laster des Römischen Hofs und der Clerisey; er drang mit hinreissender Beredsamkeit auf eine Kirchenversammlung zu Verbesserung der Kirche, und äusserte mitunter Meinungen, welche die Anhänger des Pabsts und die München als kezerisch zu verruffen sehr beflissen waren. Sein Ansehen und Einfluß bey dem Volk hatte dadurch gewonnen, weil er den Zug der Franzosen nach Italien soll

1) Muratori.

vorhergesagt haben. *) Das konnte jedoch geschehen seyn, ohne daß er den Geist der Weissagung besaß, denn einem thätigen und beliebten Mönchen war es gar nicht schwer in die Geheimnisse der Cabinete zu dringen, und Savanarola mischte sich in politische Händel — er war ein Freund der Franzosen, und Gegner der Herrschaft des Hauses Medici, dadurch machte er sich aber auch an diesem Hof mächtige und unversöhnliche Feind, wider welche ihn am End die Liebe des Volks, das seinem Rath sonst auch in weltlichen Angelegenheiten gern folgte, nicht zu schätzen vermochte.

Orelli sahe den Hieronymus oft, und durch dessen Reden ward wahrscheinlich die Abneigung des erstern gegen das Mönchwesen verstärkt, die er schon in jüngern Jahren am Mayländischen Hofe unter dem Herzog Galeazzo Sforza angenommen hatte. Der Umgang mit diesem Mann machte seiner Gemahlin bange, denn sie war in ihrer frommen Denkungsart äusserst ängstlich, und hatte bey der Herzogin Isabella allen religiosen Uebungen mit theilnehmendem Eifer beygewohnt, in welchen die gedrängte Fürstin in ihren unglüklichen Umständen Trost suchte. Diese religiose Stimmung hatte aber auf die ihres Gemahls keinen Einfluß, er blieb bey seinen Meinungen, und

---

*) Johannes Burchardus Argentin. Sedis Apost. Protonotarius, et Capella Alexandri VI. Cleric. et Ceremoniarum Magister, äussert seine Meynung, über des Bruder Hieronymus prophetischen Geist, in seinem Diario, wie folget: Habebat (Frater Hieronymus) quendam modum sciendi peccata hominum per Fratres suos quos habebat sui Ordinis doctos, et in Populo reputatos, qui in divinis oppidis et Florentiæ residebant, et quicquid grave vel peculiare eis confitebatur, dicto fratris Hieronymo revelabant, cum specificatione nominis et conditione confitentis, et ex hujusmodi revelationibus prædicabat populi peccata, et Deum sibi revelasse asserebat. Ex quo et aliis modis ita populum attraxit, ut plures eum prophetam crederent. &c. Ob dieser Modus Sciendi, nicht auch den Propheten und Geistersehern, in den neuern Zeiten frommen mag?

und um alle Folgen unbekümmert, ein warmer Vertheidiger des Savanarola, auch da noch als dieser zu Florenz lebendig verbrannt worden, und es dem Päbstlichen Hof und dem Hause Medici angelegen war, die Anhänger der neuen Meinungen durch Furcht zum Stillschweigen zu bringen.

Orelli's Aufenthalt in dem Florentinischen daurte nach 1498 Savanarola traurigem Ende nicht lange mehr. Er ward mit einem Theil der Truppen in das Mayländische zurükgerufen. Die Venetianer, die Florentiner und Moro wünschten alle, obschon aus ganz verschiedenen Gründen, einen Vergleich zwischen den streitenden Parteyen. 1) Die Venetianer richteten ihr Absehen auf etwas Wichtigers als Pisa; die Florentiner waren durch den langwierigen kostbaren Krieg geschwächt, und Sforza, der aus Carls grossen Zurüstungen, und dessen Erbitterang über seine Untreu, einen fürchterlichen Angriff in seinen eignen Staaten vorsahe, mußte auf Selbstvertheidigung bedacht seyn. Er eilte nach geschloßnem Frieden, mit seinen übrigen Kriegsvölkern in's Mayländische zurük, wo er die Nachricht von Carls Tode empfieng. Seine deswegen geaüsserte Freude bewies, wie furchtbar und gefährlich ihm des Königs Zurüstungen geschienen. Seine Freude war aber von kurzer Dauer, denn der neue König Ludwig XII., der von seinem langen Aufenthalt von Novara her, eine genaue Kenntniß von der Wichtigkeit der Lombardie hatte, war auf nichts so eifrig, als die Eroberung dieses Staats und des Königreichs Neapel zu machen. Er verband politische Unterhandlungen mit Kriegsanstalten. Mit Spanien und England schloß er einen Frieden, und mit den Schweizern ein Bündniß, auch suchte er die Italienische Mächte auf seine Seite zu bringen, oder wenigstens zu verhindern, daß sie sich seinen Absichten nicht widersetzten. Den Pabst trennte er ganz von Sforza, durch ein Mittel, welchem dieser Ehrgeizige nie zu widerstehen vermochte.

---

1) Guicardin. Sanreto Istor. di Vent. Mem. de Commines.

Er gab dessen Sohn Valentin eine Prinzeßin von königlichem Geblüt zur Gemahlin, und Versicherungen genug denselben zum Herrn verschiedener Länder zu machen. Die Venetianer waren leicht zu gewinnen: Sintdem Moro sie bey Pisa betrogen hatte, haßten sie ihn als einen falschen Verräther. Da nun Ludwig ihnen den Besitz von Cremona und Ghiaradada anböt, gaben sie allen seinen Vorschlägen Beyfall. Nun wurde das Bündniß Ludwigs mit dem Pabst und den Venetianern absichtlich bekannt gemacht: Moro gerieth in die äusserste Verlegenheit, die dadurch noch ängstlicher wurde, als Jakob Trivulzius mit französischen Völkern wirklich nach Asti kam, und eine gewisse Vorbedeutung war, daß der bedrohte fürchterliche Einbruch des Königs bald folgen werde. Trivalzins war ein persönlicher Feind des Sforza, weil er durch ihn seiner Güter war beraubt worden; seine ältere Verbindung mit den Guelphen sicherte ihm einen Anhang zu Mayland, auch war es sein Erstes, sobald er in Italien ankam, sich mit dieser Faktion gegen Moro zu vereinigen, welches keine Schwierigkeit hatte.

Auf allen Seiten gedrängt suchte Moro Verbündete gegen Frankreich zu machen, aber Niemand wollte sich mit ihm einlassen, weil seine falschen Tücke aller Orten bekannt worden, und über das die grössern Italienischen Staaten allbereits gegen ihn verbunden waren. Er wandte sich an die Schweizer-Cantone, die aber mehr darüber aufgebracht waren, daß er die Schlösser und Mauren zu Bellinzona gegen sie gebauen hatte, als daß sie ihm Dank wußten, daß er gerade in diesem Jahr den Basler-Frieden mit dem Schwäbischen Bunde vermitteln geholfen: Sie wollten sich nicht mit ihm einlassen, doch gelang es ihm eine Anzahl Reislaufer ohne Bewilligung ihrer Oberen, durch Verheissung eines hohen Solds, in seine Dienste zu locken.

Moro Betragen gegen seine Unterthanen, war wie sein damaliger Gemüthszustand, sich selbst widersprechend, und nichts weniger als geschickt, Eifer zu seiner Vertheidigung

hervorzubringen: denn wenn er heute, einige Grosse, die er zu hart gedrükt hatte, durch Wiedererstattungen auszusöhnen suchte, und durch gute Worte, Herablassung, und Hoffnungen die Lasten zu vermindern, alle zu begütigen, sich viele Mühe gab, so plagte er sie Morgens durch Gelderpressungen und Auflagen aufs neue, so daß sie seiner Herrschaft herzlich müde waren, und mit Ungeduld auf einen neuen Herrn warteten, unter welchem sie bessere Zeiten hofften. Mit vielem Aufwand hatte er endlich eine Armee von ungefehr achtzehntausend Mann und eine beträchtliche Artillerie zusammengebracht, um sich den Franzosen und Venetianern zu widersetzen. An Kayser Maximilian sandte er Geld so viel ihm möglich war, und erhielt dagegen viel Versprechungen, aber unbeträchtliche Hilfe. Seine Armee und Geschütz leisteten nichts, weil sie sich den Feinden nur schwach widersetzte; und ein Theil der Befehlshaber vollends Verräther wurden. In dieser grossen Verlegenheit sahe er nur einen Ausweg, er rüstete sich nemlich nach Deutschland zu fliehen, und durch persönliche Vorstellungen bey Maximilian die Hilfe auszuwirken, zu welcher ihm bisdahin für sein Geld nur Hoffnung allein war gemacht worden. Wirklich sandte er seine Söhne im Begleit seines Bruders des Cardinals Ascanio, Orelli und einiger Vertrauten nach Inspruk. Moro war der Treu des Giovanni gewiß, wo er keine ungerechte Zumuthungen machte. Er gab ihnen einen Schatz von zweymal hundert tausend Cronen mit, und Befehl, ihn selbst, oder wenn die Sachen sich ändern würden, seine weiteren Verfügungen zu erwarten. Aber genau in diesem Zeitpunkt befand er sich in der traurigsten Lage, und das Elend fiel schwer auf Moros eignen Kopf, das er über Italien gebracht hatte. Die Kayserlichen und andere Soldaten, die er so theuer erkauft hatte, waren nicht zahlreich genug, ihn gegen die Macht der Verbündeten zu schützen, aber frech ihn bey allen Gelegenheiten zu mißhandeln, die Gefahr stieg auf den Grad, daß er besorgen mußte, von denen gefangen zu werden, die er zu

zu seinem Schutz angeworben hatte. Seine Söhne und die wenigen Treuen auf die er sich verlassen konnte, hatte er mit dem Ueberrest des Schatzes weggesandt, und in der dringendsten Noth seines Lebens sahe er nirgends nahe Hilfe, aber allenthalben erklärte, oder heimliche Feinde, die seinen Untergang wünschten, und solchen zu beschleunigen werkthätig waren. Bis in das innerste seines Pallasts drangen täglich bittere Klagen der Unterthanen, über Drangsalen, die sie von den kaiserlichen Soldaten leiden müssen, die auf Discretion bey ihnen lebten. Aber Moro konnte nicht helfen, er hatte nur noch den Namen eines Herzogs, die Gewalt war in den Händen der Soldaten. Nicht nur war er unvermögend die Noth seiner Unterthanen zu erleichtern, sondern durch seine traurige Lage gezwungen, solche durch neue Auflagen zu beschweren, die um so viel größer wurden, als es den Unterthanen unmöglicher ward solche abzutragen.

1499 Endlich sahe Moro ein, daß er sich unmöglich länger in seinen Staaten halten könne, er reiste also Nothgedrungen nach vielen wankenden Entschlüssen und Umtreiben nach Insprug, wo er den Kaiser zu finden hoffte, er baute auf den Vortheil einer persönlichen Unterhandlung, auf seine Ueberredungskunst, am meisten auf seinen geflüchteten Schatz, um Maximilian zu vermögen, ihn auf's kräftigste zu unterstützen 1). Vor seiner Abreise besezte er das Schloß von Mayland mit drey tausend Mann, und gegen alle Vorstellungen seiner wenigen Freunden 2) übergab er wie ein Mann der zum Verderben reif ist, das Commando der Vestung, nebst einem grossen Vorrath an Munition und Lebensmitteln, Bernhardin von Corte, der sehr wohl zu schmeicheln verstund.

---

1) Dupleix und Mezeray sagen: il prit ses fils et sa concubine avec lui, sa femme legitime etant decedée, hingegen sind die italiänischen Geschichtschreiber einstimmig, daß Moro seine Söhne und sein Geld an den Kaiser gesandt, ehe er Mayland verlassen.

2) Muratori.

Von dem Kaiser ward er günstig aufgenommen, weil er Geld brachte, noch mehr zu schaffen versprach, nebst seiner völligen Unterwerfung.

Aber während daß Sforza von seinen Staaten entfernt bey dem Kaiser unterhandelte, um selbige beyzubehalten, wurden sie von Trivulzius wirklich erobert, welchem Ludwig eine Heerskraft mitgegeben hatte, deren schwer zu widerstehen war; aber auch mit einer kleinern Armee, hätte er seinen Zweck erreicht, da die Mayländer ihren geflüchteten Herzog wegen seinen tyrannischen Auflagen verwünschten, keine Anstalten sich zu wehren machten, im Gegentheil dem Französischen Heer Gesandte entgegen schickten, mit der Einladung weiter vorzurücken.

Als der Französische König den glücklichen Fortgang seines Heers vernahm, eilte er selbst von Lyon nach Mayland. Das für unüberwindlich gehaltene Schloß, ward von dem verräthrischen Commandanten gegen eine bestimmte Summe Gelds übergeben, ehe noch ein Schuß geschah. Durch einen Triumph der den alten Römischen gleichen sollte, wollte Ludwig das Andenken seines demüthigen Abzuges aus Novara vor den verbündeten Italiänischen Mächten, als Herzog von Orleans tilgen. Sein prachtvoller Einzug zu Mayland erhielt auch wirklich den lauten Beyfall der Einwohner, die nicht wähnten, in der Folge dieses kostbare Schauspiel so theur bezahlen zu müssen, und Ludwig nahm das Freudengeschrey des lärmenden Pöbels, als Merkmahl der Liebe zu seiner Person auf, schrieb nichts davon auf Rechnung des Vergnügens über eine Veränderung, die jedem gedrückten Volk allemal willkomm ist. Zum Dank für diese gute Aufnahm that Ludwig gegen seine neuen Unterthanen, was sein bekannter Wahlspruch erheischte, non habet aculeum Rex cui paremus, er nahm dem Volk die drückendesten Auflagen ab, und die Vornehmen machte er sich durch Geschenke verbindlich. Er genoß einen Monat lang das Vergnügen seiner Eroberung mit dem behaglichen Gefühl, Meister des Landes zu seyn, aus welchem sein Vorfahr

1500 Carl sich mit genauer Noth hatte flüchten können; darauf schickte er einen grossen Theil seiner Truppen über die Berge zurück, einige sagen, aus Furcht vor Gift oder sonst welscher Untreu, und er selbst eilte Frankreich den Ueberwinder der Lombardie zu zeigen. In dieser Eile versäumte er sorgfältige Maßregeln zu kluger Beherrschung des neueroberten Staats zu nehmen. Er übergab dem Trivulzius mit unbegränztem Zutrauen, die unumschränkte Regierung des eroberten Lands. Aber Trivulzius war ein hitziger leidenschaftlicher Mann, der alle Eigenschaften hatte, einen Staat zu eroberen, und dem hingegen die wesentlichsten fehlten, einen solchen in Friedenszeiten zu beherrschen. Er gab sich keine Mühe die Mayländer zu studieren, er folgte seiner kriegerischen Laune, und behandelte das Volk sclavisch, welches enthusiastisch für seine alte, einer republikanischen ähnliche Verfassung eingenommen war. Mit eigner Hand tödtete er auf offnem Markt ein paar Fleischer, welche die aufgelegte Taxe zu bezahlen, sich weigerten. Anstatt die verschiedenen Faktionen für den neuen Herren zu gewinnen, reizte er unnöthiger Weise die mächtige Parthey der Gibellinen, indem er zu sichtbar die Guelphen begünstigte, 1) und diese, als wenn sie schon der daurenden Uebermacht gewiß wären, bedrohten ihre Feinde; die Gibellinen verbanden sich desnahen enger, und machten eigne, dem Französischen Interesse entgegengesezte Entwürfe. Nach des Königs Abreise vernachläsigte Trivulzius ganz seine Befehle, den neuen Unterthanen zu schonen, seine Soldaten neckten sie oft, nur um sie zu kränken. Auf das äusserste erbitterten die Mayländer der Franzosen unerhörte Ausschweifungen, die unaufhörlichen Gelderpressungen, die immer mit höhnendem Trotz begleitet waren, ihr beleidigender Hochmuth, ihr bübischer Muthwille und Uebermuth, und die unmenschliche Grausamkeit mit welcher sie Greise und Kinder, besonders diejenigen marterten oder vollends töd-

1) Muratori.

teten, welche nicht auf den ersten Wink alles hergaben. Dieser Henkersgeschichten satt, giengen sie hüpfend zum Tanz und Gastgeboten. Ganz unausstehlich waren den Italiänern die ihnen äusserst ärgerlichen Freyheiten, welche die Franzosen sich gegen die Frauenspersonen aus den höhern Ständen erlaubten, und ihre viehische Wollust bey geringern Weibern. Die Italiänischen Geschichtschreiber 1) reden mit äusserstem Abscheu von diesen Handlungen eines Volks, das sich immer, so wie noch heut zu Tage so gern das Prädicat von einer guten und großmüthigen Nation beygelegt, und in ihren Reden und Schriften so tek und oft wiederholt haben, daß ihre wirklich gutmüthige Nachbaren, diese eigne Aussagen zuletzt als gültig angenommen. Der Leser könnte leicht in Versuchung gerathen, diese Erzählungen der Italiänischen Geschichtschreiber für übertriebne Gemählde zu halten, zu denen Haß und Rachgier die Schattierungen geliefert; aber leider erzählt uns auch die deutsche Geschichte des vergangenen und jetzigen Jahrhunderts ähnliche Handlungen, welche in einigen deutschen Ländern die Franzosen so verhaßt machten, daß man ihrem Andenken noch auf den heutigen Tag flucht.

Nun schienen den Mayländern die Auflagen die sie an Sforza bezahlt, etwas das leicht zu verschmerzen gewesen, und sein einschmeichelndes Betragen, mit dem er seinen Unterthanen immer begegnet, verglichen mit der höhnenden Verachtung der fremden Unterdrücker, brachte eine feurige Sehnsucht nach ihres ehemaligen Herren Zurückkunft in aller Herzen, und Muth und festen Vorsatz, eher alles zu wagen, als so empfindlich mißhandelt zu werden. Die Gibellinen, noch durch Furcht angespornt, Guelphen unterzuliegen, zeigten eine rasche Thätigkeit; sie brachten es dahin, daß von den Mayländern eine Bottschaft an den Kaiser gesandt wurde, um Sforza Begeh-

1) Muratori, Sannto und alle welche Beatus, Carls des VIII. und Ludwigs XII. Italiänische Züge beschrieben.

ren für Hilfsvölker zu unterstützen, und letzteren im Namen des ganzen Volks zurück zu berufen. Da sie Maximilians zögernde Nachlässigkeit kannten, wandten sie sich an die Schweizer, und es gelang ihnen, aber zum Unglück ihres Herren, achttausend derselben wieder das heitere Verbot der Obrigkeiten in Sold zu bekommen, durch den Walliser Georg auf der Flue, der mit Mayländischem Geld die Cantonen durchstreifte. Sobald Moro diese Gesinnungen und Anstalten durch die Gesandten vernommen, sandte er seinen Bruder den Cardinal nach Mayland, und Orelli nach Locarno, mit Befehl, daselbst und in den benachbarten Gegenden Volk zu werben so viel er konnte. Letzterem fiel es nicht schwer, die Gibellinen von Locarno, Lugano, und am Comer See mit vielen anderen Kriegslustigen zu bereden, dem Herzog Sforza gegen die Franzosen zu helfen, (denn durch die Französischen Züge waren die Italiäner überhaupt kriegrischer worden, als sie es vorher waren), deren Vertreibung aus Italien sie als die Rettung des Landes ansahen. Er brachte einen Trupp Reuterey und Fußvolk zusammen, die er mit einem Theil von Burgundischen, durch die Mayländer geworbenen Soldaten vermehrte. Diese zusammen führte er nach Pavia, das sich wie Parma für Moro erklärt hatte, er befestigte sich daselbst, und machte alle Anstalten den Platz gegen jeden Angriff zu vertheidigen. Da die Lebensmittel und besonders das Getrayd, durch die Verschwendungen und Verwüstungen der Französischen Soldaten selten und theuer worden, so ließ er aus seinem Vaterland eine Menge Castanien kommen, und vertheilte einen Theil davon auf die Haushaltungen, um bey einer Belagerung dem Hunger nicht ausgesetzt zu seyn; bey den Einwohnern bekannt und beliebt, halfen sie ihm in allem willig. Von allen diesen Vorkehrungen gab er dem Sforza Nachricht, und lag ihm an, die Rückkehr nach seinen Staaten nicht aufzuschieben, noch sich durch langweilige und ungewisse Zurüstungen des Kaysers aufhalten zu lassen, sondern den günstigen Zeitpunkt und den Eifer der

Mayländer geschwind zu benutzen, besonders da die Faktion der Guelphen dem Trivulzius noch immer anhange, und zu besorgen stehe, daß, wenn sie schon jetzt gezwungen seyen ihre Gesinnungen zu verbergen, sie sich bey der ersten guten Gelegenheit als Verräther zeigen werden. Er empfahl ihm besonders sein Geld zurückzubringen, damit er nicht das Volk aufs neue durch starke Auflagen sich abgeneigt mache.

Sforza traf auch in kurzer Zeit zu Mayland ein, wo er mit der lebhaftesten und aufrichtigsten Freude von dem frohlockenden Volk empfangen ward, das ihn noch vor wenigen Monaten, als einen tyrannischen Wüterich verwünscht hatte. Diese so plötzliche Veränderung der Volksgesinnungen wäre unbegreiflich, wenn sie sich nicht aus dem muthwilligen zügellosen Benehmen der Franzosen herleiten liesse, die die Kunst nie scheinen gefunden zu haben, sich bey fremden Nationen beliebt zu machen, unter denen sie lebten. Um den Muth der Mayländer rege zu halten, und die ihm widerwärtigen Guelphen, von allen Versuchen gegen ihn abzuschrecken, verbreitete Moro mit Fleiß das falsche Gerücht, es seyen grosse deutsche Armeen zu seiner Unterstützung im Anzug. Dieses Gerücht, und eine nun ganz offenbare Empörung der Mayländer, trieb den Trivulzius nach Mortara, die Franzosen flohen eilends aus der Stadt, und suchten Sicherheit in dem Schloß zu Mayland. Sforza war zufrieden, Meister von der Stadt zu seyn, und hoffte das Schloß ohne grossen Widerstand einzunehmen, wenn er die Franzosen aus den anderen festen Plätzen getrieben hätte. Er zog vor Novara und belagerte diese Stadt. Dem Muth und der Tapferkeit der Schweizer, die unter seinen Truppen waren, hatte er's zu danken, daß die Stadt ihm übergeben wurde.

Zu dieser Belagerung hatte er auch Orelli mit einem Theil seiner Truppen von Pavia kommen lassen. Dieser, wie alle treue Anhänger riethen ihrem Herren, sich nach Mayland oder Como zurückzuziehen, weil die gewisse Nachricht von König Ludwigs neuen Zurüstungen Eindruck

machte, und man hingegen an der Ankunft der versprochenen Kaiserlichen Armee zu zweifeln anfieng: dieser Rath ward von den Schweizerischen Hauptleuten unterstützt, welche von der nahen Ankunft Eydgenößischer Botten schon Wind hatten, die entweder zwischen Ludwig und Sforza vermittlen, oder wenn das nicht möglich wäre, alle Schweizer aus beyden Heeren heimmahnen sollten: Sie sagen dem Herzog an, er möchte doch in einem so unhaltbaren, mit Lebensmittlen so schlecht versehenen Paß, der zumal mit lauter gedungenen Soldaten besetzt wäre, die zu ihm keine rechte Neigung hatten, seinen überlegenen Feind nicht erwarten, sondern sich lieber nach Mayland zurückziehen, den Krieg in die Länge zu spielen suchen, und die Eydgenößische Gesandtschaft erwarten, von deren Mittleramt seine Sache nur zu gewinnen hätte: Wollte er hingegen in Novara bleiben, und wurden die Franzosen nebst den in ihrem Heer sich befindenden Schweizern den Platz angreifen, so konnten die Schweizer in seinem Sold unmöglich für ihn, und gegen ihre Väter, Brüder und Söhne kämpfen: Alles umsonst!

Moro durch die letzte Gunst die ihm das Glück bewies, und durch seine bis jetzt noch ziemlich günstige Lag geblendet, und besonders von dem Schwindelgeist verleitet, der diejenige ergreift, die zum Verderben reif sind, verachtete diesen guten Rath, er beharrte darauf, die Festung zu Novara die sich immer noch wiedersetzte, einzuschliessen: Er dachte so wenig, daß es ihm mißlingen könnte, daß er Orelli, (zwar mit einer kleinen Anzahl Soldaten), nach Pavia zurück sandte, um dieser Stadt sicher zu seyn. Da die Mayländer ihn mit der ungeheuchelten Freude aufgenommen, wie man nur einen Retter empfangt, und wichtige Plätze sich ihm freywillig ergeben hatten, zu dem sein Herr das Feindliche jetzt noch an der Zahl übertraf, so hoffte er die Festung zu erobern, ehe die frischen Französischen Völker sie zu retten, anlangen konnten, er rechnete dabey auf Hilfe von den anderen Italiänischen Staaten, von denen er glaubte, ihre eigne Sicherheit werde

sie nöthigen, sich mit ihm zu vereinigen, indem alle dieser fremden und plagenden Gästen gern los gewesen wären: Die Festung wurde beschossen.

Aber König Ludwig wollte sich die Lombardie nicht so leicht entreissen lassen; in gröster Eile hatte er frische Kriegsvölker unter la Tremouille dahin gesandt, bey welchen zehentausend Schweizer mit Bewilligung der Cantonen waren, der in der Schweizergeschichte dieses Jahrhunderts bekannte Herr von Gessey, von den Schweizern der Gailly von Dijon genannt, war ihr Oberster. Den Eidsgenossen im Mayländischen Sold, die wie schon gesagt, ohne Vorwissen der Obrigkeiten sich anwerben lassen, wurden Abmahnungsbriefe zugesandt, und ihnen beym Eid und Lebensstraf gebotten, nicht wider ihre Brüder im französischen Heer zu fechten, sondern bey Empfang dieser Befehlen nach Haus zu ziehen.

Nicht auf die Macht der Waffen allein, sondern auch auf den Erfolg dieser Schreiben setzte la Tremouille die Hoffnung des Siegs, wie auch auf die Mitwirkung der Verräther, die er unter Moros Gefolg kannte. Nach und nach rückte ein Theil des feindlichen Heers gegen die Stadt Novara an: Sforza sahe sich genöthigt, sich in dieselbe einzuschliessen, die Belagerung nahm ihren Anfang. Man drang nochmals in den Herzog, sein Heil (wie es heißt) in einer noch immer möglichen Flucht zu suchen. Ob damals der Rath wirklich ausführbar, ob er von Allen treu gemeint war? ist in dieser Ferne der Zeiten und beym Abgang umständlicher aus ächten Quellen geschöpfter Nachrichten, schwerlich mehr ausfindig zu machen. Einmal that der Herzog nichts von allem was ihm gerathen ward. Die Schweizer unter ihm wurden schwierig, weil sie den versprochenen Sold nicht erhielten, und die Nahrung knapp und theuer ward. Sforza's Silbergeschirr so er ihnen auf Rechnung ihrer verfallnen Besoldung gab, reichte bey weitem nicht zu, ihre Anforderungen zu befriedigen. Als nun überdieß die Befehle ihrer Obrigkeiten einkamen, die ihnen den Heimzug gebotten, auch die

Hauptleute der französischen Schweizer bald Mittel fanden, sich mit ihnen zu unterreden, und vorstellten, wie ungereimt und unverantwortlich es wäre, gegen ihre Landsleute, für einen Tyrannen und Giftmischer zu fechten, der nicht nur kein Geld habe, sie zu bezahlen, sondern auch in kurzem keinen Schuh Lands mehr besitzen werde, da sie hingegen selbst mit Bewilligung der Cantonen und mit Eidgnößischen Fahnen bey der französischen Armee dienen; als sie überdieß jenen unter Sforza freyen und ehrenvollen Abzug verhiessen, da fiengen einige an, ihr Gepäk, und sich zum Abzug zu rüsten; die klügern wollten eine förmliche Capitulation auch für den Herzog berichtigt haben. Dieser bestürzt verhieß den Schweizern goldene Berge, und flehte so gar weinend, daß sie für ihn kämpfen. Er erregte ihr Mitleiden, ohne jedoch eine andere Erklärung zu erhalten, als daß sie nicht zu seinen Feinden sich schlugen, oder gegen ihn fechten würden, wenn er sie gleich durch falsche Versprechungen betrogen habe, aber eben so wenig werden sie gegen ihre Brüder streiten, für seine Person wollten sie indessen bestmöglich sorgen.

Die Unterhandlungen mit den französischen Schweizern wurden also nicht abgebrochen. Inzwischen war die französische Armee näher an die Mauren gerückt, und ihre verschiedene Abtheilungen hatten sich so gelagert, daß jeder Zuzug zur Entschüttung, oder ein freyer Abzug aus der Stadt von dem Augenblik an, gleich unmöglich ward. In der Nacht nach diesen Zurüstungen that die Besatzung im Schloß einen Ausfall, und ein Haufen drang in das Haus, und so gar in einen Saal ein, wo man eingezogenen Kundschaften zufolge, Moro zu finden hoffte, und wirklich fand, der aber noch von etlichen herbeyeilenden Schweizer-Offizieren, (die also gewiß in keinem ihnen nachher vorgeworfenen Complott gewesen) den Händen des Feindes entrissen wurde. Der fast zur Verzweiflung gebrachte Sforza wollte nun das äusserste wagen, und sich unter Bedeckung eines vertrauten Haufens mit Gewalt durchschlagen: die Schweizer misriethen es, als ein Wag-

stück, durch welches er seinen Feinden unfehlbar in die Hände fallen würde, dennoch ließ Sforza bey anbrechendem Morgen seine leichten burgundischen Reuter ausser die Thore dem Feind unter Augen rücken, er selbst zog ihnen auf dem Fuß nach. Allein die Uebermacht der Belagerer nöthigte sie bald in die Stadt zurückzufliehen, und der Herzog hatte noch den Schmerz, etliche seiner vertrauten Freunde fallen zu sehen.

Damit indessen ein ähnlicher Versuch nicht etwa dem Herzog ein andermal gelingen möchte, sandten jezt die Franzosen einen Herold in die Stadt, und liessen der ganzen Besatzung freyen Abzug anbieten, wovon allein Sforza, und alles was eigentlich Mayländer 1) hieß, ausgenommen seyn sollte: den Schweizern insbesonders ward Versicherung gegeben, daß ihnen die bey dem Herzog ausstehende Solde, und alles was er ihnen sonst versprochen, von den Franzosen bezahlt werden solle. In einem darüber gehaltenen Kriegsrath sämtlicher Welscher, Deutscher und Schweizer Hauptleute fielen anfangs die Meinungen ganz verschieden, allein die Erklärung der leztern und ihrer Soldaten, daß sie der von ihren Obern erhaltenen bindenden Vorschrift zufolge, ohne erst neue Verhaltungsbefehle einzuholen, gegen ihre Miteidsgenossen niemals fechten würden, gab den Ausschlag: das Mehr fiel sich zu ergeben, mit dem Anhang, daß man versuchen solle, freyen Abzug für den Herzog zu erhalten. Umsonst suchte Sforza durch die reichsten Verheissungen diesen Schluß zu hintertreiben; weil er in der Angst mehr versprach, als er selbst in seinen glänzendesten Tagen hätte halten können, so glaubten ihm seine Truppen nichts, und blieben gegen Bitten und Vorstellungen unempfindlich, und die von dem französischen Heer eifrigst und mit Drohungen betriebene Capitulation ward unterschrieben.

In Ansehung des Herzogs erfolgte die mündliche Zusage, 2) ohne daß sie den Punkten eingerückt wurde, daß

1) Lamparter. 2) Wie andere sagen, ward nur Hoffnung gemacht.

Sforza unter der Verwahrung der Schweizer von beyden Parthchen bleiben solle. Hinwieder aber scheint es, daß von den französischen Schweizern selbst Einwendungen gemacht worden, und vermuthlich geschah es eben daher, daß schriftlich nichts darüber zugesichert ward.

Jezt gab die Verzweiflung dem Moro noch eine Bitte ein, die ihm aber auf seine Gefahr, (besagen ausdrücklich die über diese Begebenheit nachher aufgenommene richterliche Verhör) gewährt ward: nemlich sich unter die Reihen der Eidgnößischen Fußknechten, wie sie gekleidet, zu mischen. Hierauf ward unter Trommelschlag die Ordnung zum Abzug formiert, und der Herzog in die Mitte des dichtesten Haufens hinter die Fahnen gestellt.

Als die Eidsgenossen durch das französische Lager ihren Abmarsch antraten, ward ein allgemeines Geschrey: Wo der Herzog wol stecken möge? er müsse unter den Schweizern seyn? Niemand wollte antworten, weil Offiziers und Gemeine gern dem Sforza fortgeholfen hätten: Bey vermehrtem Lärm beriefen sie sich lediglich auf den zugesagten ungehinderten Abzug. Schon kams beynahe zu Thätlichkeiten: die Franzosen drohten, rüsteten ihr Geschütz gegen die Schweizer-Rotten, fielen mit gesenkten Spiessen in ihre Glieder, und zogen daraus hervor wen sie wollten: dennoch blieb der Herzog bald hinter, bald für sich geschauffelt, noch immer verborgen: Endlich schwur der Bailly von Dijon deutsch und laut: Gebt ihr ihn nicht heraus, so kostets euch allen das Leben. — Dann wieder: Zweyhundert Cronen und mehr, wer mir ihn zeigen kann! Dieser Versuchung, eine solche Summ zu gewinnen, widerstuhnd ein ehemaliger Trabant des Bailly, Rudolf Turmann von Uri nicht, mit dem Finger deutet er auf den nicht weit von ihm stehenden Herzog. Der Bailly tritt hinzu, und fordert ihn zum Gefangenen. Sforza sträubt sich umsonst, versucht nun das Letzte, und will sich den Eidsgenossen unter dem französischen Heer übergeben: die Gemeinen schrien: ja ja! er ist unser! Die Hauptleute machten Miene, daß sie eben des Sinns wären. Aber der

Bailly rief: Er ist ein Gefangner des Königs; der König giebt euch Sold, und eine Monatlöhnung mehr für ihn! zukt sein Schwerdt, und schlägt damit den Sforza flach übern Kopf — Alles erstaunt und schweigt, und Moro wird auf ein Pferd, und mit Eil in Sicherheit gebracht. *)

So trug sich diese berüchtigte Begebenheit zu, davon unsere öffentliche Schriften der damaligen Zeit voll sind, weil sie unverdient der ganzen Nation, um eines einzigen niederträchtigen Buben willen einen Schandflecken anzuhängen schien: denn bald nachdem sie sich zugetragen, erzählten die Italiänischen Geschichtschreiber, und ihnen sagten's Franzosen, Engländer und Deutsche nach: Sforza sey durch die Schweizer verrathen worden; der berühmte Abbe Denina hat vor wenigen Jahren diese falsche Anklage kek nachgeschrieben. Unter den französischen ältern Scribenten bezüchtigt namentlich der Loyal Serviteur des Ritters Bayard, Mezeray, Daniel, die Schweizer einer eigentlichen Verrätherey an der Person des Herzogs. Jean d'Autun hingegen nennt die Urheber dieses Frevels, les Allemands, worunter er jene freylich auch begreifen konnte. Und Jean Bouchet, der (wie er in seiner Zueignungs-Schrift an Florimond Robertet, Finanz-Sekretair unter Franz dem I. sagt) den Stoff seiner Memoires von la Trimouille aus dessen eignem Mund schöpfte, gedenkt überhaupt einer solchen Verrätherey nur zu Anfang seiner Erzählung, und blos in den allgemeinsten Ausdrücken. Dupleix redt auch darüber unbestimmt. Die in verschiedenen Cantonen über diese Begebenheit vorgenommene langwierige und ängstliche Untersuchungen, und derselben Resultat, sind diesen Geschichtschreibern hingegen entweder unbekannt geblieben, oder sie fanden es nicht der Mühe wehrt, solcher zu erwähnen. Selbst dessen gedenken wenige, daß

*) Tschudi, Guiccardin, Bouscher Memoires de la Trimouille, St. Zelais Histoire de Louis XII. Jean d'Autun, Contin Mscr. Eydgnößische Mscr. aus den verschiedenen Archiven und andere, eins mit dem anderen verglichen, geben das Resultat obiger Erzählung.

Turmann sein Verbrechen mit dem Kopf bezahlen mußte. Die Italiäner und Franzosen, die mit den Schweizern, während diesen Kriegen nicht immer zufrieden waren aber Grund hatten sie zu fürchten, waren rachsüchtig genug, der ganzen Nation das Verbrechen eines einzelnen aus ihr, zu einem beschimpfenden Vorwurf zu machen.

Die sorgfältigen und scharfen Untersuchungen, die über dieses, die Ehre der Nation kränkende Begegniß, zu Zürich, Bern, Lucern, Uri, Appenzell, St. Gallen u. s. w. vorgenommen worden, können sie auch allein gegen alle häßliche Zulagen retten. Solche werden zwar in den Archiven verschiedener Cantonen aufbewahrt, aber durch Drukschrift sind sie nie bekannt gemacht worden, vielleicht wegen ihrer Weitlaüfigkeit, die doch in diesem Fall auch zugleich Beweis ihrer Genauheit wäre, oder um nicht den Verdruß zu nähren, welchen die Italiänischen Züge überhaupt, und der ungehorsame Zulauf unter Sforza Fahne besonders, unter den Cantonen verursachet hat.

Unserm gegenwärtigen geschichtlichen Abriß wird es nicht ganz fremd seyn, wenn wir hier einen abgekürzten aber treuen und meistens wörtlichen Auszug aus den wichtigsten gerichtlichen Verhören liefern, welche gütlich, und an einigen Orten auch peinlich mit Personen sind vorgenommen worden, die dieser Verrätherey wegen in Verdacht gekommen.

Aus diesen, so ungleich sie sind, und nach dem Verlauf der Dingen ungleich seyn müssen, wird deutlich erhellen, daß kein Complot gemacht worden, den Herzog Sforza zu verrathen, daß er Gegentheils in den verschiedenen Haufen sorgfältig verborgen worden, und man die Absicht hatte, ihn den Nachspürungen der Franzosen zu entziehen, daß es mithin bey Turmann, eine durch des Bailly von Dijon Versprechungen, plötzlich erregte Geldgier gewesen, die ihn zu einer ehrlosen Niederträchtigkeit hinriß. Daß also nicht die Schweizer sondern ein Insäß von Uri, (die Zeitbücher sagen ausdrücklich, daß er nicht Landsmann gewesen) den Sforza verrathen habe.

Die

Die Schweizer, sowol die welche in des Königs Sold gestanden, als die welche unter Moro gedient, waren, und zwar erstere gut bezahlt, von dem Französischen Befehlshaber, nach Haus geschickt worden. Noch ehe sie in ihrem Vaterland anlangten, kam die schwere Nachrede in verschiedenen Cantonen, und besonders auf der zu der gleichen Zeit eröfneten Tagleistung zu Zürich zur Sprache: es hätten Schweizer den Herzog Sforza zu Novara verrathen. Ueber dieses Gerücht bestürzt und erbittert faßte die Tagsatzung den einmüthigen Schluß ab: „Es solle Jedermann unter den Seinigen der Sach treulich nachgan, „daß die Schandbuben, wenn dergleichen wären, an Leib „und Leben aufs schärfst können gerichtet werden."

Sobald die Zürcherischen Soldaten, die dem Herzog zugelaufen waren, wieder in ihrer Vaterstadt angelangt, wurden diejenigen aus ihnen zum Verhör vorgefordert, die als Augenzeugen, oder sonst als des Vorgangs kundig, angegeben waren. Da gab es der Aussagen mancherley, und verschiedene, weil die, so zunächst um die Person des Herzogs gewesen, bey den Drohungen und wirklich gewagten Angriffen der Franzosen, sonst genug zu thun gehabt, so daß sie nicht alles was neben ihnen vorgegangen, deutlich bemerken konnten. Andere sagten, was sie wieder von andern vernohmen, und im Lager ward die Geschichte, wie es bey solchen Vorfällen immer zu geschehen pflegt, ganz ungleich erzählt. Das kam ziemlich entschieden heraus, daß die Hauptleute die Heimmahnungsbriefe ihrer Obern den Gemeinen einige Tage hinterhalten wollten, um den Herzog nicht Preiß zu geben, vielleicht auch um ihren ausstehenden Sold nicht zu verlieren: Daß aber von den Schweizern im Französischen Heer, ihren Landsleuten unter Sforza, wider den Willen der Hauptleuten, der Befehl der Cantonen doch mitgetheilt worden.

Ueber den wichtigsten Punkt der Untersuchung, was für Personen aus der Eidgnoßschaft, zu der an dem Mayländischen Herzog begangenen Verrätherey mehr oder minder beygetragen haben, antworteten die meisten bestimmt

und kurz. 1) Z. B. Jos Wirth von Stein, Rhan und Leemann von Zürich: — Ihnen sey als Augenzeugen nichts bekannt, als daß es sie freylich dunke, es sey dem Herzog fast ungütlich geschehen: Unter dem gemeinen Mann sey im Lager überall die Sage erschollen: daß ein Turmann von Uri den Herzog verrathen, und dafür zweyhundert Cronen empfangen habe, daß er mit dem Finger auf Sforza gedeutet, da selber grad vor ihm im Glied gestanden. Uli Ammann, genannt Dapfer-Vogt, und Hansli Mejer waren die einzigen, welche die Gefangennehmung des Herzogs in einem Saal erzählten (deren wir oben gedacht, und davon einige Schweizerische Geschichtbücher Meldung thun.) Beyde sagten aus: daß es vier Franzosen gewesen, die sich Sforza's Person daselbs bemächtigt hätten, daß der Herzog durch Eidsgenossen noch wäre gerettet worden; wer solche gewesen, sey ihnen unbekannt.

Brüchli sagte aus: 2) Als sie Freytag Morgens aus der Stadt gezogen, und Sforza im dritten Glied gehabt, sey ein Ammeggeli von Appenzell gekommen, und hab geredt: „Brüchli! der Herzog muß heraus, oder es kost übel" als er nun geantwortet: Er wisse nicht, wo er jezt sey, habe jener erwiedert: „es muß seyn"; darauf haben zwey, die er nicht kannte, den Fürsten, einer beym rechten, und einer beym linken Arm genommen, und ihn an ein ander Ort geführt, wo sie ihn aber hingestellt, wisse er nicht. Ueber die Wahrheit dieser Aussage beruft er sich auf seine Spieß-Gesellen, die in der Note benannt sind, und auf Sieben andere, von diesen leztern sind die Verhör nicht vorhanden, es waren gemeine Hellpardierer.

Wieder einer genannt Schärer sagt: Bey ermeldtem Abzug wären Deutsche (das heißt die deutsch redten)

---

1) Verhöre von Zürich.

2) Verhör des Brüchli, Bernhard Scherer von Winterthur, Conrad Zummer, Rudi Huber von Wülflingen Gemeine. Heinrich Schmied, Lieutenant, Hans Zimmermann, Fähndrich: die beyde von Zürich.

gekommen, die er nicht gekannt: doch hab es geheissen: einer sey der Bailly selbst, die beyden andern, Schweizer aus seinen Leuten gewesen, und haben den Herzog herausgefordert. Als man ihnen nun denselben nicht geben wollen, hätten sie geschworen: „Summer Gotts Wunden, wir wollen ihn han, und sollts viel hundert Kronen kosten, und all euer Leben.“ Darauf habe einer in dem Glied hinter ihm, den er aber auch nicht gekannt, die Hand aufgehebt, und halb laut gesprochen: „Da!“ Auf dieses hätten die gedachten Drey den Sforza genommen, und einer aus ihnen, den er für einen Schweizer gehalten, zu ihm gesagt: „Herr erschreckt nicht! Ihr seyt nicht des Königs sondern der Eidsgenossen Gefangener, das ihr doch begehrt hand“ Hierauf habe der Herzog sie gebätten: Ihm das Best zu thun, und ihn wenigstens nicht an seine Feinde auszuliefern; damit hätten sie ihn weggeführt. Nach ein paar Stunden wären wieder etliche gekommen, und hätten den Herzog noch einmal gefordert, denen aber obengedachter Brüchli geantwortet: „Was ghyt ihr uns doch mit dem; er ist schon vor zwey Stunden weg.“ Hätte man übrigens (fuhr Scherer fort) ihm Brüchli und andern biedern Eidsgenossen gefolgt, wurde man den Herzog nicht also haben wegführen lassen. Und endlich sagte er: Erst nachdem sie drey volle Stunden dergestalt in Ordnung gestanden, habe man sie aufbrechen, und ihre Strasse ziehen geheissen.

Zummer sagte wie obige, noch mit dem Umstand: Er seye auch mit Brüchli, Scherer und andern nächst an dem Herzog gestanden, als Brüchli mit eins gerufen: Lug Summer poz Seich! der Herzog ist gefangen. Als er Summer nun aufgeschaut, habe er gesehen, wie ihrer drey ihn hielten, die er aber ebenfalls nicht gekannt, diese drey hätten Sforza an einen Graben hinausgeführt: Daß nach einer Weile wieder andere gekommen, die den Herzog gefordert hätten, bestätigt er auch mit dem Zusatz: Als Brüchli versichert, der Herzog wäre schon längst weg, und sie das nicht glauben wollten, hätte jener es mit dem

schönen Schwur bekräftigt: „Sumer poz Seich"! Auf die neue Frag aber, wo sie ihn denn hingeführt? nur geantwortet, „er ist einmal weg, ihr könnt suchen.

Fähndrich Zimmermann sagte aus: der Herzog seye wirklich nächst an seinem Fähndli gestanden, als einer, den er nicht gekannt, andere aber für einen Schweizer in Französischem Sold gehalten, gekommen und geschryen habe: „Ihr Gsellen! ihr müßt den Herzog herausgeben oder ihr werdet all erstochen. Nach langem Wortwechsel habe der Schreyer mit noch einem den Herzog aus dem Reyhen gezogen, und zu den Franzosen führen wollen, weil aber der Herzog das Haar aufgebunden, und er in Schweizer-Kleidung war, hätten sie ihn doch nicht erkannt, und einstweilen wieder entlassen, so daß er wirklich wieder aufs neue, aber in ein ander Glied eingetretten, und erst eine Stunde hernach zum zweyten mal gefangen, und darauf hinweggeführt worden, das sey aber in einer Entfernung von ihm geschehen, daß er es nicht selbst gesehen, sonder bald nachher, wie die andern auch vernohmen habe.

Nun wurde auch der sogenannte Dapfer-Vogt verhört: Der behauptete, daß er es gewesen, der den Herzog in die Reyhen versteckt, und getrachtet, ihn auf diese Weise davon zu bringen, auch ihn wirklich so lang habe verhehlen können, bis man die Schweizer alle, durch eine Gaß von Spiessen laufen ließ, um so den unter ihnen verborgenen Sforza und andere Welschen desto besser zu erkennen, auch da habe er noch sein Bestes gethan, und dazu geholfen, daß der Herzog sich verwandlet, *) daß man ihn nicht entdecken können, das seye so gut gelungen, daß er den Franzosen entwischt, da sie ihn schon einmal aus dem Glied herausgehabt. Wie man ihn endlich doch noch gefunden und erkannt habe, das wisse er nicht, weil er eine Weile vorher sich von ihm entfernen müssen. Dieß schien Fähndrich Zimmermanns obige Aussag von einem einstweiligen Entrinnen oder Entlassen des Herzogs zu bestätigen.

*) In anders Kleider und an ein neues Ort versteckt.

Vicle andere Officiers und Gemeine, die verhört worden, behaupteten: Man habe im Heer durchgehends geglaubt, Sforza sey am Abend zuvor im Saal gefangen worden: In die Reyhen seyen etliche Mal Leut gekommen, und wieder weggenommen worden, besonders sey ein Hellvardier nie lang an einem Posten geblieben, worüber sich viele verwundert, und habe man angefangen murmlen, es sey der Herzog selber, er habe aber so verstellt ausgesehen, daß sie ihn nicht kennen mögen, (folglich war es doch denen, so Sforza verkleidet, Ernst gewesen.) Zudem habe eine so ungewohnte Unordnung überhandgenommen, „wie es sunst by uns nit, wol by den Italiänern braüchlich gsyn" daß sie auch darauf weniger Acht gegeben; denn sey mit einmal ein gewaltiger Lärm worden, der Bailly habe den Herzog erschlagen, und denn wieder, er habe ihn lebendig wegführen lassen „und einer von Uri sey aus einem armen, darüber ein reicher Schelm worden."

Aus diesen Aussagen, die Stifter eines Complots zu entdecken, oder aus denselben Grund zu einer Straffe zu finden, wie Verrätherey sie verdient, deuchte Zürich, sey grossen Schwierigkeiten unterworfen; die fast einstimmige Klage traf Turmann. Also wurden die Verhafteten gegen genugsame Bürgschaft der Gefangenschaft entlassen. Der Magistrat sandte inzwischen die Verhöre an die übrigen Cantone, und drang ernstlich darauf, daß nach genommener Abrede, sie ihre Hauptleute und Gemeine die um den Vorfall wissen, genau verhören. Besonders schrieb er an St. Gallen, einen Andreas Clus, und an Appenzell, den Amman Zellweger und Gristan Pfister zu handhaben, die sonst viel bey dem Herzog, und besonders an diesem Tag die Nächsten bey ihm gewesen seyn sollten. Alle Cantone wie Zürich zeigten in ihren Schritten für die gekränkte Ehre der Schweizer eine lebhafte Betriebsamkeit, und ernsten Eifer, auf den Grund der ihnen zur Last gelegten Verrätherey zu kommen, und alle waren bey Untersuchung dieses für jeden Canton so ehrenrührenden Vorfalls, sorgfältig und thätig.

St. Gallen und Appenzell nahmen die Beklagten in Verhaft: Aus den vielen Verhören mit Andreas Clus 1) ergiebt sich, daß er bey der Gefangennehmung des Herzogs nicht in der Nähe, sondern weit von ihm hinter der Ordnung gestanden, er bewies diese Aussagen durch Zeugen, und ward des Verhafts entlassen, doch mußte er tausend Gulden vertrösten, daß er sich auf den ersten Wink wieder stellen wolle 2). Ammann Zellweger und Gristan Pfister, welche Offiziersstellen gehabt, sagten aus: Es seye viel Murrens wegen nicht bezahltem Sold unter den Truppen entstanden, welches der Herzog durch einen etwelchen Vorschuß in etwas gestillet. Sie seyen verschiedene mahl, nebst anderen Hauptleuten bey Moro gewesen, und haben ihm vorgestellt, daß nach sichern Nachrichten, ein grosses feindliches Heer im Anzug wäre, er werde darum wohl thun über den Teßin zu gehen, da der Paß noch frey sey, oder die Stadt so zu speisen, daß man da bleiben könnte, in welch letzterem Fall sie sich getrauten, ihm den Platz bis auf Ankunft der Eydgenößischen Botten zu halten, welche nach eingekommenen Berichten nicht mehr fern seyn konnten, und dann schon genugsam zu den Sachen reden wurden. Allein, Sforza habe immer geantwortet, der Feind könne so bald nicht mit Heerskraft da seyn, und er erwarte unverzüglich eine starke Hilf aus Deutschland. Als indessen dennoch die Franzosen, und mit ihnen so viele Eydsgenößische Völker angezogen, hatten sie Moro gebeten, mit ihnen über den Teßin zurückzuziehen, da sie sich mit ihren Brüdern durchaus nicht schlagen weder wollten noch dürften. Mitlerweile sey der Abmahnungsbrief an gemeine Knecht ab dem Tag zu Luzern angelangt, und da sie vermuthet, daß ihre Miteydsgenossen unter der Widerparth auch ein Mißiv erhalten, hätten sie denselben durch den nemlichen Botten zugeschrieben, der ihnen auch das ihrige zurückge-

---

1) Andreas Clus Examen zu St. Gallen. 2) Zellwegers Verhör zu Trogen.

bracht. Unterdessen habe die Belagerung ihren Anfang genommen. Sofort hätten die Schweizer auf Sforza's Seite ihren Abzug formiert, und wären schon ausser den Thoren gewesen, als der Herzog ihnen nachgekommen, und sie dringend gebeten, einstweilen wieder zurückzuziehen, so wollte er denn schon einen kömmlichern Weg suchen, davon zu kommen. Sie haben eingewilligt, seyen aber auch in der Stadt immer in den Waffen geblieben. Bald darauf wären etliche Eydsgenößische Hauptleut aus dem Französischen Heer mit Geleit gekommen, und hätten mit ihnen über ihre gegenseitige mißliche Lage eine Unterredung gehalten: Und sie wären wieder zu den anderen hinausgegangen, und seye das Geleit hin und her Niemand versagt worden, der mit dem anderen reden wollte, so daß zuletzt alles sich Freundsgesellenweis unter einander gemischt. Endlich wäre nach viel Redens und langer Unterhandlung, mit des Herzogs Genehmigung dahin kapituliert worden, die Stadt den Schweizern auf Französischer Seiten zu gemeiner Eydsgenossen Handen zu übergeben, das denn wirklich auch mit Bedingung freyen Abzuges erfolgt. Diesen hätten sie auch gern für Moro, und alle Menschen, die bey den Schweizern in Novara warent, ausgewirkt, und darüber harten Wortwechsel gehabt, aber in Ansehung seiner und drey andern Personen hätten sie es nicht erhalten können, die, (wie es geheissen), an dem König meineidig worden wären, und hätten die Hauptleut der Widerparth den Ausdruck gebraucht: „daß eher alles lan und zergan sollte," ehe man diese und den Herzog entrinnen liesse. Endlich nach abermahligem Streit habe man ihnen Hoffnung gelassen, der Herzog soll ein Gefangener aller Schweizer, und den Franzosen nicht ausgeliefert werden. Als man nun Sforza auch das letztere kund gethan, habe er ihnen vorstellen lassen, warum sie ihn jetzt in seiner Noth Preiß geben, und nicht mehr für ihn streiten wollten, er werde sie doch reichlicher bezahlen, als bis jetzt noch nie erhört worden. Worauf Ammann Zellweger ihm geantwortet: „Herr,

„zeigt uns den Articul in unserem Bestellbrief, der aus„weist, daß Eydsgenossen sich mit Eydsgenossen schlagen:
„Wol hant ihr geredt an unseren Herren zu seyn, daß
„sie uns gunnen bey Euch zu blyben, aber da ihr uns
„hattet, liesset ihr die Cantonen ennert den Bergen blei„ben, und zuletz uns noch oben drein was Ihr hand
„wollen. Unser Land ist uns so lieb, wie Euch euers:
„schlagen wir unser Brüder, so dürfen wir nit mehr
„heim, und schlagen sie uns, so können wirs nimmer."

Hierauf habe Moro ihnen gesagt, derley Argumentieren könnt ihm nun wenig helfen, lieber sollten sie ihm rathen, wie er davon kommen möchte. Allein da hätte es geheissen: „der Herr habe seine weisen Räthe, denen er allzeit gefolgt, die sollten ihm rathen, oder wenn er durchaus ihres Raths begehre, so gehe solcher dahin: daß er auf sein gut Pferdt sitze, und mit viel oder wenig Begleit davon reite, auf Bellenz oder Domo, wo es ihn gut dunke. Worauf sich aber Sforza erklärt: „er möge nicht reiten, sie sollen sonst rathschlagen, wie man ihn fortbrächte." Da sie das gedaurt, habe man zuletzt gerathen, man wolle den Herzog auf seine Gefahr in ein Soldatenkleid stecken, sie trauten sich ob Gott will denselben davon zu bringen, einmal wollten sie ihr bestes thun, doch geschehe es auf des Herzogs Gefahr, und für die Folgen wollen sie nicht gut seyn.

Alles dieses sey an einem Donnstag Abend geschehen. Freytag Morgens da Sforza, wie solches die Hellepardier verabredet hatten, ebenfalls eine Hellparte in der Hand, davon ziehen sollte, sey der schwarz Galliuz (Galleazzo) zu den Hauptleuten gekommen, und habe sie um ein Begleit von zweyhundert Mann gebeten, da sie aber Niemand finden konnten, der sich hiezu wollte brauchen lassen, sey Pfister selbst in des Herzogs Kammer gegangen, habe ihm solches angezeigt, und in ihn gedrungen, sich doch gefaßt zu machen, weil die Zeit des Abmarschs nahe, damit er noch mit den Knechten zum Thor hinaus kommen möchte: Während diesem Besuch habe der Herzog

immer in ein Papyr gesehen, Pfister wisse nicht ob er gebättet, oder was Er sonst gemacht, einmal habe ihm gedunkt, es seye ihm mit der Abreis nicht Noth gewesen. Darauf sey er weggegangen, um den Schattenhalb zu suchen, daß er den Fürsten ankleide, wie solches abgeredt worden. Da er den Schattenhalb gefunden, *) und ihn zu Sforza geschickt, habe er zu seiner Mannschaft gehen müssen. In kurzem aber seyen beyde Zellweger und Pfister mit noch zwey anderen zu dem Herzog zurückgekehrt, um zu sehen, ob er jetzt reisfertig sey? da er noch immer gezaudert, haben sie ihn auf ein Rößli gesetzt, (an welches der schwarz Galiaz sich auch angeklammert), und in das Lager geführt, und ihn in den dichtesten Haufen hinter die Fahne gestellt: Jeder von ihnen habe sich zu seinem Posten begeben, wo sie genug zu thun gehabt, weil die Franzosen die Büchsen, (Feldstück) gegen die Mayländischeydgenößischen Linien aufgeführt, und bereits etliche Schüsse gethan. Man habe deswegen eiligst an den Bailly gesandt, und ihn erinnert, diese Capitulationswidrige Thätlichkeit einzustellen, welches auch erfolgt. Doch sey bald wieder ein Scharmützel zwischen der Lombardischen Miliz und den Burgundischen Miethtruppen erfolgt, deren viele getödet und rein ausgeplündert worden: Nachdem auch dieses nicht lang gedauret, und die Truppen noch etwann eine halbe Stunde in Schlachtordnung gestanden, habe es ein einsmaliges Tütschen und Aufwütschen unter den Franzosen gegeben, wovon sie in der Entfernung den Grund nicht gewußt hätten; endlich sey das Geschrey durch die Reyhen gegangen, die Franzosen haben den Herzog gefunden und weggeführt, und sey dabey einstimmig geredt worden, Turmann von Uri habe ihn verrathen. Die Wahrheit dieser Aussagen seyen sie bereit mit Zeugen, und mit einem cörperlichen Eyd zu erhärten.

---

*) Schattenhalbs Examen ist nicht vorhanden, es finden sich aber Spuren genug, daß solches mit Zellwegers und Pfisters gleichstimmig gewesen.

Noch fügte Appenzell in seinen obigen Verhören beygebogenem Schreiben an Zürich hinzu: „Man habe die Inquisiten auf ihr ernstliches Anhalten, und bey ihrer sehr wahrscheinlichen Unschuld, minderen Kostens wegen für einmal des Verhafts entledigt, doch gegen Bürgschaft von tausend Gulden für jeden, und eydlichem Anloben zu Gott und allen Heiligen, daß sie sich auf Anrufen Jedermann, wer der seyn möchte, deutscher oder welscher Nation, edel oder unedel, privat oder commün, vor dem Richter wider stellen sollen: „das (heißt es), Euer Weis„heit, und jeder fromme Mensch sehen müsse, daß ein „solch greulich That uns leid, und nicht lieb wär.“

In den anderen Cantonen wurden gleiche Inquisitionen, und zum Theil sogar peinliche vorgenommen, (welche wir um nicht zu ermüden, übergehen), bey denen freylich unzusammenhängende Erzählungen vorkommen, aber auch keine einzelne Spur, daß von Officieren oder Gemeinen ein Complot sey gemacht worden, den Herzog den Franzosen auszuliefern; im Gegentheil waren alle Aussagen, so verschieden sie sonst in Nebenumständen seyn mögen, in der Hauptsache einstimmig, daß man den Herzog gern gerettet hätte, und aller begründete oder erweisliche Verdacht blieb am End auf dem einzelnen Urner Insässen Turmann ruhen, auch mußte er die Schuld und verdiente Straf allein tragen. (Die lediglich der Willkühr seines besonderen Standes anheim gestellt wurde.)

Nachdem derselbe nemlich einige Zeit bey dem Bailly von Dijon seinen guten Unterhalt gefunden, kam er endlich nach Verfluß zweyer Jahren, da ihn, (wie es immer Loos der Verräther ist), Niemand mehr dulden wollte, nach Uri, wähnend sein Handel sey allmählig vergessen, und er dürfte da wohl sicher seyn. Aber er ward sogleich gefangen genommen, und auf sein freywilliges Geständniß von dem Bailly von Dijon fünfhundert Cronen für seine Verrätherey, an der ausser ihm Niemand Theil gehabt, empfangen zu haben, zum Rad verurtheilt, doch aber auf Fürbitten seiner rechtschaffenen Verwandten, und weil

er selber übrigens ein herzhafter Gesell gewesen, mit der Strafe des Schwerdts begnadigt. Und erst nach Turmanns Bekenntniß und vollzognem Urtheil, wurden die in den verschiedenen Cantonen im Verdacht gewesene Personen unschuldig erklärt, und aller Bürgschaft entlassen.

Die Schweizer überzeugt von der Unschuld ihrer Officieren und Gemeinen, und daß sie sich und die Nation durch kein verrätherisches Complot beschimpft, genügten sich ihrer selbst bewußten Redlichkeit, liessen keine Rechtfertigungsschriften in die weite Welt austheilen, und bekümmerten sich wenig was fremde Geschichtschreiber erzählen würden: Genug für sie, daß ihre einheimische Zeitbücher ihren Nachkommen die Mehrheit umständlich darstellen, sie sorgten mehr dafür, sich vor sich selbst als vor der Welt zu rechtfertigen.

Uebrigens wurden zugleich mit Moro, drey Herren von Sanseverino, die auch verkleidet gewesen, entdekt und gefangen; von den Franzosen als des Herzogs gefährlichste Räth angesehen, wurden sie eben so ängstlich als jener aufgesucht, andre weniger bekannte hatten das Glük zu entrinnen. Sforza's Kriegsvölker zerstreuten sich sogleich nach seiner Gefangennehmung, oder giengen gar zum Feind über; daß er Selbst diesem in die Hände gerathen, ward wie durch ein Lauffeur alsobald durch ganze Lombardie bekannt.

Sein Bruder der Cardinal Ascanio, so bald er diese traurige Zeitung hörte, ritt schleunig von Mayland fort, wo er das Schloß noch eingeschlossen gehalten, und floh in das Placentinische Gebiet. Aber auch sein Loos war's gefangen zu werden. Sein Freund Graf Landi welcher ihn in sein Schloß aufgenommen, war zu schwach den Cardinal gegen die nachjagenden Franzosen zu schützen, er mußte ihn ausliefern. Ascanio ward auf Landi Verwenden zuerst nach Venedig, nachher aber weil sich Ludwig der XII. nicht sicher genug glaubte, so lang jener in einer fremden Gewalt wäre, nach Frankreich geführt,

und daselbst wie sein Bruder der Herzog in der Gefangenschaft verwahrt.

Indessen diese wichtige Auftritte zu Novara und Mayland vorgiengen, blieb Giovann von Orelli immer auf seinem Garten zu Parma. So bald die Einwohner die Gefangenschaft der beyden Sforza hörten, wollten sie sich durch freywillige Uebergabe eines haltbaren wohl verproviantierten Platzes bey den Franzosen Gunst erwerben. Sie öffneten die Thore ehe sie den Feind sahen. Orelli blieb keine andere Parthey übrig, als die des Nachgebens, doch bewies er seine Treu gegen den Herzog dadurch, daß er die angescheusten Einwohner bewog, gemeinschaftlich mit Ihm sich zu verpflichten, bey der ersten günstigen Aenderung, sich zu Beförderung des Intereße ihres alten Herren thätig zu erzeigen: Er schmeichelte sich nämlich, daß nunmehr der Kayser, nachdrücklicher als bisher handeln, und wenigstens die Söhne wenn nicht den Vater unterstützen wurde, weil es offenbar wider dessen Vortheil wäre, das Herzogthum Mayland dem französischen König zu überlassen: durch diese Vermuthungen getaüscht, verließ Giovann Parma und reiste mit einem Grafen Riarius an den Kaiserlichen Hof nach Inspruck, wo des Herzogs Söhne sich noch immer aufhielten.

Er erkannte seine Täuschung in den ersten Tagen seines Aufenthalts. Maximilian dem kein Geld überbracht wurde, machte Schwierigkeiten ohne Zahl, und erklärte endlich jetzt seye die Zeit gar nicht, etwas gegen die französische Uebermacht zu wagen. Und an dem ältern Sohn des Sforza fand Giovann einen schwachen Jüngling, der zaghaft und muthlos über seines Vaters Schiksal jammerte, und in sich selbst keine Kraft hatte, daßelbe oder sein eigenes zu verbessern: Er zeigte keine Fähigkeiten ein Land zu regieren, und noch viel wenigere sich einen Anhang zu machen, um mittelst dessen, was seinem Hause entrissen worden, über einen mächtigen Gegner wieder zu eroberen.

Während daß Giovann sich in Deutschland aufhielte, um für Sforza oder dessen Söhne etwas zu bewirken, ward ersterer nach Frankreich geführt und auf dem Schloß zu Loches in Berry in ein finsteres Zimmer gesetzt; aus Furcht vor seinem sinnreichen und intriguanten Kopf, wurden ihm Papyr und Federn nicht gestattet, und auch unschädlichere Zerstreuungen wurden dem hart Gefangenen nicht bewilliget; er verlangte Bücher, und mehrere Jahre wurden ihm solche versagt. Zehen Jahre lebte er in diesem traurigen Gefängniß, aus welchem ihn nur der Tod befreyte, nnd wenn nicht den Willen, so hatte er doch Zeit genug, die Folgen seines unbändigen Ehrgeizes und Stolzes zu überdenken, die der Grundtrieb seiner Genügsamkeit, und endlich die Ursach seines eignen und ganz Italiens Unglück geworden.

Unzufrieden mit dem Hof zu Jnspruck, und noch unzufriedner mit sich selbst, daß er sich aus einer ruhigen häuslichen Lage, und von einer liebenswürdigen Gattin wider seinen ersten Vorsatz hatte weglocken lassen, gieng Orelli in sein Vaterland Locarno zurück, fest entschlossen solches ohne Zwang nicht mehr zu verlassen. Aber einstweilig fand er die Ruhe und Stille nicht die er suchte und bedurfte: Auch in diesen Gegenden wimmelte es noch von Franzosen, die den Einwohnern beschwerlich wurden, besonders nach Sforza's Niederlage; seine Anhänger und ihr Eigenthum schonten sie am wenigsten, und erlaubten sich vielen Unfug. Erst dann ward es besser, als König Ludwig einen Theil seiner Armee nach Frankreich zurücksandte, und die zerstreuten Truppen tiefer in das Mayländische verlegte, auch die Eidsgnößischen Unterhandlungen wegen Lugano und Locarno begannen. Giovann fand auf seinen Gütern viele Unordnung, er hatte an seinen Besitzungen beträchtlichen Schaden gelitten, und einen Theil dessen was er unter Sforza erworben, bey der Proviantierung und Befestigung von Parma aufgebraucht. Ordnung und eine gute Wirthschaft auf seinen Gütern

herzustellen, war für ihn, wenn auch Anfangs nicht die angenehmste, doch eine nothwendige Beschäftigung, und diente ihm zu einer nützlichen Zerstreuung: Bald gewöhnte er sich an seine neue Lebensart, sie ward ihm so gar zur Freude, als ihm seine Gemahlin männliche Zwillinge gebahr, die die Namen Aloysio und Francesco erhielten. Er zog auf seine Meyerey Minutio, ein Ort dessen Lage gesunder, als die des benachbarten Fleckens Locarno, und der eben so fruchtbar als angenehm ist: Auf der mit vortreflichen Weinreben gekrönten Höhe legte er ein Lusthaus an, davon man noch heutiges Tages die Ueberbleibsel siehet. Doch ganz sich und seiner anwachsenden Familie konnte Giovann nicht leben, wie sehr er sich auch darnach sehnte. In diesen unruhigen Zeiten war es jedem angesehenen Mann unmöglich, nicht in politische oder Kriegsgeschäfte verwickelt zu werden, weil solche auf eines jeglichen Particular-Interesse Einfluß hatten. Locarno war, wie die ganze Landschaft, welche jezt den Schweizern angehört, in verschiedene Faktionen getheilt, die sich friedlicher oder feindlicher gegen einander betrugen, je nachdem Mayland die eine oder die andere unterstüzte. Alle Edelleute hatten unter den Guelphen oder Zibellinen Parthey genommen, und das Volk hieng diesen oder jenen an, je nachdem es Laune oder verhofter Vortheil lenkte. Die Rusca, Orelli, Muralto, waren von jeher mit den Gibellinen verbunden, und eifrige Anhänger der Mayländischen Herzogen, ihrer Lehnsherren: Das Haus Duno war den Guelphen ergeben, und sintdem Trivulzio sich dieser Faktion annahm, ganz auf Französischer Seite. Diese Anhänglichkeit war überall dem Volk verhaßt, weil es alles was französisch war, von Herzen verabscheute, aber es durfte seine Gesinnungen nur schwach blicken lassen, weil die Duno einen mächtigen Beschützer an dem Französischen Stadthalter hatten, und das Schloß zu Locarno noch mit Französischen Soldaten besezt blieb. Die unterdrükten Gibellinen warteten muthlos auf günstigere Zeiten, sahen aber keine nahe Hilf weder von Mayland, noch von andern

Italiänischen Staaten; doch widersetzten sie sich allenthalben so gut sie konnten, wenn die Duno auf die Franzosen sich stützend, sie drucken wollten.

In dieser Zeit hatten die Schweizer Bellinzona eingenommen, und mit der Erklärung besetzt, sie wollen diesen Ort als eine Schadloshaltung für den Sold behalten, den sie an den Herzog von Mayland zu fordern hätten, und die Sage gieng überall, die Schweizer-Cantone würden Lugano und Locarno, durch Unterhandlung oder durch die Waffen bald an sich bringen. Den Gibellinen und dem Volk dünkte das gut; unter der milden Regierung der Schweizer hofften sie ihre Privilegien und Freyheiten beyzubehalten. Die bescheidene Behandlung und gute Disciplin, die ihnen an den Schweizer Soldaten aufgefallen, erbitterte sie nur mehr gegen den Uebermuth der Franzosen.

Die Angesehensten unter den Gibellinen berathschlagten, ob nicht das beste wäre, sich freywillig unter Schweizerischen Schutz zu begeben? unter welchem das Land allein gegen alle Anmaßungen Frankreichs Sicherheit finden konnte. Die treue Ergebenheit dieser Parthey an die Mayländischen Herzogen, erlaubte ihr doch nicht, heimlich einen Schritt zu wagen, welcher die Herzoglichen Rechte kränken würde. Es ward beschlossen, sich vor allem aus hierüber mit einem der gewesenen Minister des gefangenen Herzogs zu besprechen: Giovann von Orelly ward an Visconti Galleazzo gesandt, der kurz vor der Gefangennehmung des Herzogs von einer Gesandtschaft in die Schweizer-Cantone zurück gekommen, und jetzt zu Verona in Sicherheit war. Giovann eröffnete ihm der Gibellinen Entschluß, und Visconti war aufrichtig genug zu gestehen, daß des Sforza Anhänger für einmal keine Unterstützung zu hoffen hätten, es wäre denn, daß die Schweizer sich ihrer annehmen würden: Er machte auch kein Geheimniß daraus, daß auf verschiedene Vorschläge die er den Cantonen im Namen seines Herren gemacht, um sie zu vermögen, sich zum Schutz des Herzogs zu verpflichten, sie ohne sich weiter einzulassen, die vorläufige

Bedingniß gemacht, Sforza müsse ihnen vor allem aus die Herrschaften Bellinzona, Lugano und Locarno übergeben *). Da er zu diesem keine Vollmachten gehabt, sey die ganze Unterhandlung abgebrochen worden. Aus diesem schloß Visconti, daß es für die Gibellinen der dortigen Landschaft wohl möglich wäre, den Schutz der Schweizer gegen Französische und Guelphische Bedrückungen zu erhalten: Aber von einer Unterwerfung unter die Cantonen wollte er nichts hören, ob er schon auch nicht einmal Wahrscheinlichkeit anzugeben wußte, wie das Haus Sforza sich der Französischen Uebermacht so bald entziehen, und wieder zu seinen verlornen Besitzungen gelangen könne? Mit diesem wenig bestimmenden Bescheid kam Giovann zurück.

Eine neue lästige Auflage, die gewaltthätig eingetrieben wurde, erbitterte das ganze Land: In geheimen Zusammenkünften ward viel über geheime Noth geklagt, und auf Mittel gedacht solche zu heben. Mit Gewalt und Waffen etwas auszurichten schien unmöglich, wiewohl es dem Volk nicht an Muth fehlte, das durch die Begegnissen in diesen Zeitlaufen zum Fechten geschickter worden. Alles war einstimmend, daß man sich nur durch die Schweizer-Cantone Rettung aus der so drückenden Lage verschaffen könne. Ludovica Rusca, Giovann von Orelly, Giacomo von Muralto wurden also aufgefordert, im Namen der mehreren Einwohner des Lands, Hilf bey derselben zu suchen: Ihnen ward Filipp Ferrari von Lugano zugesellt. Die Duno und ihre Anhänger widersetzten sich aus allen Kräften diesen Maaßregeln: um solche unwirksam zu machen, berichteten sie dieselben als eine gänzliche Empörung, an den Französischen Befehlshaber zu Mayland; von diesem kamen Befehle die Abgeordneten in die Schweiz gefangen zu nehmen, zugleich ward die Besatzung im Schloß zu Locarno verstärkt; allein die Abgeordneten von Locarno befanden sich bereits zu Bellin-
zona

*) Das gleiche sagen die Schweizerische Abscheid.

zona in Sicherheit, und setzten ihre Reise fort. Zu Altorf eröffneten sie ihren Auftrag, wo man sie nach Luzern, an die daselbst anwesende Tagleistung hinwies. Hier vernahmen sie von mehreren Gesandten, daß schon im vorigen Jahr an den König von Frankreich durch seinen Bothschafter, den Erzbischof von Terzo begehrt worden, der König soll den Cantonen die Schlösser und Herrschaften Lugano und Locarno übergeben, und daß ihnen zu dieser Uebergab Hoffnung gemacht worden. Schon betrachteten sie jetzt die Schweizer gewissermaßen als ihre neue Herren, denn sie wußten daß Schweizerplane nicht leicht aufgegeben würden, und immer Muth und Macht solche durchzusetzen bereit wären. Für einmal begnügten sie sich doch, um Empfehlungsschreiben an den Gubernator zu Mayland zu bitten, zu dem Ende, daß die unerschwinglichen Auflagen nachgelassen, und die Bewahrung der Schlösser dem Land selbst anvertraut würden: das erhielten sie: Und da die Nachricht von den Verhaftungsbefehlen nach Luzern kam, so ward über dies dem Gubernator zugeschrieben, der Landschaft-Ausschuß stehe unter dem Schutz der Cantonen, sie werden nicht leiden, daß ihnen Gewalt geschehe.

Wirklich ließ der Gubernator, der die Schweizer nicht reitzen wollte, die Verhaftsbefehle zurücknehmen, den Deputirten geschahe kein Leid nach ihrer Zurückkunft, aber es erfolgte auch keine wesentliche Veränderung in der Hauptsache, da die Schlösser zu Lugano und Locarno mit Französischen Soldaten besetzt blieben: doch verhielten sich die Duno und ihre Faktion etwas ruhiger als vorher.

Desto ungedultiger harrte das Volk auf den Ausgang der Unterhandlungen mit den Cantonen, die aber durch folgendes Ereigniß eine ihm unerwartete Wendung nahmen.

Die Erwählung Julius des IIten zum Pabst, der sich bald nach seiner Wahl als einen der geschäftigsten Päbste, und selbst als einen Krieger zeigte, belebte auf einmal die Erwartung, daß durch seinen Einfluß und Anstalten die Franzosen aus Italien möchten vertrieben wer-

1503

den: durch den schlauen und gefährlichen Cardinal Schi[illegible]ner wurden die Schweizer zu Mißverständnissen mit dem König in Frankreich, und hingegen zu Traktaten mit dem Pabst hingerissen, der sie in der Folge so oft durch Vorspieglung von Sicherheitsanstalten, Dienst zum Besten der Kirche, und große Versprechungen betrog. Noch ehe der Pabst einen vesten Entschluß seiner künftigen Unternehmungen gefaßt, und ehe die Traktaten mit den Cantonen berichtigt waren, entstand zwischen ihnen und dem König von Frankreich eine Zerwürfniß wegen rückständigem Sold sint dem lezteren Zug in das Mayländische. Da die Schweizer durch Unterhandlungen immer geäfft, ohne Bezahlung blieben, wurden sie endlich ungeduldig, und zogen über den Gothard auf Lugano, welches sie ohne Widerstand einnahmen. Sie sezten ihren Zug nach Locarno fort; auch in diesem Flecken fanden sie keine Gegenwehr, aber der Mangel des groben Geschützes hinderte sie das Schloß zu erobern. Der Bailly von Dijon eilte inzwischen mit seinen Truppen zum Entsatz herbey; doch fand er einen gütlichen Traktat vortheilhafter für seines Königs Interesse, als eine Schlacht, zu welcher er die Schweizer gerüstet fand; er begünstigte gänzlich ihre Anforderungen, sagte ihnen im Namen *) des König Ludwigs den sichern Besitz von Bellinzona zu, und brachte es dahin, daß Lugano und Locarno den Franzosen wieder eingeräumt wurden: der Bailly verhieß auch, daß die Einwohner sollten mit neuen Anlagen verschont, und ihre Fürliebe für die Schweizer, ihnen nicht zur Last gelegt werden.

Dieser Traktat benahm dem Volk alle Hoffnung der französischen Herrschaft so bald loß zu werden.

Die Empfehlungen und Bedingnisse der Schweizer bey ihrem Abzug, schützten die Locarner und Luganer, besonders solche, die nicht Französisch gesinnt waren, nur wenig gegen allerley plagende Neckereyen. Zölle und andere Gefälle, welche die Edelleute seit uralten Zeiten als

*) Bullinger.

Geschenke von Kaysern und den Herzogen von Mayland besetzen, wurden ihnen entzogen. Orelli besonders mußte viele Verdrüßlichkeiten ausstehen. Derselben müde, begab er sich weiter von Locarno weg nach Movallo an dem Flüßchen Movallino, einem Dorf, daß mit seinen Meyereyen ein Eigenthum der Orelli und der edlen von Besozzi war. Schon an sich selbst ist dieser Ort, wo man auf den immer grünen Wiesen, selbst im Winter, Blumen hervorsproßen sieht, sehr anmuthig. Jezt ward er zu einem desto angenehmern Aufenthalt, da man daselbst des Anblicks und des Ueberdrangs der lästigen französischen Gäste befreyt war. Allein ein grausenvoller Zufall, der ihn beynahe seiner geliebten Zwillinge beraubt hätte, machte ihm bald diese Gegend verhaßter, als keine andere die er noch gesehen hatte.

Als nemlich an einem schönen Abend, vor Sonnen-Neigung die Mutter auf einer Rasenbank, unter einem dickbelaubten Kastanienbaum sich am kühlenden Schatten ergötzte, und die Knaben nahe bey ihr im Grase spielten, umringelte eine grosse Schlange des einen Knaben, (er hieß Francesco) Körper. Auf sein gichtersches Angstgeschrey rannte zuerst der kleine Aloysius hinzu, und streckte mit kindischem Muth das Händchen zu seines Bruders Hilfe aus, nach der Schlange. Pfeilschnell umschlang das fürchterliche Thier beyde Kinder. Nun eilte auch die Mutter und mit ihr ein an ihrer Seite arbeitender Hausgenoß herbey. Durch einen glücklichen und geschwinden Sensenschnitt befreyte dieser die unverletzten Brüder, ehe noch die auf die Knie gefallene Mutter ihr Gelübd, die Knaben dem heiligen Franzisco zu wiedmen, wenn er sie retten würde, ausgesprochen hatte. Die weinenden Kinder, die nicht von einander sich wollten trennen lassen, und sich umschlungen hielten, wurden von ihrem Retter in's Haus getragen, welchem die Mutter von Schrecken halb starr und schwankend folgte. Eben als der herbeygerufene Arzt sie besichtigte, kam der Vater von einer andern Seite zurück: Stammelnd erzählte seine Gattin ihm

die Gefahr in welcher die Knaben gewesen, ihre Rettung, und daß sie durch ein mütterliches Gelübd dem heil. Franzisco gewiedmet wären, auf dessen Erfüllung sie mit Eifer drang. Giovann schauderte bey Anhörung der Erzählung, lobte Gott in seinem Herzen für die Erhaltung seiner Kinder, die er mit einer Zärtlichkeit, wie er sie noch nie gefühlt hatte, umarmte. Als ob er das Gelübd der geängstigten Mutter nicht gehört, gedachte er desselben nicht; aber der treue Hausgenoß ward sogleich gerufen, und ein über seine Erwartung gehendes Geschenk, und die Zusicherung eines lebenslänglichen Aufenthalts auf der Meyerey mit einem Gehalt verbunden, zeigten von dem verdienten Dank des Vaters.

Die Mutter, immer ihres Gelübds eingedenk, redte bey dem Abendessen in Gegenwart zweyer Geistlichen davon, gleich am folgenden Tag den Knaben die Ordenskleider anzuziehen, wie sie es dem heil. Franziscus von Aßise gelobt, 1) Giovann, der, wie wir schon wissen, dem Mönchswesen wenig geneigt, und dem der Gedanke unausstehlich war, zwey Söhne ungeprüft in selbige hineinzuzwingen, versagte seine Einwilligung, und verschob auf den folgenden Tag seinen Entschluß von sich zu geben. Die Geistlichen geriethen hart an ihn, und bedrohten Vater und Kinder mit dem Zorn des Heiligen, wenn leztere ihm nicht geweyhet würden. Giovann bewies ihnen theologisch aus Moses Gesetz, 2) daß einer Frauen Gelübd ohne des Mannes Einwilligung nicht bindend wären. Allein nach eben diesem Gesetz versicherten die Geistlichen, daß im Weigerungsfall der Mann denn auch die Schuld tragen müsse. Das gieng der Mutter die ihren Mann innigst liebte, tief zu Herzen; ihre Thränen wirkten auf das Gemüth ihres Gemahls mehr als alle drohende Bit-

---

1) Noch jetzt sieht man in Italien kleine Kinder Kutten tragen, weil sie von ihren Eltern zum Closterleben bestimmt sind.

2) IV. Buch Moses, Cap. 30.

terkeiten der Geistlichen; aber sein Verstand blieb unüberzeugt, und er standhaft bei seiner Weigerung.

Am folgenden Morgen wurden die Geistlichen wieder in's Haus eingeladen, und Giovann erklärte sich in ihrer Gegenwart gegen seine bekümmerte Gattin, daß er das Gelübd in so weit gut heisse, und zu vollstrecken gedenke, daß seine beyde Zwillinge in einem ex Voto-Gemähldе dem heil. Franziscus dargebracht werden sollen; zu dem Ende werde er in der Chiesa nuova zu Locarno dem genannten Heiligen zu Ehren einen schönen neuen Altar bauen, und ein Altarblatt durch einen berühmten Künstler mahlen lassen, welches die Gefahr und die Rettung seiner Kinder und das Gelübd ihrer frommen Mutter verewigen sollte. Die Gattin war mit dieser Auslegung ihres Gelübdes ganz zufrieden, die Geistlichen weniger, ihre Gegenvorstellungen wurden mit der Bitte, eine gewisse Anzahl Messen auf dem neuen Altar zu lesen, und mit einem Geschenk für die Armen beantwortet, und nun schienen sie den Vorschlag nicht mehr zu mißbilligen.

Der Altar ward bald nachher erbaut, dessen Blatt Franzesco Venni von Florenz als Votum mit Meisterhand mahlte: die Figuren überhaupt nicht viel unter Lebensgröße, die Kinder todtenblaß mit flehendem Blick nach der auf den Knien liegenden Mutter gerichtet, die mit Todesangst nach einem Bild des Franzisci sieht, das im Hintergrund unter einer Capelle angebracht ist: Der Kopf der entzwey zerschnittenen Schlange liegt auf dem Boden, ihr entspannter Körper entwindet sich den Leibern die er schon umschlungen hatte. Lange ward dieses Gemähld als das beste Stück von Locarno bewundert: Wahrscheinlich ist auch, daß das öftere Betrachten desselben, und das dadurch aufs lebhafteste erneuerte Andenken der gemeinschaftlichen Gefahr, nicht wenig beygetragen hat, Franzesco und Aloys Brudertreu und gegenseitige Zärtlichkeit so tief einzuprägen, daß weder Zeit noch Umstände nicht einmal die Verschiedenheit ihrer religiosen

Meynungen sie zu erschüttern vermochten, wie wir in der Folge sehen werden. 1)

Indessen als diese Geschichte ruchtbar ward, und ihr allerley dem Vater nachtheilige Zusätze angehängt wurden, fehlte es nicht an Leuten, besonders an Mönchen, die ihn als einen Ketzer verschrien, weil er sich auf eine unerhörte Weis etwas herausgenommen, was allein dem Pabst oder dessen Bevollmächtigem zustehe, nemlich einem heiligen Gelübde eine andere als die ursprüngliche Deutung und Bestimmung zu geben. Giovann bekümmerte sich anfänglich gar nicht um diese Sagen; als aber die Duno sich mit den Mönchen vereinigten, war er über seine politische und religiose Grundsätze bald einer Art von Verfolgung ausgesetzt, gegen welche ihm seine Freunde nicht hinlängliche Sicherheit verschaffen konnten. Schon hörte er von Gefangenschaft murmeln, und da seine Lage stets bedenklicher und für ihn peinlicher ward, suchte er sich in Ansehung seiner Güter und Besitzungen so einzurichten, daß er mit seiner ganzen Familie sich für einige Zeit entfernen könne. Er begab sich zu seinem alten Bekannten und Kriegsgenossen, Franz Marggraf von Mantua. Dieser war immer ein getreuer Anhänger des Hauses Sforza geblieben: Erst nach Moro Gefangennehmung trieb ihn die Nothwendigkeit, es mit den Franzosen, wenigstens dem Schein nach zu halten. Doch nach der ihm natürlichen Großmuth versagte er keinem der geflüchteten Mayländischen Edelleuten Sicherheit und Aufenthalt in seinem Lande, unbekümmert was man davon in Frankreich denken möchte: Sein kleiner Hof war zugleich ein Sammel-

---

1) Bey der Vertreibung der Protestanten von Locarno, ward dies Altarblatt den Priestern anstößig: Der Erzpriester erlaubte dem Franzisco solches wegzunehmen, mit dem Beding, ein anders dafür mahlen zu lassen, das ein Wunder des heil. Franziscus vorstellte. Francisco bewahrte das erste als Kunststück und etwas ihm heiliges: seine Nachkommen die Conti di Vertomano zu Bergamo waren noch Ao. 1763. im Besitz desselben; vermuthlich ist es noch vorhanden.

platz der Gelehrten, und der Margraf wußte es so einzurichten, daß von diesen letztern mehr gesprochen wurde, als von den Mißvergnügten Mayländern: Er machte sich aus den Künsten und der Litteratur einen angenehmen Zeitvertrieb.

Hier lebte nun Orelli einige Zeit nur sich, seinen Kindern und Freunden; früh wurden die erstern, gegen die damalige Gewohnheit, zum Lesen und Schreiben angehalten. Anfangs sahe dieses die Mutter als eine erwünschte Vorbereitung zum geistlichen Stand an, dem sie die Zwillinge noch immer gern gewjedmet hätte; nach und nach wurde ihr Sinn anders gestimmt, durch die Denkungsart die zu Mantua herrschte; ein thätiges Leben schien ihr nun selbst vorzüglicher zu seyn, und um ihre Söhne zu einer solchen Lebensweise vorzubereiten, vereinigte sie nun willig ihre Bemühungen mit denen ihres Gatten. Zu Vervollkommnung ihres Unterrichts wurden Francesco und Aloysius bald nachher in das Dominikaner Kloster zu Mayland gesandt, das sich durch einige gelehrte Mönchen, besonders in der Mathematik und Physik, und ein Collegium für die Jugend auszeichnete. Giovann wählte diese Erziehungsanstalt vorzüglich, weil ein Vorsteher derselben lange neben ihm bey dem Herzog Franz Sforza Edelknab gewesen, und sich aus Hang zur Stille und zu den Wissenschaften der Welt entzogen, und das freye Denken, das an dem Mayländischen Hofe allgemein war, auch unter dem Mönchskleid nicht aufgegeben hatte.

Inzwischen schienen allmählig die politischen Händel eine andere Gestalt zu gewinnen, wodurch die Erwartungen der mißvergnügten Italiäner auf das neue gespannt wurden. Der Kayser Maximilian warb Völker; auch bey den Eidsgenossen bewarb er sich darum, unter dem Vorwand eines Römerzugs. Sofort arbeitete Frankreich dieser Werbung entgegen, und erhielte, daß die Schweizer zur Bedingung machten, daß ihre Leute nicht wider den König, noch seine Truppen im Mayländischen gebraucht werden sollten. Jezt wandte sich der Kayser auf eine

1507

andere Seite: Er ließ sich nun selbst mit Frankreich und mit dem Pabst ein, mit denen er die berühmte Ligue von Cambray wider Venedig schloß. Durch diese Vereinigung glaubte seiner Seits Ludwig der XII. sich stark, und in Ansehung Maylands sicher genug, um der ältern Verbindungen mit den Cantonen entbehren zu können, über deren Lästigkeit er sich nicht selten beklagte. Daher als diese zum Theil auf Veranlassung der Landschaften Lugano und Locarno selbst, und nach ihrem Wunsch, (den Orelli von Mantua aus allen Kräften unterhielt und belebte) die Abtrettung dieser Herrschaften verlangten, für den Dienst den sie neulich dem König geleistet hätten, schlug er es nicht nur aus, sondern kündigte förmlich wider die Meinung seiner Räthen den Bund zwischen ihm und den Orten auf, der gerade jez zu Ende war.

Schon in dieser Entzweyung sahe Venedig, ein wiewol nur noch schwaches Mittel seiner Rettung; alle Anstrengung dieses Freystaats zielte natürlicher Weise dahin, die fürchterliche Ligue zu theilen, deren Zusammenhalten seinen gewissen Untergang nach sich zog. Es gelang ihm, sich mit dem Pabst auszusöhnen, und diesen von dem Kayser und König Ludwig zu trennen. Julius fieng an sich zu überzeugen, Frankreichs überwiegende Macht seye den Italiänischen Staaten überhaupt, und der hierarchischen und politischen Gewalt des päbstlichen Stuhls insbesonders schädlich. Mit Eifer nahm er das Lieblingssystem seiner Vorfahren an, die Franzosen aus Italien zu vertreiben. Dieses durchzusetzen fand er sich aber nicht stark genug, und die übrigen Italiänischen Staaten zum Theil durch seine eigne frühere und falsche Maßregeln zu sehr danieder gedrückt, als daß sie es mit einem solchen Feind hätten aufnehmen dürfen. Was er in Italien nicht fand, suchte er bey Fremden. Bey den Schweizern war er versichert, Volksmenge, raschen Kriegsmuth und Tapferkeit zu finden, die hinreichten Frankreichs drückendes Uebergewicht von Italien wegzuwälzen. Ob die Schweizer unter der Last selbst erliegen würden? das kümmerte den

Pabst nicht; nur das, wie er sie ins Feld bringen konnte? Weil sie jezt keinen Bund mehr mit Frankreich hatten, und mit dem König wegen seiner Weigerung, Lugano und Locarno ihnen abzutretten, übel zufrieden waren, welches er ihnen doch verheissen hatte, als er ihrer bedurfte, hoffte Julius sie desto leichter in sein Interesse zu ziehen. Aber die Schweiz war der Italiänischen Zügen müde, die bis jezt viele der tapfersten Krieger weggerafft, und zum Ersatz nichts als Bellinzona und zwar ausschlieſslich für die Orte Uri und Unterwalden ausgewirkt hatten. Entschlüsse der Cantonen, sich fremder Kriegszügen zu enthalten, schreckten jedoch den Pabst von seinen Entwürfen nicht ab; Er verließ sich auf den Einfluß und die Geschicklichkeit des Unterhändlers, den er zu diesem Gewerbe wählte. Seine Wahl fiel wirklich auf den geschicktesten für des Pabsts Interesse, aber auf den gefährlichsten für das Wohl der Stände, auf den berüchtigten Bischof von Wallis, Matthäus Schinner. Bullinger schildert ihn nach dem Leben, mit folgenden Worten: „Er war ein wundergeschwinder Mann, und überaus grosser Glychsner, arbeitsam und unverdrossen in seinen Fürnehmen und Sachen, und dermassen geschwind Praticken anzuschlagen und auszuführen, daß verständig Leut achtend, synes gleichen lebte in aller Welt nit.“ Schinner war in allen Cantonen bekannt und stuhnd bey Hohen und Niedern in grossem Ansehen. Um auch Ehrerbietung gegen ihn einzuflössen, machte ihn der Pabst zum Cardinal.

Mit dieser hohen Würde ausgerüstet reiste Schinner in mehrere Cantonen und beredte sie zu einem Bündniß mit dem Pabst, dessen Punkte nur allgemein ausgedruckt, und der bestimmteste und wesentlichste war: „dem Römischen Hof zu Beschirmung seiner Staaten, Völker zu bewilligen, gegen alle und jede Feinde.“ Durch die feine Verwendung des Cardinals, ward auch der Kayser mit dem Pabst ausgesöhnt, und so die Stärke der Ligue von Cambray ganz gebrochen.

1510. Noch war der Bundbrief mit den Schweizern nicht unterschrieben, und gleichwol forderte der Cardinal sechs tausend Mann zum Schutz des Kirchenstaats von ihnen, mit der Versicherung des freyen Passes durch das Mayländische von Seiten des Königs von Frankreich.

Verheissung reicher Besoldung, Geschenke an die vornehmsten Kriegsgurgeln, und die Lockspeise, daß durch des Pabsts Ansehen und Vermittlung, die Cantonen Lugano und Locarno leicht erhalten werden, machte die Mehrheit aus den höhern und niedern Ständen kriegslustig, und gegen die Vorstellungen der weisen unbefangenen Patrioten taub, welche den Schaden und die unglücklichen Folgen der Italiänischen Zügen zu Herzen nahmen, und mit Eifer darstellten. Die Obrigkeiten wurden durch Volks-Ungestüm hingerissen: Die Werbung mußte endlich bewilligt werden.

So sehr ward die Menge durch des Cardinals Versprechungen geblendet, daß er nur die Mühe hatte, aus den sich zudringenden auszuwählen, und seine Wahl als eine Gunst gelten machen konnte; in kurzer Zeit war ein Corps der schönsten und raschesten Schweizerkrieger auf dem Marsch. Schinner trug Sorge den glücklichen Erfolg seines Unternehmens in der Schweiz, der widerfranzösischen Parthey in Italien durch seine Agenten wissen zu lassen. Eine Folge davon war unter anderm, daß der Marggraf von Mantua aber in geheim mit dem Römischen Hof unterhandelte.

Giovan von Orelli wußte davon; seine Hoffnungen erwachten aufs neue, sein Vaterland bald des französischen Joches entledigt zu sehen. Er reiste nach Locarno, und fand die Famille der Capitanei, denen man ihre Zölle und Einkünfte beschnitten oder gar entrissen hatte, geneigt mit ihren Anhängern eine Veränderung der Regierung thätlich zu unterstützen. Ueberhaupt war das Land in Gährung zu Gunsten der Schweizer.

Dergleichen Bewegungen konnten hinwieder den Franzosen und ihren Anhängern nicht unbekannt bleiben, und sie ergriffen solche Gegenanstalten, daß für einmal in diesen Gegenden sich alles still halten mußte.

Auch das Schweizer-Heer das unterdessen bis an die Mayländischen Gränzen vorgerückt war, fand jeden Ort wol besetzt, und die Französischen Truppen auf ihrer Hut und gerüstet, ihnen das weitere Eindringen zu verwehren, welches ganz gegen das Vorgeben des Cardinals war. Sie förmlich anzugreifen verbott ihnen ein strenger Befehl ihrer Obern. Diesen Befehl aus Noth zu brechen, wollte sie wahrscheinlich der Cardinal dadurch verleiten, daß er unterlassen hatte für den nöthigen Mundvorrath zu sorgen. Er reizte sie zugleich durch neue Ermahnungen und Verheissungen. Diese halfen wenig, und da nicht einmal die ersten Versprechungen erfüllt wurden, sondern ein Theil des Soldes unbezahlt blieb, so ergrimmte der Kriegshaufe, und es war keine Schimpfrede, die nicht über den Päbstlichen Legaten ausgegossen wurde. *) Aber alles Schmähen brachte weder Gold noch Proviant, es blieb nichts übrig als im Unmuth nach Haus zu kehren.

Während daß die Eidsgenossen an den Gränzen der Lombardie gestanden, hatten die Franzosen, denen die Bewegungen der Landschaften Lugano und Locarno und derselben Anführer nicht entgiengen, verschiedene Edelleute daselbst in Verwahrung genommen, unter denen sich auch Orelli und zween seiner Vettern Giacomo und Pietro di Muralto befanden, die nun, da jene zuruckzogen, wieder auf freyen Fuß gestellt wurden; um aber ihnen die Lust zu benehmen, sich in den Dienst eines fremden Herren zu begeben, ward zugleich das Entweichen aus dem Land bey Lebensstraf, und bey Verlurst aller Haab und Güter verbotten.

Sobald die Schweizerischen Völker in ihrer Heymath angelangt, ertönte alles von lauten und bittern Klagen

---

*) Unter anderm sagte ihm ein Soldat derb ins Gesicht: „Du bist halt ein Knabenschänder;" das verdroß einen Anhänger des Cardinals, er schalt den Soldaten einen Lügner, und bewies des Cardinals Unschuld durch folgende Behauptung: „der Herr ist ja wie bekannt, den hübschen Frauen und Meidlenen so hold, daß keine vor ihm sicher ist. Hottinger und Bullinger.

über die Weise, wie sie wären hintergangen worden. Die Obrigkeiten selbst wandten sich an den Pabst und beschwerten sich, eben nicht in ehrfurchtsvollen Ausdrücken über diesen unredlichen Handel. Julius antwortete: *) „Die Schweizer hätten nicht nur fräfenlich sonder ungöttlich geschrieben, denn der Römisch Stul von jewelten her ohne Mangel und aufrecht, wol, getreulich und ehrlich gehandlet gegen menniglich." Zum Beschluß bedrohte er die Cantonen gar mit dem Bann, wenn sie die Bündniß brechen, und ihm nicht auf das neue Völker gegen seine Feinde senden würden.

Nicht so vast diese Drohungen, gegen welche die Schweizer von altem her, mehr als jedes andere Volk, sich ziemlich gleichgültig bewiesen hatten, als die listigen Ränke des Cardinals, und seine Erdichtungen über die Absichten des Französischen Hofs, taüschten die Cantonen, denen er zugleich als einer Macht schmeichelte, die es allein vermöge, die alles verschlingende Eroberungssucht der Franzosen zu zügeln. Sie liessen sich überreden, bey dem Bund mit dem Pabst zu beharren. Zu diesem kam noch ein Bewegungsgrund, in welchem mehr wahre Politik lage: Der Kayser Maximilian redte zu Gunsten des Pabsts, und er trug den Eidsgenossen als Ersatz des Französischen Bunds die Erneuerung der Erbeinigung an, die den Schweizern in vielen Rüksichten Vortheile brachte, und angenehm seyn mußte.

Da dieser Vertrag bald hernach wirklich geschlossen wurde, so fanden nun des Cardinals Entschuldigungen, von seinen vielen Creaturen unterstützt, Gehör, so daß er wieder sicher herumwandeln, und sein Wesen freyer, oder vielmehr ärger als zuvor treiben konnte. Von dem Erfolg seiner Pratiquen ermangelte er nicht fleißige Berichte an den Römischen Hof zu senden; und so sehr begünstigte ihn das Glück, daß ein Zufall, der um ihm zu schaden ver-

---

*) Diese wörtliche Uebersetzung aus dem Latein. ist in den eidsgn. Archiven.

anfaset würde, genau zu Erfüllung seiner Absichten und besser diente, als er selbst, mit aller seiner rastlosen und Ränkevollen Thätigkeit zu erreichen nie hätte hoffen dörfen.

Dieser Zufall war folgender.

Der Cardinal hatte dem gewohnten Landbott von Schweiz einen schriftlichen Auftrag nach Rom übergeben; der Mann war mit des Standes Farb bekleidet, und trug den Brief in der Standesbüchs. Als obrigkeitlicher Bott gieng er durch Lugano: Das ward dem Königlichen Vogt angezeigt; der Bott ward auf seinen Befehl angehalten, und ihm die Büchs abgenommen. Als sich darin der Brief an den Pabst fand, ward der unschuldige Träger, dem der Inhalt ganz unbekannt war, in seinem Bottenkleid unter unmenschlichem Gespött ertränkt, und die hölzerne Büchs mit muthwilligem Schimpf auf den Canton selbst zum Verkauf ausgerufen. Sobald der Canton Schweiz diese höchstfrefentliche That, und das klägliche End seines Botten vernahm, entbrannte er zur Rache, und beschloß, der Vogt zu Lugano und die Franzosen im Mayländischen sollten für das Verbrechen büßen.

1510

Augenblicklich ward der Kriegszug nach Lugano erkannt, die andern Stände wurden zum Nachzug aufgemahnt; diese, zwar eingedenk der Gesinnungen deren von Lugano und Locarno gegen die Cantonen, und gelüstig dieses Land zu besitzen, das ihnen als eine Vormaur gegen die Lombardie am Herzen lag, wollten doch nicht so rasch zu Werke gehen, sondern schlugen Schweiz vor, durch Gesandte von dem König Genugthuung zu fordern, und ihn zugleich an sein Versprechen zu erinneren, diese Herrschaften den Cantonen abzutretten. Das war nicht nach dem Sinn des Cardinals, er predigte zu Schweiz, daß nur Blut den Tod des Landbotten rächen, und den Schimpf abwaschen könne, und behauptete, daß Ludwig niemals den Schweizern gutwillig einen Fuß Land übergeben werde; also sey es jetzt die Zeit und leicht, auch der Grund gerecht, die Herrschaften Lugano und Locarno mit Gewalt der Waffen einzunehmen. Schweiz sonst aufgebracht,

glaubte dem Cardinal mehr als dem kältern Rath seiner Miteydsgenossen: Es beredte seine Nachbaren von Uri und Unterwalden mit ihm über den Gothard zu ziehen, 1511 obschon es spät (im November) im Jahr, und also die Zeit sehr ungünstig war.

Der Französische Commandant zu Lugano sahe den Folgen dieses Angriffs erschrocken entgegen; er gab sich Mühe solche abzuwenden, und bot den Verwandten des Ermordeten ein Söhngeld an. Jene hätten es angenommen, aber das Land wollte nichts davon hören. Der Zug gieng in starken Märschen auf Gallavate; dahin kam denn auch ein grosses Französisches Heer, vor dessen Uebermacht das schwache Schweizerkorps sich in die Stadt ziehen mußte; daselbst ward es von den Franzosen eingeschlossen, die sich eines nahen Siegs freuten: Die Schweizer, entschlossen sich bis auf den letzten Mann zu wehren, sandten eilende Mahnbotten an ihre Miteydsgenossen. So mißbeliebig diesen das unzeitige Verfahren ihrer Mitverbündeten gewesen, wollten sie diese in der Noth nicht verlassen: Ohne Proviant, nur mit ihren furchtbaren Waffen eilten sie nach. Zürich war zuerst mit etlichen Feldstücken und Doppelhagen auf dem Kampfplatz, und noch ehe die Truppen aller zueilenden Cantonen angelangt waren, wurde die Französische Reuterey angegriffen, und bald zum Weichen gebracht: Dieses schlug den Muth der Franzosen nieder.

Der Marggraf von Röteln und Herr von Hohensax, beyde Schweizerfreunde, kamen mit etlichen Mayländischen Edelleuten in das Eydgnössische Lager um Frieden zu erhandeln. Die Franzosen anerboten 33000 Gulden an die Kriegskösten: Den Eydsgenossen war es nicht um Geld, sondern um die Landschaft von Lugano und Locarno zu thun, und diese forderten sie als Entschädigung und Genugthuung: Ihre Gegner erhöheten nun ihre Anerbietung auf 50000 Gulden: Umsonst: es ward auf der Uebergabe des Landes beharret, dessen Einwohner in ängstlicher aber stillen Erwartung zu bleiben gezwungen waren,

was für ein Ende diese unter den Waffen geführte Unterhandlung nehmen würde? Es ward nichts beschlossen, und erfolgte auch kein Angriff; indessen fiel eine ungewohnte Kälte ein, und da überdies der Proviant mangelte, konnten die Schweizer nicht länger im Feld bleiben, sondern zogen sich über die Berge zurück, fest entschlossen im folgenden Jahr Genugthuung und Kriegskosten im Mayländischen zu holen.

Dieser Gemüthsstimmung freute sich der Cardinal von Sitten, und er nüzte sie gut, um die Stände zu überreden, in den heiligen Bund zu tretten; es ward ihm diesmal leichter, da die Pensionen richtiger als vorher bezahlt worden. Diese Gelder wurden unter andern durch Ulrich Zwingli zu Glarus ausgetheilt, wo er Pfarrer war: Er, der wenige Zeit hernach dem Römischen Hof eine unheilbare Wunde schlug, stund damals bey dem Pabst und dessen Legaten in besonderer Gunst.

So wohl gelang es dem Cardinal in seinem grossen Geschäfte die Franzosen verhaßt zu machen, daß König Ludwig nun als Feind der Kirche erklärt ward, und der Pabst sechstausend Mann von den Eydsgenossen erhielt, um solche ohne Einschränkung gegen seine Gegner zu brauchen. Julius war es mit dem Krieg Ernst, weil er die Person des Königs haßte, die päbstlichen Drohungen und selbst die Bannstrahlen zu verachten schien.

Als seine Truppen aus Rom zogen, warf Julius St. Peters Schlüssel in die Tiber, und zog den Degen mit den Worten: Weil St. Peters Schlüssel wenig hilft, so helfe St. Paulus Schwerdt! *)

Aber ehe noch die Eydsgenößische Hilfsvölker anlangten, wurden die Päbstlichen zu Ravenna geschlagen, weil

---

*) Quum Petri nihil efficiant ad prælia Claves,
Auxilio Pauli forsitan Ensis erit. — — —

Sagen die zwey letzten Zeilen eines epigramms, welches auf den Pabst Julius gemacht worden, Ducheri d'aigueperse en Auvergne ward für den Verfasser gehalten, er sorgte dafür, daß es nicht bewiesen werden konnte. Memoires de Martin du Ballay.

sie durch kriegerischen Eifer mehr als durch kluge Anstalten sich leiten liessen, „und half St. Pauls Schwerdt wenig dem Pabst,“ sagt Bullinger.

Julius erhielt die Nachricht von diesem Verlust, da er seine Horas bethete, im Aerger schmieß er sein Buch an die Wand, und sein Gebeth verwandelte sich in einen Fluch. Nun bedurfte er eine grössere Kriegsmacht, als dem Cardinal von den Cantonen zugesagt worden: Julius sandte deswegen noch einen Legaten in die Schweiz, der nebst dem ersteren auf das dringendste neue und mehrere Völker forderte. Es wurden zwanzigtausend Mann bewilligt, die bald beysammen waren, weil der vor einem Jahr empfangne Schimpf noch nicht gerochen, und der Vorsatz fest war, an den Mayländischen Gränzen eine Herrschaft zu erhalten.

Das Heer erhielt Befehl, ehe es tiefer in die Lombardie einrückte, Lugano, Locarno und Mayenthal einzunehmen, und sich von den Einwohnern, an deren guten Willen man nicht zweifeln konnte, zu Handen der Cantonen huldigen zu lassen.

Sobald ein so furchtbares und zahlreiches Heer erschien, ergab sich das Land demselben freywillig, und huldigte den Schweizern mit Jubel als ihren Rettern. Die Franzosen hielten sich zwar noch in den Schlössern zu Locarno und Lugano: aber die Schweizer verweilten sich nicht, um dieselben zu belageren, weil ihre Uebergabe die nothwendige Folge eines Siegs über die Französische Völker im Mayländischen seyn mußte; sie benutzten sich ihren neuen Unterthanen die Einschliessung aufzutragen, und versahen diejenigen aus ihnen mit Waffen, welchen solche von den Franzosen waren weggenommen worden.

Nun gieng der Marsch rasch in die Lombardie, und die Vereinigung mit den Päbstlichen und Venetianischen Truppen geschah ohne Hinderniß, die Franzosen die einen solchen Ueberfall nach dem Sieg bey Ravenna gar nicht besorgten, wurden durch die Uebermacht der vereinigten

Bunds-

Bundsgenossen bald vertrieben; nur das Schloß zu Mayland hielt sich noch schwach *).

Schon kam in die Frage, wer Mayland bekommen sollte? der Pabst, der Kayser und die Venetianer waren alle gleich nach diesem Herzogthum lüstern: Aber die Schweizer erklärten sich laut und entschieden für Sforza Moro's Sohn, der sich immer in Deutschland aufgehalten hatte: An dem Sohn wollten sie beweisen, daß die Nation an dem Vater nicht verrätherisch gehandelt. Julius, Maximilian und Venedig, von denen keiner dem anderen dieses Land gönnen möchte, waren zulezt zufrieden, daß es einem Vierten zufalle, und als die Schweizer Miene machten, die Plätze für Maximilian Sforza zu besetzen, war die Sache vollends entschieden: Auf Verwendung des Pabsts erfolgte die Kayserliche Investitur zu Gunsten des jungen Herzogs.

Den Schweizern ward nun von den kriegführenden Mächten überlassen, Maximilian Sforza in das väterliche Herzogthum einzusetzen, und seine Person und sein Land gegen männiglich wie ihre eigne Land und Leut zu schützen und zu schirmen, dagegen ihnen das ganze Land, so jezt die italienische Schweiz heißt, feyrlich und für immer abgetretten werden solle. Darüber freuten sich denn die Unterthanen und rechneten es sich zur Ehre Schweizer zu werden.

Indessen der Cardinal von Sitten einstweilig als Regent des Herzogthums, im Namen des Herzogs sich huldigen ließ, nahmen auch die Schweizer von ihren neuen Unterthanen die Huldigung an: Sie geschah mit grossem Jubel, besonders zu Locarno, wo man von der Bezahlung einer grossen Brandschatzung sich nun befreyt glaubte, welche die Franzosen der Landschaft aufgelegt, und

---

*) Dem Pabst ward dieser glückliche Fortgang berichtet, als er wieder seine Horas las, er sollte eben sagen, St. Petre ora pro nobis, im Taumel der Freude rief er: „Sancte Schwyz ora pro nobis. Bullinger & Hottinger.

die bald verfallen war. Von Luzern aus ward dem Flecken befohlen, keine Anlagen mehr zu bezahlen.

Um das erworbene Land gegen den Herzog von Savoyen zu sichern, und aus seinem Gebiet freye Zufuhr zu haben, errichteten die Cantonen mit ihm einen Bund auf acht und zwanzig Jahre.

Nachdem die Schweizer eine Anzahl Soldaten zu der Belagerung der Schlösser zu Lugano und Locarno geordnet, (die noch immer mit Franzosen besezt waren), und zwölfhundert Mann in die vornehmsten Festungen im Mayländischen gelegt hatten, giengen die übrigen Truppen nach Haus.

Nun sollte der Pabst den Cantonen achtzigtausend Cronen an die Kriegskosten bezahlen; aber es ward ihnen nicht Wort gehalten, sie mußten mit zwanzigtausend für lieb nehmen: Der gemeine Soldat wie die Officiers schrien laut über den Legaten, aber die Obrigkeiten waren zufrieden, ein ihnen gelegnes Land erhalten, und sich an den Franzosen gerochen zu haben. Der Legat blieb sich selbst gleich, er ließ schmählen und gab gute Worte: er traute auf seinen Credit so sehr, daß er sich nicht scheute im Namen seines Herren Ansprachen auf etliche Plätze zu machen, welche zu dem Herzogthum Mayland gehörten: die Cantonen warfen ihm die zweyfache Untreu hart vor, und erklärten sich, den Herzog Maximilian in dem Besitz des ganzen Herzogthums buchstäblich nach dem Traktat zu schützen.

Jetzt bedaurte König Ludwig, daß er sich von den Eydsgenossen getrennt, und durch Aufhebung des Bündnisses mit ihnen, selbst zu dem Verlust von Mayland das meiste gethan hätte: Er forderte ein sicheres Geleit für seine Gesandte, um einen Frieden zu unterhandlen, der Legat suchte die Bewilligung zu hindern, aber er drang nicht durch, und die Cantonen sagten das Geleit mit der Bedingniß zu, wenn der König zuvor die Schlösser zu Lugano und Locarno mit den Kriegsbedürfnissen darinn

überliefere; das ward versprochen, und la Trimouille gab darüber eine gesiegelte Verschreibung.

Das Schloß zu Lugano ward sogleich, (doch ohne Vorwissen der Stände), von den Schweizer-Soldaten geschlissen: Die Besatzung von Locarno hingegen wollte nicht abziehen, bis sie um ihren Sold von dem König befriedigt wäre. Sie that verschiedene Ausfälle, verbrannte einige Häuser der vornehmsten Einwohner, und verübte sonst beträchtlichen Schaden: Endlich ward das Schloß mit Sturm erobert, das darinn befindliche Geschütz blieb den Siegern, und nach Lugano und Locarno wurden Schweizerische Zusätzer verlegt.

So waren jetzt die Cantonen ruhige, vom Pabst, dem Kayser, dem König von Frankreich, und dem Herzog von Mayland anerkannte Besitzer der seither so geheissenen welschen Vogteyen, und was ihnen den Besitz so gut als alle geschriebene Traktaten sicherte, war der laute Wunsch der Einwohner unter ihrer milden Regierung zu leben.

Noch war es um die Einsetzung des jungen Herzogs zu thun, der in seine Hauptstadt von Bonn aus, wo er sich aufgehalten, zurück gekommen war. Die bisherigen Regenten, der Cardinal von Sitten und der Bischof Sforza von Lodi, schrieben deswegen an die zu Baden versammelten Stände, und baten diese feyerliche Handlung durch eine ansehnliche Gesandtschaft vollziehen zu lassen. Bald nachdem die Gesandtschaft zu Mayland angelangt war, und standhaft durch die mannigfaltige Hindernisse, die der Stolz der Kayserlichen Bothschafter ihrem Auftrag in den Weg gelegt hatte, durchgedrungen, wurde der 29te Christmonat zu der Herzoglichen Einsetzung bestimmt. Ein Theil der Eydsgenößischen Abgesandten führte Maximilian im Triumph in die Stadt. In seinem Gefolge waren alle alte Anhänger und Freunde des Sforzischen Hauses. Unter ihnen zeichnete sich der Marggraf von Mantua aus, der mit allen den Mayländischen Edelleuten, die lange Schutz und Aufenthalt bey ihm gesucht hatten, einen eig-

1512

nen Zug ausmachte, zu dem sich auch Giovann von Orelli mit mehreren seiner Anverwandten schluge.

Unbekümmert wie lange die neue Regierung bestehen würde, äusserte dieses prächtige Gefolg ohne Scheu seinen Haß gegen die vorige Regierung, mehr noch als die Zuneigung gegen den neuen Herren. Ein anderer Theil der Eydgenößischen Gesandten empfieng den Herzog unter dem Stadtthor, und überreichte ihm im Namen der Cantone die Schlüssel seiner Hauptstadt; der gerührte Fürst erklärte öffentlich, da er die Schlüssel annahm. „Er empfange das Erbe seiner Väter aus den Händen der Eydsgenossen, gleichsam als ein freyes Geschenk ihrer Gewogenheit und Bundestreu.“ Freudenfeste die bey diesem Anlaß gegeben wurden, tilgten bey dem lärmenden Volk für einige Tage das Andenken an die ausgestandene Noth, und liessen keinen bangen Erwartungen für die Zukunft Raum.

Maximilian stellte den Schweizerischen Abgesandten Instrumente die sie ganz befriedigten, über seine freywillige Abtrettung der Länder Lugano, Locarno, Mendrisio und Valle Maggio zu, zugleich anerkannte er den Besitz und die Oberherrlichkeit die sich einige Cantonen über Bellinzona erworben hatten. Er selbst betrachtete sich nun als ruhigen Beherrscher, des ihm durch Traktaten, und mittelst einer Kayserlichen Belehnung überlassenen Fürstenthums; seine Sicherheit gründete sich zugleich auf den Schutz, den er in jedem Fall von den Cantonen erwarten zu können glaubte. Für einmal behielte er von den Kriegsvölkern der Stände nicht mehr als 4000 Mann, um nicht durch eine grössere Zahl seinen Unterthanen gerade im Anfang beschwerlich zu seyn.

An dem Hofe des jungen Herzogs hielt sich nun auch Giovann von Orelli auf, aber mehr seiner Söhne wegen, als um aufs neue Dienste zu suchen. Jene hatten jezt das Alter von dreyzehen Jahren erreicht, und der Vater, dem schon die Worte Mönch und Noviz bange machten, fand, es wäre hohe Zeit, sie der klösterlichen Zucht zu

entziehen, und für eine thätige Lebensart zu bilden. Doch war er zufrieden mit dem, was sein Freund Fra Pietro an den Knaben gethan: Beyde waren für ihr Alter gut genug unterrichtet, ihre Sitten rein, und in ihrem äusserlichen war ein Anstand, der ihre jugendliche Schönheit hebte, welchen Klostererziehung sehr oft unterdrückt, und äusserst selten giebt.

Daß Fra Pietro sie vor allen Schlingen, die sie hätten ins Mönchsleben hineinziehen und verwickeln können, sorgfältig verwahrt, erkannte Giovann besonders an Aloysius. Dieser über sein Alter nachdenkend, schien von Natur zu religiosem Ernst geneigt. Die unruhigen Zeiten, die seinen Vater schwer gedrückt, hatten einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht, daß er leicht zu bewegen gewesen wäre, sich der heiligen Stille einer Klosterzelle zu überlassen, zu der er vielleicht eine geheime Neigung hatte.

Fra Pietro, dem diese Stimmung nicht entgieng, anstatt sie aufzumuntern, arbeitete ihr aus allen Kräften entgegen. Das Lesen der Legenden wußte er zu hindern, er trieb die Knaben so fleißig zur Erlernung der alten Sprachen und Wissenschaften an, daß ausser den gewohnten religiosen Uebungen, ihnen keine Zeit übrig blieb, die Einbildungskraft auf einen gefährlichen Grad zu erhitzen. Mit dem lebhaften Francesco hatte er weniger Vorsicht nöthig; dem lachte das Herz, wenn er von Krieg und Getümmel hörte; es war ihm ärgerlich, daß er erst noch lernen sollte, was er in der Welt zu thun hätte, da nach seiner Ueberzeugung nichts edler war, als gegen Feinde zu kämpfen, und dazu glaubte er, in seinem Knabensinn, bedurfte es nichts, als ein paar starke Arme, ein rasches Pferd, und einen guten Damascener Degen. Die ersten fühlte er von der Natur zu haben, und bis er Pferd und Degen besitze, nahm er sich vor, seinem Vater keine Ruhe zu lassen. Diesem gefiel das Jugendfeuer des einen seiner Zwillinge viel besser als der ernsthaftere Carakter des andern, den er schon in Gefahr glaubte, durch die erste widrige Begegnisse des Lebens, oder durch die schmeichelnde

Beredsamkeit eines Novizzen-Missionärs dem thätigen Leben entrissen zu werden; doch blieb seine väterliche Liebe ungetheilt. Was mit ihnen anzufangen? darüber hielt er mit Fra Pietro Rath, weil solcher als unermüdeter Erzieher, die Seelen der Knaben durchschaut, und ihre Anlagen am richtigsten beurtheilen konnte. Als Giovan einige Bangigkeit über seines Sohns Aloysius Gemüthsart äusserte, rufte Fra Pietro die beyden Knaben, die eben am Ende des Klostergartens mit ihren Mitschülern sich belustigten. Auf den ersten Wink waren beyde gehorsam. Aloysius kam mit vestem frischem Schritt durch die gerade Allee, indessen sein Bruder Francesco nebenher einige Boksprünge über den Raasen machte. Nach wenigen Fragen entließ sie Pietro wieder; die Knaben kehrten auf gleiche Art, wie sie gekommen, zu ihren Spielen zurück. Da bewies Fra Pietro dem aufmerksamen Vater, daß Aloysius ofnes lachendes Auge, sein frischer Gang und Blick von einer entschlossenen, nicht leicht zum Mönchsgehorsam sich beugenden Seele zeugten. Giovann ward beruhigt, und es ward ausgemacht, die Knaben dem Herzog vorzustellen; und sie für einmal in desselben Dienste zu geben. Maximilian wußte nicht nur, wie viel sein Vater Ludovico Moro auf Giovann gehalten; er war selbst Zeuge gewesen, mit wie viel Eifer dieser bey dem Kayser um Unterstützung des gesunkenen Hauses angehalten; er wußte zugleich, daß er um seiner Treu willen gegen die Sforza, von den Franzosen hart war mitgenommen worden. Günstig nahme er also die Knaben auf, gabe jedem ein Pferd, und Page-Kleidung, dem Vater aber die Versicherung für beyde zu sorgen; zugleich ward dem lezten das Commando von Pavia, das er schon einmal so treu verwaltet hatte, aufgetragen; allein er lehnte es unter dem Vorwand seines Alters, und geschwächter Gesundheit ab; der wahre Grund aber der Verweigerung scheint hauptsächlich gewesen zu seyn, daß er an die Daur der Herzoglichen Macht nicht glaubte, und die Ruhe und das Glück seiner noch übrigen Jahren, nicht von der Wankelmuth des Schick-

fals, vielleicht auch der Laune eines Fürsten wollte abhängen lassen, dessen Schwächen er ganz eingesehen hatte. Doch erhielt er von Maximilian eine Summe Gelds, als Entschädigung für den Aufwand, den er ehedem zu Pavia gemacht.

Den Stand seiner Söhne sahe Giovann nicht so vast als Grundlage einer sichern Versorgung, sondern vielmehr als eine Schule an, in welcher sie gebildet werden sollten.

Wenn Orelli für sich selbst Ursache hatte, mit dem Betragen des Herzogs zufrieden zu seyn, so war er es hingegen nicht mit dessen Verhalten gegen den Margraf von Mantua. Dieser erklärte Anhänger des Lodovico Sforza, ward ungeachtet seiner geleisteten Dienste, kaltsinnig an dem Hof behandelt. Maximilian schien es empfunden zu haben, daß der Margraf, um sein Leben und Land zu retten, sich mit dem Französischen Monarch in einen Vergleich eingelassen, obschon zu einer Zeit, wo Moro und seine Söhne selbst alles aufgegeben hatten: Vielleicht daß diese Unzufriedenheit auf Seite Giovanns dazu beytrug, daß er bald nachher seinen Sohn Franzesco in Spannien sandte, wo seines Bruders Sohn bey Ferdinand wohl gelitten war, *) weil er sich bey verschiednen Vorfällen, als ein herzhafter und einsichtsvoller Krieger gezeigt hatte; durch ihn sollte der Jüngling zum Kriegshandwerk gezogen werden.

Diese erste Trennung der Zwillinge, die dreyzehen Jahre nie von einander geschieden worden, war beyden äusserst schmerzhaft, besonders Aloysius, der aus Sehnsucht nach dem geliebten Bruder sich wieder in die Einsamkeit der Dominikaner zurückzuwünschen schien. Endlich gewann die Munterkeit seines Alters, von den Vorstellungen des Vaters, und seines Erziehers, und von der Neuheit und dem Geraüsch der Gegenstände unterstützt, die ihn umgaben, die Oberhand. Er lernte sich allmählig in seine Lebensart schicken, und mit nicht weniger Freude

*) Locarner Chronik.

als Anstand, alle ritterliche Uebungen machen, die an Höfen damals gebräuchlich waren.

Giovann, nachdem er für einmal seine Absichten in Ansehung seiner Söhne erreicht hatte, kehrte nun in sein Vaterland zurück, aufmerksam auf die Anstalten und Vorkehrungen der neuen Regierung. Vermög kayserlichen Privilegien, und nach uraltem Herkommen *) besassen die Familien der Capitanei das Recht, den Rath zu Locarno zu besetzen, und das Recht der Zölle; jenes war unangetastet geblieben, dieses aber während daß die Franzosen Meister waren, den Capitanei entrissen worden, die sich nun um beyder Bestätigung bey den neuen Landsherren bewerben wollten. Allein da auf Antrieb ihrer Gegner der Duni, die Landschaften Lugano und Locarno im Begriff waren, mit allgemeinen und übertriebnen Forderungen sich an die Cantonen zu wenden, die auf nichts weniger, als beynahe eine gänzliche Unabhängigkeit zielten, und da zugleich eine Menge Privatpersonen, die während dem Krieg mehr oder weniger waren mitgenommen worden, um Entschädigungen, oft in unbescheidnem Ton, baten, so riethe Orelli seiner Familie, ihr Ansuchen bis auf eine andere Zeit zu verschieben; das geschahe, und die Duni getrauten sich nun auch nicht mehr, die Landschaften wegen allgemeiner Angelegenheiten in Bewegung zu setzen. Ohnehin schien sich über dieselben wieder ein Gewitter zusammen zu ziehen.

Denn noch immer hatte sich die Französische Besatzung, mit Vorrath reichlich versehen, in dem vesten Schloß zu Mayland behauptet, und jezt kam sichere Nachricht, daß Ludwig der XII. sich aufs neue zu einem Kriegszug in die Lombardie rüste. Diesmal giengen aber seine Gesinnungen dahin, die Eidsgenossen für sich zu gewinnen.

Um es zu versuchen, schickte er den Herrn von Corbesson an die damals zu Luzern versammelte Tagsatzung: Er anerbotte den Strich Landes, den sich die Schweizer

---

*) Crescentius, Locarner Archiv und andere.

unterworfen hatten, nebst einer ansehnlichen Summe Geldes. Diese Vorschläge beleidigten. Die Antwort war: man besitze schon was der König anbiete, und durch kein Geld werde man sich abhalten lassen, dem Herzog den versprochenen Schutz zu leisten; nun saumte Ludwig nicht ein zahlreiches Heer unter den Befehlen des Herrn von La Trimouille anrücken zu lassen. Auf seiner Seite flehte Maximilian, der seine Verlegenheit und seine Furcht nicht verbergen konnte, bey den Ständen um Rath und Hilf. Sie liessen für den ersten Auszug viertausend Mann marschieren, meistens alte versuchte Krieger, die schon in mehrern Schlachten gesiegt hatten, begleitet von Kriegslustigen Jünglingen, die Sieges- und Ehrbegierde anfeurte.

Durch Eilmärsche war das Französische Heer den Schweizern vorgekommen, und la Trimouille hatte ohne grossen Widerstand Asti und Alexandrien eingenommen.

Maximilian traute den Mayländern nicht starke Neigung für seine Person, noch Standhaftigkeit zu, aus Liebe zu ihm sich den Gefahren einer Belagerung auszusetzen, darum verließ er Mayland, und floh in die Vestung Novara; nur sein Hof und wenige junge Edelleute folgten Ihm; die übrigen Einwohner erwarteten von den Franzosen milde Behandlung, weil sie sich nur leidend verhielten.

Das Schweizerheer war gleichfalls nach Novara gezogen; die Hauptleute hatten Mühe, dem Herzog nur so viel Muth zu erhalten, daß er Gegenwehr und Vertheidigung genehmigte; denn die fast allgemeine Uebergab des Mayländischen an den La Trimouille hatte ihn, schwach wie er war, ganz zaghaft gemacht.

Zu den Cantonen schlug sich, um Beweise ihrer Treu zu geben, aus ihren neuen Italiänischen Landen, eine Anzahl Freywillige zum Fußvolk. Die Edelleute von der Alt-Sforzischen und Schweizer-Parthey eilten wohl beritten gleichfalls nach Novara, und unter diesen auch der alte Giovann von Orelli, aus Fürsorge für seinen Sohn getrieben, und durch Ergebenheit für die Cantonen. Die Franzosen, unterrichtet, daß die Schweizerischen Hilfsvöl-

ker höchstens auf fünftausend Mann sich belaufen, dünkte es ein geringes dieses Häufchen Volk zu besiegen. Lustig und muthig rückten sie vor die Stadt, und unternahmen die, wie es ihnen vorkam, ganz leichte Belagerung. La Trimoille schrieb dem König in großsprecherischem Styl, er werde hier in kurzem den Sohn Maximilian gefangen nehmen, wie er dessen Vater gefangen genommen habe. Aber diesmal war unter den Schweizern kein Verräther, der helfen wollte die Prahlerey des Französischen Oberbefehlshaber zur Thatsache zu machen. Seine Großsprecherey zahlten sie mit Hohn; durch einen Trompeter liessen sie ihm sagen, er könne sein Pulver sparen, die Stadtthore stehen ja offen, aber er müsse sich durch die Brust eines jeden Schweizers als durch so viele Mauren durchschlagen. Da la Trimouille es nicht wollte auf die Probe ankommen lassen, fuhr er fort die Stadt zu beschiessen; die Schweizer wagten herzhafte Ausfälle, die ihrer Tapferkeit immer glückten. Der Herzog blieb hinter den Mauren, doch schien es ihm zu gefallen, wenn seine Hofleute mit den heldenmüthigen Schweizern zum Scharmützel auszogen. In einem Ritt dieser Art verlohr der Page Aloys sein Pferd. Der Schuß der es tödete, verwundete ihn selbst an dem Schenkel: Weniger schmerzte ihn seine Wunde, als der Verlust seines Gauls, desto mehr da der Herzog wenig Neigung zeigte, ihm einen anderen zu schenken: Was sein Fürst nicht that, geschah von seinem Vater, der lieber wollte daß sein Sohn sich zu einem herzhaften Krieger als zu einem geschmeidigen Hofjunker bilde: Er begleitete ihn nun selbst bey einem zweyten Ausfall, und hatte die Freude, Aloys sich tapfer herumschlagen, und einen Gefangenen zurückbringen zu sehen: Während der Belagerung hielten sich beyde gern zu den Schweizerischen Hauptleuten, besonders war Aloys, gleichsam als ob er sein künftiges Schicksal geahndet hätte, viel um die Zürcher, unter denen lernte er sich im Deutschen auszudrücken: Er gewann das Wohlwollen eines Schönauwers, Meiß, Stapfers, Rahn, Lavaters u. a.

die alle verschiedene Mahl in Italien gewesen, und letzterer besonders Aufsehen gemacht, da er sich weigerte dem Pabst den Pantoffel zu küssen. *) Unter der Anführung dieser Krieger mischte sich Aloysius oft in die Schweizerische Fußreihen, und bildete sich viel darauf ein, für einen Schweizer angesehen zu werden.

Um auf die Belagerung zurückzukommen, so wurde diese mit desto mehr Nachdruck fortgesetzt, je mehr die Französischen Truppen bey den öftern Scharmützeln Nachtheil erlitten. Die Wirkung der Kanonen war groß, an etlichen Orten war die Maur ganz niedergeschossen, und die Franzosen machten Anstalten zu einem Sturm.

Die Belagerten hatten wegen ihrer geringen Anzahl, vergliechen mit der feindlichen Macht, harte und ununterbrochene Arbeit; aber sie blieben unter allen Strapazen muthvoll, und erwarteten gelassen die Hilfsvölker, welche die Cantonen ihnen zum Beystand abgeschickt hatten, so bald sie die Belagerung von Novara und die Macht des Französischen Heers vernommen.

Der Marsch dieser frischen Eydgnößischen Truppen ward auch in dem Französischen Lager kund, und la Trimouille beschloß vor ihrer Ankunft noch einen Hauptsturm zu wagen: Dieser ward mit aller Hitze, welche die Franzosen bey ihren Angriffen so gefährlich macht, unternommen, aber von den Schweizern mit kalter Tapferkeit und unerschütterlicher Standhaftigkeit abgeschlagen; in jeder Maurenlücke stunden Eydsgenossen, die mit Spiessen und Hellparten, die eindringenden Belagerer tödeten oder zurücktrieben: Die Franzosen verloren viel Volk; ihre Hitze sank, und damit auch ihr Muth, sie zogen in ihr Lager zurück.

Sobald das Gefecht geendet war, ward in Novara Kriegsrath gehalten, und überlegt, ob man die nahe Hilfe erwarten, oder die, durch die bey dem Sturme erlittene Niederlag erschreckte Feinde, alsobald angreiffen solle? die

*) Stukius Vita Lavateri.

älteren und erfahrneren Krieger stimmten auf das Erwarten frischen Volks: Die Jüngeren, Stolz auf manche errungene Vortheile, ungeduldig so lange innert den Mauren eingeschlossen zu seyn, wollten an den Feind. „Wenn „jeder von uns nur fünf Feinde zu Boden schlagt, so „sind wir zahlreich genug," sagte Keller von Zürich; und viele fanden seine Rechnung sehr richtig.

Während dieser ziemlich stürmischen Berathung langten von den erwarteten Schweizern, die aus den nächsten Cantonen an, oder aus den ferneren, diejenigen so in kleinen Rotten dem Gewalthaufen vorgeeilt waren: Zusammen mochte sich ihre Zahl auf fünftausend belaufen. *) Jetzt war an kein Zuwarten mehr zu denken, obschon verschiedene Hauptleute die Müdigkeit der neuangekommenen zu bedenken gaben, und nach den letzteren einmüthigen Berichten, die übrigen alle späthest in zwey Tagen eintreffen sollten.

Auch die Neuangelangten, als sie den Eyfer der Belagerten, den Feind anzugreifen sahen, wurden hingerissen; sie fühlten keine Müdigkeit mehr, von Ehrbegierde belebt: Gleichwie sie der grösseren Macht die nachfolgte, auf dem Weg vorgeeilt waren, so wollten sie ihr nun die Schlacht selbst ablaufen: Mit Mühe und nur durch die ernsthaftesten Vorstellungen, und sogar Drohungen konnten die Hauptleute erhalten, daß der Angriff da es schon späth am Abend war, auf den morgenden Tag verlegt wurde: Vor Tages Anbruch rüstete sich alles: Die jüngern Krieger die noch keinem Treffen beygewohnt, formierten sich ungeheissen in die vordersten Glieder: Die Aeltern gönnten ihnen diese Ehre, die sie noch mehr anfeurte; zugleich konnten sie in dieser Stellung besser beobachtet und in ihren Bewegungen geleitet werden.

Der Muth und die allgemeine Streitlust theilte sich selbst dem Herzog mit der zu Pferd an dem Gefecht Theil nehmen wollte, aber die Eydsgenossen baten ihn in der

*) Bullinger, Stumpf u. m.

Stadt zu bleiben, und verordneten aus ihrem Mittel eine starke Hut zu seiner Sicherheit auf jeden Fall: Sonst vereinigte sich mit ihnen fast alles was von italiänischen Bewaffneten in Novara lag: denn diese sahen, wie Paul Jovius bemerkt, das Entlaufen der Hunden aus dem Französischen Lager nach der Stadt, als ein günstiges Vorzeichen des Sieges an.

Das Schweizerheer in Schlachtordnung gestellt, fiel nach alter frommer Sitte auf die Knie, und flehte zum Himmel um Schutz. Rasch erhob es sich wieder, und gieng in geschwindem Schritt auf die Schlachtordnung des Feindes los, diese blieb unbeweglich hinter ihrem wohlbedienten Geschütz, aus welchem sie auf die anrückenden Schweizer losbrannten, und Schuß auf Schuß in ihre dichte Reyhen grosse Lücken machten. Der unverwundete Eydsgenoß tratt geschwind in die Stelle des gesunkenen Bruders. Tod und Wunden der zu Boden gestürzten, entflammte Rach und Grimm. In strengem Lauf, und dennoch in geschlossenen Gliedern eilten sie an das verheerende Geschütz: Dieses zu vertheidigen drängten sich die Tapfersten der Feinde zu, und hier ward die Schlacht am blutigsten: In unwiderstehlichen Haufen stürzten die Eydsgenossen in die dichten Glieder des Feinds; ein Theil stritte um sich des Geschützes zu bemächtigen; die Feinde vielfach an der Zahl überlegen, suchten die Schweizer zu umringen; aber diese auf allen Seiten geschlossen, vereitelten mit ihren Speeren das Einbrechen der Reuterey und des Fußvolks. Kein Theil wich einen Schritt, als nur um dem anderen durch eine bessere Stellung einen Vortheil abzugewinnen: Wie der Angriff, so war auch die Vertheidigung tapfer und hartnäckig. Von beyden Theilen kam man so hart und so nahe an einander, daß Spiesse und langes Gewehr unbrauchbar wurden, Mann gegen Mann stritt endlich mit Dolchen und sogeheißnen Beymessern *). Ein Graben hinter welchem

*) Ein kurzer Sabel.

das Französische Geschütz aufgepflanzt war, hinderte die Eydsgenossen immer noch, sich desselben zu bemächtigen; zunächst daran stunden die Franzosen, nach Bullingers Ausdruck: „Glysent wie ein stählner Berg,“ und wenn ein feindlicher Haufe zurückgetrieben war, so zog ein frischer wider an; lange blieb der Ausgang unentschieden; denn Schweizerischer Kriegszucht und ausharrendem Heldenmuth hielt überlegene Feindsmenge, zerstörendes Geschütz und tapfere Gegenwehr die Waage.

Endlich glückte es einem Haufen erfahrner Streiter, die, wie Bullinger sie bezeichnet, „by sömlichem Schick und Schimpf mermal gsyn,“ durch das Gedränge in's Freye zu kommen; unter oben genanntem Hans Keller von Zürich und Jacob Mutti von Uri, formierten sie sich in keilförmige Ordnung, und fielen mit Streitaxen und Hellparten dem Feind in die Seiten: Die Französische Reisige suchten vergebens diese Ordnung zu brechen, mit schmetternden Streichen schlug sie was sich widersetzte, zu Boden: Als die vordersten Kämpfer auf einer Seite Luft hatten, setzten sie mit neuer Anstrengung an das Geschütz; der Graben ward endlich überstiegen, die Schützen getödet oder verjagt, und die Franzosen jetzt aus ihren eignen Canonen beschossen.

Von diesem Augenblick an hatte die Gegenwehr ein Ende; es erhob sich ein allgemeines Laufen. Die Schnelligkeit der Pferdten rettete die Reisigen; aber das sonst behende Französische Fußvolk konnte den Schweizern nicht geschwind genug entfliehen, welche die durch das Geschütz getödeten Brüder zu rächen entbrannt waren. Eine halbe deutsche Meile Weges wurden die Fliehenden verfolgt, und bey Tausenden fielen im Laufen, die in der Schlachtordnung durch männlichen Kampf den Tod abgewehrt hatten.

Als nun die Feinde zerstoben waren, kehrten die siegenden Schweizer in das Französische Lager zurück, und fanden reiche Beute an Gold, Silber, an Harnischen, Gewehren, und Zelten. Bey dem Geld, das schon für die

Soldaten als Schlachtsold gezählt war, fanden sich die Musterrollen, aus welchen sich ergab, daß das Französische Heer aus 21780 Mann bestanden; von diesen verloren 13800 in der Schlacht und auf der Flucht das Leben. Aber auch die Schweizer hatten 1400 tapfere Streiter verloren; Keller und Mutti waren unter diesen letztern. Die Schlacht hatte fünf volle Stunden gedaurt. Die meisten Eidsgenossen waren durch das Geschütz gefallen; ein Canonenschuß nahm aus ihrer gedrängten Ordnung fünfzig und mehr Mann auf einmal hin.

Bey dieser blutigen Schlacht zeigte sich den Schweizern, zum ersten Mal, die zerstörende Kraft der Canonen; denn obschon sie lange vorher gebraucht worden, so verbarg das ungeschikte Behandeln, und die unsichere Richtung, die gefährliche Wirkung, und man glaubte, daß durch eine gute Reuterey und durch Schweizerisches Fußvolk weit mehr als durch das kleine und grobe Geschütz ausgerichtet wurde.

Sieg und Beut, und das Frolocken darüber, liessen in den ersten Augenblicken nach der Schlacht, die Eidsgenossen nicht genug auf den wichtigen Verlurst achten, den sie durch den Tod so vieler und ihrer besten Krieger erlitten hatten; jeder übergebliebene unverwundete freute sich seines Daseyns, nach so vielfachen ausgestandnen Gefahren; freute sich für sein Vaterland neuen Ruhm erfochten zu haben, ohne zu bedenken, um welch theuren Preis diese Freude und der Triumph erkauft worden sey?

Der Herzog hatte in banger angstvoller Erwartung dem Treffen auf den Mauren zugesehen, und den Streitenden seine Wacht, und was sonst an Volk in der Stadt geblieben war, zu Hilf gesandt. Er ließ zur Erquickung Speis und Trank die Fülle auf den Kampfplatz tragen; mit Thränen der Freude empfieng er die Eidsgenossen, welche nach dem schwer errungenen Sieg wieder in die Stadt zogen, und begrüßte sie mit den Namen Väter und Retter.

Als am folgenden Tage Anstalten zur Beerdigung der in der Schlacht Getödeten gemacht, und die Leichen zusammen getragen wurden, erkannten die Schweizer erst die Grösse ihres Verlursts; Schmerz und Unmuth verscheuchten jezt allen Siegsjubel, und die grosse Beute war ihnen kein Ersatz für die verlohrnen Brüder.

Auch von den Italiänischen Angehörigen hatten viele das Leben verlohren, worunter Sieben von den Capitanei von Locarno waren. 1)

Die Beute ward brüderlich getheilt; das kleine und grosse Geschütz welches in solcher Menge vorher nie gesehen worden, 2) erhielt der Herzog zum Geschenk, der hingegen den Schweizern nebst dem Schlachtsold und dem gewohnten Sold, reiche Gaben reichte.

Der Ueberrest der Französischen Armee war über den Mont Cenis geflohen, und die Lombardie war abermal von ihr gereinigt.

Maximilian zog an der Spitze der Schweizer nach Asti und Alexandria; beyde öfneten die Thore; ihrem Beyspiel folgten die übrigen Städte und vesten Plätze, und der Herzog sahe sich wieder im ruhigen Besitze des väterlichen Fürstenthums.

Den Städten, die sich zu voreilig an die Franzosen übergeben, wurde eine, doch nicht hart drückende Schazung aufgelegt, von welcher Maximilian einen Theil seinen Hofleuten schenkte, die ihm von Mayland nach Novara gefolgt waren.

Von den Eydsgenossen blieb ein Theil zur Besatzung der festen Orten in des Herzogs Diensten; die anderen zogen nach ihrer Heimath zurück.

In allen Cantonen ward die Freude über den herrlichen Sieg durch die Trauer vieler Familien vergällt, die Väter, Söhne, und Brüder beweinten, und mancher gutgesinnte

1) 2 Orelli, 4 Muralten, 1 Maggoria. Locarn. Archiv. detti nobili. 2) Paul Jovius, Bullinger und andere.

stimte vaterländische Mann redte laut in den Rathsversammlungen und Volksgemeinden gegen die Italiänische Züge, und überhaupt gegen die Bündnisse mit fremden Herren: Aber die Kriegsgurgeln, die Ruhm und Beute nach Hause gebracht, überschrien jene noch zur Zeit; und wirklich war es schwer, einem Volk den Werth friedlicher ruhiger Beschäftigungen fühlbar zu machen, dessen ausschliessende Neigungen und Vergnügen Kriegsgetümmel und Kriegszüge waren, und das beständig durch grosse Verheissungen, Schmeicheleyen, Pensionen, und eben so oft unter dem Vorwand, Ungerechtigkeiten und Unterdrückungen zu rächen, von fremden Mächten zu Krieg aufgemuntert und aufgefordert ward.

Als der Eidsgenossen Heer sich zu der Abreise in das Vaterland rüstete, zeigte Aloysius grosse Neigung, diesen Lehrern im Kriegshandwerk zu folgen; der Herzog war nicht dawider; aber der Vater fand diesen zwecklosen Zug nicht gut. Anhänglichkeit verband sich mit der väterlichen Sorge, den Jüngling nahe unter Augen zu haben; vielleicht glaubte er auch, seines Sohnes Sitten würden an einem Hofe eher als unter Kriegern gebildet; und da die unruhigen Zeiten Gelehrsamkeit und Wissenschaften in Italien nicht unterdrückt, sondern nur ihre Betreibung einigermassen gehindert hatten, so fand er den Aufenthalt zu Mayland am schicklichsten, die Erziehung des Sohns fortzusetzen. Auf seine Bitte gab der Herzog dem Jüngling einen Platz unter seiner Leibwache. *)

Giovann kehrte nach Locarno zurück, weil er namentlich mit einigen andern seiner Landsleute nach Luzern war berufen worden, um von den Privilegien, Rechten und Gewohnheiten der unter Eidsgenössische Oberherrschaft gekommenen Italiänischen Landschaften seinen Bericht zu geben. Bey seinem Abschied von Maximilian verbarg er seine Besorgniß nicht, daß die Franzosen wol noch einen neuen Einfall wagen möchten, wär' es auch nur in der

1315

*) Locarner Archiv.

Absicht, die erlittene letzte Niederlage zu rächen. Als ein treuer alter Diener gab er den Rath, aus übel verstandner Sparsamkeit, die Schweizerischen Besätzer nicht zu vermindern, lieber den Aufwand seines Hofes einzuschränken, (denn Maximilian schien von seinem Vater Prachtliebe geerbt zu haben,) und ohne Rath der Cantonen sich mit andern Italiänischen Mächten in nichts einzulassen.

Der Herzog als ein gutmüthiger Fürst nahm jeden Rath gern an, und folgte, wenn seine Schwäche nicht von eigennützigen Personen mißbraucht ward. Er lag den Schweizerischen Hauptleuten an, bey ihren Obern zu bewirken, daß sie auf seine Staaten ein treues Aufsehen hätten, und bey einem neuen Einbruch ihn in der Noth nicht stecken lassen möchten.

Den Eidsgenossen war jezt vor einem Angriff der Franzosen nicht bange. So sehr Ludwig der XII. Rache nährte, so sehr ihm die Wiedereroberung des Herzogthum Maylands am Herzen liegen mochte, so schien er doch diesmal nicht im Stande zu seyn, etwas auf dieser Seite zu unternehmen. Den Kern seines Heers hatte er in der Schlacht bey Novara eingebüßt, und das lärmende Geschrey der Zurückgekommenen: „Sie hätten nicht mit Menschen, sondern mit Teufeln gefochten, die weder mit Canonen noch Reuterey zu überwinden wären," hatte es seinem Volk verleydet, sich wieder an die Schweizer zu wagen. Der König bereute es immer mehr, daß er die Cantonen von sich abwendig gemacht; er versuchte es, durch den Weg der Unterhandlungen sie wieder zu einem Frieden zu bewegen, wenn ein engeres Bündniß nicht zu erhalten wäre. Die Negotiation ward aber durch den Cardinal von Sitten hintertrieben, der, mit seinen vielfachen Ränken und Schlichen, jezt auch von Kayser Maximilian unterstützt, die Französischen Agenten aller Orten im Weg fanden. So wenig Gehör gab man diesen, daß im Gegentheil als Ludwig seine Lande gegen die Engländer zu vertheidigen genug zu thun hatte, die Cantonen sich zu einem Zug in das Hochburgund rüsteten, und noch

im gleichen Jahr Dijon belagerten. Durch einen betrüglichen Accord wurden sie zwar von der Einnahme dieser Stadt abgehalten, und erhielten auch die verbürgete Entschädigung der Kriegskosten nie, wol aber den Vortheil, daß Ludwig von einem neuen Unternehmen gegen das Mayländische für einige Zeit abstehen mußte.

Als aber König Ludwig kurz darauf starb, änderte 1514 sich durch diesen Vorfall, und den Eroberungs-Geist seines Nachfolgers, Franz des ersten, die Lage der Dinge gänzlich.

Diesem war die Eroberung des Mayländischen, wo möglich noch mehr als seinen Vorfahren angelegen; sein Ehrgeiz zeigte ihm blendenden und auszeichnenden Ruhm, wenn er zum Besitz der Länder gelangen könnte, die zu erobern schon zwey mächtige Könige mit so grossem Aufwand an Volk und Geld vergebens gestrebt, und doch zuletzt in ihrem Unternehmen gescheitert hatten.

Noch bedurfte er aber einiger Zeit, um einen neuen Krieg mit Nachdruck zu führen; diese Zeit gewann Franz durch Unterhandlungen, die er aller Orten anknüpfte. Die mit England gelangen ihm vorzüglich, indem er Frieden und also Freyheit erhielt, alle seine Plane und Macht gegen Italien zu richten.

Bey den Schweizern gieng es hingegen nicht nach Wunsch, weil das Interesse ganz entgegen gesetzt war. Franz forderte den Besitz eines Lands, welches gegen ihn zu schützen die Cantone durch Ehre und Bundsverträge verpflichtet waren; Zudem sollten sie die mit Blut und Kosten errungene Vogteyen gegen eine Summe Gelds abtretten, deren Bezahlung erst in entfernten Terminen zu leisten verheissen ward, während dem ihnen die Entrichtung desjenigen Gelds abgeschlagen wurde, das ihnen bey dem Abzug von Dijon unter Bürgschaft war versprochen worden. Nicht so wol der Verlurst dieser sehr wichtigen Summ, als der Betrug, durch welchen man sie hinter-

*) Guiccardini.

gienge, erbitterte die Cantone, und der Cardinal gab sich alle Mühe, diese Stimmung lebhaft zu unterhalten. Gleichwol liessen sich die Französischen Geschäftstrager, welche wußten, wie vortheilhaft der Zeitgewinn für das Interesse des Königs wäre, durch nichts abschrecken. Auf verworfene Vorschläge folgten wieder neue, und so gelang es ihnen, die Cantone bis in das Jahr 1515 aufzuziehen. Aber dahin brachten sie es nicht, daß diese schläfrig, oder in ihren Entschlüssen weniger standhaft würden: Doch hatten sie so viel gewonnen, daß Franz ein neues Heer auf die Beine brachte, stark genug nach seiner Rechnung, nicht nur um Mayland zu erobern, sondern auch andern Mächten Gesetze vorzuschreiben. Nun wurden die friedlichen Unterhandlungen abgebrochen, mit dem Bedeuten, der König werde an dem Ort des Streits, das weitere mit den Eidsgenossen verhandeln.

1515

Herzog Maximilian durch Nachrichten des Anzugs dieses furchtbaren Feindes aufgeschreckt, war in banger Ahnung seines Schicksals; er sahe seine Unterthanen zittern und wanken; nur auf die Cantonen konnte er sich verlassen, an diese sandte er durch Eilbotten dringende Bitten um starken und geschwinden Zuzug.

Nicht viel weniger besorgt waren die Landschaften Lugano und Locarno; auch sie befürchteten, wenn nicht auf das neue von den Franzosen unterjocht, doch verwüstenden Feindseligkeiten ausgesetzt zu seyn; und sie sandten Giovann von Orelli, Antonio von Muralto mit dreyen andern, um stärkere Besatzung und Schutz gegen einen feindlichen Angriff zu begehren.

So, von Verbündeten und Unterthanen aufgefordert, und durch den Cardinal von Sitten zu Anstrengung ihrer Kräften gereizt, saumten die Eydsgenossen nicht, dem zahlreichen Französischen Heer eine furchtbare Macht entgegen zu setzen. Mit den Schweizern die schon in Italien waren, und der ungleich grösseren Zahl die dahin marschierte, machte ihr Heer, die bis an jetzt unerhörte Anzahl von dreyßigtausend Mann aus. Ein Theil blieb in

der neuen Landschaft, solche zu schützen, und des Volks Muth zu erhalten.

Die Hauptarmee zog dem Herzog zu, auf Gallarate, und in die Gegenden um Mayland, auch in die Hauptstadt selbst.

Es verdient bemerkt zu werden, daß Ulrich Zwingli damals Pfarrer zu Glarus, die Schweizer-Truppen als Feldprediger begleitete: An Maria Geburt predigte er zu Monza, auf offener Gasse. Werner Steiner, von Zürich, der die Predigt mit angehört, schrieb nach der unglücklichen Schlacht bey Marignan, an einen seiner Freunde: „Hätte man damals, und hernach dick und viel des Pfaffen Rath gefolgt, wär's den Eydsgenossen vor vielem Schaden gewesen." Worinn der gute Rath bestanden, meldet er nicht, aber ein Theil wenigstens laßt sich leicht vermuthen.

Franz sahe die Kriegsordnung und die Macht der Schweizer mit Erstaunen an; aus allen ihren Bewegungen und Einrichtungen machte er den richtigen Schluß, eine Schlacht wäre nicht so leicht gegen sie zu gewinnen, wie er sich's in der Ferne eingebildet.

Dies bewog ihn einen Versuch zu machen, ob er ein solch furchtbares Heer nicht eher durch einen Frieden, als durch eine gewagte Schlacht aus dem Feld bringen möchte. Es wurden also mit den zu Gallarate liegenden Eydsgenossen neue Unterhandlungen gepflogen; viele Hauptleute fanden die vorgeschlagenen Friedensbedingnisse annehmlich, auch selbst dem Herzog Maximilian vortheilhaft: Sogar hatten sie kein Bedenken, dieselben, da sie ihnen auf dem Papier vorgelegt wurden, zu unterschreiben, und, weil sie nun den Frieden so viel als geschlossen ansahen, sich zum Abzug zu rüsten.

Aerger ergriff den Cardinal, der sich nun aus allen Kräften bewegte, und allem aufboth, um das Friedenswerk, das so nahe seiner Vollendung zu seyn schien, zu

zerstören. Er konnte es nur dadurch, daß er Mißverständniß und Trennung im Lager ausbreitete. Nachdem ihm dies zum Unglück der Cantonen gelungen, ritt er auf Mayland, wo er sich wohl hütete, etwas von den Verhandlungen zu Gallarate merken zu lassen; Im Gegentheil suchte er die daselbst sich befindenden Krieger an den Feind zu bringen, durch die erdichtete Versicherung, die Franzosen haben die Schweizer bereits angegriffen.

Diese warfen sich blindlings in die Falle, eilten in Unordnung aus der Stadt, in der Meynung, mit ihren Brüdern den Kampf gegen ihre Feinde zu bestehen; sobald sie an die Franzosen kamen, wurden sie selbst Angreifer: Im Lager zu Gallarate herrschte Mißhelligkeit und Verwirrung: Gleichwie die von Mayland hergekommenen den grösten Theil der Kriegsmacht zu Gallarate nach und nach in's Gefecht verwickelten, so waren sie auch die Hauchtursache, daß die Schlacht, die am Abend angefangen, und am folgenden Tag fortgesetzt wurde, sich zuletzt für die Schweizer mit einem noch nie erlebten Verlust endigte, den freylich die Franzosen allein ihren Heldenthaten zueignen, während dem alle andere Geschichtschreiber, deren ein Theil Augenzeugen waren, der Tapferkeit der Franzosen zwar alle Gerechtigkeit wiederfahren lassen, aber dennoch versicheren, daß weniger diese, und weniger ihre Uebermacht ihnen den Sieg in die Hand gespielt haben, als die Uneinigkeit und die daher entstandene Unordnung in dem Schweizerischen Heer.

Uebrigens wollen wir uns über diese so bekannte und so berühmte Schlacht bey Marignan nicht ausdähnen, deren grosse Folge die gänzliche Einnahm des Mayländischen, und die Gefangennehmung des Herzogs selbst war, sondern allein zweyer Umstände gedenken, die nicht sehr bekannt sind: Der erste, daß des Königs Freude so groß war, zu gleicher Zeit wo ihm die Schweizerische Tapferkeit über alles zu gehen schien, was er je von Kriegsthaten gehört, daß er auf dem Schlachtfeld gelobte, in zerschnittenen Hosen, auf Schweizerart, eine Reise zu Fuß

von Lion nach Cambray zum heiligen Schweißtuch zu machen. 1)

Der zweyte Umstand ist ein Zug zu des Cardinals von Sitten Charakter: Während der Schlacht, da der Cardinal bald aussert die Stadt, und denn wieder zurück ritt, um alles hinaus zu mahnen, was etwa noch zurück geblieben, kam er an etliche Eydsgenossen, welche die Verwundeten aus der Schlacht in die Stadt führten; erstere forderte er mit befehlender Miene und Worten auf, an den Feind zurückzueilen, und tapfer für die heilige Kirche zu streiten. Die Soldaten denen er eben zu unrechter Zeit kam, aufgebracht, daß er nach allen seinen Ränken und Bosheiten noch befehlen und trutzen dürfe, fluchten ihm in's Gesicht; sie warfen ihm vor, er allein habe mehr Christenblut vergossen als alle Türken; in der Wuth wollte einer wirklich Hand an ihn legen: der Cardinal blieb kalt und sagte ganz gelassen: „Der arme Gesell weis nicht was er thut, und ihr arme Gesellen wißt „nicht was ihr redet, ich muß um der lieben Kirche willen viel leiden, und wird mir mancher Fluch, aber zu „Nacht schütte ich mein Käpplein und leg mich aufs „Ohr.“ Dies gesagt ritt er weg, und da er mit aller seiner Vermessenheit sich nicht getraute, ein ander mal wie jetzt zu entrinnen, fand er gut, sich für einige Zeit unsichtbar zu machen. 2)

Von dem Schlachtfeld, das die Eydsgenossen, so wie das ganze Herzogthum sich gezwungen sahen zu verlassen, zogen sie sich in geschloßnen Reyhen zurück, in langsamem Schritt, und so unerschrockner Haltung, daß es die Sieger nicht gelüstete, sie auf ihrem Abmarsch anzutasten: In ihren neuerworbenen Vogteyen aber blieben die Besatzungen, mit Befehl, sich in den haltbaren Orten bis auf den letzten Mann zu wehren.

Franz, der seinen Sieg mit dem Verlust des Kerns

---

1) Paul Jovius, Hottinger, Fleurange. 2) Hottinger.

seiner Truppen 1) und vielen Adels erkauft, obschon er den Herzog und seine Hofleute in seiner Gewalt, und die Schweizer um 5000. ihrer tapfern Krieger geschwächt hatte, glaubte dennoch nur durch einen dauerhaften Frieden mit den letztern, sich im Besitz des Mayländischen sicher zu stellen. Er ließ also den Cantonen aufs neue den Frieden anbieten, und fand es nicht demüthigend, solchen von den Ueberwundnen um etliche hunderttausend Goldgulden zu erkauffen, dagegen forderte er aber auch alles, was die Cantonen in Italien besaßen, zurück.

Hier trat der berüchtigte Cardinal von Sitten wieder auf, um Raach und Krieg zu predigen, und versprach Volk und Geld vom Pabst und dem Kayser.

Die Cantonen, in gerechter Traur über den unerhörten Verlust so vieler Eydsgenossen, und die vielen Familien, welche Väter, Söhne, Brüder, oder sonst Verwandte und Freunde beweinten, verabscheuten den Cardinal als ein Würgengel und Hauptursächer Oeffentlichen- und Privatunglücks.

Durch des Herzogs Gefangenschaft fiel zugleich ein Hauptinteresse der Italiänischen Kriege weg, daher mißlangen ihm diesmal seine vorher nie ganz umsonst angewandte Ränke und Verführungen, er fand nirgends Gehör; und Luzern gab im Namen mehrerer Stände, (da besonders mit päbstlichem Ansehen an sie gesetzt wurde), den Bescheid: „die Schweizer hätten die Treu der Welschen nun genug erfahren, um die weit entlegenen Nester sollten sie selbst streiten, mit Frankreich wollen sie sich nun wieder vergleichen.“

Zu Zürich und Bern mußte er sich gefallen lassen, daß man ihm den Rath gab, der wie ein Befehl geformt war, er soll ohne Zeitversäumniß den Fleck räumen.

Bey den jetzigen gegenseitigen Gesinnungen des Französischen Königs und der Cantonen, hatte es den Anschein,

1) Der geringste Verlust wird auf 10000 Mann angegeben, andere zählen viel mehr.

es sollte bald ein gänzlicher Friede zu Stand kommen, den Franz um jede geforderte Summe zu kauffen bereit schien. Allein da Frankreich darauf bestund, daß alle ennetbirgische Besitzungen der Schweizer wider an Mayland zurück fallen sollten, gab es Anstand, etliche Cantonen waren zwar dazu geneigt.

Luzern, Zug, Glarus, und ein Theil von Unterwalden, sahen jene Lande als eine fortdaurende Ursach von Krieg und Volkserschöpfungen an, die den Cantonen nur einen unsicheren, immer unbeträchtlichen, politischen und ökonomischen Gewinnst gewähren, wohl aber sie wider Willen, und ganz gegen ihr Interesse in äussere Angelegenheiten verwicklen könnten: Sie glaubten die Natur hätte die hohen Gebirge zu ihren Gränzen bestimmt, diese über jene auszubreiten, heiße eine starke Festung gegen einen schwachen Zaun vertauschen.

Zürich, Bern, Uri, Schweiz, Basel, erklärten sich wider die Rückgabe der Vogteyen, sie sagten, Ehre und Treu verbieten, die biderbe Leute dieser Landschaft an Frankreich zu überlieferen, da man ihnen zugesagt, sie in der Noth nicht stecken zu lassen: Wenn Frankreich das Etschthal und Cleven, als das der Schweiz abgeleynere Land erhalte, so werde es sich leicht gefallen lassen, den Cantonen den Besitz der Vogteyen zu gönnen, und um dieser Flecken willen sich nicht der Gefahr aussetzen, die Eydsgenossen sich wider zu Feinden zu machen.

In diesen Gesinnungen wurden sie durch Abgeordnete gestärkt, die aus der Landschaft in die Schweiz kamen, so bald es ruchtbar worden, daß die Eydsgenossen nicht einig wären, ob sie unter ihrer Herrschaft bleiben, oder unter Französische kommen sollten?

Giovann von Orelli, Lodovico von Muralto, und Carlo Rusca, *) waren von Seiten Locarno, und Pocobelli, Pescola, Borani, von Seiten Lugano gesandt; diese wandten sich besonders an Zürich, Bern, Luzern,

*) Locarn. Archiv.

Uri und Schweiz, mit dringendem Anhalten, ihre Landsleute als treue Unterthanen der Eydsgenoßschaft anzusehen, und sie unter Schweizer-Schutz und Schweizer-Regierung leben zu lassen; sie versprachen zugleich im Namen des Lands nach ihren Kräften, zu dem Unterhalt der Eydgnößischen Besatzungen beyzutragen, so lang der Krieg in der Lombardie dauren würde.

Durch Vorstellungen gerührt, denen die Furcht vor einer harten Beherrschung, alle eindringende Stärke der Beredsamkeit gab, erklärten Uri und Schweiz sich auf das neue mit Nachdruck, Herren der Italiänischen Vogteyen zu bleiben, und Zürich, Bern und Basel stimmten dazu, mit dem Zusatz: „Lieb und Leid mit Uri und Schweiz zu tragen.“ Es ward also abgeredt, die Besatzungen in der Landschaft zu lassen, und sie mit allem nöthigen zu versehen. Die Abgeordneten wurden mit der tröstlichen Antwort verabscheidet, daß man nimmer daran denken werde, das Land der Gewalt eines fremden Fürsten zu überlassen.

Giovann von Orelli nahm auf seine Kosten einen deutschen Priester von Uri mit nach Locarno, um die Besatzung daselbst zu verpflichten. Denn da kurz vor seiner Abreis drey Eydgnößische Soldaten gefährlich krank waren, und beichten wollten, mußten sie solches durch einen Dolmetsch thun *). Das fiel allen Schweizern daselbst auf's Herz, und war ihnen unerträglicher als alle Beschwerden des Kriegsdiensts.

Bald darauf aber sorgten die Cantone selbst für die Bestellung und Besoldung eines Geistlichen. Sie erkannten auf einem Tag zu Baden, „daß Zürich einen Erberen „Priester nach Locarno senden solle, des Vogts und der „Soldaten Caplan zu seyn.“

Zürich sandte den Baarfüsser-Mönch, Jakob Baltenschwyler, und empfahl solchen dem Landvogt, „als einen frommen, wohlwissenden Priester,“ mit der Verordnung:

*) Locarner Bericht an die Stände.

daß er aus dem Baarfüsser - Kloster zu Locarno sein Essen und Trinken, und von den Cantonen zwanzig Gulden zu beziehen haben soll.

Während diesen Unterhandlungen war Herzog Maximilian nach Frankreich geführt worden: Der verwickelten Regierungsgeschäften müde, und unvermögend ihre Last zu tragen, von den Italiänern als Regent wenig geachtet, ohne Ehrgeiz, nur nach träger Ruhe sich sehnend, entsagte er zu Gunsten des Königs allen seinen Ansprüchen und Rechten auf das Herzogthum, und ließ sich bereden, einen starken Gehalt dagegen anzunehmen und zu versprechen, solchen in Frankreich zu geniessen, ohne sich weiter um die Italiänischen Angelegenheiten zu bekümmern. Es ward ihm frey gestellt, zu seiner Bedienung eine Anzahl Italiäner auszuwählen, nur waren namentlich solche ausgenommen, die einer intriguanten Geschäftigkeit wegen verdächtig waren. Der Herzog der mehr auf Aufwärter und Gesellschafter als auf Räthe und Geschäftsmänner sah, wählte junge Leute, die immer um ihn gewesen; unter andern auch Aloys von Orelli.

Giovann ließ es gern geschehen, daß sein Sohn die Reise mitmachte, weil er gerade jetzt keine andere Aussichten für dessen Beförderung sah; und dem Sohn war es recht in ein fremdes Land zu gehen, mit einem Herren der seinen Begleitern von tausend Annehmlichkeiten vorschwazte, die sie in solchem finden würden.

Noch vor seiner Abreise besuchte er seine kränkelnde Mutter, um ihren mütterlichen Seegen zu empfangen: Am letzten Abend führte sie den gerührten Sohn in die Kirche, wo auf Franziscus Altar die Rettung der Zwillinge vorgestellt war: Neben ihr hieß sie ihn sich auf die Knie werfen, und für seine Rettung dankn. „Das that Gott und sein Heiliger sagte sie.“ Ja! antwortete Aloys, „Gott ließ es dem Christoph gelingen, der das Thier „entzwey schnitt.“ 1) Eine Antwort mit der die halbbe-

1) Fati di Giov. Orelli nell Archiv. di Locarno.

kümmerte Mutter, weniger zufrieden war, als der Vater, dem sie hinterbracht wurde.

Noch forderte letzterer von seinem Sohne die feyerliche Zusage, sich nicht von dem Herzog ohne sein Gutheissen zu trennen, ohne sein Wissen keine Kriegsdienste zu nehmen, und auf den ersten Ruf in sein Vaterland zurückzukommen.

Auch von seinem ehemaligen Lehrer, Fra Pietro empfieng Aloys nebst vielen Lehren geschriebene Verhaltungsregeln, für seine neue Laufbahn, und die Einschärfung, letztere öfters zu lesen. Der Jüngling versprach alles, was Personen die er liebte und ehrte von ihm forderten, und trat denn die Reise an, von der wir noch bemerken, daß sie dem Transport eines Gefangenen gliech, der sorgfältig bewacht wird: Alles war pünktlich bestimmt, keine Freyheit des Aufenthalts, höchstens die Erlaubniß, unter guter Wacht in einer Kirche die Andacht zu verrichten: die Einschränkung fiel auch an der Italiänischen Gränze nicht weg.

Was Maximilian zu vergnügen anstatt zu demüthigen schien, war der Volkszulauf, der aller Orten sich hinzudrängte, wo er durchreiste, und ihn besonders in die Kirchen verfolgte; er bemerkte es nicht, daß auf mehrern Gesichtern Spott und nur bey wenigen sich Mitleid zeigte; er grüßte alle munter, als wenn er sich einer Last entledigt fühlte, und seiner Entsetzung froh wäre.

Seinen jungen Begleitern behagte der Zwang der Einschränkung nicht, und die fast unmerklichen Ehrenbezeigungen, die ihrem Herren erwiesen wurden, gefielen ihnen eben so wenig. Auf der langweiligen Reise genossen sie bey weitem das Vergnügen nicht, so ihnen der Herzog vorgemahlt, und ihre Erwartungen und künftigen Hoffnungen wurden sehr herabgestimmt.

So langte der Herzog gleichgültig, und sein Gefolg niedergeschlagen zu Lion an.

In den Cantonen giengen die Unterhandlungen mit Frankreich ununterbrochen fort, ungeachtet des unermüde-

len Bestrebens des Cardinals von Sitten, den Krieg auf das neue anzufachen: daß sie langwierig wurden, da doch beyde Theile den Frieden im Ernst wünschten, waren die ungleichen Gesinnungen der Cantonen Schuld, indem die einen Bedenken trugen, die italiänischen Besitzungen gegen eine reiche Schadloshaltung abzutreten, und die andern durch Vaterländisches Interesse, und durch Treu und Ehre sich gebunden glaubten, solche benzubehalten.

Der König that alles, damit die Meynung derjenigen Cantonen die Oberhand gewinne, die zu seinen Absichten stimmten, aber die anderen blieben gegen alle Vorstellungen, Geldlockungen und sogar Drohungen, unbeweglich. Auf ihre Kosten allein wurden die Besatzungen zu Lugano und Locarno unterhalten, und bey'm Anschein eines Angriffs vermehrt. Endlich fand Franz gefährlich, diese Unterhandlungen in die Länge zu ziehen, da der Kayser und der Pabst, durch den immer geschäftigen Cardinal einige Mißvergnügte hatten auf ihre Seite ziehen können. Er ließ den Cantonen die freye Wahl, Lugano, Locarno, Mendrisio und Vallmagio ewig unter ihrer Herrschaft zu behalten, oder dafür dreymalhundert tausend Cronen anzunehmen, das Veltlin und Etschthal hingegen sollten an Mayland zurückfallen: zugleich wurden Punkten eines ewigen Friedens entworfen.

Nachdem die Stände beynahe ein ganzes Jahr überlegt, disputirt, und beyde Punkten, die ihnen zur Wahl fürgelegt worden, wohl erwogen hatten, entschied die unbewegliche Standhaftigkeit derjenigen, die dafür stimmten, das mit so vielem Verlurst an Volk eroberte Land zu behalten.

Dieses Land ward also der Schweiz für immer einverleibt, und denn der ewige Friede mit Frankreich zum Vergnügen beyder Theilen unterschrieben und besieglet. 1516

Der ewige Friede kann also als das wahre und veste Fundament, des rechtmäßigen Besitzes der sogenannten vier Ennetbirgischen Vogteyen angesehen werden.

Ausser dieser Abtretung verpflichtete König Franz sich noch den Schweizern, an die Kriegskosten beträchtliche Summen zu bezahlen; der Friede mit ihnen war ihm bey seinen künftigen Anschlägen unentbehrlich, und deswegen um keinen Preiß zu theuer: denn wenn auch einzelne Schweizer sich würden verführen lassen, unter seinen Feinden zu dienen, so konnte es nur in unbeträchtlicher Zahl geschehen, weil es den obrigkeitlichen Verordnungen zuwider, und der Ungehorsam, wenn nicht am Leben, doch mit dem Verlust des Landrechts gestraft wurde; dem Schweizer aber wird durch kein Geld sein Landrecht und Vaterland vergutet.

Der Königliche Schatz war aber durch die Italiänischen Kriege, und des Königs Pracht und Auswandsliebe erschöpft, und es fiel schwer das versprochene Geld aufzubringen. Es that deswegen der Canzler Duprat dem König den Vorschlag, nach dem Beyspiel seines Vorfahren, welcher Befehlshaberstellen verkauft hatte, auch Magistratsstellen, kaufluſtigen Ehrgeizigen für hübsche Summen zu überlassen. Der König empfand das unschickliche, Personen, deren gröstes und vielleicht einziges Verdienst der Reichthum wäre, zu Richtern über Ehre und Eigenthum seiner Unterthanen zu setzen, und die Gerechtigkeitspflege zu seinem zinstragenden Capital zu machen; er straubte sich lange gegen den Vorschlag; aber mit den erst in spätern Zeiten erfundenen Finanzkünsten und Bedrückungen noch unbekannt, scheute er sich noch mehr, dem Volk neue und ungewohnte Auflagen aufzubürden. Geldnoth und seines Düparts Geschicklichkeit die Scrupel zu heben, drangen endlich dem König die Einwilligung ab, zwanzig Parlamentsstellen in der Hauptstadt den meistbietenden zu verkaufen.

Der erhaltene Preiß war ein starker Reiz, in den Provinzparlamenten bald das gleiche einzuführen. Die Nation gewöhnte sich daran, und von dieser Zeit an, sind vast alle Stellen in Frankreich käuflich worden 1). Das

1) Voltaire Histoire du Parlements.

empfangne Geld diente nun, die Cantonen zum Theil wenigstens wegen ihren Geldforderungen zu befriedigen.

Kaum hatte der König sich zu der förmlichen Abtretung der italiänischen Vogteyen verstanden, als diejenigen Cantonen nun auch Anspruch darauf machten, die vorher über diese Besitzungen viele Gleichgültigkeit geäußert, oder vollends zu ihrer Uebergabe gestimmt hatten. 1517

Zürich, Uri, Schweiz, Unterwalden nid dem Wald, Basel und Schaffhausen, die sint ungefähr einem Jahr, auf ihre Kosten, Besatzungen in den Schlössern Lugano und Locarno unterhielten, glaubten sich dadurch berechtigt, diese Landschaft für sich allein zu behalten, da es nicht an den andern gefehlt, daß die Herrschaft darüber nicht völlig den Eidsgenoßen aus den Händen zu kommen wäre. Um sich zu vergleichen, ward eine Tagsatzung gehalten. Gemeinschaftliches Interesse, Vaterländisches Wohlmeinen, und Gegenseitige Freundschaftliche Gesinnungen, zeigten bald die richtige Bahn zur Vereinigung.

Es ward entschieden, daß die ennetbirgische Landschaft den zwölf Orten gemein seyn solle. Die Orte welche nichts an die Unterhaltung der Besatzungen bezahlt, thaten einen Zuschuß wie er allen billig schien, und ohne schriftliche Zusicherung nothwendig zu finden, stuhnden alle Cantone, in dem unbezweifelten Zutrauen, daß sie einander mit ächter Schweizertreu, bey dem Besitz dieser Herrschaf- schützen würden 1).

In diesen Herrschaften, (wie schon angeführt worden), war bisher allein die ehedem Guelphische Parthey, bey welcher sich besonders die Duno von Locarno auszeichneten, der schweizerischen Regierung abgeneigt gewesen; sie mangelten nicht es auf das neue zu zeigen, und gegen ihre Gegner die Gibellinen sich allerley Muthwillen zu erlauben, da die Franzosen wieder vesten Fuß in diesen Gegenden gewannen. Als nun aber entschieden war, daß dennoch die Cantonen Herren des Landes bleiben würden,

---

1) Ennetbirgische Abscheid de Ao. 1517.

sank ihr kurz vorher gehobener Muth: Mehrere flüchteten unter Anführung zweyer Brüder Duno. Die Zurückgebliebenen der Parthey, welche bey gleichem Benehmen die Confiscation ihrer beträchtlichen Güter besorgten, wandten sich durch die Capitanei von Locarno, die es alle treu mit der neuen Regierung hielten, an die Hoheiten, und Giovann von Orelli, dem es wichtig schien, Einigkeit, und Anhänglichkeit an die Cantonen unter seinen Landsleuten allgemein zu machen, gab sich bey den Ständen Luzern und Uri alle Mühe, durch sie auch bey den übrigen, freye Rückkehr für die Flüchtigen, und einen Generalpardon zu erhalten. Auf dem Tag zu Baden wurde ihnen das Land wieder geöffnet, aber ihnen nach dem Maaß ihres Betragens, und ihrer geäußerten feindseligen Gesinnungen, eine Geldbusse aufgelegt.

Für einmal kam indessen nur der ältere Duno, ein sehr bejahrter Mann, mit einigen wenigen zurück: die übrigen immer noch durch Leidenschaft und die Hoffnung geblendet, die Macht des Französischen Königs werde sich am Ende doch alles unterwerfen, erklärten sich, sie wollen lieber vom Hause entfernt bleiben, als eine Straf bezahlen: die Cantonen, um ihren neuen Unterthanen eine Probe ihrer milden Regierung zu geben, ließen den Widerspänstigen Zeit, sich eines Bessern zu besinnen. ohne auf ihre Güter zu greifen. Dadurch ward die Gährung gestillt und der Friede mit Frankreich hemmte vollends alle weitern Versuche sich der neuen Regierung zu entziehen.

Wir kommen auf Herzog Maximilian zurück, der mit seinem kleinen Gefolge lange zu Lyon blieb, und in schläfriger Gleichgültigkeit erwartete, was für einen Ort der König zu seinem beständigen Aufenthalt bestimmen würde. Er vertrieb sich die Zeit in Gesellschaft der Weiber, in deren Auswahl er nicht gar zu eckel war, und indem er von einer Kirche und Kloster in das andere wallfahrtete, theilte er Tage und Nächte zwischen frömmeln und Ausschweifungen. Das Geld, so er aus Italien mitgebracht,

bracht, und was er bereits von dem König an seinem Gehalt bekommen, war in kurzer Zeit verschwendet, und eine Beute der Mönche und Mädchen worden.

Von seiner Prachtliebe hatte er noch beybehalten, daß er sein kleines Gefolge sehr kostbar kleidete: daß war aber auch alles was er für diejenigen that, die mit ihm nach Frankreich gezogen waren.

Wenn der Herzog durch diese Lebensweise, sich zu Lyon keine Achtung erwarb, so gewann er, daß er nicht mehr so genau bewacht wurde: die Franzosen betrachteten ihn als einen unbedeutenden Menschen, unfähig etwas auszusinnen und auszuführen, deßwegen ließ man ihm auch die Freyheit zu leben, wie er wollte. Dieß genügte Maximilianen.

Nicht so seinem Gefolge, auf welches die Verachtung, welche man gegen den Herzog bezeigte, natürlicher Weise zurückfiel. Aloysius ward es bald unausstehlich auf diese Art zu leben, bey welcher ihm nach häufigen Kirchenbesuchen, kaum etwas übrig blieb, als sich in sein Zimmer einzuschließen: Ihm mangelten besonders die Leibesübungen, die er leidenschaftlich liebte. Er bate seinen Vater ihn zurück zu nehmen, wozu dieser, der wohl einsahe, daß ein längerer Aufenthalt seinen Erwartungen keineswegs entsprechen würde, ganz geneigt war, aber Mühe hatte die Genehmigung des Herzogs zu erhalten, der dem Aloysius doch endlich nach vielem Aufschub, schlecht genug belohnt, seinen Abschied ertheilte. Etwas Fertigkeit in der französischen Sprache war der einzige Gewinnst den der Jüngling davon trug. Er reiste durch die Schweiz nach Italien.

In Zürich sahe er viele von denen Kriegern, mit welchen er zu Novara und Galarate bekannt worden, und da König Franz eben zu dieser Zeit um Soldaten warb, und Schönauer diese Werbung heimlich begünstigte, machte er dem Aloysius Lust, in diese Dienste zu treten: aber weil er zweifelte, daß sein Vater einwilligen würde, schlug er diesen Antrag aus, und gieng nach Luzern, wo er

bey seinen Freunden einige Zeit weilte, und dann kehrte er in die Arme seines nun alten Vaters zurück, der über die Bestimmung seines Sohns zwar verlegen, sich dennoch freute, ihn unverdorben, aber mannlicher wieder zu sehen.

Da Locarno weder zur Ausbildung noch zum Fortkommen ein schicklicher Ort für den Jüngling war, sandte ihn der Vater seinem alten Freund dem Marggrafen von Mantua, der einen ziemlich glänzenden Hof hatte, an welchem sich in ruhigen Zeiten viele Edelleute aufhielten, welche die Liebe zu den Wissenschaften mit dem Margraf verband, indem sie sich zugleich mit den damals so beliebten Ritterspielen ergötzten.

Hier ward Aloysius Erziehung zu seinem Vortheil vollendet. Alles trug an diesem kleinen Hof das Gepräge seiner Sitten und Manieren, die jener sich eigen zu machen strebte: Er suchte zu gefallen, und der Beyfall, den er nicht selten von seinem Fürsten erhielt, gab seinem Diensteifer einen desto lebhafteren Schwung: Entweder war er um die Person des Margrafen selbst, der ihn zuweilen als seinen Geheimschreiber brauchte, so sehr hatte er durch sein discretes Betragen dessen Zutrauen gewonnen; oder er war im Begleit der Gesandten, die der Fürst an benachbarte Staaten abschickte. Die Absicht seines Herren war, weil in seinem eignen Land die Zahl guter Plätze nicht groß, ihm auswärts zu einer Versorgung zu helfen, und am liebsten zu einer Kriegsbedienung, wozu der Jüngling nicht weniger Geschiklichkeit als Neigung zeigte.

Dazu kam ein Umstand, der seine Entfernung von Mantua wenigstens für einige Zeit anzurathen schien.

Es hielte sich daselbst Renato Toma, ein alter Mayländischer Edelmann auf; der immer einer der eifrigsten Anhänger des Sforzischen Hauses, und einer der ersten von der Faction der Gibellinen gewesen; sein Widerwillen gegen die französische Regierung war so allgemein bekannt, daß er sich nicht getraute da zu leben, wo ihr alles unterworfen war. Bey der ersten Eroberung unter

Ludwig dem XIIten war er mit vielen anderen nach Rom geflüchtet, und da er von der Sicherheit hörte, in welcher man die Unzufridnen zu Mantua ließ, wählte er diese Stadt zu seinem Wohnsitz: Seine drey Töchter hatte er in verschiedene Klöster vertheilt, die zweyte hatte wider seinen Willen das Gelübd abgelegt, die jüngste, ihm die liebste, behielt er in der Nähe in einem Frauenkloster, dessen Vorsteherin eine nahe Verwandte des Aloysius war *). Von da aus besuchte sie oft ihren Vater: zuweilen ließ sie auch die Marggräfin, (deren Schutz sie der Vater empfohlen) und die an ihrer jugendlichen Bildung und an ihrer reitzenden Stimme gefallen hatte, zu sich rufen. Aloysius fand sich bisweilen bey seiner Verwandtin der Aebtißin ein, ohne andere Absichten als Ehrenbietungs- und Verwandtschaftspflichten gegen sie zu beobachten. Bey einem dieser Besuche traf er die Apollonia Toma auf der Zelle der Vorsteherin an, da sie ihr eben eine Hymne auf Maria vorsang. Der jungen Grazie sanfte Töne setzten den Aloysius in eine innere Bewegung von der er sich keine Rechenschaft geben konnte, die ihn aber aus aller Fassung brachte. Ein Blick von der aufmerksamen Aebtißin entfernte plötzlich die schöne Sängerin. Kaum durfte Aloys es wagen, um den Namen der jungen Person zu fragen: Sie seye, sagte die schlaue Baase, eine Mayländerin, die in wenig Tagen in das Noviziat eingehen würde: Diese Antwort war gemacht ihn niederzuschlagen, und hatte zur Absicht seiner Neugierde ein Ziel zu setzen. Noch hofte er immer die Kostgängerin zurückkommen zu sehen: Aber umsonst, die Aebtißin entließ den staunenden Vetter, da die Glocke sie in die Kirche rufte. Von dieser Stunde an fühlte Aloysius einen starken Beruf, nicht nach dem Klosterleben, aber nach dem St. Maria Kloster, er besuchte seine Verwandtin sehr oft: Als er nach einigen Tagen nach der jungen Mayländerin fragte, hörte er, sie wäre

*) Donations Instrum. im Locarner Archiv.

bereits unter den Novizzinen, und würde wohl eine Heilige werden, so streng sey sie gegen sich selbst, und so ganz der Welt abgestorben; der Name ward immer sorgfältig verschwiegen.

Bey den öfteren Besuchen die der Aebtißin verdächtig wurden, fieng sie nun an, ihrem Vetter selbst die Seligkeit des einsamen Klosterlebens zu preisen, wo von allen Umtrieben der Weltliebe, des Menschendrucks, der Nahrungssorgen frey, die Seele sich in anschauenden Betrachtungen zum Himmel hebt, sich immer mehr reiniget, ein Vorgefühl hat jener höchsten und ewigen Glückseligkeit, das schon jetzt ihr einen inneren Frieden und eine Freude gewährt, die alle Vergnügungen unendlich übersteigt, und unter den irrdischen Zerstreuungen auch nicht einmal geahnet wird.

Bisher hatte Aloys von seinem Vater Klosterleben und Klosterzucht ganz anders schildern gehört, aber jetzt war sein Herz gerührt, und in einer Lage, die, weil es nur von einem Gegenstand eingenommen und gefesselt war, ihm Einsamkeit und Abgezogenheit von der Welt zum Bedürfniß machte. Bey den Predigten der Aebtißin schien er aufmerksam, aber er dachte an die Sängerin, und daß sie im Kloster lebe: Hievon träumte der frommen Baase nichts, vielmehr hielt sie das stille Nachdenken des Jünglings für Rührung, die ihre eindringende Ermahnungen und Einladungen zum Klosterleben hervorgebracht hätten. Ihr Eyfer verdoppelte sich, sie schmeichelte seinem Ehrgeiz, pries seine Kenntnisse über ihren Werth, und zeigte ihm darinn einen unfehlbaren Weg, zu einem Bischofs = wo nicht gar zu einem Cardinalshut. Seiner Jugendgeschichte und des Gelübds seiner Mutter, ward nicht vergessen: Es wurde ihm nahe an's Gewissen gelegt, sich nicht einem gottseligen Beruf zu entziehen, welchem er von Kindheit an gewidmet worden. All diese Nonnen = Redseligkeit durfte sich der junge Mensch nicht verdriessen lassen, der allein seine Geliebte, bey der Aebtißin zu sehen, oder wenigstens durch sie etwas von der

erstern zu hören, hoffen konnte; denn wie ein Verbrechen verbarg er seine Neigung seinen Freunden.

Am Ende faßten doch diese Vorstellungen einige Wurzeln, und Aloys fühlte sich, ohne selbst zu wissen wie? in einem Zustand von Unbehaglichkeit versetzt, der immer mehr zunahm. In der That fand ihn sein Vater, der zu seinem Glück nach Mantua kam, überall verändert: Er forschte nach der Ursache, und die öftere Gegenwart im Kloster ward ihm verdächtig. Bey einem Besuch den er der Aebtißin machte, entdeckte diese selbst ihm in ihrem frommen Eyfer, daß sie in dem Herzen seines Sohnes, den Beruf zum Klosterleben geweckt, der durch die Zerstreuungen seiner bisherigen Lebensart in Gefahr gekommen, erstickt zu werden: Wenn er der Vater, that sie hinzu, sich mit ihr vereinige, so werde sicher der Jüngling mit Freuden der Welt entsagen, und den ebensten wie den geradesten Weg zum Himmel wählen: Diesem fügte sie einige auf häusliche Umstände und auf kirchliche Beförderungen sich beziehende Vorstellungen bey: Ihren wortreichen Vortrag beschloß sie mit der Entscheidung, daß aus allem die Einwirkung des heiligen Franziscus unverkennbar hervor leuchte, der eine Seele, die ihm schon in der Kindheit geweyhet worden, sich nicht wolle rauben lassen: Ferner seinem Willen sich widersetzen, würde gewiß Gottes sichtbare Strafen und Gerichte zur Folge haben.

Mit unwilligem Erstaunen hörte Giovann. diese Rede. Er that sich Gewalt an geduldig zu bleiben, denn Erfahrung hatte ihn belehrt, daß es gefährlich sey, den Unwillen der männlichen und weiblichen Weltverläugner sich durch Widerspruch auf den Kopf zu wälzen. Er strengte sich also an seinen Unmuth zurück zu halten, und äusserte kurz, er wolle als ein treuer Vater handlen, dem die geistliche und leibliche Wohlfahrt eines lieben Kinds am Herzen liege: Auf wiederholtes Andringen einer bestimmteren Entscheidung, bat er sich Zeit aus mit seinem Sohne zu reden, und floh aus dem stillen Gottshause, wie er nie

vor einem Feind geflohen war. Seine Verwirrung war groß und bänglich, er hatte geglaubt, seines Sohnes Denkungsart genau zu kennen, da er zu ihrer Bildung selbst viel beygetragen; aber die zuversichtlichen Aussprüche der Priorin, und die sichtbare Veränderung in dem Thun und Lassen seines Sohns erregten Zweifel in ihm, daß er nicht wußte, was er denken sollte? Er hielt mit dem Margrafen Rath, der konnte das Räthsel eben so wenig lösen; nur bestätigte er, daß stille Niedergeschlagenheit jetzt der Hauptzug des Aloysius wäre.

Ein paar Tage beobachtete diesen der sorgsame Vater und sahe, daß er sich zwang munter zu seyn: Der erfahrne Alte witterte eine Herzensangelegenheit und ward ruhiger. Er forschte und entdeckte nichts; denn wandte er sich überraschend an das Herz des Sohns selbst: Was er und andere an ihm für eine Veränderung bemerkt, entdeckte er ihm mit väterlicher liebevollen Freundlichkeit und Sorge, und drang auf Aufschluß der häufigen Klosterbesuche, die er gar nicht auf Rechnung eines Rufs zum Mönchsleben setzen wollte. Der gute Aloysius verwirrt und beschämt, suchte oder fand keine Ausflüchte; ein Wort fiel nach dem andern, bis endlich die ganze, an sich selbst geringfügige Geschichte, dem Vater mit allen Schattierungen getäuschter Erwartungen und heimlicher Hoffnungen klar vor Augen lag. Ohne den schüchternen Sohn durch Tadel oder schreckenden Ernst muthlos zu machen, lohnte er ihm sein offenes, redliches Betragen durch freundliche Theilnahm, wie sie ein Jüngling von gleichen Jahren ertheilt hätte: Er versprach ihm, ohne Aufschub zu forschen, wer das junge Frauenzimmer im Noviziat seyn möchte, und Aloysius, einer Last befreyt, die sein Herz und Seele lange schwer gedrückt hatte, schwur seinem zärtlichen Vater, mit dem Eyfer eines tiefgerührten Kindes, seinen Anweisungen und Befehlen pünktliche Folge zu leisten, und er redte ungegleichsnete Herzenssprache. Nun ergoß sich Ruhe und muntere Freude in sein ganzes Wesen; neue Thätigkeit belebte alle seine

Handlungen, und niemand als der fein beobachtende Vater, und dessen Gönner der Margraf, bemerkten etwas sanfteres, in allem seinem Benehmen und Reden, das für ihn vortheilhaft einnahm.

Giovann hielt Wort. Neugierig, durch welche Erscheinung das Herz seines Sohnes eingenommen worden, mehr aber aus Vatersorge erkundigte er sich nach der jungen Novizia. Durch diesen Umstand des Noviziats ward er zuerst irre geführt; denn unter den Novizinen war keine auf welche Aloysius Beschreibung paßte, auch abgerechnet, was begeisterte Liebe zu schön möchte gemacht haben.

Unter den Kostgängerinnen aber des Klosters ward Donna Toma bald bemerkt, und Giovann ahnte, es möchte von dieser die Rede seyn. Dies bestätigte sich, da Aloysius selbst dem Vater seine Geliebte zeigte, als sie zu der Margräfin gieng. So entdeckte sich der Priorin falsches Vorgeben, und dieses benutzte Giovann, seinem Sohne fühlbar zu machen, wie wenig Glauben die einnehmenden Lockungen dieser Frau verdienen.

Aloys war nun so bitter böse, daß ihm auch die einleuchtendeste Wahrheit von ihr vorgetragen, verdächtig vorgekommen wäre.

Giovann erzählte seinem Freund Toma die ganze Geschichte; diesem mißfiel der Eindruck nicht, den seine Tochter gemacht hatte, aber aus den Ueberredungen die den Aloysius der Welt hätten entziehen sollen, machte er die ihn drückende Folgerung, auch gegen seine Tochter möchten gleiche Lockungen geschehen, und sie vielleicht ihm entrissen werden, besonders da eine reiche Aussteuer, die sie mitbringen konnte, eine starke Reitzung für die fromme Priorin war. Ueber eine nähere Verbindung ward nichts beschlossen, doch da eine solche dem Toma nicht zuwider schien, so trug er selbst darauf an, seine Tochter Apollonia sollte den Aloysius sehen: Er dachte wahrscheinlich, durch den Anblick eines schönen Jünglings, den Ueberredungen der Aebtißin zu einem einsamen Leben, ein sinnliches Gegengewicht zu setzen. Von Furcht getrieben, besuchte er noch

denselben Tag seine Tochter; diese erzählte ihm, daß seit einiger Zeit sie von der Aebtißin und allen Frauen mit vorzüglicher Freundlichkeit behandelt werde, welches ihr den Aufenthalt bey ihnen so angenehm mache, daß sie sich auf die Besuche am Hof nicht mehr freue wie ehemals, weil sie dabey mehrerem Zwang als in dem Kloster unterworfen sey: Sie that hinzu, daß die Lehrmeisterin, wie alle Klosterfrauen, die mit den Kostgängerinnen am öftersten Umgang haben, das Glück ihres Standes nicht genug zu preisen wußten; daß alle Vortheile desselben, der Hauptstoff ihrer Unterredungen seyen u. s. w.

Die Wärme und das Vergnügen womit die unerfahrne Apollonia dies alles ihrem Vater erzählte, bürgte für ihren Glauben an diese Beschreibungen, die den guten Toma in grosse Aengsten brachten und sich vermehrten, als die Tochter auf die Frage, ob sie nicht auch dieses heilige Leben zu wählen, ermahnt werde? naiv antwortete, das wäre überflüßig, da die Sache für sich selbst rede. Voll Wehmuth fragte der Vater: und auch du könntest mich verlassen, wie es deine Schwester that? Nur Liebe für ihn hielte sie bisher ab, in den Stand zu tretten, der ihr so vorzüglich reizend vorkomme, war die tröstliche Antwort, welche Apollonia dem ängstlichen Vater gab: Nun war es bey ihm entschieden, seine Tochter von einem Ort zu entfernen, der ihn seines Lieblings berauben und in einen Stand ziehen konnte, der nach seiner Erfahrung oft eine Quelle fressender Nachreu werde. Wäre Aloysius bey dieser Gemüthsbewegung des Toma auf der Stelle gewesen, er hätte ihm seine Tochter selbst angetragen, um sie durch andere Bande von denjenigen abzuhalten, an die er nicht ohne Kummer dachte, weil sie ihn an das Loos eines Kinds erinnerten, das, wie es sich zu späth gezeigt, nicht an ein glückliches Ort gefallen war.

Seinem Freund Giovann gab er seine Gedanken deutlich zu verstehen, und nur Aloysius Jugend war Ursach, daß keine Verbindung festgesetzt wurde.

Toma hatte keine Ruhe bis er für seine Tochter einen Platz ausfündig gemacht, wo sie bey angemessenen Beschäftigungen und neuen Gegenständen die Eindrücke vergessen könnte, die klösterlicher Umgang und die einsame Zelle auf sie gemacht, und diesen Ort fand er zu Ferrara, wo die Herzogin durch ihre freye Denkungsart bekannt, sie unter ihren Hofstaat gern aufnahm. Ehe sie abreiste, ward Aloysius nach der unter beyden Vätern getroffenen Abrede zu dem alten Toma geführt. Hier sah er wieder seine Geliebte: ihr Anblick entzückte ihn; aber sie anzustaunen war alles was er durfte: Hinwieder schienen Apollonia's Blicke, die ihr schönes Aug schüchtern, zwar aber öfters auf den Jüngling richtete, ihr Wohlgefallen an ihm deutlich zu erkennen zu geben. Erst bey der Rückkehr konnte Aloysius seinem beklemmten Herzen Luft machen: Sein Vater ließ ihn in der Ferne die Möglichkeit sehen, zum Theil seiner Wünsche zu gelangen, deren Erfüllung der Preis einiger wohlangewandten Jahren und erworbener Ehre und Verdiensten seyn sollte. Nach ächter Rittersitte schwur Aloysius seiner Donna ewige Treu und ausharrende Geduld bis er durch Proben sie überzeugt hätte, er wäre ihrer werth. In Mantua sah er sie nicht mehr, weil sie sich kurz darauf nach Ferrara begab.

Der Marggraf machte Anstalten zu einer Reise nach Rom; auf Giovann's Bitte war er willig, Aloysio mitzunehmen, um ihn daselbst oder wo es sonst für ihn vortheilhaft wäre, unterzubringen. Nach dieser Abred schied auch Giovann von Mantua und gieng in sein Vaterland zurück, wo er Beschäftigung vollauf fand.

Denn da jetzt die Eydsgenossen von den Kriegführenden und benachbarten Mächten sowohl, als von den Einwohnern selbst anerkannte Herren des Lands waren, fiengen sie an, die Regierung desselben einzurichten, und die durch Verwirrung der Zeiten häufig eingerissene Mißbräuche und Unordnungen zu verbessern: Sie wollten dem Land so viel möglich einförmige Gesetze geben; dadurch

aber wurden die Privilegien der Familien der Capitanei von Orelli, Muralto und Maggorio gekränkt. So waren das Recht den Rath zu Locarno zu besetzen, die Zölle auf dem dasigen Markt und von allem Vieh so durch das Land oder auf die Alpen gieng, laut Privilegien der Kayser Otto Iten, Friederich Iten, Otto IVten, Friederich IIten und Heinrich VIIten, *) nebst verschiedenen anderen einträglichen Gefällen, auch dem Jagdrecht und der Fischerey das Eigenthum der Capitanei, unter denen denn wieder, vermög Familienverträge die Orelli die höhern und niedern Gerichte von Brisago ausschliessend besaßen. Unter den Herzogen von Mayland, waren diese Rechte nie angefochten worden, aber als die Franzosen Meister wurden, nahmen sie alles zu ihren Handen und achteten kein Eigenthum das ihrem gierigen Interesse zuwider war; nach dem Recht des Stärkern zernichteten sie von alten Rechten was ihnen gut dünkte.

Nun durch den ewigen Frieden überließ Frankreich den Cantonen das Land mit aller Herrschaft, die es selbst ausgeübt, oder ferner auszuüben sich vorbehalten. Diese unbedingte Abtrettung, und die daher folgende Eigenmacht ward aber durch vorhergegangene Verkommnisse gemildert; denn da das Land, vor dem Sieg der Franzosen bey Marignan, Eidgnößischen Schutz suchte, und freywillig die Cantonen zu ihren Herren wählte, behielte es sich alle Privilegien, Rechte und Uebungen sowol der Gemeinden als der Partikularen feyrlich vor; und dieses ward von den Cantonen eben so feyrlich zugesagt, die bey allen ihren Eroberungen die weise Staatsmaxime treu befolgten, die Rechte der neuen Unterthanen, die der allgemeinen Wohlfahrt unschädlich waren, zu ehren, und öfters noch zu äufnen.

Bey der Einrichtung, die jezt sollte getroffen werden, ward indessen auf diese Rechte, die vielleicht den Canto-

*) Diese Kayserl. Diplom. sind in Original im Archiv zu Locarno.

nen, wenigstens nicht in ihrem ganzen Umfang bekannt waren, nicht immer Rücksicht genommen, daraus 'entstand eine Gährung, die sich doch nur in unzufriednen Reden äusserte. Die Cantonen, denen Liebe und Treu der Unterthanen theurer war, als unbegränzte Rechte, ordneten weise Männer aus ihrem Mittel, die verschiednen Forderungen ganzer Communen, und besonders der Familien der Capitanei zu untersuchen. Giovann von Orelli, Giacomo von Muralto, und Gasto di Maggorio reisten nach Zürich, Bern, Lucern, Uri und Schweiz, ihre Rechte zu vertheidigen, und bewiesen dieselben durch kayserliche Urkunden und Verträge mit den alten Herzogen von Mayland. Der Graf von Arona sandte auch seine Botten, um einen Bezirk Land zurückzufordern, dessen sich die Eidsgenossen bemächtigt hatten. Die Locarner Edelleute wurden gut empfangen und vertröstet, ihr Eigenthum sollte unangefochten bleiben. Als aber die Forderungen des Grafen von Arona hinzukamen, die mit einigen Ansprüchen der Capitanei in Verbindung stuhnden, schadete dies den leztern, weil die Cantonen bedenklich fanden, Fremden herrschaftliche Rechte in ihrem Gebiet zu gestatten.

Das Geschäft ward noch schwieriger, da die von Grisago sich höchlich weigerten, den Eidsgenossen zu schwören. Leztere fanden jezt für schicklich, durch einen Machtspruch allen diesen Forderungen auf einmal ein Ende zu machen. Sie erklärten sich:

„Land und Gericht hören uns zu; wir wollen's han" *).

Damit war der Graf von Arona abgewiesen, und weil er von Niemand unterstützt wurde, mußte er sich das Urtheil gefallen lassen.

Den Locarner Edelleuten ward der Anhang gemacht: „Ihre Sachen sollten näher untersucht, und was der Landsherrlichkeit nicht Eintrag thäte, ihnen gelassen werden: Aber Brisago sollte der Hoheit schweeren, und das mögen sie veranstalten, wenn ihnen an der Huld der Cantonen etwas gelegen wäre."

*) Locarner Abscheid Ao. 1517.

Die Edelleute hatten sich zu mehrerem Hoffnung gemacht; aber da die Franzosen ihnen alles genommen, was einträglich war, mußten sie als Gewinn ansehen, was ihnen von ihren Rechten nachgelassen ward. Sie reisten zurück, und beredten Brisago zu huldigen; der französische Gesandte hingegen trachtete es zu hindern, durch die Verheissung, bey den Cantonen Fürsprech für Rechte der Edelleuten und der Communen zu seyn. Mendrisio von ihm gereizt, hatte sich wirklich der Eidleistung widersetzt. Er hielt den Edelleuten und Brisago vor, wenn sie mit Mendrisio gemeine Sache machen würden, so wäre es leicht, unter königlichem Schutz zu erhalten, was sie wünschten. Die Unterstützung des französischen Gesandten schien den Capitanei zweydeutig, weil sie immer dem Interesse Frankreichs entgegen gewesen waren, und sein Andringen erregte vollends den Verdacht, es möchte darauf angelegt seyn, die Landschaft zu entzweyen, und wenigstens einen Theil, wo nicht das ganze Land, Frankreich wieder zu unterwerfen. Das däuchte ihnen viel unerträglicher, als einen grossen Theil ihrer Ansprachen den Cantonen hinzugeben, von deren milden Beherrschung sie mit Recht viel mehr Erspriesßliches erwarteten.

Giovanne von Orelli, der die Verwaltung von Brisago hatte, war ungemein eifrig, den französischen Einschleichungen entgegen zu arbeiten, und er ruhete nicht, bis Brisago den zu dem Ende hin abgeordneten Eidgnößischen Richtern gehuldigt hatte. Das war ihm noch nicht genug; wo sich der französische Gesandte einmischte, sahe er Gefahr, und er besargte von der Widersetzung derer von Mendrisio allerley verdrießliche Folgen; also wollte er auch auf sie wirken, um sie ganz auf Eidgnößische Seite zu bringen.

Bey diesem Bestreben entdeckte sich, daß der französische Gesandte die Guelphen wieder ins Spiel zu bringen suchte, und daß die Duno von Locarno heimlich Botten nach Mayland sandten: dadurch wurden auch die Gibellinen wieder rege; nur mit dem Unterschied, daß wie

solche vorher alles für der Kayser und der Herzögen Interesse gethan, oder dieses oft zum Vorwand ihres eignen gebraucht, sie jezt ohne andere Rücksichten für das Interesse ihrer neuen Herren wachten.

Giovann v. Orelli und Giac. v. Muralto schrieben der eine an Zürich, der andere an Uri, die Lage der Sachen, und das zweydeutige Betragen sowol der Guelphen als deren von Mendrisio. Die Cantonen ermahnten den Französischen Gesandten bündig und deutlich, in ihren Landen keine Verwirrung anzuzetteln, und den Guelphen ward auf Anrathen der Hoheit durch die Gibellinen bedeutet, sich vor Händeln zu hüten, die der Obrigkeit mißfällig wären.

Der Französische Gesandte versteckte sich hinter einen zweydeutigen Ausdruck des Instruments, das den Eidsgenossen die Wahl des Lands, oder einer Geldsumme freystellte, welchen die Eidsgenossen hingegen in ihrem graden Sinn gar nicht zweydeutig fanden. Bey näherer Unterhandlung beruften sich die leztern auf des Königs eigne Genehmigung, und der Gesandte wagte es nicht, diese zu widersprechen. Doch ward die Huldigung zu Mendrisio ausgesezt, und für einmal angenommen, daß ein gemeinsamer Richter im Namen des Königs und der Cantonen zu Mendrisio sitzen sollte. *)

Des Giovanni und Muralto Anhänglichkeit und solche Thätigkeit zu ihrem Vortheil, lohnten die Cantonen den Familien der Capitanei. Der Spruch: „es gehört uns, wir wollen's han" ward in Ansehung des Grafen von Arona nicht aufgehoben, aber für die Edelleute ward solcher gemildert; die Sache kam noch einmal zur Untersuchung, und so gar die Frage, ob man die Zölle der Capitanei auskaufen, oder ihnen solche, wie von altem her lassen wolle? Zürich und Bern war der Meinung, sie bey ihren alten Privilegien zu schützen, und ihnen die Zölle, wie sie solche ehedem besessen, zu lassen. Andere Cantonen fanden, dies wäre der Oberherrlichkeit nachtheilig, weil mit

*) Mendriser Abscheid A. 1517.

dem Zollrecht, auch das Recht solche zu erhöhen verbunden sey. Doch fand man überhaupt, es wurde hart seyn, den Edelleuten die Einkünfte von den Zöllen ganz wegzunehmen, ohne einen andern Grund dazu zu haben, als den, der von der Convenienz oder der Uebermacht hergeleitet wäre.

Endlich ward von Luzern ein Mittelweg vorgeschlagen und von den übrigen Ständen angenommen, welcher dahin gieng, den drey Familien der Capitanei eine gewisse jährliche Summe für die Zölle zu Lokarno, und den ihnen ebenfalls eigenthümlichen Zoll zu Magadin zu bezahlen, dafür sollte der nächste Syndikat unter Vollmacht der Cantonen ihnen Briefe und Siegel zustellen, *) die Enthebung der Zölle, und die Bestellung der Zolleinnehmer behielten sich dem zufolg die Cantone vor.

Mit dieser Maßregel, in so ferne sie anzeigte, wem ursprünglich das Zollrecht gehört habe? waren die Edelleute zufrieden, aber nicht so mit der ausgesetzten Summ, die mit dem wirklichen Ertrag in keinem Verhältniß stand. Dies suchten die Duno, die heimlich lachten, zu benutzen. Unter der Hand trachteten sie, jene, indem sie ihnen Französischen Schutz vorspiegelten, mit ihrer Faktion gegen die neuen Landesherren zu vereinigen: Aber ihr Kunstgriff that eine widrige Wirkung. Giovann von Orelli hörte nicht so bald von Französischer Dazwischenkunft, als er bey seinen Familiengenossen alles anwendete, um sie zu Annehmung der Vorschläge zu bereden. Die Franzosen, sagte er, sind es ja, die uns des Ganzen beraubt haben. So wie diese das Land inngehabt, haben sie es den Cantonen abgetretten; laßt uns mit dem Theil, den letztere uns anbieten, und freywillig gleichsam zurückgeben, zufrieden seyn! Sein Rath fand Eingang.

In Ansehung der Jagd und Fischer Rechts wurden den Edelleuten gewisse Bezirke überlassen, wo sie diese

---

*) Diese Entschädigung wird jährlich noch von der Kammer bezahlt.

Rechte, deren Verlust ihnen sehr nahe gegangen wäre, ausschliessend beybehielten. Für die Bezirke die man ihnen entzog, oder vielmehr der ganzen Landschaft gemein machte erhielten sie, wie für die Zölle, eine jährliche Entschädigung aus der hoheitlichen Kammer.

Noch war es um das Recht der Besetzung des Lokarnischen Raths zu thun, das Titel und Herkommen ebenfalls den Capitanei zueigneten: Aber auch hierüber mußten sie sich Einschränkung gefallen lassen: Nur die Ernennung zu einigen Stellen blieb ihnen, der grössere Theil der Plätze wurde der Wahl der ganzen Gemeinde frey gegeben. In Bezug der Collaturen der geistlichen Pfrunden so die Edelleut selbst gestiftet, geschahe keine Aenderung, doch ward bestimmt, daß die Landvögt, bey ihrer so unbeträchtlichen Besoldung, eine Erkenntlichkeit für das Bestättigungsrecht in gewissen Fällen zu beziehen haben sollen. Im allgemeinen widersetzten sich die Stände mit Nachdruk und Erfolg gewissen Anmassungen der Bischöfe, wodurch unter dem Titel der Geistlichen Gerichtsbarkeit, Eingriffe in die Landeshoheit hätten geschehen können: Die Ehesachen wurden, jedoch auf den alten Fuß behandlet. Das Volk das diese Standhaftigkeit schätzte und fürchtete, wagte es um desto weniger, seiner Seits mit unzuläßigen Ansprüchen hervor zu kommen: Und wenn auch durch dieses ganze Verfahren die Rechte des einen oder anderen beschränkt wurden, so bekamen solche doch eine Bestimmtheit, die künftigen Anmassungen vorbogen, und so bald die Gewohnheit den etwanigen Verlust ertragen gelehrt, Ruhe und Ordnung unter allen Classen herstellte.

Anfänglich gab es wohl einige Entgegenstemmungen, die aber nur bey Worten blieben; besonders wollten die Geistlichen sich am wenigsten fügen, die bey den Unordnungen und Verwirrungen der Zeiten ihre Immunitäten über alles Maaß erweitert hatten. Sie schwärzten die an, so zum Friede redten, und die Verordnungen der Cantonen vertheidigten. Giovann von Orelli und Gia-

como von Muralto mußten sich viel böses von ihnen nachreden lassen; ersterer besonders ward als ein heimlicher Ketzer bezüchtigt, und alle alten Geschichten wieder aufgewärmt: Einfälle die der Herzog Galeazz in seiner Jugend sich über den Clerus erlaubt, wurden ihm zugedichtet: Hiedurch ließ er sich nicht irren, sondern fuhr fort seine gerade Bahn zu gehen.

Es daurte nicht lange, so drang eine Demüthigung die den polternden Geistlichen wiederfuhr, ihm und vielen unbefangnen Ehrenmännern ein Lächeln ab. Die Disciplin der Priester, nemlich in den Vogteyen, machte einen seltsamen Contrast mit derjenigen der diesseitigen Schweizer-Geistlichen. Das äussere Betragen und die Kleidungs-Manier der ersteren war den ernsten Cantonen ärgerlich. Sie liessen deswegen einen Befehl kund machen, welcher unter scharfer Geldbuß den Geistlichen alle unehrbare Kleidung verbot, und namentlich das tragen aufgeschnittenen Schuhen und weiten zerhauenen Hosen, langer Mänteln und Rappieren an der Seite, der Dolchen in den Taschen oder Aermeln, auch der Bärlen, „als wodurch ihr Stand „unkenntlich wird," heißt es in der Verordnung. *) Das lächerliche Lärmen der Geistlichen, besonders der jüngern über dieses Mandat, und ihr ungeberdiges nothgezwungenes Folgeleisten gab zu vielen Spöttereyen Anlaß; denn, wenn die einen sich bequemten, die aufgeschnittene Schuhe gegen ganze umzutauschen, so hiengen sie hingegen mehr an den zerhauenen Hosen; andere aber gaben die Hosen preiß, und setzten einen höhern Werth auf die hübschen Schuhe der eitlen Weltkinder. Das gemeine Volk fand das lustig; es verfolgte die ehrbaren Priester auf den Gassen, mit dem Geschrey: „O die gebenedeyte Schuhe! O die heiligen Hosen! Diese Lobpreisungen waren wirksamer als alle Mandate und Strafen der Obrigkeit. Schuhe und Hosen wurden einfärbig und schimmerten

nicht

*) Ital. Abscheid de Ao. 1518 und 1521.

nicht mehr in den Gassen: Aber das Wegschneiden der Bärte gab manchen Herzensstich: Das Nachlaufen und Schreyen der Gassenjungen ward mehr als einmal mit frischem Muth ausgehalten. Die Geldstraf aber, welche die Landvögt sich nach der obrigkeitlichen Taxe zahlen liessen, würkten doch zuletzt: Unter manchem Seufzer wurden auch diese Zierden weggeschnitten.

Unter allen den Zerstreuungen, in welche Giovann von Orelli durch die öffentlichen Angelegenheiten seines Vaterlands, durch die seiner Familiegenossen und seine eigne persönliche Geschäfte verwickelt wurde, vergaß er keineswegs die Sorge für seine Kinder: Mit Vergnügen vernahm er, daß Fränzesco sein Sohn bey den Kriegszügen der Spanier, unter welchen er diente, im Neapolitanischen und in Sicilien sich wohl verhalte, und auf der betrettenen Bahn mit Ehre und mit Vortheil fortschreite. Die Reyhe sollte nun auch an Aloysius kommen, den der Margraf von Mantua auf eine Reise mit sich nahm, die er anstatt nach Rom, bey abgeändertem Interesse in andere Gegenden von Italien und besonders an den Ferrarischen Hof machte, um sich wo möglich vor den ehrgezigen und um sich greifenden Absichten Leo des Xten in Sicherheit zu setzen, die bey allen kleinern Italiänischen Fürsten grosse Besorgnisse erwecken müßten, besonders nach dem was jüngst dem Herzog von Urbino wiederfahren, den, weil er es wagte, sich gewissen Ansprüchen des Pabsts zu widersetzen, Leo zuerst in Bann that, und dann vollends aller seiner Länder beraubte.

Beyde Herren, von Ferrara und Mantua, die ein Geist und dasselbe Interesse belebte, waren bald über die zu ihrer Erhaltung und Sicherheit schickliche Maßregeln einverstanden. Letzterer trat wieder seine Heimreise an, den jungen Orelli aber ließ er zu Ferrara unter der Herzoglichen Leibgarde zurück.

Der Herzog von Ferrara, Alphonsus, war ein aufgeklärter, geschickter Herr, der durch eine sparsame Haushaltung und durch seinen kaufmännischen Geist sich grosse

Schätze erworben, und bereichernde Betriebsamkeit in seinen Staaten verbreitet hatte.

Die Meynungen des Grafen von Mirandola, der im vorigen Jahrhundert gegen die Unfehlbarkeit des Pabsts, gegen die Laster des Römischen Hofs und verschiedene seiner Lehrsätze geschrieben hatte, waren an diesem Hofe bekannt, und hatten vielen Beyfall gefunden, welchen die päbstlichen Beeinträchtigungen eben nicht schwächten, die der Herzog zu besorgen, vielen Grund hatte. Diese Gesinnungen blieben hinwieder dem Römischen Hofe nicht unbekannt, und halfen wahrscheinlich mit dazu, Leo in dem Vorsatz zu stärken, seinen Gegner, den Herzog zu stürzen. Offenbare Angriffe waren noch nicht geschehen; aber es wurden Intriguen angezettelt, welche bey Alphonsus Mißtrauen erweckten, und ihn endlich überzeugten, daß der Pabst ein Aug auf seine Staaten habe. Dies hatte ihn bewogen, seine Hauptstadt in bestmöglichen Vertheidigungsstand zu setzen, und alle seine Plätze mit vielem Geschütz und Kriegsmunition zu versehen. Er gab sich Mühe gute Condottieri zu bekommen, und wenn er von einem tapferen Soldaten hörte, so warb er solchen gern. Wenn schon seine Truppen nicht ein grosses Heer ausmachten, so waren sie doch stark genug ihren Herren gegen einen plözlichen Ueberfall zu schützen; zudem waren es auserlesene Leute auf die er sich verlassen konnte.

Hier bildete sich Aloysius zu einem künftigen Condottiere: der Hauptmann der deutschen Leibwacht, Rudolph Hell gewann ihn lieb, er nahm ihn unter seine besondere Aufsicht; was Aloysius seit der Belagerung von Novara gethan, hatte ihn bey ihm in Gunst gesetzt, und er brauchte ihn oft in Fällen, bey welchen er auf vertraute und geschickte Soldaten sehen mußte.

Was der Jüngling zugleich von dem Pabst und dem Römischen Hof vernahm, und die Erörterung gewisser Lehrsätze wobey er gegenwärtig war, befestigte in ihm verschiedenes, das er von seinem Vater gehört hatte, und machte ihn der neuen Lehre empfänglich, welche er eini-

ge Jahre später so begierig angenommen hat. Er war hier glücklich, weil seine Geschäfte seinen Lieblingsneigungen entsprachen: Bey dem Herzog und seinen Obern in Gunsten, und deswegen oft mit Aufträgen beehrt, die seinem Ehrgeiz schmeichelten, hoffte er eine glänzende Bahn zu wandeln, darum war er in allen Geschäften pünktlich und ängstlich, jedes Ding auf das Beste zu verrichten: Und was vollends ihm den Aufenthalt zu Ferrara lieblich machte, war die Gegenwart seiner Apollonia; die unter dem Hofstaat der Herzogin und unter Aufsicht ihres Vaters lebte, der zu Ferrara jezt gewisse Geschäfte zu besorgen hatte, welche das gemeinschaftliche Interesse des Herzogs und des Margräfen von Mantua betraffen. Nicht nur sah Aloysius seine Geliebte im Gefolg der Herzogin bey allen öffentlichen Spielen, er hatte zuweilen das für einen Ritter unschäzbare Glück, einen Preiß aus ihren Händen zu erhalten: Bald durfte er sich als ihren erklärten gehorsamen Anbeter zeigen. Nach der Gallanterie der Zeiten, trug er ihre Farbe an seiner Scherpe und wiedmete sich ihrer treuen Aufwart, so weit als das eingezogene Leben einer Italiänischen Jungfrau es erlaubte. Der Vater belächelte diesen verliebten Diensteifer, und sorgte dafür, daß die eingeführte Lebensweise, die allen solchen Aufwartungen enge Schranken sezte, von dem feurigen Jüngling nicht überschritten würde.

Denn wenige Worte in Gegenwart vieler Zeugen, Blicke die sagten, was sie konnten, und das Tragen einer von der Geliebten gebilligten oder gewählten Farbe auf dem Kleid, Müze oder Scherpe waren ungefehr alle Aeusserungen der Liebe, welche die strenge Zucht erlaubte, und durch die ein jedes Frauenzimmer sich für geehret hielt, wenn ihr Anbeter nur nicht unter ihrem Stande war.

Nachdem Aloysius geraume Zeit an dem Herzoglichen Hof gelebt, und da seiner Jugend recht frohe ward, indem die Vergnügungen die er genoß, nichts unterbrach, als die Nachricht des Todes seines grossen Wohlthäters und

Beschützers, des Margrafen von Mantua, der ihm sehr nahe gieng, war es ihm beschieden, dem Herzog und seinem Hauptmann von seiner Treue einen überzeugenden Beweis zu geben.

Pabst Leo von Haß gegen den Herzog und von Begierde getrieben, seiner Länder sich zu bemächtigen, hatte verschiedene Versuche gemacht, ihn bey seinen Unterthanen zu verschreyen, um ihn desto leichter stürzen zu können; dieß war ein vergebnes Unternehmen: Der Herzog sorgte als Vater für sein Land, er hatte die treue Liebe seines Volks. Andere ofnere Angriffe waren mißlungen, und der Pabst hatte die Demüthigung, läugnen zu müssen, daß solche mit seinem Vorwissen geschehen. Da er sahe, daß mit Gewalt nichts auszurichten wäre, faßte er den Entschluß, den Herzog ermorden zu lassen. Er sandte einen Brescianer, Hubert Gambara, apostolischen Protonotarius, der viele bekannte zu Ferrara hatte, mit Geld und den nöthigen Anweisungen wohl ausgerüstet an den Hof. Als ein feiner und geschmeidiger Unterhändler wußte er sich bey vielen angesehenen Personen einzuschmeicheln, so daß er in allen Häusern gern aufgenommen ward. Er redte viel und oft, und freymüthig über die Person des Leo, und dessen unbegränzte Habsucht, und wandte dadurch allen Verdacht von sich, als ob er mit ihm in Verbindung stuhnde. Eine Zeitlang studierte er den Carakter der Hofleuten, die am öftersten um den Herzog waren, um unter ihnen ein Werkzeug zu seinem mörderischen Anschlag zu finden. Er glaubte endlich, der deutsche Guardehauptmann Rudolf Hell, der sein Vaterland verlassen, um sein Glück zu machen, wäre zu jeder That feil, wenn eine solche theur genug bezahlt würde. Bey diesem das Eis zu brechen, wählte er den Aloys, den er bey dem Hauptmann in Gunsten und auf einem vertrauten Fuß sahe; auf dessen jugendlichen Ehrgeiz rechnete er und auf die Leichtigkeit, einen unerfahrnen feurigen Jüngling zu berücken. Er unterhielt sich deswegen öfters mit ihm, erzählte ihm in der Sprache eines apostolischen Protonota-

rius viel von der unermeßlichen geistlichen und sehr ausgedähnten Gewalt des Pabsts, von dessen aus dem Himmel selbst angestammten Rechten auf alle Reiche der Welt, und wie viel vermögender derselbe als jeder König und Fürst wäre, seine treue Diener zu den höchsten Ehrenstuffen zu erheben, und sie mit Reichthum zu überschütten.

Diese Sprache war so verschieden von dem, was am Hofe über den Pabst und dessen Ansprüche, zum Theil von Gambara selbst geredt ward, und von allem dem, was der junge Orelli von seinem Vater gehört hatte, daß er sie als eine Materie zum Lachen seinem Hauptmann wiederholte, dabey aber doch bemerkte, Gambara schiene ein zweyzüngiger Mann zu seyn. Hell muthmaßte tiefer als sein unerfahrner Untergebner. Ohne den Aloysius weiter zu warnen, gab er ihm nur auf: dem Gambara nicht zu widersprechen, alles von ihm anzuhören, keine allfällige Anerbietungen ganz zu verwerfen, aber ihm solche pünktlich zu hinterbringen, wo sie sich denn darüber berathen würden. Nun giengen Aloysius die Augen auf; er ahnete Schelmerey von Seite des Gambara, und nach seiner jugendlichen Raschheit konnte er dem Hauptmann die Kälte kaum verzeihen, mit welcher er über eine Sache sprach, die der Verrätherey so ähnlich sah; Bald wäre ihm Hells Treu selber verdächtig worden, und er drückte mit vieler Hitze den Abscheu aus, welchen die Muthmassung in ihm erregte, es möchte ein feindlicher Anschlag gegen seinen Herrn im Werke seyn. Diese Aeusserungen waren dem Hauptmann recht, weil solche von der Ehrlichkeit des Jünglings zeugten; er entdeckte ihm also seinen Plan näher, und gab ihm sorgfältige Anweisungen, wie er sich ferner bey den Unterredungen mit Gambara benehmen müsse.

Aloysius fand diesen Auftrag schwer, und seinem geraden gewöhnlich rasch zufahrenden Carakter vollends entgegen. Doch Hell bewies ihm, daß Ehrlichkeit an sich selbst sehr schätzbar, aber mit Klugheit verbunden der Gesellschaft am nützlichsten sey; und als er die Gefahr be-

rührte, in welche der Herzog leicht gerathen konnte, war Aloysius zu allem willig. Gambara fand ihn also bey der folgenden Unterredung sehr aufmerksam, ohne Widerspruch und Hohnlachen zu bemerken, wie etwa vorher geschehen; und da das gleiche Benehmen bey etlichen folgenden Unterredungen von Aloysius beybehalten ward, rückte Gambara allmählig mit der Sprache näher. Er bewies das Recht des päbstlichen Stuls auf die Staaten des Herzogs von Ferrara, den er als Usurpator und endlich gar als einen Kirchenräuber behandelte. Er schilderte mit vielem Eifer das Verdienstliche, der Kirche ihr Eigenthum wieder zuzustellen, und den Frefler zu strafen. Wenn Aloysius dazu behilflich seyn wollte, so versprach er ihm im Namen des Pabsts Belohnungen, wie er sie selbst wünschen würde; dazu sollte alles so eingerichtet werden, daß er dabey keine Gefahr laufe; und was er von ihm fordere, sey einzig, seinen Hauptmann auszuforschen, dessen Vertrauen er nach Verdiensten besitze. Ob er sich also nicht für die gerechte Sache des H. Vaters verwenden, und den ungerechten Besitzer der Kirchengüter verlassen wolle? Dieser dem Pabst so schon schuldige Gehorsam sollte dennoch mit Gold und Ehren über alle Erwartung belohnt werden: Als Pfand grösserer Belohnungen anerbot er einen kostbaren Ring. Diesen Verrätherlohn anzunehmen, war für einen geraden ehrlichen Jüngling, der alle Niederträchtigkeit herzlich haßte, seinen Fürsten und seinen Obersten aufrichtig liebte, eine harte widrige Prüfung; wie betäubt stand er da. Gambara, dem lebhaftes Gefühl für Ehre und Treu unbekannte Dinge waren, kam Ausdruck des innern Abscheues, wie Erstaunen über ein unerwartetes reiches Geschenk vor, und mit zudringender Freundlichkeit steckte er den Ring an Aloysius sich sträubende Hand. Letzterer eilte zu dem Guardehauptmann, dem er in brausendem Zorn kaum das Gehörte zu erzählen vermochte, und beyde begaben sich zum Herzog, der durch diese Geschichte, deren Folgen er sich wichtig dachte, beunruhigt ward. Nach vielen reifen Ueberlegungen befahl der Her-

zog seinem Guardehauptmann, den Gambara zu Nacht selbst anzuhören, damit, wenn man des Pabsts und seines Unterhändlers Absichten recht kenne, Gegenpläne gemacht werden können. Nur Toma, des Mantuanischen Hofs Geschäftsbesorger, ward von dem Vorfall unterrichtet. Aloysius mußte vorläufig dem Gambara Hoffnung machen, daß Hell wol unter gewissen Bedingnissen auf des Pabsts Seite könne gebracht werden; es erfolgte eine heimliche Zusammenkunft, auf diese noch mehrere. Hell that den Vorschlag, da diese Aufsehen machen könnten, sich lieber schriftlich zu unterhalten; hier liesse sich der Unterhändler fangen. Nach und nach schien der Guardehauptmann, unzufrieden über den Herzog, sich ganz der Führung des Gambara und den Befehlen des Pabsts hingeben zu wollen. Er fragte Gambara, ob zu Ferrara noch mehrere Personen von seinem Plan unterrichtet seyen, und ob man sich auf solche verlassen könne? Er habe sich mit Niemand eingelassen, war die Antwort, aber in den Landstädten seyen viele unzufriedne, die sich gern für den Pabst erklären würden: Diese mit in die Verschwörung zu ziehen, wollte er Hell und Aloysius zumuthen; dieß ward aber unter dem Vorwand abgelehnt, daß ein solcher Versuch zu frühe zu einer Entdeckung führen könnte.

Gambara fand endlich am kürzesten den Herzog durch Hell aus dem Weg zu schaffen, er war deßelben so sicher, daß er sich nicht scheute, ihm den Antrag unverhohlen zu machen, den Herzog auf einer Insel des Po zu ermorden, wo er zuweilen in einem Lustwalde mit einem kleinen Gefolg speiste, und denn unter einer Bedekung von wenig Deutschen übernachtete, die unter Hells Befehl stuhnden; Gambara versicherte den leztern, daß die päbstlichen Völker schon in der Nähe seyen, um in die herzoglichen Länder einzufallen, und nur auf den Ausgang dieses Unternehmens warteten. Zweytausend Dukaten übergab Gambara dem Hell baar, als Lohn dieser Frevelthat, Anweisungen für weit grössere Summen auf Rom, wo er ihm nicht nur Sicherheit nach vollbrach-

ter That, sondern auch eine Befehlshaberstelle unter den päbstlichen Völkern mit einem Eid zusagte. Hell versprach die erste Gelegenheit zu nutzen, um dem Herzog das Leben zu nehmen; er eilte mit dem Blutgeld zu Alphonsus, der schleunig die Truppen an den Gränzplätzen verstärken ließ, und sich glücklich schätzte, daß Gambara unter seinen Hofleuten keine Mitverschwornen hätte.

Indessen versprach sich Leo auf des Protonotarius Berichte hin den glücklichsten Erfolg, und hatte bereits dem Geschichtschreiber Guicciardini, welcher damals als päbstlicher Offizier zu Modena stand, und andern Commandanten den Befehl ertheilt, ihre Truppen zusammenzuziehen, und sich bereit zu halten, auf eine gewisse Stunde ein Thor von Ferrara zu überrumpeln.

Der Herzog hatte sich lange bedacht, ob er nicht die Sache so weit kommen lassen wollte, daß die päbstlichen Soldaten bis an das Thor anrückten, wo er sie alle konnte niedermachen lassen. Die Furcht, dadurch gewiß mit einem mächtigen Pabst in Krieg verwickelt zu werden, welche auch Toma und Hell sehr begründet fanden, hinderten ihn, diesen Gedanken auszuführen. Er gab zuletzt dem Hell und Aloysius Befehl, die Unterhandlungen mit Gambara abzubrechen, weil er Beweise genug gegen den Pabst in Handen habe.

Die Verstärkung an den Gränzen hatte nicht so heimlich geschehen können, daß der aufmerksame Gambara nichts davon gemerkt; das Zögern des Guardehauptmanns den Mord zu vollziehen, und besonders, daß er die ihm angezeigte Gelegenheit in dem Lustwalde hatte entwischen lassen, erregten des Unterhändlers Argwohn und Furcht; er floh.

Der Herzog ließ einen förmlichen Prozeß anstellen, die Originalschreiben des Gambara an Hell, als unläugbare Aktenstücke einschalten und publicieren, und sogar von den Ausdrücken und Reden, deren sich der Pabst gegen ihn bedient, beglaubte Zeugnisse erheben. *) Aber die unglück-

*) Muratori Antichita Estensi. Guicciardin.

liche Folge war, daß der mächtige Leo ihn einigr Zeit nachher mit dem Bann, und die Stadt Ferrara mit dem Interdict belegte, und ihm etliche Städte und Schlösser entriß.

Hell und Aloysius waren zu unbedeutend, um in der Bannformel genannt zu werden, aber in der Liste derjenigen waren sie eingeschrieben, welche die Wirkungen des päbstlichen Unwillens empfinden sollten. Hingegen belohnte der Herzog Aloysius Treu dadurch, daß er mit der verwittweten Margräfin von Mantua und ihrem Sohn ihn unterstützte, ein eignes Corps zu werben, und als Condottiere aufzutreten, wozu sein Vater treulich das seinige beytrug. So befand sich Aloysius auf der Stuffe der Ehre, und an der Schwelle der Lebensart, wornach er etliche Jahre als einem wünschenswerthen Ziel gestrebt hatte. Er blieb natürlich in dem Dienst des gedrängten Herzogs, der sich gegen den Pabst ungeachtet seiner Schwäche muthvoll wehrte, und durch seine Standhaftigkeit einer gänzlichen Unterdrückung vorbog.

Um diese Zeit starb die Herzogin Renata. Toma fand für gut, seine Tochter Apollonia an den eingezognen Hof der verwittweten Margräfin von Mantua zurückzusenden, da er nicht mehr zn befürchten hatte, daß bey ihr die Neigung zum Klosterleben wieder erwachen möchte, und Aloysen half jezt sein lebhafterer Wirkungskreis, die Abwesenheit seiner Donna, so schwer sie ihm fiel, muthig zu ertragen.

1521 Er hatte bald Anlaß seine Thätigkeit im Werke zu zeigen: Als nach des Pabsts Leo unvermuthetem Tode der Herzog zu Felde zog, und den ihm entrißenen Theil seiner Lande in kurzer Zeit wieder eroberte, wollte er auch seinem Freunde dem Herzog von Urbino helfen, der sich zuerst nach Mantua und darauf nach Verona begeben hatte, wo er unter Venetianischem Schutz lebte: jezt unterstützte ihn Alphonsus mit Geld und mit Truppen, unter denen sich auch Aloysius mit seiner Schaar befand. Urbino, während dem die Cardinäle im Con-

clave versammelt waren, gelangte wirklich zum Besitze seiner Staaten, und bald wurde durch einen Vergleich zwischen dem heiligen Collegio und den beyden Fürsten der Friede hergestellt; damit war eben Aloysius nicht ganz gedient: Für die kleinern wie für die grössern Condottieri waren die Kriegszeiten goldene Zeiten. Grundeigenthum hatten die wenigsten, das bey einem Krieg in Gefahr kommen konnte. — Um die Gerechtigkeit der Sache, für welche gestritten ward, bekümmerten sie sich nicht. Die Beförderung des Ruhms, oder des Interesse eines Fürsten, dessen Zuneigung sie erfahren hatten, bestimmte noch die redlichsten: Gemeiniglich waren es die vortheilhaftesten Bedingungen, um welche sie sich hingaben. Mit Erlaubniß seines bisherigen Herrn nahm Aloysius jezt Dienste unter Colonna, Befehlshaber der Italiänischen Völker, Kayser Carls des V. der alle von den beyden Herzogen entlassene Truppen an sich zoge: Denn Carl damals im Mayländischen an Volk schwach, suchte sein Heer zu vermehren, so viel er konnte.

1522 Nach dem für die Franzosen und Schweizer unglücklichen Treffen bey Bicocca, wollte Colonna auch die Französische Partey zu Genua unterjochen, und diese Stadt seinem Herren unterwerfen, wenigstens durch ihre Plünderung, das Murren der Soldaten, wegen ihren ausstehenden Sölden stillen.

Colonna führte sein Heer unversehens für Genua. Partheygeist, Unordnung und Uneinigkeit zwischen den Bürgern und den daselbst liegenden Truppen schwächten die Vertheidigung und machten die Eroberung leicht. Die Stadt ward überrumpelt, und von raubbegierigen Soldaten hart geplündert, die von keiner Loskaufung hören wollten. Ein grosser Theil der Kostbarkeiten des reichen Genua fiel in ihre Hände. Des Aloysius Antheil an der Beute war so beträchtlich, daß er seinen Trupp stark vermehren, und sich als ein Anführer von Ansehen desto theurer vermiethen konnte. Er blieb gleichwol nicht lange bey dieser Armee, die sich nach und nach verschiedener

Plätze im Mayländischen bemächtigte und Freunde wie Feinde brandschatzte, weil Carl bey aller Herrschaft über verschiedene mächtige Reiche, doch nicht Geld genug hatte seinen Soldaten den ordentlichen Sold zu zahlen.

Aloysius hatte von seinem Vater die Liebe für das Mayländische geerbt, und einen Theil seiner Kinderjahren daselbst glücklich verlebt; in allen Städten hatte er Freunde oder Verwandte; diesen Wehe zu thun, dafür konnte er um keine Summ erkauft werden. Er ließ sich lieber den Vorschlag des Herzogs von Urbino gefallen, der zu Unterstützung des Cardinals von Medici Truppen anwarb. Letzterer nemlich befürchtete eine Regierungsänderung zu Florenz, wo das Volk über den Mißbrauch der Gewalt des Mediceischen Hauses sehr mißvergnügt war, und sich wirklich an den Herzog von Urbino gewandt hatte, daß er Anführer ihrer Faction würde. Um diesem vorzukommen, trug der Cardinal nun selbsten dem Herzogen an, als General mit einem starken Gehalt, dessen Hälfte zum voraus bezahlt werden sollte, in die Dienste seines Hauses zu treten. Urbino wollte keinen Cardinal vor den Kopf stossen, am wenigsten einen, der so grosses Ansehen und so vielen Einfluß hätte, und da er überdieß von den Kräften der Volksfaktion und ihrem Ausharren sich nicht viel versprach, nahm er das Anerbieten an, und warb die nöthigen Völker für so lange, als er selbst General des Florentinischen Staats bleiben würde.

Medicis vernichtete durch diese Anstalten die gefürchtete Staatsveränderung zu Florenz; aber andere und grössere Absichten mit seinen Truppen auszuführen, so wie er im Verdachte stuhnd, daran hinderte ihn die Eifersucht einiger seiner Amtsgenossen in dem heiligen Consistorio, die kein päbstliches Geld hergeben wollten, und die Furcht vor dem neuerwählten Pabst Adrian, den man alle Augenblicke aus Spanien erwartete. Ihm fiel in kurzer Zeit der Unterhalt seiner Truppen lästig, aber es war ihm schwerer ihrer los zu werden, als es ihm gewesen, sie anzuwerben.

Zuletzt als Don Carlos von Lannoy als Unterkönig nach Neapel gieng, suchte der Cardinal von Medicis den Herzog von Urbino zu bereden, den grösten Theil der unter ihm stehenden Völker mit denen des Lannoy zu vereinigen; der Herzog war für sich nicht ungeneigt zu willfahren.

Medicis wandte sich selbst an Lannoy, allein dieser lehnte den Antrag ab, weil er den grösten Theil der in mehrern grossen Städten Italiens erpreßten Summen bereits unter seine Spanier vertheilt hatte, und er keine reiche Beute voraussah, mittelst deren er die Geldgier einer neuen Kriegsschaar befriedigen konnte. Endlich befreyte den Cardinal die Ankunft des Pabsts Adrians in Italien dieser lästigen Krieger.

Dieser Greis, ganz das Gegentheil im Denken, Reden und Handeln von seinen Vorfahren Julius dem II. und Leo X. hart gegen sich selbst, gegen andre nur streng und gerecht, der seine eigne Familie nicht erheben, und für sich keine Länder erobern, oder Reichthümer sammeln wollte, dem aller Pracht lästig und die Sitten und Lebensart des Römischen Hofs ein ärgerlicher Greuel war, der in Frömmigkeit, exemplarischer Heiligkeit und Gelehrsamkeit, vestere Stützen des Römischen Stuhls sah, als in dem Besitz der mit Unrecht oder Gewalt eingenommenen Landen, war vest entschlossen, die Sitten Roms zu verbessern, und den verdorbenen Hof ganz umzuschaffen. Dazu dünkte ihn eine nothwendige Vorbereïtung zu seyn, wenn er solche Länder ihren rechtmäßigen Herren wieder zurückgäbe, welche seine Vorgänger mit List und Betrug an sich gerissen hatten: Diese Wiedererstattung sollte ein unzweifelhaftes Zeugniß seiner Gerechtigkeitsliebe sowol als seines strengen Ernsts seyn, aber ihm auch die unterdrückten Fürsten zu treuen Anhängern gewinnen. Dieß und seine einfache Lebensweise, die so sehr mit dem prächtigen Aufwand Leos kontrastierte, machte den widrigsten Eindruck bey dem Römischen Volk, welches dennoch gezwungen war seine Rechtschaffenheit zu schätzen.

Die Herzogen von Ferrara und Urbino hingegen waren laute Vertheidiger der Denkungsart und der Handlungen des Pabsts, und beyde hatten Grund dazu. Auf die erste Bitt des Alphonsus sprach er ihn von allen Censuren frey, und bestätigte ihn in dem Besitz seiner Staaten, er hätte ihm auch Modena und Reggio wieder gegeben, wenn er länger gelebt hätte.

Gegen den Herzog von Urbino handelte er gleich edel, er äusserte keinen Schein von Groll wegen dessen Betragen gegen seinen Vorgänger und den Kirchenstaat, wozu freylich die Empfindungen des Kaysers Carls viel mochten beygetragen haben.

Ueber Malatesta und dessen Eroberungen von Rimini dachte Adrian anders. Pandolf Malatesta der Vater, hatte Rimini dem Pabst verkauft, ob er es gern oder gezwungen gethan? ist ungewiß, doch letzteres das wahrscheinlichere; immer hatte er das Geld dafür empfangen. Die Wiedereinnahme durch den Sohn Sigismond Malatesta, betrachtete der Pabst als eine offenbare Räuberey, und solches der Kirche wieder zurückzustellen, glaubte er seiner eignen Ehre und dem Römischen Stuhl schuldig zu seyn. Da Malatesta nichts von gütlicher Zurückgabe hören wollte, beschloß Adrian Gewalt zu brauchen, die er in diesem Fall als eine Handlung der Gerechtigkeit ansah. Von den Talenten und der Dankbarkeit des Herzogs von Urbino hatte er eine so günstige Meinung, daß er demselben die Führung des Feldzugs von Rimini auftrug.

Es ist fast unbegreiflich, wie leicht die kleinen Fürsten Italiens zu bewegen waren, daß einer den andern unterdrücken half, anstatt gemeine Sache gegen den mächtigeren Unterdrücker zu machen, und durch vereinigte Kräfte das rettende Gleichgewicht zu erhalten. Der Margraf von Mantua, die Herzogen von Ferrara und Urbino, waren (letztere wenigstens) vor wenigen Monaten eines Theils ihrer Länder beraubt, und durch den Fluch des Banns, wenn solcher nach des Leo Vorsatz in Erfüllung gekommen wäre, allem erdenklichen Elend ausgesetzt worden.

Kaum erhielten sie durch einen günstigeren Pabst, Sicherheit und ihre Besitzungen wieder, so waren sie bereit auf Befehl eben der Macht, welche sie zernichtet hatte, einen noch schwächeren zu unterjochen, der wenigstens mit Wahrscheinlichkeit behauptete, sein Vater hätte Rimini gezwungen verkaufen müssen, weil Leo ihm gedroht, solches im Weigerungsfall sonst wegzunehmen.

War es Dankgefühl so diese beyde Herren an Adrian gebunden, so laßt sich ihre falsche Politik entschuldigen. Der Herzog van Urbino übernahm willig das Commando, so ihm der Pabst aufgetragen: Die Truppen welche der Cardinal von Medicis im Florentinischen unterhalten hatte, wurden zu dessen grossem Vergnügen in päbstlichen Sold genommen: Der Herzog sandte den Aloysius mit seiner Trupp nach Rimini, er selbst folgte mit 1500 Spaniern nach, die Adrian aus Spanien nach Italien begleitet hatten: Gegen ein muthiges Heer das in der Plünderung von Rimini Ersatz aller Strappatzen sahe, konnte Malatesta sich nicht behaupten, er wagte keine Vertheidigung, sondern überließ Stadt und Festung: Nun durften sich die Soldaten an dem Eigenthum der Kirche nicht vergreifen, sie mußten die Einwohner ungestört im Besitz ihrer Güter lassen, und sich ihrer Sölde begnügen.

So ward dieser kurze Feldzug zum Vergnügen des Pabsts geendigt, aber nicht zur Zufriedenheit der Soldaten, die sich in der Hoffnung einer guten Beute betrogen sahen. Der Herzog von Urbino reiste hierauf selbst nach Rom und nahm Aloysius mit, der gern mit seinem Volk in des Pabsts Diensten geblieben wäre. Jener, als Neffe Julius des Zweyten ward mit der grösten Achtung aufgenommen, und mit dem Herzogthum Urbino auf das neue belehnt, aber auch zugleich seines Kriegskommando entlassen. Auch Aloysius erhielt nebst der Bezahlung seines Volks die Freyheit Dienste zu nehmen, wo er wollte; denn Adrian entschlossen jedem das Seinige zu lassen, glaubte, daß so der Kirchenstaat als des H. Petrus Eigenthum,

am besten geehret und ohne Kriegsmacht gegen Angriffe gesichert seyn würde.

Orelli, der sich nicht entschliessen konnte, seine Leute zu entlassen, eilte ziemlich mißmuthig von Rom weg, ungewiß zu was für einer Parthey er sich wenden sollte. Die Kayserlichen nahmen zwar Soldaten so viel sich ihnen anerboten, aber um die Bezahlung waren sie immer in Verlegenheit, und gegen den Französischen Dienst hatte er eine eingewurzelte Abneigung. Seine Unentschlossenheit daurte nicht lange. Die Republik Venedig zwischen Carl und Franz wankend, und in Furcht der Krieg möchte in ihre Staaten gespielt werden, unterhandelte mit beyden Fürsten: Von beyden ward sie bedrohet und gedrängt, auch der Pabst war mit ihr unzufrieden, da sie auf desselben Aufforderung die Waffen wider die Türken zu ergreifen, keine entscheidende Antwort ertheilt. Diese kluge Republik, nachdem sie lange die Macht der streitenden Partheyen berechnet, und die wahrscheinlichen Folgen erwogen hatte, fande endlich das Uebergewicht auf Seiten des Kaysers, mit dem sie daher ein Bündniß schloße, Kraft dessen er ihr alle Städte und Länder überließ, so wie sie solche vor jezo besessen hatte: So viel konnte ihr weder der Pabst noch der Französische König bieten; dagegen verhieß sie an Ferdinand, des Kaysers Bruder, im Lauf bestimmter Jahre eine gewisse Summe zu bezahlen. Es ward über dies festgesezt, wie viel Galeeren und wie viel Mannschaft die Republik Carln zur Hilfe stellen sollte.

Sobald Aloysius hörte, daß dieser Bund geschlossen sey, reiste er nach Venedig, und trug dem Doge Gritti sein Volk an: Die Bedingungen die man ihm machte, erhielten nicht allerdings seinen Beyfall: Er behielte sich deswegen auch seiner Seits vor, den Dienst zu verlassen, wenn es ihm gefiele, insofern er es nur einen Monat vorher würde angezeigt haben. Für einmal ward er an den Herzog von Urbino gesandt, mit Vorschlägen, welche die Herrschaft diesem Prinzen machte, auf den Fall, daß solcher die oberste Befehlshaberstelle ihrer Landtruppen über-

nehmen würde: Der Traktat kam zu Stand, und Urbino zog mit dem grösten Theil der Soldaten, die er vor Rimini geführt hatte, in's Venetianische Gebiet.

Ungeachtet dieses Bündnisses mit dem Kayser, enthielt sich dennoch der Senat eine zu lebhafte Thätigkeit zu zeigen, denn seine Hauptabsicht war nur eigne Sicherheit, und wo möglich zu verhüten, daß weder Carl noch Franz Herren über Mayland würden, oder sonst ein zu grosses Uebergewicht über die Italiänischen Staaten bekämen: deswegen ward den Befehlshabern ein Wink gegeben, ihre Untergebne von Angriffen abzuhalten.

1522 Auch der Pabst mußte endlich seinem Friedenssystem entsagen; nachdem er vergebens sich so viele Mühe gegeben, den Kayser und den König von Frankreich dahin zu vermögen, über ihre verschiedene Anforderungen sich zu vergleichen, und mit allen europäischen Mächten an einer Unternehmung gegen die Türken Theil zu nehmen. Unzufrieden und unwillig über beyde Fürsten wegen ihrer Hartnäckigkeit den Krieg fortzusetzen, wußte Carl es doch so einzuleiten, daß Franz der widerstrebende und unbiegsame schien, der ihn zur Gegenwehr zwinge: Durch diese Darstellung ward der friedsuchende Pabst gegen den Französischen König erbittert; dem Bund wider denselben trat er jetzt öffentlich bey; und da er mit seinen einmal genommenen Entschlüssen thätigen Eifer verband, so versprach er zu der Unternehmung monathlich zwanzigtausend Dukaten zu bezahlen, eine für ihn und die Kammer, die durch seinen Vorfahr erschöpft war, sehr wichtige Summe.

Der Margraf von Mantua kommandierte die Völker, welche aus dem Päbstlichen Geld geworben wurden; er ließ an seinen alten Bekannten Aloysius den Antrag ergehen, mit seinem Corp zu ihm zu stossen; diesem lag es noch auf dem Herzen, daß der Pabst ihn vor kurzem seiner Diensten entlassen; er zögerte das Anerbieten anzunehmen, besonders da die Republik gut und richtiger als die andern Mächte bezahlte. Aber die Soldaten, müde den Vene-

Venetianischen Proveditoren zu gehorchen, und schwürig, weil sie unbeschäftigt waren, sehnten sich nach einer Abänderung, und einem Dienst, wo mehr Hoffnung zur Beute wäre. Dieses und persönliche Neigung für einen Fürsten, dessen Hause er viel zu danken hatte, bestimmten Orelli sich mit dem Margrafen zu vereinigen, ungeachtet der Herzog von Urbino es ihm übel nahm, und ihm einen Monatsold zurückzuhalten drohte. Doch durch den Margrafen ward das Mißverständniß beygelegt, der dem Herzogen vorstellte, daß sie beyde zwar unter verschiedenen Herren, aber doch für die gleiche Sache stritten. Desto eher erhielt auch Aloysius seine Bezahlung, als seine Soldaten Miene machten, solche mit Gewalt zu nemmen. Um dem Margrafen seinen Dank zu beweisen und seinen Eifer ihn auf das beste zu unterstützen, vermehrte er sein Corps noch mit Deutschen, die er anwarb, und so wohlgerüstet begab er sich in das Mayländische.

Seinem Vaterland so nahe konnte Aloysius der Begierde nicht widerstehen, seinen alten Vater zu sehen, von dem er verschiedene Jahre getrennt gewesen, dessen Herz er durch seine unerwartete Ankunft sehr erfreute. Giovann erkannte mit Wohlgefallen in dem jungen Krieger und dessen Leben das Gemähld seiner eignen Jugendjahren. Mit seinem Betragen zufrieden, nahm er väterlichen Antheil an dem Schicksal, das bisdahin seinem Sohn günstig gewesen: Desselben Verbindungen mit dem Margrafen von Mantua, und seine Anhänglichkeit an den Herzog von Ferrara hatten seinen Beyfall; nur daß diese Fürsten in päbstlichem Sold waren, gefiel ihm nicht ganz, weil er diesen Dienst für Fürsten-Interesse nicht günstig hielt. Er ermahnte Aloysius, bey der ersten guten Gelegenheit unter die Spanische Armee zu gehen, bey welcher auch sein Bruder wohl untergekommen wäre, und Aussicht auf eine sichere Versorgung habe; desto mehr da ihm aus allen Umständen gewiß schien, daß Carl am Ende Italien Gesetze geben, und Sieger bleiben würde.

Daß Giovann päbstlichen Diensten nicht sehr geneigt war, kam wol auch von seinen religiosen Gesinnungen her. Schon sint einiger Zeit waren die neuen Lehren, welche Luther in Deutschland, und Zwingli in der Schweiz verbreiteten, auch ennert dem Gothardsberg bekannt worden, und wenn solche nicht unbedingten Beyfall, wie an einigen Orten in der deutschen Schweiz fanden, so erregten sie doch diejenige Aufmerksamkeit, die sehr oft zum Beyfall leitet. Giovanne von Jugend an zum freyen Denken gewohnt, und, wie wir gesehen, Feind der priesterlichen Anmassungen, widmete der Untersuchung der neuen Lehren viele Zeit; und da sein Herz und Kopf von diesen Entdeckungen voll waren, die ziemlich mit seinen eignen Begriffen übereinstimmten, so konnte er sich nicht enthalten, auch mit seinem Sohn davon zu reden, und mitunter einfliessen zu lassen, wie unschicklich eine Verbindung kleiner weltlicher Fürsten mit einem sich alles zueignenden geistlichen Oberherrn wäre.

Aloysius hatte zwar schon von Luther, doch nur als von einem Erzketzer und wahnsinnigen Mönch gehört, aber unter dem Gewirr des Kriegs und dem Streben nach Ehre, weder Zeit, auch wol nicht Gelegenheit gehabt, sich mit dogmatischen Untersuchungen abzugeben, die zu Rom selbst mehr in Rücksicht auf die Macht der Hierarchie, als in andern Absichten wichtig schienen. Jezt, obschon die ruhigen Vorstellungen des alten Greisen eher im Ton der Erzählung, als der Unterweisung waren, die Beyfall fordert, machten sie doch einen tiefen Eindruck auf den Sohn, der in kindlicher Liebe seinen Vater nie irren gesehen, und so innige Ehrfurcht für ihn hatte, daß er ihn beynahe unfehlbar glaubte: Er nahm sich vor, nicht wie bisdahin, was von diesen Dingen gesagt wurde, als eine unbedeutende Feldneuigkeit anzuhören, sondern als einer wichtigen Sache nachzuforschen. Ein für sich nicht viel bedeutender Vorfall, der sich während Aloysius Aufenthalt im väterlichen Hause ereignete, schwächte bey ihm aufs neue die Achtung gegen das System des Römi-

schen Hofs, und ärgerte viele, weil weniger freydenkende Menschen, als beyde Orelli waren.

Ein Schweizer-Soldat, der im Schloß als Besätzer gewesen, und wegen schlimmer Streichen verabschiedet worden, wagte in Giovans Haus einen Einbruch; er ward ertappt und gefangen gesetzt. Es wurden noch viele Schandthaten auf ihn geklagt, und er sollte zum Tod verurtheilt werden. Als man ihm einen Priester schickte, um ihn zum Nachdenken und zur Reue über seine Laster zu vermögen, lachte er diesem ins Gesicht, und sagte: was er bis auf wenige Monate gesündigt, dafür wäre bezahlt, und hätte er vollgültigen Ablaß, und noch darüber hinaus. Als der Priester sich über diesen Leichtsinn ärgerte, erzählte ihm der Soldat: „Er hätte unter der fünfhundert Mann starken Compagnie des Jacob zum Stein von Bern gedient, während welcher Zeit der Hauptmann für sich und seine Compagnie, von dem vom Pabst privilegierten Ablaßkrämer Samson, um den Preis eines schönen apfelgrauen Hengsts vollkommnen Ablaß gekauft, dazu habe zum Stein sich noch die Absolution seiner Voreltern, und aller seiner Unterthanen, zu welchen der Soldat selbst auch gehört, ausbedungen; der Sach sey er so gewiß, daß wenn er nur erst aus dem Loch wäre, so könne er den Teufel auslachen. *) Er entkam auch aus dem Kerker, ehe die Sentenz gefällt ward.

Diese Geschichte gab zu Nachfragen Anlaß; Samsons schändliches Gewerb ward in den Schweizerischen Herrschaften ruchtbar, und erhielt von dem Italiänischen Witz, der sich über Mönchsstreiche, schon von langem her viel erlaubt hatte, mehrere Zusätze: Luthers Meinungen, die sich zu verbreiten anfiengen, und besonders seine Klagen, gegen die Aufführung des Römischen Hofs und seiner Emissarien, verlohren dadurch bey Unbefangnen viel von dem Abscheulichen, welches die Mönche und ihre Anhänger, denselben anzuhängen sich bemühten.

*) Locarn. Criminal-Prozeß und Hottingers Kirchengesch.

Indessen kam die Zeit, wo Aloysius sich wieder von seinem Vater verabscheiden mußte: Zu guter Letzte gab ihm dieser den treuen Rath, der sich auf viele aus seinen eignen Schicksalen hergenommene Gründe stüzte, sich nicht weder in Kriegs noch anderen Diensten, so lang an Herren zu vermiethen bis seine besten Jahre verlebt, und er durch eine lange Gewohnheit und das beständige Gewirr von Geschäften und Leidenschaften, sich selbst der Ruhe des stilleren aber glücklichern Lebens unempfänglich gemacht; er empfahl ihm Sparsamkeit, als ein sicheres Mittel zur Unabhängigkeit, und da wie natürlich schon mehrmal unter beyden von Apollonia Toma die Rede gewesen war, eröffnete Giovann am Ende was zwischen ihm uud dem alten Toma abgeredet worden sey: Er zeigte dem Sohn in der Verbindung mit seiner Geliebten, das Ziel jugendlicher Arbeiten, und den Lohn ehrenvoller Thaten und kluger Einrichtung seiner Lebensweise. Aloysius hörte alles mit Rührung und mit Dank an, doch konnte er sich kaum vorstellen, daß er seines jezigen Berufs jemals müde werden sollte, weil Jugend, ausdaurende Gesundheit und Begierde Schöpfer seines Wohlstands zu seyn, ihm die Beschwerden desselben kaum bemerken liessen.

Das Gerücht von den Zurüstungen des Französischen Königs, um Mayland wieder zu eroberen, kam eben an. Eilfertig reiste nun Aloys zur Armee zurück. Bisher hatte man der Sage davon wenig Glauben beygemessen: Selbst der alte erfahrne Prosper Colonna konnte sich nicht vorstellen, daß ein feindliches Heer ankommen würde. Diese Ueberzeugung und Kränklichkeit waren Schuld, daß er nicht genugsame Maaßregeln nahm, den Franzosen das Einrücken in das Mayländische zu verwehren: Ihr Vordringen ward zwar durch des Connetable von Bourbon Verschwörung, die König Franz entdeckte, als seine Vortruppen schon zu Lion angelangt waren, um etwas verzögert, aber seine Absichten auf Mayland dadurch nicht gehindert: Bonivet oberster Befehlshaber des Französischen Heers kam mit dreysigtausend Mann in Italien an, da

man daselbst noch darüber disputierte, ob der König sich zum Feldzug entschliessen würde? diese unvermuthete Erscheinung erregte allgemeinen Schrecken.

Colonna, welchem es an Geld und Truppen fehlte, konnte dem Feind nicht einmal den Uebergang über den Tesino verwehren, den Kayserlichen blieb kein Ausweg als sich nach Pavia und Mayland zu ziehen, wo sie jedoch wegen den übel zugerichteten Vestungswerken, sich zu halten kaum hoffen konnten.

Bonnivets unvorsichtiges dreytägiges Zaudern am Ufer des Tesins rettete die Kayserlichen, sie erholten sich von ihrer Bestürzung: Der achtzigjährige kränkelnde Colonna hob sich über Alter und Krankheit, und wußte seinen Muth dem Kriegsvolk mitzutheilen, und Morone's Haß gegen die Franzosen gieng in die Mayländer über, die nun Tag und Nacht an der Ausbesserung der Vestungen arbeiteten, so daß alles im Stand der Vertheidigung war, als die Franzosen ankamen; und Bonnivet sahe sich bald durch die rauhe Witterung gezwungen, die Winterquartier zu beziehen.

In diesem Zeitpunkt erfolgte der Tod des Pabsts Adrians, der an eben dem Tage starb, als die Franzosen über den Tesin setzten. Hof und Volk zu Rom freuten sich seines Tods. Die Hausthüre seines Leibarzts wurde in der Nacht mit Blumenkränzen geziert, und seine Curart und medicinische Kenntnisse durch die Ueberschrift geehrt: „Dem Befreyer des Vaterlands.“ Die verbündeten Mächte hingegen bereuten ihn, weil mit dessen Tode die Geldvorschüsse aufhörten, die er zu zahlen versprochen hatte, und es überdieß nicht gewiß vorzusehen war, ob sein Nachfahr das gleiche System befolgen würde, oder vielleicht durch Französische Nachwerbungen sich gewinnen ließ?

1523

Colonna brauchte indessen die päbstlichen Völker, als ob er des Beytritts des neuen Oberhaupts der Kirche zu dem Bund der Allierten gewiß wäre; sie wurden bey allen

kleinen Scharmützeln an den Feind geführt, und zuletzt mußten sie Pavia besetzen.

Zu diesem Allem ließ sich der Margraf von Mantua ihr Oberbefehlshaber gern gebrauchen, weil er sint dem Tode des Pabsts gesinnet war, in kaiserliche Dienste zu tretten, und sich Colonna und Lannoy, welcher von Neapel in das Mayländische gekommen war, zu Freunden machen wollte. So schien es auch nach Adrians Tod, als ob der Römische Hof mit Hitz des Kaisers Sache zu verfechten gesinnet sey; indessen die Venetianer in Erwartung künftiger Dingen, sehr zurückhaltend waren, und von Colonna mußten gezwungen werden, von ihren Truppen nach Mayland und Cremona zu schicken, weil es dem Spanischen General daran gelegen war, daß die Republik sich öffentlich als des Kaisers Allierte zeige.

Beyde Theile, ungewiß noch, auf was für eine Weise sich der neue Pabst benehmen werde, suchten nämlich auf alle Weise ihren Anhang zu stärken: Von beyden ward darum auch dem Herzog von Ferrara nachgeworben. Bonnivet versprach Gold, woran er selbst grossen Mangel hatte: Colonna hingeben sagte ihm den Besitz von Modena zu. Alphonsus achtete Bonnivets Verheissungen nicht sonderlich, besonders da dieser in keinem Unternehmen glücklich war; Modena zu bekommen reizte ihn weit mehr. Colonna, welchem mit seinem Versprechen Ernst war, rufte 1500 Spanier, welche daselbst in Besatzung lagen, ab, um die Stadt zu entblössen, und Aloysius als treuer Anhänger des Alphonsus mußte mit seinen Soldaten dahin marschieren, um die Stadt im Namen des Herzogs zu besetzen. Aber der wachsame päbstliche Stadthalter Guiccardini, und Guido Rangone hatten von diesen geheimen Unterhandlungen Nachricht erhalten; sie hielten die Spanier unter mancherley Vorwand zurück, und vereitelten so die genommenen Maaßregeln. Aloysius zog sich nicht sehr brüstend mit seinem Volk zurück, und der Herzog büßte einige tausend Ducaten ein, die er dem Colonna für seine Anerbietungen auf Rechnung gegeben hatte.

Dieses änderte indessen seine Gesinnungen nicht, er blieb Anhänger der Kaiserlichen.

Nach einer Stuhlerledigung von zwey Monaten, und emsigen Intriguen, ward der Cardinal von Medicis zum Pabst gewählt, welcher den Namen Clemens VII. annahm. Die Erwartungen von ihm waren auf das höchste gespannt: Geschäftskenntnisse hatte er mehr als kein anderer Cardinal, weil er unter Leo X. die Kirchen- und Staatsgeschäfte besorgt hatte; er liebte solche, und war daneben eines ernsthaften und entschloßnen Sinns. Die Verbindung des Florentinischen mit dem Kirchenstaat gab ihm ein grosses Gewicht. Als Pabst schien er seinen Carakter ganz zu ändern, den man aber im Grund zu kennen, vielleicht vorher nicht den Anlaß gehabt hatte; damit verminderte sich nach und nach sein Ansehn und die Meinung die man von seinem Geist gefaßt hatte.

Schon in einem von den ersten Staatsgeschäften, das er behandelte, vermißte man die Entschlossenheit, der man sonst an ihm gewohnt war. Der Herzog von Ferrara, der von dem neuen Pabst weder die Mäßigkeit der Anforderungen, noch die Billigkeit Adrians erwartete, suchte ihn dennoch durch Ehrenbietung sich günstig zu machen, ohne viel auf die vortheilhaften Anerbietungen der Franzosen zu achten, die ihn jezt leichter zu gewinnen hofften, da sie seine Verlegenheit merkten. Er schickte Gesandte nach Rom, welche die Auslieferung von Modena forderten, dessen Rückgabe die beyden vorhergehenden Päbste öfters zugesagt hatten. Zugleich begehrten sie an den Pabst, von seiner Anforderung an Reggio und Rubiero abzustehen, in deren Besitz Alphonsus wirklich war. Anstatt auf seinen Ansprachen an diese Plätze zu bestehen, oder, alsobald und mit guter Manier dem Herzog zu willfahren, ihn dadurch sich zu verbinden, und ganz auf seine Seite zu ziehen, behandelte der Pabst dieses Ansuchen als einen Rechtshandel; er zog den kaiserlichen Gesandten und vier Cardinäle zur Untersuchung; man stritt von beyden Seiten, und die Gesandten des Herzogs erhielten ein

Breve, daß alles ein Jahr lang in dem gleichen Zustand gelassen, und von keinem Theile Neuerungen gemacht werden sollen. Von da an war der Herzog gleichsam gezwungen, sich um andere Hilfe umzusehen; er entfernte sich immer mehr von dem Interesse des Pabsts, und gieng dagegen engere Verbindungen mit den Kaiserlichen ein.

1522 Clemens war als Cardinal Frankreichs erklärter Feind gewesen, als Pabst wollte er gern neutral bleiben, und Frieden stiften. Carls und Franzens Ehrgeiz, persönliche Eifersucht und Eroberungsgeist machten letzteres unmöglich; und dennoch handelte der Pabst, als ob es nicht fehlen könnte. Durch die Zusagen seines Vorfahren hielt er sich nicht gebunden: Da beyde Theile ihm schmeichelten, wollte er Freund von beyden bleiben; deswegen glaubte er unschicklich, Truppen im Felde zu halten. Sobald die Bezahlung ausblieb, verloffen dieselben sich ohnehin oder giengen zu den Kaiserlichen über.

Franz war zwar mit dieser Neutralität des Pabstes ganz gut zufrieden; desto minder aber Carl, der Clemens des Undanks beschuldigte, zu dessen Erhebung, wie er sagte, er doch das meiste beygetragen, und dadurch sich den Unwillen des Cardinals Wolsey, und die Feindschaft seines Herrn, des Königs von England zugezogen habe. Carl sprach so laut, daß er dem Pabst zwanzigtausend Ducaten, und einen Befehl an die Florentiner, dreyßigtausend als den letzten Rest an die Conföderation zu bezahlen, abtrotzte, doch unter dem Versprechen, es verschwiegen zu halten.

Der Kayser übertrug damals das Commando von Mayland, an des verstorbenen Colonna's Stelle, an Lannoy, Unterkönig von Neapel, dessen Ehrgeiz war, den Kayser zu überzeugen, er wäre würdig des grossen Colonna Nachfolger zu seyn. Obwol Geldmangel ihm beschwerlich fiel, warb er dennoch Volk, so viel er konnte. Der Margraf von Mantua und mit ihm Orelli, machten kein Bedenken zu ihm zu stossen, nachdem der päbstliche Sold nicht mehr bezahlt wurde. Neunzigtausend Dukaten, welche die Mayländer vorstrecken mußten, erleichterten die Bezahlung der

Neugeworbnen. Mit Versprechungen und Hoffnungen gelang es ihm auch, die alten Truppen zufrieden zu stellen.

Lannoy behielte die Oberbefehlshaberstelle im Mayländischen; aber als Pescara und Bourbon zur Armee kamen, hiengen die Haupteinrichtungen der Kriegsunternehmungen, von dem ersten als dem geschicktesten und kühnsten aller kaiserlicher Generale ab.

Beyde feindliche Heere zogen gegen einander zu Feld; den Kayserlichen fehlte Geld, den Franzosen der eben so wichtige Proviant. Bonnivet mußte deswegen sein verschanztes Lager bey Biagrassa verlassen, welches von den Kaiserlichen geplündert ward. Aber mit der Beute, welche sie begierig haschten, nahmen sie von diesem Ort auch die Pest mit, und brachten solche nach Mayland, wo sie in kurzer Zeit fünfzigtausend Menschen wegraffte.

Mangel an Proviant, verschiedene verlohrne Scharmützel, zwangen Bonnivet die Lombardie zu verlassen; er hätte lieber eine Feldschlacht gewagt, wenn etliche tausend Schweizer, die wegen angelaufnem Wasser am Teßin unthätig aufgehalten wurden, in rechter Zeit hätten zu ihm stossen können: da jezt seine Soldaten haufenweise davon liefen, mußte er nach Frankreich zurück. Er nahm seinen Weg durch das mühsame Thal von Aosta. Dieser Abzug war wie die vorhergegangenen kleinen Treffen unglücklich für die Franzosen: Bonivet selbst ward gefährlich verwundet.

Was aber diesen Rückmarsch, der einer Flucht ähnlich sah, auf immer berühmt gemacht, ist der Tod des tapfern Ritter Bayarels, dem seine Zeitgenossen den ehrenvollen Beynamen des Ritters ohne Furcht und ohne Tadel beygelegt, und die Nachkommen nie streitig gemacht haben.

Nachdem der verwundete Bonnivet weggetragen worden, übernahm Bayard an der Spitze der Gens d'Armes die Aufführung der Nachtruppen: er war es gewohnt sich immer an den gefährlichsten Posten zu stellen; hier hielt er den Angriff der Feinde aus, focht' wie ein Ritter, der seines Beynamens werth war, und verschaffte den Trup-

nen Zeit, fortzurücken: Eine Kugel verwundete ihn tödtlich, und sterbend verwies er dem hinzugeeilten Bourbon Verrath seines Königs. Seine Feinde bewiesen dem Leichnam eine Ehre, welche nur ausserordentliche und allgemeine anerkannte Tugenden erzwingen können.

Franz hatte in Italien nun alles verlohren, und kein Alliirter blieb ihm übrig. Nun fiengen die Italiener an, sich vor Carl zu fürchten, weil keine Macht da war, ihm das Gleichgewicht zu halten: Um die Furcht zu hemmen, daß er sich zum Alleinherrscher aufwerfe, belehnte er Franz Sforza, der sich zu Trident aufgehalten, mit dem Herzogthum Mayland aber unter so harten und drückenden Bedingungen, daß er mehr Carls Sclav, als ein regierender Fürst war. Dies hob also das Mißtrauen der Italiäner nicht; sie sehnten sich nach einem sichern Frieden. Der Pabst gab sich alle Mühe, den Kayser dazu zu bewegen, es war umsonst; vielmehr kam Carl auf den Einfall, Franz in seinem eignen Reiche anzugreifen; und er brauchte dies zu einem Vorwand, von den Italiänern Geld zu erzwingen: Er wußte wie beschwerlich ihnen der Aufenthalt seiner Armee wäre, und hoffte, sie würden desto geneigter seyn, den Abzug derselben mit einer beträchtlichen Summe zu erkaufen: Sie waren nicht zu bewegen; denn sie sahen richtig voraus, daß eine solche Aufopferung ihres Vermögens nur neue verheerende Kriege über Italien bringen mußten. Auch von den Italiänischen Truppen hatten keine Lust diesen Zug mitzumachen, obschon der Kayser durch Versprechung reicher Französischer Beute sie zu reizen suchte; sie kannten die Französische Tapferkeit; vermögend genug Land und Haabe zu schützen.

Sie betrogen sich in ihrer Vermuthung nicht. Carls Feldzug in Frankreich hatte wie bekannt einen so unglücklichen Ausgang, daß er den grösten Theil seines Heers verlohr, und die übrigen im schlechtesten Zustand zurück kehrten. *)

*) Robertsons Gesch. Carls V. Gaillard Hist. de Franc.

Die in Italien zurückgelassenen Truppen hatten während Carls Feldzug zwar keine Strappazzen, aber Noth von anderer Art zu erdulden; besonders die Condottieri. Der immer sich erneuernde oder vielmehr immer daurende Geldmangel hinderte sie, den Soldaten ihren Sold zu bezahlen; dieselben murrten jezt gegen ihre Anführer, und glaubten sich an keine Disciplin gebunden; wo sie einquärtiert waren, plagten sie Bürger und Bauren; sie dafür zu strafen hatten die Offiziere weder Gewalt noch Ansehen genug. In einem Brief, den Aloysius um diese Zeit an seinen Vater von Pavia aus, wo er mit seinem Volk in Besatzung lag, schrieb, *) klagt er über das Unangenehme seiner Lage: Daß er seine Freunde so hart behandlen sehe, und solches nicht nur nicht verhindern könne, sondern sich müsse vorwerfen lassen, es geschehe mit seiner Einwilligung.

Weder die grösseren noch die kleineren Italiänischen Staaten wollten ihre Truppen vermehren; den einen fehlte das Geld, die anderen hielten's für überflüßig. So mußten die Soldaten beyden Herren aushalten, die sie vorher gedungen, und aller Orten, selbst im Venetianischen, wo noch am richtigsten der Sold bezahlt wurde, lebten die Krieger in grosser Ungebundenheit, und desto mehr weil sie unthätig waren.

Dies daurte bis König Franz wieder mit einem grossen Heer in Italien ankam: Der Verlust den der Kayser in Frankreich erlitten, die Ueberzeugung, das Mayländische seye fast ohne alle Vertheidigung, und die unbeträchtlichen und unbezahlten Truppen muthlos, waren Gründe, welche der Französische König den klugen Vorstellungen seiner Mutter und andern weisen Räthen entgegen setzte, die ihn abhalten wollten, in später Jahreszeit einen so waglichen Zug zu thun.

Bonnivets Einfluß überwog alles, und jezt besonders, da er in dem König das Verlangen erregt hatte, eine

*) Familie Archiv zu Locarno.

schöne Mayländerin, des Generals Geliebte zu sehen. Der hizige Franz blieb auf seinem Sinn, und kam glücklich mit seinem schönen Heer vor Mayland an. Die Kayserlichen wagten nicht eine Belagerung in dieser Hauptstadt auszuhalten; sie war öde, die Pest hatte eine Menge Menschen getödet, viele hatten die Stadt wegen den Bedrückungen der Spanier, und andere aus Furcht vor den anrückenden Franzosen verlassen. An Lebensmitteln war grosser Mangel, Geld fehlte gänzlich, und die Festungswerke waren in schlechtem Zustand. Das Castel wurde so gut es sich thun ließ, in aller Eil besetzt, und mit wenigem Proviant versehen; die Spanischen Völker zogen zu einem Thor hinaus, während die Franzosen durch ein anderes einmarschierten.

Franz versaumte das in Unordnung wegeilende Volk zu überfallen. Die Hauptstadt einzunehmen, war seine Hauptabsicht, mit derselben leichten Einnahm zufrieden, befahl er den Mayländern kein Leid zuzufügen, ordnete die Belagerung des Schlosses an, zog auf Pavia und belagerte gegen den Rath seiner Generalen, Bonnivet allein zu Gefallen, diese Stadt.

Die Generale des Kaysers hatten Zeit gehabt, sich wieder zu erholen. Die Klugheit des Lannoy, die Unerschrockenheit des Pescara, der brennende Haß Bourbons gegen Bonnivet und Rachgier gegen Franz, strengten ungewöhnliche Mittel an, dem Kayser die Italiänischen Staaten zu erhalten; es glückte ihnen, die Soldaten mit gleichem Eifer zu beleben.

Pescara machte das Ehrgefühl der Spanier rege, sie gelobten ihrem König zu dienen, ohne Sold zu verlangen. Bourbon opferte seine Juwellen der Rachbegierde auf; mit dem dafür empfangenen Geld, eilte er nach Deutschland, um die Werbung für die Armee zu beschleunigen. Lannoy versezte die Einkünfte von Neapel, weil die Venetianer kein Geld geben wollten: (Dieser Staat und der Pabst wollten nichts gegen die Französische Macht wagen, die das Uebergewicht zu bekommen schien). Aus dem er-

hobenen Geld wurde den Deutschen und Italiänischen Soldaten etwas an ihre Forderung bezahlt, das übrige ward angewandt, die Armee mit dem nothwendigsten zu versehen.

Franz brauchte bey der Belagerung von Pavia alles, was die Kriegskunst seiner Zeiten erfunden hatte; Lannoy und Pescara vermochten nicht seine Unternehmungen zu stören, und mußten unthätig stille sitzen: Aber Leva, der in Pavia das Commando, und erfahrne muthige Truppen unter seinen Befehlen hatte, vertheidigte die Stadt mit der Geschicklichkeit, die seiner kriegerischen Kenntnissen würdig war. Durch wohlgeordnete und zu rechter Zeit gethane Ausfälle, verderbte er die Arbeiten der Belagerer: Hinter den niedergeschossenen Breschen wurden von Soldaten und Bürgeren Werke in Geschwindigkeit aufgeführt, die den Beschädigten oder zu Grundgerichteten wenig nachgaben; alle Stürme wurden muthig abgeschlagen.

Hier hatte Aloysius Anlas sich dem Commandanten auf eine empfehlende Art zu zeigen; er übernahm gern einen gefährlichen Auftrag, und in dem er so viel möglich sein Volk schonte, setzte er sich selbst desto mehr der Gefahr aus: Es gelang ihm bey etlichen Ausfällen Gefangene zu machen, die Ranzionen theilte er unter seine Soldaten, und machte sie dadurch williger auszuhalten, wenn schon die Besoldung verzögert ward.

Die Gegenwehr, welche König Franz in Pavia fand, hatte er nicht vermuthet; darüber ungedultig, glaubte er dennoch sicher bald die Stadt zu erobern; der Pabst glaubte das gleiche, und durch das Gerücht geschreckt, welches das Französische Heer sehr vergrössert hatte, fand er gut sich bey Zeiten den gewähnten Sieger zum Freund zu machen: In Rom sprach man nur verächtlich von des Kaysers Heersmacht, und Volkssagen hatten auf Clemens Einfluß.

An einem Morgen hielt Pasquin eine Schrift in der Hand, in welcher demjenigen eine schöne Belohnung versprochen wurde, der die im October in den Gebirgen zwi-

schen Frankreich und der Lombardie verlohrne Kayserliche Armee finden würde. Leva's tapferer Widerstand, und der langwierige Fortgang der Belagerung von Pavia, machten weniger Eindruck auf den Pabst und die Römer, als die Unthätigkeit des Lannoy und Pescara; da Clemens daraus auf eine unterliegende Schwäche schloß, so gieng er einen geheimen Vertrag mit Frankreich ein, in welchem die Florentiner und namentlich das Haus Medicis einbegriffen waren; den Kayserlichen Generalen blieb dieser Betrug unbekannt; aber sie trauten dem Pabst doch nicht ganz: Um seine Gesinnungen auf die Probe zu setzen, forderten sie eine Erklärung, welche Parthey er ergreifen wolle; er hüllte sich in Neutralitätsversicherungen ein, und versprach, sich im Friedensgeschäft zu verwenden, wie es einem gemeinsamen Vater der Christenheit gezieme. Carl aber erklärte sich deutlich, er halte jeden für Feind, der bey den diesmaligen Umständen neutral bleibe; der Pabst tröstete sich der Französischen Uebermacht.

Vor Pavia so lange zu bleiben ohne die Stadt zu eroberen verdroß Franzen; er beschloß daher Neapel anzugreifen, wohin ihm der Weg durch die Verbindung mit dem Pabst offen war. Weil in diesem Land wenige Truppen lagen, so glaubte er durch Absendung eines Theils seiner Völker dahin, Lannoy zu zwingen, ebenfalls in diese Gegenden zu marschieren, und so die Kayserlichen zu schwächen. Auch hierin folgte er weder dem Rath seiner Generalen, noch den Warnungen des Pabsts, die ihm eigennützig schienen, und im Grund es auch wirklich waren; er folgte nur seiner hitzigen Laune, durch Hoffnung geschwinder Triumphe geblendet.

Der Pabst war nun im Gedränge, in der Angst eröffnete er den Kayserlichen etwas von seiner Verbindung mit Franz, und entschuldigte solche durch seine Schwäche, sich dem Durchzug der Franzosen zu widersetzen. Carl nahm diese Eröffnung sehr übel, und antwortete in drohendem Ton: Diese Drohungen banden den Pabst enger an Frankreich; er ruhete nicht bis er den Herzog von

Ferrara überlistet, und zu der Unvorsichtigkeit überredet, den Franzosen, welche aus Mangel an Kriegsbedürfnissen die Belagerung von Pavia nur langsam fortsetzen konnten, mit Geschütz, Pulfer und Geld beyzustehen. Die Zusage eines ruhigen Besitzes der Städte, die zwar unter dem Herzog stunden, der Römische Hof aber immer in Anspruch nahm, war die Lockspeise welche Aloysius verführte. Clemens selbst ließ durch seine Leute jene Nothwendigkeiten dem Französischen Heer zuführen; nun hatten die Kayserlichen Generale keinen Grund mehr, Clemens zu schonen.

Mit Pavia stand es indessen gefährlich; nicht so fast, weil die Belagerer der Stadt hart zusetzten, als, weil der Mangel an Kriegs- und Mundbedürfnissen den Belagerten täglich unerträglicher ward. Die Deutschen und Italiänischen Miethtruppen, die seit einigen Monaten keinen Sold erhalten, drohten die Stadt zu übergeben; ihre Anführer waren in Lebensgefahr, wenn sie meuterische Reden strafen wollten. Mit vieler Mühe und durch eine Kriegslist wurden 3000 Dukaten in die Stadt gebracht, womit den Soldaten wenigstens etwas konnte bezahlt werden. Sie gaben sich desto eher zufrieden, weil es ihnen doch unmöglich war, davon zu laufen, und sie bey der Uebergabe das Rückständige verlohren hätten. Diesen Gründen schrieb Aloysius in der Nachricht an seinen Vater über diese Belagerung es zu, daß die Soldaten sich nicht ganz empörten. *)

1525

Die Deutschen, welche Bourbon geworben, und die Spanier waren nicht weniger unmuthig, als die in Pavia Belagerten, sie brannten vor Ungedult sich mit den Franzosen zu schlagen, in Hoffnung, nach einem Sieg alles vollauf zu haben.

Das Französische Heer war durch die Strappazzen der Belagerung, durch rauhe Witterung und besonders durch den Zug in das Neapolitanische zusammen geschmolzen, das Kayserliche hingegen durch Bourbons geworbene ver-

*) Famil. Archiv zu Locarno.

stärkt worden, so daß beyde Armeen an der Zahl sich ziemlich gleich waren. Pescara fand also die Schlacht nicht sehr waglich; und da sein Heer von nichts anders hören wollte, gab er dessen Ungestüme nach, er zog es zusammen, stellte sich als wollte er auf Mayland zu, um den König aus seiner Stellung vor Pavia herauszulocken, marschierte aber nach einer Wendung gerade auf diese Stadt zurück.

Als Franz die Annäherung der Feinden sahe, hielte er Kriegsrath. Seine erfahrensten und einsichtsvollesten Generale stimmten für den Abzug und Vermeidung einer Schlacht, zu welcher nur Verzweiflung die Kayserlichen zwang. Bonnivet war nicht dieser Meynung, und Franz der öfters geredt, er wollte sterben oder Pavia besiegen, und durch diese Worte als ein Ritter von Ehre sich gebunden hielt, war der Meynung seines Lieblings.

Die Franzosen waren so stark verschanzt, daß die Kayserlichen sich einen Augenblick bedachten, ob sie den Angriff wagen wollten? Noth und das Geschrey der Soldaten, erzwang, alles auf das Spiel zu setzen; Die rasche Hitze der Franzosen in der Vertheidigung, welche die Kayserlichen wanken machte, die ausharrende Tapferkeit der Schweizer, die unerschütterlich wie Mauren der Kayserlichen Reuterey Widerstand thaten, Franzens Heldenmuth, der für Ehre und Leben zugleich stritte, und durch sein Beyspiel auch den Furchtsamen beseelte, konnten gegen die disciplinierten, erfahrnen Kayserlichen Völker, die wie Verzweifelte fochten, und dazu von geübten kaltblütigen Generalen angeführt waren, den Sieg nicht erringen: Die Schweizer wurden nach langer blutiger Wehr, durch die Reuterey über den Haufen geworfen, und nach ihrer Niederlage die Französische Gend'armerie leicht aus einander gesprengt; die Flucht ward allgemein: Bonnivet wurde in der Vertheidigung seines Herrn und an seiner Seite getödet, Franz gefangen, und wie bekannt bald nachher nach Spanien geführt. Die Folge war, daß ein paar

paar Wochen nach der Schlacht kein Franzos mehr in Italien zu sehen war.

Die Nachricht von dem unglücklichen Ausgang dieses Treffens verbreitete durch Frankreich Schrecken und allgemeine Trauer; Auch die Italiänischen Mächte ergriff betäubende Bangigkeit, weil sie vor Carls Glück und der Ausgelassenheit seiner Soldaten zitterten, und sie ausser Stande waren, durch eigne Macht sich Schonung zu verschaffen; jezt hatte Carl freye Hand, strenge Rache an denjenigen zu nehmen, die seinen besiegten Feinden Vorschub gethan. Seine Soldaten hatten reiche Beute gemacht, aber weil sie ihre rückständige Sölde nicht empfiengen, so waren sie auf neue lüstern, als den einzigen Ersatz ihres harten Diensts, und ungedultig horchten sie, gegen welchen Feind sie sollten geführt werden, bey dem sie ihre Habsucht befriedigen könnten.

Der Pabst war am meisten verlegen, weil er durch seinen Vertrag mit Franz, gegen den Kayser mehr als andere Staaten Abneigung gezeigt, und ihn dadurch gereizt hatte. Die Kayserlichen Generale merkten seine Furcht, und nutzten solche aufs beste. Ihr Hauptbedürfniß war Geld, und sie nahmen sich vor, dem Pabst einen Vergleich, zu welchem sie ihn zu zwingen Mittel hatten, so theur als möglich zu verkaufen.

Sie machten ihm bange, indem sie Truppen in die Nähe von Florenz verlegten, unter dem Vorwand, das Herzogthum Mayland zu erleichtern; sie redten davon, vollends nach Rom zu ziehen. Clemens mußte sich also vergleichen. Die Unterhandlung war kurz; er und die Florentiner sahen sich gezwungen Geld zu geben, so viel Pescara forderte.

Die Venetianer, die zuerst von der allgemeinen Betäubung erwacht, merkten nun, daß Carls, wenn schon ganz entschiedener Sieg, dennoch die gefürchteten Folgen nicht haben könne, (weil es ihm gänzlich an Geld fehle), wenn die Italiänischen Mächte sich zur Beschützung der allgemeinen Freyheit verbinden. Sie drangen deswegen

darauf, daß der Pabst mit ihnen gemeine Sache mache, Schweizer anwerbe, und den Beytritt des Herzogs von Ferrara bewirken helfe.

Ihre Bemühungen waren umsonst: Clemens besorgte von den Kayserlichen angegriffen zu werden, wenn etwas von einer Verbindung gegen sie ruchtbar würde. Er verließ sich zuversichtlich auf den mit Pescara geschlossenen Traktat; seine Verblendung gieng so weit, daß er auf Selbstvergrösserung dachte, da ihn kaum die Furcht verlassen hatte, seine eigne Staaten zu verlieren. Er hoffte nämlich, die Kayserlichen hätten ihre Verbitterung auf den Herzog von Ferrara übergetragen, und dieser werde nun büßen müssen, was er auf fremdes Zumuthen zum Vortheil der Franzosen gethan hätte. In dieser Gesinnung drang er auf Erfüllung einer Zusage, die ihm Gatinara, der Kayserliche Gesandte gethan, daß ihm Reggio und Rubbiero sollten zurückgegeben werden. Aber der Pabst wußte nicht, daß der Herzog sich noch zu rechter Zeit an Lannoy gewandt, und in dem er diesen seiner Ergebenheit an den Kayser versichert, ihm zugleich als überzeugenden Beweiß davon, ein Anliehen von fünzigtausend Dukaten gemacht habe, weil er des Kaysers Geltnoth kannte. So waren des Pabsts Projekte vereitelt.

Alphonsus aber, wider die neuen Intriguen des Pabsts aufgebracht, anerbot sich dem Kayser für eine neue Belehnung der Reichslehen hunderttausend Dukaten zu zahlen, und verband sich seinem Heer Vorschub zu thun so viel er vermochte. So suchte auf eine unbegreifliche Weise, immer eine Italiänische Macht der andern zu schaden.

Lannoy hatte nun wieder Geld; und es war hohe Zeit, sonst hätten seine Truppen sich so zerstreut, daß die Kayserliche Macht in kurzem die unbedeutendste in ganz Italien gewesen wäre. Selbst die Besatzung in Pavia, welche sich so vortreflich gehalten, und durch Französische Beute bereichert hatte, fieng trotzig an, die Rückstände ihres Solds zu fordern: Stolz auf ihren Sieg glaubten die Soldaten sich alles zu erlauben: Meutereyen durften die

Offizier nur Bitten und gute Worte entgegen setzen; viele zahlten aus eignem Beutel was sie konnten, und dennoch mußten sie sich grobe Behandlung gefallen lassen.

Als eines Tags einige Soldaten, unter Fluchen und Drohen Geld von Aloysius forderten, und sein Pferdt anhielten, stieg er ab, zog sein Kleid aus, legte solches über den Sattel, und sagte: „Da nemmt Hengst und Rock, zerfezts und macht so viel Theile als ihr seyd; das ist alles was ich noch zu geben habe, den Degen behalte ich, andere abzuwehren, daß sie euch bey dieser Beute nicht stöhren.“ Die Soldaten, die sonst ihren Anführer liebten, schämten sich, zogen ihm sein Kleid ehrenbietig an, hoben ihn aufs Pferdt, und schworen, nichts mehr zu fordern, bis er durch Feindes Beute, für sich und sie Geld genug hätte. Nur durch solches Nachgeben entgiengen die Offiziere der Wuth der Soldaten, und die Furchtsamern dadurch, daß sie gemeinschaftlich mit ihnen lärmten und schimpften: Sie mußten indessen zugeben, daß die Besatzung die Stadt gleichsam als ihr Eigenthum und ihr Unterpfand ansahe, das sie so lange behalten wollte, bis ihr das Rückständige ausbezahlt wäre. Lannoy gab den lärmenden Soldaten das Geld, welches er von dem Herzog Alphonsus empfangen, und von dem Pabst erhascht hatte, und stillte dadurch für einmal den Auflauf. Aber um nicht alle Augenblicke in Gefahr ähnlicher Auftritten zu seyn, dankte er bald einen grossen Theil seiner Truppen ab; dadurch verlohr sich dann aber auch die Furcht vor seinem Herrn, der nun nicht mehr was er wollte mit Gewalt durchzusetzen vermochte, sondern seine Zuflucht zu Intriguen und Unterhandlungen zu nehmen gezwungen war; und dies rettete einigermaßen Italiens politisches System.

Unter den abgedankten Truppen und Anführeren befand sich auch Aloysius mit seinem Corps: Was er nun anfangen sollte? war schwer auszufinden. Die Soldaten auf eigne Kosten zu unterhalten fiel ihm unmöglich, und alle Italiänischen Fürsten waren so erschöpft, daß keiner

sein Heer vermehren konnte: Zudem fürchteten sie die Ungebundenheit dieser Soldaten, die durch ihre Siege sowohl, als durch ihre Anforderung an rückständigen Sold so übermüthig worden, daß fast keine Spur mehr von Disciplin zu finden war, ausser in dem Augenblick, wenn sie gegen den Feind angeführt, oder selbst von einem solchen angegriffen wurden. Die Condottieri waren also in Erwartung einer neuen Lage gezwungen, ihre Miethlinge zu entlassen. Aber die Soldaten wollten sich nicht trennen; sie blieben in Haufen beysammen, nahmen mit Gewalt Quartier in Dörfern und kleinen Städten, und die Bewohner mußten sich glücklich schätzen, wenn sie sich mit der Nahrung genügten, und nicht Geld dazu erpreßten, oder Hausrath raubten. Diesem Unfug widersetzten sich die Kayserlichen Truppen nur in dem Fall, wenn sie an gleichen Orten sich trafen, und die Verabscheideten da zehrten, wo den anderen Unterhalt und Quartier angewiesen war; sonst liessen beyde Theile einander ungekränkt. Die Kayserlichen waren öfters ohne Sold, wie die Verabscheideten, und mußten alle Augenblicke ebenfalls Entlassung gewärtigen? Sie waren also freundschaftlich gegen die, welche sie noch immer als Waffenbrüder ansahen; nur begehrten sie, wie billig, den Vorzug, und die Entlassnen gestunden ihnen solchen auch willig zu: Sie vermieden die Oerter welche den Kayserlichen bestimmt waren, oder von denen sie vermutheten, daß sie hinkommen würden: Die Einwohner liessen beyden Partheien ihr Recht wiederfahren, wenn sie solche Räuber nannten; sie wurden von beyden gleich hart mitgenommen. Wirklich war ihre Lage äusserst elend: Bey der geringsten Weigerung, das geforderte anzuschaffen, wurden sie mißhandlet; Unmöglichkeit solches aufzutreiben, war keine gültige Entschuldigung. Der zur Verzweiflung gebrachte Hausvater mußte dem Prassen der Soldaten zusehen, da unterdessen seine hungernde Kinder um Brod weinten, und des Elends sahe er kein Ende.

Aloysius begab sich mit wenigen von seinen Leuten,

die meistens Deutsche waren, und weil sie nirgends wohin wußten, bey ihm aushalten wollten, nach Mayland, in Hoffnung, bey Franz Sforza unterzukommen; aber er fand diesen Fürsten in der gedrücktesten Lage. Den Herzogtitul hatte er mit grossen Summen bezahlen müssen; aber alle Augenblicke empfand er, daß nicht er, sondern der Kayser Herr wäre. Nicht Sforza, sondern die Kayserlichen Generalen befahlen, aber jener mußte die Soldaten besolden, und das Geld von den zur Armuth gebrachten Unterthanen erpressen, und doch noch dulden, daß erstere auch in der Hauptstadt auf Discretion lebten. Pescara und Bourbon waren über den Kayser und den Herzog mißvergnügt: jenen klagten sie des Undanks an, und an diesem zürnten sie das Unvermögen Geld genug zuschaffen. Bourbon besonders verachtete ihn; er hatte selbst Absichten auf das Herzogthum, und wollte dem Sforza durch strenge Behandlung den Besitz unerträglich machen: Bey allen Gelegenheiten ward der Herzog von den Kayserlichen Generalen mißhandelt, und stand sogar in Gefahr in Verhaft zu gerathen.

1525 Aloysius sahe, daß bey dieser traurigen Lage nicht daran zu denken sey, weder bey den Kayserlichen noch bey dem Herzog in Dienste zu kommen; zugleich widerstrebte es allzusehr seinem Herzen, Zeuge des äussersten Elends der Mayländer zu seyn. Er nahm sich vor, zu dem Herzogen von Ferrara zu gehen, der, obgleich unter Kayserlichem Schutz, doch gegen Päbstlichen Angriff nicht ganz sicher, am meisten unter den Italiänischen Fürsten im Fall zu seyn schien, gute Offiziers zu gebrauchen. Schon war sein Gepäck aus dem Hause Odescalchi, in welchem er in Quartier war, mit einem Theil seiner Beute abgegangen; *) er selbst säumte sich noch in der Gesellschaft des Hausherrn und seines Verwandten und Jugendfreunds Giovann von Muralto, welcher Arzney- und Wundarzney zu Mayland studierte, und in gleichem Haus, als bey

*) Dokumente in dem Famil. Archiv zu Locarno.

einem Verwandten seine Wohnung hatte. Während sich diese ruhig unterredten, stürmten etliche Soldaten in das Haus, die vermuthlich des Aloysius Leute hatten wegziehen sehen, und den reichen Odescalchi nun ohne Schutz glaubten. Unter dem Vorwande, eine Auflage einzuziehen, welche der Herzog vor wenigen Tagen gezwungen worden, den Mayländern aufzulegen, forderten sie ungestüm Geld. Odescalchi hatte schon bezahlt; er begab sich zu ihnen, und stellte dies den Soldaten gelassen vor; aber ihre Absicht war Plünderung: Auf wiederholte Weigerung Geld zu geben, fielen zwey über ihn her, und die anderen fiengen an verschlossene Zimmer und Schranken mit Gewalt aufzubrechen. Auf den Lärmen eilten Aloysius und Giovann von Muralto herbey, nebst zwey deutschen Soldaten, die bey dem ersteren waren; da die Kayserliohne Geld zu haben, nicht weichen wollten, kam es zum Schlagen: Zwey Räuber wurden verwundet; darauf machten sich die übrigen unter Drohungen und Fluchen fort. Dem über die Folgen zitternden Odescalchi half Aloysius für einmal dadurch, daß er sich zu Pescara begab, und bey diesem Schutz für seinen Hauswirth auswirkte. Weil aber der General selbst nur wenig Gewalt hatte, Ordnung unter seinen Soldaten zu behaupten, übergab Odescalchi was sich an Kostbarkeiten fortschaffen ließ, dem Aloysius, der sie in ein Kloster, in der Nähe von Pavia zu bringen versprach. Aus diesem Beyspiel, noch keins von den schlimmsten, läßt sich schliessen, wie es damals in dieser Hauptstadt zugieng, die nun Aloysius mit dem Vergnügen, seinem Freund einen Dienst geleistet zu haben, verließ. Giovann von Muralto reiste mit ihm, weil Unsicherheit und Gewaltthaten mit jedem Tag höher stiegen, und er die, dem forschenden Geiste nöthige Ruhe hier nicht mehr fand.

Ruhig giengen die beyden Freunde durch Monza, in einem kleinen Dorfe nahe bey diesem Orte, kamen ihnen ungefähr fünfzig von den entlassenen Soldaten entgegen, die fast alle unter Aloysius gedient hatten, und nun auf

gut Glück lebten, wo und wie sie konnten, aber immer den Dorfschaften und Flecken sehr lästig waren, von denen sie Lebensmittel und Unterhalt erzwangen. So bald diese ihren Anführer erkannten, umringten sie ihn, und erklärten sich, ihn nicht wieder zu verlassen, sondern in seinem Begleit einen Herren zu suchen, oder irgend einen nicht gar zu starken Platz einzunehmen, wo sie leben konnten, bis sie von einem der kriegführenden Fürsten geworben würden.

Umsonst stellte ihnen Orelli sein Unvermögen vor, ihnen Sold und Unterhalt zu geben, und die Gefahr von den Kaiserlichen oder den Venetianern als Räuber behandelt zu werden, wenn sie ihnen in die Hände fielen. Dieser Gefahr waren die Soldaten schon gewohnt, und achteten sie wenig; unter einem bey den Fürsten bekannten und geschickten Anführer, glaubten sie vollends derselben leichter entgehen zu können. In den verarmten Orten in welchen sie herumgeschwärmt, war fast alles aufgezehrt, und bey der gewissen nahen Noth schien jede Veränderung Gewinnst. Sie achteten also auf Aloysius Gründe nicht, thaten auf ordentlichen Sold für einmal Verzicht, forderten aber ungestüm, ihr Hauptmann sollte sie in einen Platz führen, wo sie beysammen bleiben könnten, oder zu einem Herrn der Sold bezahle. Er mußte gezwungen in diese Forderung willigen, obschon er voraus sahe, daß die Soldaten mehr ihm befehlen, als Befehle von ihm annehmen würden, bis sie sich mit einem grössern Heer vereinigen könnten. Er that ihnen den Vorschlag, bey dem Herzog von Ferrara Dienste zu suchen, sie waren es bald zufrieden.

Wie diesen dürftigen Soldaten die Kenntniß von Odescalchi Kostbarkeiten zu entziehen? machte Aloysius verlegen; sein Freund Giovann von Muralto half ihm; er übernahm dieselbe an den bestimmten Ort zu liefern. Orelli gab ihm die zwey Deutsche mit, die von allem wußten, und deren Treu bewährt war. Muralto zog

ruhig fort, übergab das anvertraute Gut dem Kloster, und kam wohlbehalten zu der kriegerschen Horde zurück.

In kleinen Tagreisen gieng nun der Zug auf Ferrara. Ein mit Lebensmitteln wohl oder wenig versehenes Dorf bestimmte den längern oder kürzern Aufenthalt im Quartier. Wie der Trupp fortrükte, so vermehrte er sich durch andere streifende Soldaten, die Brod mit dem Degen in der Hand forderten, und sich durch Anschliessung an einen grössern Haufen mehrere Sicherheit zu verschaffen glaubten.

Wenn dadurch auf der einen Seite Aloysius Verlegenheit grösser ward, so war es ihm auf der andern nicht unlieb, ein Ansehen zu spiegeln, das er eigentlich nicht hatte, aber von welchem der Schein allein ihn gegen viel Unangenehmes und besonders gegen Angriff schützte.

Der Trupp war auf mehr als 1200 Mann angeschwellt, und nun nahm er ohne Scheu den Namen eines kaiserlichen Corps an; und die Deutschen, die darunter waren, gaben diesem Vorgeben Wahrscheinlichkeit. Nur wurden die Oerter ausgewichen, in welchen besoldete kaiserliche oder spanische Völker lagen, wenn der Trupp nicht weit stärker als jene war; neben einer schwächern trugen sie kein Bedenken, Nachtquartier zu nemmen und zu behaupten, daß sie Einem Herrn dienten. Selten wurde dieß widersprochen, weil bey der allgemeinen Verwirrung das Gegentheil schwer zu beweisen stuhnd.

Aloysius drang auf Ordnung, so viel er vermochte, damit sein Volk wenigstens das Ansehn eines marschierenden Kriegstrupps behielte, und nicht einer streifenden Zigeunerbande gleiche; so viel Gewalt hatte er doch, daß ungeahndet kein Soldat Jemand erschlagen oder verletzen durfte, auch blieben Weiber und Töchtern ungekränkt. Der ausgelassene Italiänische Soldat ehrte doch National-Sitte, welche gewaltthätige Schändung einer Frauensperson als den grösten Greuel beurtheilt, und der Deutsche, wenn er mit Speis und Trank gelabet war, gab Menschengefühl und Mitleiden Gehör, durch welche er sich während den Italiänischen Kriegen bis auf die Einnahme

von Rom, vortheilhaft vor den Franzosen auszeichnete, deren Muthwillen nach dem Masse eines bessern Unterhalts zunahme; daher blieben die Frauenspersonen ruhig in ihren Häusern, wenn Deutsche, Spanier oder Italiäner durchmarschierten, und flohen in die Weite, wenn Franzosen sich näherten. — Hingegen konnte Aloysius es unmöglich hindern, daß wo die Einwohner Lebensunterhalt nicht gutwillig gaben, solcher mit Gewalt weggenommen, und mitunter an einem vermöglichscheinenden Ort eine Geldkontribution im Namen des Kaisers enthoben wurde. Wenn dieses geschahe, so hatte hinwieder ein armes Dorf, wo der Trupp hinkam, es zu geniessen; wenn der Soldat Geld hatte, so zahlte er beym Anblik der Armuth.

Dem guten Giovann von Muralto fiel indessen dieses Leben unerträglich: er war ein ruhiger stiller Mann, der die Wissenschaften und besonders sein Fach die Arzneykunde leidenschaftlich liebte, und auf diesem Zug ward die beständige Unruh ihm zur Marter. Er entschloß sich nach Florenz zu gehen, wo, ungeachtet der innern Zerrüttungen, doch in den Studien viel geleistet wurde. So sehr ihm Aloysius zuredte, nach Ferrara zu kommen, wo er ihn versicherte, Gelehrte und Ruhe zu finden, blieb er unbeweglich. Ungern entließ Orelli seinen Freund, der ihm manchen guten Rath gegeben, und bey dem er angenehme Erholung gefunden hatte, in den wenigen Stunden, welche ihm die Aufsicht über seine raschen Soldaten freyließ. So wenig dieser Streifzug eine schickliche Gelegenheit zu seyn schien, religiose Materien zu verhandeln, so war es doch jezt in Muralto's Umgang, daß Aloysius mit der neuen Glaubenslehre bekannter wurde, als es in der kurzen Zeit geschehen konnte, die er bey seinem Vater vor einem Jahr zugebracht hatte. Sie war der Gegenstand vieler Unterredungen zwischen ihnen, für beyde gleich anziehend; denn nach schweren Arbeiten in ungewisser und verwirrter Lage, wenn jeder neue Tag mit neuer Noth bedroht, richten nachdenkende Gemüther ihre Gedanken gern auf ernsthafte Dinge, die ihre Seelen aus den gegen-

wärtigen unangenehmen Umständen hinausheben, und ihr einen neuen Schwung und neue Kräfte geben.

Muralto hatte zu Mayland in vertrauter Freundschaft mit einem Grafen Martinenguo gelebt, der auf seinen Reisen durch Deutschland ein eifriger Anhänger der Lutherschen Lehre worden, und jezt ihre Lehrsätze ohne Rückhalt vertheidigte; er fand natürlich viel Widerspruch, aber die weltliche Obrigkeit ließ seine Reden ungeahndet, weil er ein vornehmer Mann war, vielleicht weil ihr solche unbekannt blieben, und weil sie mit andern Sachen genug zu thun hatte: So geschahe es, daß wenn Martinenguo nicht erklärte Beystimmer seiner Lehrsätzen bekam, sie doch vielen bekannt und von einigen mit Beyfall gehört wurden. Muralto, der sich zwar immer auf Wissenschaften gelegt, aber meistens in der Stille gelebt, und mit theologischen Gegenständen sich nicht befaßt, blieb bey den Gründen seines Freundes lange schwankend. Anfangs hörte er ihn mehr deswegen, weil er ihn liebte, als daß ihm die neue Lehre gefiel; denn selten ist's, daß der Geist des Menschen plötzlich in einen neuen Kreis von Begriffen übergeht, und daß Vorstellungen, die gleichsam mit der Muttermilch seiner Seele eingeflößt worden, auf einmal eine gänzliche Umbildung annemmen. Diese Umbildung geschiehet meistens Stuffenweise oft unmerkbar, und die Ursachen einer solchen Umänderung wirken nur langsam und von Ferne her. Oefteres Wiederholen der nämlichen Lehrsätze, neue Wendungen und Gründe, die Muralto nicht widerlegen konnte, hefteten seine Aufmerksamkeit; er hörte seinen Freund mit mehrerm Interesse, er gab ihm nach und nach Beyfall, aber seine Ueberzeugung war noch nicht auf dem Grad, daß er sich öffentlich zu seinen Grundsätzen bekennen wollte; doch weil sie ihn wie eine neue wichtige Entdeckung beschäfftigten, redte er gern davon, und als etwas, das er dem kriegerischen Aloysius ganz unbekannt glaubte, theilte er es ihm wie ein Geheimniß mit.

Aloysius Fall war von Muralto's sehr verschieden. Er war in dem Kloster zu Mayland von einem Lehrer zu den

Wissenschaften angeführt worden, der selbst frey dachte, und nachher hatte er fast immer unter Menschen gelebt, die frey ihren Widerwillen gegen den Römischen Hof geäusert, und Mönchen und nebenzu Mönchslehren gern lächerlich gemacht hatten; wie sein Vater gedacht, und wie er seine Denkungsart auf seine Söhne fortgepflanzt, haben wir schon bemerkt. Alonsius war also über das, was Muralto so schüchtern behandelte, nicht bestürzt; er hörte nur systematischer, worüber er sich schon mit seinem Vater unterhalten, und was die verstorbene Herzogin von Ferrara unter ihren Vertrauten als Wahrheit behauptet hatte: Doch weil es ihm in einem neuen Licht und in andern Verbindungen als bisdahin, und freylich auch mit einigen neuen Zusätzen vorgestellt ward, so reizte es seine Aufmerksamkeit desto mehr. Daß andere ohne etwas von Luther gehört zu haben, doch auf ähnliche Gedanken gerathen seyen, schien Muralto wichtig; und Alonsius gleichstimmende Denkungsart mit der seinigen machte ihm den unruhigen Zug erträglicher; und beyde Freunde, ohne daran zu denken, einer des andern Lehrer zu seyn, und noch viel weniger, einst Martyrer dieser Lehre zu werden, weckten einer in dem andern Forschungs- und Wahrheitsbegierde, die bey Muralto mit seinem Lieblingsstudio forthin gepaart blieb, und auch bey Alonsius selbst unter Waffengeräusch und Kriegsgetümmel nie mehr sich ganz verlor.

Endlich trennten sie sich; Muralto nahm seinen Weg nach Florenz, wo er sich Ehre erwarb, und als ein geschickter Arzt dem Pabst angerühmt wurde, von dem er die Zusage einer Pension, niemals aber wirkliche Bezahlung erhielt.

Alonsius war nun bis zu den Staaten des Herzogs von Ferrara vorgerückt, dem er, ehe er seine Lande betrat, seine Dienste antrug, ohne zu verschweigen, auf was für eine Weise er seinen Trupp geworben und bisher unterhalten habe; aber mit der Versicherung, daß Alphons an ihm und seinen Leuten treue Krieger finden werde. So

wenig dem Herzog eine solche Hilfe willkomm war, so riethen ihm doch verschiedene Betrachtungen, diesen Trupp den er auf leidenliche Bedingnisse haben konnte, für einige Zeit in Sold zu nemmen. Er vertheilte ihn in verschiedene Plätze, doch so daß die Deutschen die nicht getrennt seyn wollten, bey einander blieben, und auch die Welschen im Fall eines Unternemmens bald wieder vereinigt werden konnten.

Aloysius war herzlich froh, diesen Zug geendet zu haben, der niemals in seinem Plane gelegen, von dem er in der Folge nie gern redte, und sehr ungern reden hörte, weil er sich schämte, Führer eines solchen Hauffens gewesen zu seyn; und doch war die Rolle, die er zu spielen gezwungen worden, nur im Kleinen das, was Bourbon und Pescara im Grossen thaten, und was sich die Condottieri sonst zur größten Ehre rechneten.

In diese Zeit fällt die bekannte Verschwörung des Morone, welche durch das wenigstens unedelmüthige, wo nicht vollends verrätherische Betragen des Pescara, für die intereßierten Mächte, besonders den Pabst und den Herzog Sforza, die traurigsten Folgen hatte. Ersterer, der von diesem Plane ganz bezaubert war, und des Kaisers Uebergewicht schon als gestürzt ansahe, ließ seine Absichten auf den Ferrarischen Staat deutlich merken; und der Herzog von Ferrara wußte nun dem Aloysius Dank, daß er ihm einen entschlossenen Trupp zugeführt, der sich nicht nur päbstlichen Soldaten muthig entgegen stellen wollte, sondern mit Ungeduld auf Befehl wartete, in den Kirchenstaat einzufallen; so weit aber wollte Alphonsus ohne des Kaisers Genehmigung nicht gehen: Für einmal besetzte er nur die Plätze, die am meisten einem Ueberfall ausgesetzt waren, und arbeitete durch Unterhandlungen gegen die päbstlichen Projekte. Da der Cardinal Salviati als Gesandter des Pabsts, von dem Kayser im Namen seines Herrn Reggio und Rubbiero verlangte, entschloß sich Alphonsus, selbst nach Spanien zu reisen, um dem Kaiser seine Rechte auf diese Oerter persönlich vorzulegen. Er

nahm eine Summe Geld mit, die solche unterstützen soll- ten: Mit einem kleinen Gefolge, unter welchem sich Orelli mit einigen Deutschen befand, kam er bis an die Fran- zösischen Gränzen, wo ihm aber die Regentin das ver- langte sichere Geleit versagte. Er muste also zurück, und sandte den Aloysius zu Lannoy, um diesen zu vermögen, bey dem Kayser Vorstellungen zu machen, daß die beyden Plätze dem Pabst nicht übergeben wurden.

Alphonsus ganz in des Kaysers Interesse zu ziehen, däuchte Lannoy aus verschiedenen Gründen vortheilhaft; und da er zudem über die päbstlichen Umtriebe unwillig war, so fand Orelli eine günstige Aufnahme und er kam mit dem Bescheid zurück, daß der Unterkönig dem Kayser abrathen wolle, Reggio und Rubbiera abzutretten. Sein Rath hatte wirklich die Folge, daß, wenn Salviati dieser Plätzen wegen mit Carl reden wollte, dieser immer eine ernsthafte abschreckende Mine annahm, und dadurch der Gesandte genöthigt wurde, sein Gesuch aufzugeben: dage- gen machte Clemens, der den Herzogen herzlich haßte, einen unbesonnenen Anschlag auf Ferrara selbst; weil Lei- denschaft und nicht Klugheit die Ausführung leitete, und der Herzog wachsam war, so blieb Kränkung das einzige, was der Pabst gewann. Aloysius Truppe zeichnete sich bey diesem Anlaß aus; seitdem sie einen ordentlichen Sold erhielt, gehorchte sie pünktlich den Befehlen ihres Anführers, und tilgte durch eine streng beobachtete Disci- plin den Vorwurf einer streifenden Bande, welchen sie sich zugezogen hatte; ihr Sold wurde nun erhöht, und Aloysius erhielt Erlaubniß, mehrere Soldaten anzuneh- men und so viel er zur Sicherheit des Platzes nöthig glaubte, zu Ferrara selbst in Quartier zu legen.

1526 Unterdessen war zu Mayland Morone's Verschwörung entdeckt worden, da sie sich eben ihrer Vollziehung näherte. Nun gewann der Kayser einen neuen Vorwand, den Sforza, der bisher wenigstens dem Namen nach regiert hatte, gänzlich seines Fürstenthums und selbst des herzog- lichen Titels zu berauben, und gegen alle, die an diesem

Anschlag mehr oder weniger Theil genommen, willkürliche Strafe auszuüben. Die Italiänischen Staaten schienen ohne Rettung und gezwungen zu seyn, sich unter das Spanische Joch zu beugen; doch ereigneten sich hin und wieder Aufläufe und Empörungen im Mayländischen, weil die Erpressungen der Kriegsleute, die, wie man sagte, jeden Tag 5000 Dukaten kosteten, unleidlich waren. Sforza selbst hielt sich noch in der Citadelle, wo sich aber kein genugsamer Vorrath an Lebensmitteln befand. Mehr die Furcht, daß der Kayser ihm wegen Felonie den Prozeß würde machen lassen, trieb ihn an, sich zu vertheidigen, als die Hoffnung auf die versprochene Hilfe von Seite des Pabstes und der Herrschaft Venedig; doch strengte sich Clemens aus äussersten Kräften an, dem Herzog Luft zu machen und Italien vor der kayserlichen Uebergewalt zu schützen. Er, sonst so wankend und unschlüßig, ließ sich jezt mit dem kürzlich aus seiner Gefangenschaft zurückgekommenen Französischen König in ein übereiltes Bündniß ein, an dem auch Venedig Theil nahm, und mittelst dessen man sich mächtig genug glaubte, Carln Gesetze vorzuschreiben. Um sich des Beystandes des Königs von England desto eher zu versichern, begab sich die heilige Ligue, (so nennte man diese Verbindung) gleichsam unter seinen Schutz. Die Unklugheit des Pabstes zeigte sich aber darin, daß er durchaus nicht zugeben wollte, daß der Herzog von Ferrara unter die Zahl der Bundesgenossen aufgenommen würde, dessen Lande er vielmehr bey diesem Anlaß mit dem Kirchenstaat zu vereinigen hoffte.

Alphonsus, obschon er einige Schritte gethan, sich mit dem Pabst zu vergleichen, ließ es sich nicht sehr zu Herzen gehen, da er diesen unversöhnlich fand. Es war ihm genug, gezeiget zu haben, daß er nicht entfernt gewesen, an einer Sache, die die allgemeine Wohlfahrt Italiens zu betreffen schien, Antheil zu nehmen, wenn nicht er allein gleichsam zum Opfer wäre bestimmt worden, und daß es des Pabstes, nicht seine eigene Schuld sey, daß er sich auf eine andere Seite gewendet habe. So glaubte er,

die übrigen Verbündeten einigermassen zu besänftigen, in Erwartung, daß der Kayser, dessen Generale seinen Muth unterhielten, sein Uebergewicht behaupten und Italien nöthigen werde, aufs neue seinen Willen zu erkennen.

Umsonst waren die Bestrebungen des Pabst, die Kriegsvölker des Herzogs an sich zu ziehen; seine heimlichen Werber wurden von den Deutschen an die sie sich zuerst wandten, unter denen sich aber, seit Aloysius auf Alphonsus Gutheißen stark geworben, mehrere der lutherischen Lehre ergebene befanden, mit Spott und Schlägen fortgejagt, desto mehr, da sie mit ihrem Herrn, und dem Sold den sie erhielten, zufrieden waren: Auch die Italiänischen Soldaten liessen sich durch Vorspieglung der heiligen Sache, zu deren Vertheidigung sie aufgeforderet wurden, nicht blenden; sie hatten keine Neigung wider die alten versuchten Spanischen Krieger, die man beynahe für unüberwindlich hielt, zu fechten, und an der Seite der Franzosen zu streiten, war ihnen vollends verhaßt.

Alphonsus, um nähere Nachrichten zu haben, wie die Sachen der Kayserlichen im Mayländischen stunden, und worauf er sich von ihrer Seite verlassen könne, sandte Orelli an den dortigen obersten Befehlshaber Anton von Leva. Aloysius kam an dem Tag vor Mayland an, als der Herzog Sforza ganz unvermuthet das Schloß verließ: Rom und Venedig wurden über diesen Rückzug in eben dem Grade bestürzt, in welchem der Muth der Kayserlichen sich vermehrte.

Orelli ward von Leva aufs beste aufgenommen, und ihm für seinen Herren alles zugesagt, was er wünschte, wenn er den Proviant aus seinen Landen zu ziehen gestatte. Leva suchte aufs neue zu beweisen, wie nothwendig es für den Herzog sey, sich mit dem Kayser zu verbinden, wenn er sich gegen Päbstliche Angriffe in Sicherheit stellen wollte.

Orelli war während seines kurzen Aufenthalts zu Mayland Zeuge des auf den höchsten Grad gestiegenen Elends der Einwohner, das Heer der Liga überließ sie

ganz der Raubsicht der Kayserlichen Soldaten, und blieb ruhig vor Marignano. Die Kayserlichen Generale hatten den Einwohnern all' ihr Gewehr weggenommen, die verdächtigen weggejagt, und sahen gleichgültig zu, wie die Soldaten, denen sie den Sold nicht bezahlen konnten, in den Häusern wo sie einquartiert waren, sich selbst, Geld und alles was sie wollten mit Gewalt verschafften. Wegen einer so unleidentlichen Bedrückung waren viele Mayländer entflohen, und mehrere dachten diesem Beyspiel zu folgen. Als das die Spanier gewahr wurden, so banden sie Männer und Weiber und Kinder mit Stricken, schöne Frauen und Mädchen opferten sie ihrer viehischen Lust. Die Deutschen befleckten sich mit solchen Greueln selten. Die Mayländer suchten ihre Kostbarkeiten der Raubbegierde dadurch zu entziehen, daß sie solche, und auch die Kirchenzierden unter der Erde verbargen, denn über derselben war nichts sicher, weil die geheimsten Winkel durchsucht werden: Aber auch unter der Erde blieben die Schätze nicht verhehlt. Die Grausamkeit der Spanier ward wüthender, als jezt die Gegenstände ihrer Haabgier verschwanden; sie schlugen die Bediente an die Tortur, bis sie von ihnen die heimlichen Oerter herausmarterten, wo die Kostbarkeiten ihrer Herrn verborgen lagen. Es war Wiederholung des schrecklichen Trauerspiels, welches die Franzosen ehedem gespielt; nur mit dem Unterschied, daß die Spanier nicht Hohn mit Grausamkeit verbanden. Sie quälten, aber sie lachten über die Gequälten nicht.

Bey dem von den Spanischen Generalen gehaßten oder verachteten Bourbon, flehten die elenden Mayländer um Schonung und Erbarmen; sie wandten sich vorzüglich an ihn, weil sie damals vermutheten, er würde noch zuletzt ihr Herr werden. Bourbon zeigte Mitleiden, er antwortete mit Sanftmuth, und fast bittend forderte er nur noch 30000 Dukaten, als Sold eines Monats für seine Soldaten, versprach dann das Heer wegzuführen, und be-

schloß

schloß mit der Verwünschung, daß eine Kugel in der ersten Schlacht ihn töde, wenn er nicht Wort halte.

Das Geld ward mit der grösten Mühe zusammen gebracht, und denn auch wirklich einige Soldaten aus der Stadt geschafft, doch blieben noch Peiniger genug da, welche den Unfug immer fortrieben, und dazu von den Offizieren aufgemuntert wurden, die sich Mühe gaben, dem Bourbon es unmöglich zu machen, Wort zu halten.

Die Geschichte hat wenig Beyspiele, daß eine Nation von den Soldaten ihrer eignen Herren, so lang und so hart gequält worden, daß sie den Tod als die einzige Rettung ansahe, und so weit war es doch jezt mit den Mayländern gekommen; viele stürzten sich, um der Marter ein Ende zu machen, von der Höhe der Häuser auf die Strassen oder erhängten sich. *)

Orelli reiste indessen nach Ferrara zurück, nachdem er von der Stärke und Schwäche beyder Theilen und der Lage der Sachen, auch von den Gesinnungen der Kayserlichen Generalen gegen seinen Herrn genugsam unterrichtet war. Mit eigner Gefahr nahm er in verstellter Kleidung etliche Mayländer mit, und rettete sie von dem unleidentlichen Elend, welches die übrigen Einwohner der Stadt zur Verzweiflung trieb.

Der Pabst, der an der Errichtung der Liga am eifrigsten gearbeitet hatte, war nicht im Stand, ihr Vestigkeit und Thätigkeit zu geben; mit sich selbst uneinig, hatte er immer neue Plane, welche den Verbündeten selten gefielen, die alle unter sich getheilt waren. König Franz ließ die Italiänischen Angelegenheiten gehen wie sie mochten, ohne, weder zu Wasser noch zu Land die Zurüstungen zu machen, die er versprochen, und von welchen die Alliirten so grosse Dinge erwarteten.

Nur der allgemeine Haß gegen Carl und der Schrecken vor seiner Macht, hielt noch die Liga zusammen:

*) Dupleix, Mezeray hist. de France, und andere sowohl französ. als italiän. Geschichtschreiber.

Von einigen Gliedern derselben wurden dem Herzog von Ferrara, in Aloysius Abwesenheit vortheilhaft scheinende, auch von England unterstützte Anträge gemacht. Der Herzog von Urbino drang auf die Nothwendigkeit, einen General-Capitain zu wählen, als das einzige Mittel übereinstimmig in die Kriegsoperationen der verschiedenen Heere zu bringen: Da er selbst diese Würde nicht auf sich nehmen wollte, ward sie dem Herzoge von Ferrara angetragen; Frankreich und England boten ihm noch dazu die Rückgabe von Modena und Gewährleistung für seine eroberte Städte an; die Unterhandlung ward stark betrieben, und ein Vergleich schien nicht mehr fern, als Aloysius bey dem Herzog anlangte, und ihn durch Erzählung alles dessen, was er von Mayland und dem Ligischen Heer wußte, aufs neue schüchtern machte.

Alphonsus wünschte nun volleuds neutral zu bleiben, die Unterhandlungen zogen sich in die Länge. Als aber der Pabst von der Rückgabe von Modena und Reggio nichts hören wollte, wohl aber dafür Ravenna und Cervia einzuräumen versprach, ohne jedoch seinem persönlichen Haß gegen den Herzogen zu entsagen, bekam bey diesem die Neigung für die Kayserliche Parthey wieder die Oberhand, desto mehr, als Venedig, welches selbst Ansprüche auf Ravenna und Cervia machte, sich der Abtrettung dieser Plätze widersetzte.

Indessen gerieth die Liga immer in grössere Verlegenheit: da jeder Staat, in der Ungewißheit, wo der Sturm ausbrechen wurde, nur für seine eigne Sicherheit sorgte, so war für das Allgemeine keine Thätigkeit, nnd es gerieth nichts, was sie unternehmen wollte. Von den kayserlichen Völkern näherten sich mehrere den Ferrarischen Landen, und der Herzog überzeugte sich, daß Neutralität eine Chimäre wäre. Ehe er aber einen endlichen Entschluß faßte, sandte er noch Orelli zu dem Margrafen von Mantua, an den nicht minder Einladungen und Aufforderungen so wohl von den Kayserlichen als von der Liga gemacht worden, der sich aber bisher gleichfalls in der Mitte

gehalten. Weil beyde Fürsten beynahe das gleiche Interesse hatten, beyde gern dazu geholfen, daß keine fremde Macht in Italien Gesetze gäbe, und beyde die gröste und näheste Gefahr von dem Pabst zu befürchten hatten, so beschloß der Herzog mit dem Margrafen gemeine Sache zu machen.

Orelli, der beyden Fürsten viel zu danken hatte und sein eigen Glück an ihre Wohlfahrt gebunden glaubte, war kein kalter Unterhändler: Da er die Kräfte und Verhältnisse der kriegerischen Mächte genau kannte, und voraussahe, daß wenn der Kayser die Uebermacht behalte, er alle die sich ihm widersetzten, seine Rache schwer würde fühlen lassen; wenn es hingegen der Liga gelinge, den Kaiser zu vertreiben, die gegenseitige Eifersucht der Verbündeten es schwerlich gestatten würde, daß eine Italiänische Macht, die sich auf des Kaysers Seite geschlagen, gänzlich unterdrückt werde, rieth er sehr, daß beyde Fürsten es mit Carl halten möchten, weil da die Gefahr geringer, und beyde Länder den Streifereyen der Spanier und Deutschen zu sehr ausgesetzt wären.

Der Margraf, der indessen so gut wie Alphonsus einsahe, daß eine Neutralität, die nicht mit genugsamer Macht unterstützt wäre, sie der Gefahr aussetzen würde, von beyden kriegführenden Theilen wenigstens gebrandschatzt zu werden, und Bedenken trug, für einen Pabst Parthey zu nehmen, der zwar das Haupt der heiligen Liga wäre, aber von dieser nur schlecht unterstützt sey, und durch unkluges Benehmen alles verwirre, war zu einer solchen Verbindung mit dem Kayser ganz geneigt; und weil alles Zaudern gefährlich schien, so sandte er unverweilt an die kayserliche Generalen Bevollmächtigte, die das Bündniß schlossen.

Als Orelli mit dieser Nachricht zurückkam, so trug auch Alphonsus, durch den Lauf der Dingen gezwungen, kein Bedenken mehr, sich öffentlich für Carl zu erklären, zu dem er wirklich einen Gesandten nach Grenada schickte, indeß auf seinen Befehl Aloysius zu Bourbon sich verfügte. Dieser nahm des Herzogs Anerbieten willig an und sagte

ihm auf des Kaysers Bestätigung den Besitz von Carpi zu. Dagegen forderte er aus den herzoglichen Landen Proviant und Munition, welche Aloysius im Namen seines Fürsten nicht verweigern konnte. Der Gesandte in Spanien fand bey dem Kaiser eine ebenfalls so gute Aufnahm, daß ein Verlöbniß des Erbprinzen des Herzogs mit Carls natürlicher Tochter Margaretha geschlossen, und der Besitz von Carpi ihm mittelst eines förmlichen Belehnungs-Diploms zugesichert ward. Der Kayser erklärte den Herzogen noch überdas zum General-Capitain seiner Italiänischen Truppen, und nahm ihn, seine Kinder und Staaten in besondern Schutz.

Als der Pabst diese Verhandlungen vernahm, ward er darüber bestürzt. Guicciardini stellte ihm vor, wie viel der Herzog dem Interesse der Liga schaden könne. Nun gab er sich wieder alle Mühe, ihn von der kayserlichen Parthey abtrünnig zu machen. Er verhieß, Alphonsen ungekränkt in dem Besitz seiner Länder zu lassen; und Siegel der Aufrichtigkeit dieser Zusagen sollte die Vermählung des Erbprinzen mit der Catharina von Mediciis, einer Tochter des Herzogs mit Hyppolitus von Medicis seyn. Guicciardini bekam Befehl, diese Vorschläge persönlich zu thun und alles zu versprechen, was den Herzogen immer zu der Liga reizen konnte: Aber es war jezt zu spät. Letzterer kannte überdieß den eingewurzelten Haß des Pabsts, und glaubte in den neuen Lokungen nur einen Beweis seiner Schwäche zu sehen. Orelli mußte Guicciardini entgegen reisen, um ihm zu sagen, daß er sich die Mühe erspare nach Ferrara zu kommen, wo man, nach den mit Carl eingegangenen Verpflichtungen, keinem andern Antrag Gehör geben könne. Wirklich ward zufolge jenes Traktats dem kayserlichen Heer aus den Ferrarischen Landen Mund- und Kriegsvorrath zugeführt. Immermehr zeigte es sich, daß die Sachen der Liga durch eigne Schuld und durch die Thätigkeit ihrer Gegner den Krebsgang nahmen: Das kayserliche Heer verstärkte sich unter anderm durch die Ankunft Georg von Frundsperg, eines deutschen Edelmanns,

der schon zweymal mit grossem Ruhm in Italien gedient hatte. Obschon er nicht mehr als einen Reichsthaler Handgeld gab, so brachte er doch in kurzer Zeit 14800 Mann zusammen. Da er die Soldaten freundlich behandelte, und die Deutschen von ihren Fürsten gedruckt waren, so liefen sie ihm Haufenweis zu. Die Hoffnung einer grossen Beute, die Frundsperg ihnen machte, lokte und fesselte sie an ihn.

Carl hatte nun Volks genug, und gegen die Liga wirklich eine furchtbare Macht auf den Beinen; aber je grösser diese war, desto mehr nahm auch die Verlegenheit seiner Generalen zu, denen es gänzlich an Mitteln fehlte, sie zu unterhalten. Unter Frundspergs Volk waren viele Lutheraner, die ihren Sold in den Kirchen und Cappellen an Zierrathen der Heiligen und andern solchen Kostbarkeiten fanden, zu dem gleichen Mittel hatte man auch schon zu Mayland seine Zuflucht genommen, als die Spanischen Soldaten abermals auf Bezahlung eines Theils ihrer rückständigen Besoldung beharrten. Die Kirchen mußten ihr Silbergeräth hergeben; so reich es war, so reichte es nicht hin, und auch die 20000 Dukaten waren eine bald erschöpfte Hülfsquelle, womit Morone in der Nacht, vor dem zu seiner Hinrichtung bestimmten Tag, sein Leben erkauft hatte. Bourbon ertheilte diesem Verräther zugleich seine Freyheit, und bald ließ er sich in dem Grade von ihm einnehmen, daß er ihm aufs neue sein gänzliches Vertrauen schenkte. Unschlüßig, was er mit seinem allezeit unzufriednen Heer anfangen wolle, das sich nicht länger im Mayländischen halten konnte, wo alles herausgepreßt und aufgezehrt war, rieth ihm Morone, weil Venedig sich in einen guten Vertheidigungsstand gesetzt hatte, die Lande dieser Herrschaft vorbey zu gehen und in das Florentinische und Päbstliche Gebiet zu ziehen, die nur schwach gedeckt waren und reiche Beute darboten.

1527 Ohne Geld, ohne Magazine, ohne Artillerie, von allem entblößt was zur Unterhaltung einer Armee nöthig ist, führte jezt Bourbon 25000 Mann durch ein Land, das

von Flüssen und Gebürgen durchschnitten, und wo die Wege fast unbrauchbar waren. Die Absicht und einzige Hoffnung war die Plünderung einer reichen Stadt; darum marschierte das Heer mit Freude. So kam es in die Gegend von Piacenza. Nach der Beute, die es in dieser beträchtlichen Stadt vermuthete, war es lüstern; aber sie einzunehmen, war denn doch Pulver und Geschütz nothwendig. Beydes forderte Bourbon von dem Herzog von Ferrara: Diesem graute vor der Nähe solcher hungernden Truppen; er entschuldigte sich und gab *) den Rath nach Bologna vorzurücken oder Florenz zu überrumpeln, das auf einen plötzlichen Ueberfall unbereitet wäre. Nach 20 Tagen mußte Bourbon wirklich von Piacenza aufbrechen, und er entschloß sich nach dem Rath des Herzogs nach Bologna zu gehen: So viel hatte er doch zusammen gebracht, daß er jedem seiner deutschen Soldaten 2 Scudi an ihren ausstehnden Sold bezahlen konnte, und diese geringe Summ machte sie nur erhitzter nach Beute und unternehmender.

Die Spanier erregten einen Auflauf, weil sie nichts erhielten, und ermordeten einen Offizier, welcher sie beruhigen wollte. Durch Bourbons Ansehn und die Hilfe der Deutschen ward auch dieser Auflauf gestillt. Er rückte fort, und als er zu Finale war, forderte er den Herzogen von Ferrara zu einer geheimen Unterredung dahin. Alphonsus folgte dem Ruf, und nach des einzelnen Guicciardins Vermuthungen gab er bey dieser Zusammenkunft dem Bourbon den Rath, gerade auf Rom loszugehen. Guicciardin nennt seinen Gewährmann nicht, von welchem er den Innhalt der geheimen Unterredung erfahren; aber gewiß war es des Herzogs Interesse, diese Truppen von seinen Gränzen zu entfernen.

So unsicher die Hilfsquellen dieses Heers waren, so steckten doch ihre Hoffnungen, der grosse Name ihres Anführers, und wohl auch ihr ungebundenes Leben, die her-

*) Guiccardini.

zoglichen Truppen, besonders die Deutschen an, welche unter Orelli stuhnden; sie erklärten, daß sie mit den Frundspergischen auf Gerathwohl ziehen wollen, und sie lagen ihm an, sie auf diesem Zug anzuführen, an dessen Ende sie sich hier oder dort Reichthümer die Fülle versprachen. In der That war das Betragen der Deutschen unter Frundsperg von einer sonderbaren Art. Mit einem Reichsthaler hatten sie sich werben lassen, und so lange sie in Italien waren, höchstens drey Dukaten auf den Mann bekommen. Und dennoch murrten sie allein nicht unter dem kayserlichen Heer; immer zogen sie freywillig voraus, und die Hoffnung hielt sie frölich, daß die Plünderung des grösten Theils von Italien ihre Belohnung würde. Frundsperg nährte gern diese Hoffnung. Daß dieselbe nun auch seine Soldaten bezauberte, war Orelli sehr verdrießlich, da bisher der Herzog ihn ohnehin gut bezahlt hatte, Bourbon hingegen Belohnung nur in der Ferne zeigte. Sintdem Aloysius in Ferrarischen Diensten stuhnd, hatte er mit vieler Mühe und Geduld Ordnung und Disciplin wieder hergestellt. Frundspergs Deutsche beobachteten solche nur, wenn sie an den Feind geführt wurden. Er sahe also, daß er bey dieser Veränderung des Diensts das Ansehen eines Anführers wieder verlieren und Befehle von den Soldaten annehmen müßte. Sich hingegen von weit dem grössern und bessern Theil seines ansehnlichen Corps verlassen zu sehen, und so auf einmal seine Einkünfte und seine weitere Hoffnungen einzubüssen, war für ihn ebenfalls zu kränkend. Er entschloß sich daher, alles anzuwenden, seine Soldaten umzustimmen, aber wenn das nicht zu erhalten wäre, das Ebentheuer dennoch mit ihnen zu bestehen. Dem zufolge redte er freundlich mit ihnen, und stellte das Elend vor, in welches die Deutschen nothwendig gerathen müßten, wenn ihnen die Zufuhr der sehr zufälligen Proviantierung abgeschnitten würde, und wie leicht es schon hätte begegnen können, wenn das Heer der Allierten in ihren Anstalten weniger nachläßig gewesen wäre.

Für wenige Tage wirkten diese Vorstellungen; als aber einige von Frundspergs Leuten, deutsche von Aloysius Soldaten antraffen, die Proviantwagen begleiteten und von ungefehr Lutheraner zu Lutheranern stiessen, die sich in das Ohr raunten, daß es vielleicht gar Rom gelte, waren die leztern zweifelhaft, ob sie nur wieder zurückgehen wollten. Einzig das Vorhaben, ihre Kriegsgenossen mitzubringen und ihren Sold zu fordern, trieb sie zurück. Wie eine Fieberhitze ergriff es die Soldaten; beynahe aufrührisch begehrten sie von dem Herzogen und von Orelli Entlassung, oder die Freyheit sich mit Bourbons Heer als herzogliche Völker zu vereinigen. Aloysius konnte den Sturm nicht stillen, und ohne die Deutschen die den Kern seines Corps ausmachten, wäre er ein sehr unbedeutender Anführer geblieben. Er bat nun den Herzog selbst, einen Hauffen zu entlassen, von dem er nichts als Meuterey zu erwarten hätte. Alphonsus konnte jezt, da die Venetianischen Truppen unter Urbino keine Bewegungen machten, und die Päbstlichen gar nicht zu fürchten waren, wirklich dieses Kriegsvolk leichter entbehren. In Erwägung aller Umstände nun willigte er in die Entlassung, und gab selbst Aloysius den Rath, bey demselben auszuhalten und erlaubte ihm auf den Fall hin, wenn es durch einen Zufall zerstreut wurde, an seinen Hof zurückzukommen. Um ihm Achtung zu verschaffen und zugleich dem Bourbon einen neuen Beweis seiner Anhänglichkeit zu geben, ließ der Herzog mehrere Pulver- und Proviantwagen laden, die er dem Orellischen Corp mitgab. Als aber itzt die Deutschen sich zum Abzug rüsteten, um zu den Kayserlichen zu stossen, wollten die Italiäner denen es der Herzog freygestellt hatte, bey ihm zu bleiben, ihren Anführer und die Deutschen nicht verlassen; auch in sie war die Erwartung eines grossen Glücks gefahren, das sie Jenen nicht allein gönnen wollten: wie im Triumph zogen sie alle zu dem kayserlichen Heer und mit lautem Geschrey verliessen sie einen Herrn, der sie richtig bezahlte, um sich

einem andern zu unterwerfen, der nichts zu geben hatte, aber rauben ließ, wo etwas zu finden war.

Aloysius ward also wieder aus einem Condottiere regulierter Truppen, Anführer eines Hauffens Freybeuter, unter des berühmten und tapfern Bourbons Commando. Aber die schönen Hoffnungen und Täuschungen seines Corps daurten nicht lang. Als Carpi geräumt und nach Carls Befehl dem Herzog von Ferrara übergeben wurde, und Bourbon im Begriff war nach Toscana aufzubrechen, entstand unter den Spaniern ein neuer Tumult, an welchem wieder Frundspergs deutsche Soldaten am wenigsten Theil nahmen. Die Spanier wollten schlechterdings ihre Lohnung haben, und da dieß unmöglich war, stürmten sie auf Bourbons Gezelt, der eilends aus demselben entwich, um nicht ein Opfer der grimmigen Soldaten zu werden. Wirklich ward einer seiner Edelleute in der ersten Hitze erschlagen. Da sie bey dem Suchen im Gezelt weder Geld noch etwas von Werth fanden, legte sich die Wuth: sie sahen mit eignen Augen, daß ihr Oberbefehlshaber nichts für sich behalten habe, und schämten sich des Unfugs. Alphonsus, dem täglich mehr daran lag, dieses gefährliche Heer je weiter je besser von seinen Staaten zu entfernen, ließ Bourbon eine Summe Geldes zukommen: Dieser zeigte sich nun seinen Soldaten wieder, theilte unter dieselben was er empfangen, und gab ihnen aufs neue die Versicherung, daß ihre Wünsche nun bald erfüllt werden sollten.

Dieser Vorfall an welchem Orellis Soldaten, die noch keine Forderungen zu machen gehabt, auch nicht Theil genommen, war eine Demüthigung für sie, und ihres Anführers Ansehn gewann dadurch, der sie genug gewarnt: Sie hielten zusammen und blieben auf dem Zug gehorsam, so gut es bey der Lage des ganzen Heers möglich war.

Die Noth zwang Bourbon weiter zu marschieren; der Pabst zitterte in Erwartung der Dingen die kommen würden. Er machte seinen Alliirten, und mit Recht die

bittersten Vorwürfe, und seinen Feinden Vorschläge zum Vergleich. Die erstern hatten keine andere Wirkung, als daß die Venetianer ihre Gränzen besser verwahrten, und ihr General, der Herzog von Urbino 2000 Mann abschickte, sein eigen Land zu decken: Und durch die letztern gab sich Clemens selbst zum Ball hin, den man wirft wo man ihn haben will. Es kam wohl ein Vergleich zu Stand, der den Pabst eine grosse Summe kostete, wodurch er einen Waffenstillstand auf 8 Monate erhielt; zu dessen Vesthaltung drang er darauf, daß Lannoy nach Rom kommen sollte. Er sahe ihn als einen Bürgen an, der den Bourbon zwingen konnte, den Vertrag zu halten. 1527 Allein Bourbon stand nicht unter Lannoy's Befehl; er haßte ihn, wie jener von diesem gehaßt war, aber er fürchtete ihn nicht, sondern das Heer das er anführte, welches bey der Nachricht des Vertrags so erbittert ward, daß es einen Boten des Lannoy, der den Bourbon auffordern sollte, den Vergleich anzunehmen, würde ermordet haben, wenn es ihm nicht geglückt hätte, sich durch die Flucht zu rettten.

Dieser Vertrag hatte so geringe Folgen, daß ungeachtet der Pabst solchen so laut er konnte, öffentlich machte, Alphonsus immer fortfuhr, dem Bourbon Mund- und Kriegsbedürfnisse zu senden. Der Pabst schrie es, als ein grosses Verbrechen aus; der Herzog achtete nicht darauf, sondern nur auf die Sicherheit seiner Lande. Bey dem allem blieb jener, von einem Schwindelgeist geblendet, so sicher, daß er einen Theil seines Heers, und bald darauf dasselbe beynahe ganz abdankte, sich ganz auf des Vizekönigs Gegenwart verließ, und vielleicht auch auf Bourbons Versicherungen, der in seinen Briefen an Guiscardin viele Hochachtung für die Person des H. Vaters und Bereitwilligkeit zeigte, den Vergleich zu halten, wenn jener nur eine grosse Summe Gelds nicht achten würde.

Die Sorglosigkeit Clemens stieg so hoch, daß er nun auch die wenigen übrigen Soldaten vollends abdankte, die

er noch unterhalten hatte; indessen rückte Bourbon immer weiter fort.

Theologische Meinungen haben manchen blutigen Krieg verursachet, wenn schon im Feld sehr selten von Theologie, und den Dogmen um welche man sich mordet, gesprochen wird. Auf diesem Zug geschah das Gegentheil: Religion ward von keiner der streitenden Partheyen zum Vorwand des Kriegs genommen; ein Theil der Soldaten hingegen unterhielten sich viel über religiose Materien. Das Benehmen der deutschen Lutheraner, die weder zur Messe noch zur Beichte giengen, stund in einem sonderbaren Contrast gegen das Betragen der Italiäner und Spanier; beyde Theile zwar raubten unb plünderten die Kirchen mit einer Hiz, als wenn es ein Religionsgebot wäre; aber wenn am Morgen ein Priester in seinem Ornat erschien, so fielen Spanier und Italiäner ehrfurchtsvoll auf die Knie, indeß die Deutschen davon liefen. Diesen war es eben nicht darum zu thun, Proseliten, sondern nur Beute zu machen; doch glaubten sie sich verpflichtet, den sie befragenden, oder auf sie scheltenden Welschen etwa Rechenschaft ihres Thuns abzulegen. Das erregte nun manches poßierliche Gezänke, die mit denen der Theologen das gemein hatten, daß selten ein Theil den anderen überzeugte, und es meistens nur beym Wortgefechte bliebe, ohne daß es zu Schlägen kam. Sobald ein streifender Soldat die Nachricht brachte, daß etwas zu erbeuten sey, legte sich die Hize der Disputierenden; sie schlossen sich friedlich in ein Glied, und ehrlich theilten sie, was sie gemeinschaftlich erhascht hatten; weil wenige mehr als eine Sprache verstunden, so waren auch der Disputierenden wenige, und das war eine Hauptursache, daß Friede im Heer blieb.

Unter sich redten die Lutheraner schon feyerlicher, und viel von ihrem Kirchenvater, Luther. Da sie wenigstens glaubten, sich aus Wahl auf die Seite der neuen Lehre gewendet zu haben, und sie in ihrem Vaterlande viel zu ihrem Beweise und zu ihrer Widerlegung gehört hatten,

so kannten sie auch ihre Religion: (von welcher sie indessen eher Wisser als Thäter waren, doch immer besser als diejenigen, so dieselbige auf bloße Tradition verständlich oder unverständlich vorgetragen, von Eltern und Schulmeistern, wie eine jede andere Gedächtnißsache gelernt haben; und weil die Sachen neu waren, und von vielen bestritten wurden, auch viele dafür Märtyrer worden, so hatten sie einen Reiz und ein Interesse, die in unserer heutigen Lage bey dem Volk nicht mehr Plaz haben.

Orelli mischte sich oft unter die Deutschen bey ihren ruhigen Unterredungen, da ihm ihre Sprache geläufig war; mußte er es auch thun, um die streitenden aus einander zu bringen, wenn der Zank sie zu sehr erbitterte. Ohne übrigens eben viel dabey zu lernen, wurde er wenigstens immer mehr mit Lehrsätzen bekannt, für welche er schon lange ein günstiges Vorurtheil hegte. *) Seine Geschäfte brachten ihn mit Frundsperg zusammen, der ein hiziger Lutheraner, (zwar nicht Doctor Theologiä) aber ein Mann war, der eine natürliche eindringende Beredsamkeit besaß, und denjenigen Grad von richtigem treffendem Verstand, der bald durch die Hülle bricht, und nach dem Kern greift. Das Scholastische, um welches sich die Theologen zankten, ließ er sich nicht anfechten; er war von ganzem Herzen für das Thätige in der Religion; und weil er überzeugt war, daß der Mensch das Gute selbst verrichten, selbst bethen muß, auf gute Handlungen anderer keinen Anspruch machen kann, und sich das Recht darauf, weder durch Opfergeld, noch durch Einweyhungen in Congregationen erwerben läßt, so war er Feind der Mönchsorden, die den Ueberschuß ihrer Frömmigkeit an andere verhandelten. Seine religiosen Begriffe waren einfach; er hatte sie sich so zu sagen angepaßt, und war denselben von ganzer Seele ergeben; er redte davon mit Ueberzeugung, und weil sie ihm verständlich waren, auch auf eine Weise die andern faßlich war, mit weniger Witz,

---

*) Aloys Mscrpt. im Locarn. Archiv.

wie der Verstorbene von Hutten, aber gleich treffend und in eben dem Geiste. *) Weil er sehr selten Anlaß hatte von diesen Gegenständen zu sprechen, und er es auch gar nicht suchte, so überfloß denn sein Herz, wenn ungesucht die Gelegenheit sich darbote, und er sahe, daß man sich unterhalten, ihn nicht ausforschen wollte. Er war nicht Lehrer aber eifriger Vertheidiger der Glaubensänderung.

Frundsperg verachtete die Italiäner nicht, aber er gab seinen Landsleuten vor ihnen den Vorzug; und als Krieger verdienten sie solchen, unbestritten selbst von den Italiänern. In einem fremden Lande redte er gerne seine Muttersprache; es that ihm wohl, wie es jedem geht der sein Vaterland liebt und etwas findt, das seine Einbildung demselben näher bringt. Italiäner oder Spanier die etwas deutsch sprachen oder verstunden, mochte er lieber als andere um sich leiden; er sahe sie als halbe Landsleute an. Daß Aloysius nicht nur seine Sprache redte, sondern noch überdies ein Schweizer, und bey jedem Vorfall herzhaft und entschlossen war, setzte ihn vollends in Gunsten, und als er Liebe zu Disciplin und Ordnung an ihm erkannte, und sahe, daß ungeachtet der allgemeinen Zügellosigkeit im Heer, seine Soldaten dennoch ihre Achtung für ihn nie verloren, so gewann er auch sein Zutrauen. Die Art, wie Orelli die Disputierenden oft aus einander brachte gefiel ihm; und das, was unter den Soldaten sich etwa zutruge, gab Anlaß auf die Materien selbst zu kommen, über die gestritten worden; und da Frundsperg bey Aloysius Kenntniß seiner Grundsätze, und was ihm noch mehr gefiel, Neigung zu solchen bemerkte, so liebte er ihn, und seine Zuneigung war desto wärmer, weil er seine eigne Gemüthsstimmung in der des Orelli liebte. Religionsergiessungen hatten den Grund zu dieser Freundschaft gelegt, deswegen kamen Religionsgespräche auch viel öfters aufs Tapet, als sonst geschehen wäre.

---

*) Aus den Briefen der Reformatoren. Mscrpt. Simmler gesammelt.

Frundsberg wollte gewiß keine Lehrstunden halten, nicht Bekehrer seyn; aber die Wärme, die Gründlichkeit womit er seine Meinungen vortrug, wurden Unterricht, wie nur der ihn geben kann, der seine Lieblingswissenschaft lehrt, in der er vollkommen Meister ist. Diese Lehrsätze auf solche Art und von einem Mann vorgetragen, den Orelli wegen seiner Rechtschaffenheit und Sachenerfahrung schätzte, dessen Tapferkeit und Kriegskenntnisse er bewunderte, und den er in vielen Dingen sich zum Beyspiel nahm, giengen ihm tief zu Herzen, und wirkten zuletzt eine Ueberzeugung in ihm, welche hervorgebracht zu haben ein Mißionär stolz gewesen wäre, und die, weder Beyspiele noch alle mit seinem Stand verbundene Zerstreuungen nicht auslöschen konnten; höchstens ward der Eindruck bey den folgenden tumultuarischen Ereignissen wieder auf eine Weile geschwächt. Indeß gieng er nicht öffentlich zu den Lutheranern über, und das forderte auch Frundsperg nicht von ihm, dem eine Ceremonie mehr oder weniger eine unbedeutende Sache war. Er gieng wie sonst mit seinen Italiänern zur Messe; Beichten, das bey gesunden Tagen im Feld sonst nicht der Fall war, hielt er von nun an für überflüßig: Wie Frundsperg blieb er übrigens eifrig in seinen Dienstpflichten, redte von seinen Religionsgesinnungen gar nicht, und mischte sich in Streit darüber nicht anders als wie vorher, nemlich solchen zu stillen.

Von Frundspergs Freundschaft hatten Orelli und seine Mannschaft viele Vortheile, er zog und quartierte sich mit dessen Volk, das wegen seiner Entschlossenheit und Tapferkeit auf die besten Plätze, so wie hinwieder auf die gefährlichsten Stellen den Anspruch behauptete, das auch endlich von den Spaniern selbst eingeräumt wurde; von der jezt unbeträchtlichen Beute, ward diesem Corps immer etwas mehr zu Theil, als den Italiänern. Die Italiäner die unter Orelli dienten, wurden wie die Deutsche bewaffnet und geübt, und unterschieden sich zuletzt nur noch durch die Sprache: Frundsperg ließ sie wie seine eigne Soldaten gelten; dies bewürkte eine vollkommene

Eintracht unter diesem Kriegshaufen, der den Spaniern selbst respektabel war, und auf welchen Bourbon bey einer neuen Meuterey sich ziemlich verlassen konnte.

Ueberhaupt nahmen bey dieser Vermischung, diesem Beysammenleben so verschiedener Nationen allmälig und unbemerkt jede von der andern etwas an. Die National-vorurtheile verminderten sich; die Spanier und Italiäner betrachteten die Deutschen nicht mehr als bloße Barbaren, sondern als tapfere Krieger; das, was wirklich barbarisch an ihnen war, durften sie nicht ahnden, weil alle gleich handelten, und die Deutschen wurden unter Spaniern und Italiänern geschmeidiger. Durch gegenseitige mehrere Achtung ward dergestalt das Heer auch dem Feinde gefährlicher.

Wir kommen auf dessen obersten Befehlshaber zurück. Da Bourbon, ohne sich durch den zwischen Clemens und Lannoy geschlossenen Vertrag stören zu lassen, immer weiter rückte, änderte der Pabst seine Maßregeln wieder; er fieng an Truppen zu werben, und Munition anzuschaffen, nicht um Rom zu schützen; für diese Stadt ahnete er nicht die geringste Gefahr, sondern um die Scineser zu bekriegen, welche Bourbon in das Toscanische eingeladen, und ihm dazu Lebensmittel und allen Vorschub angeboten hatten, dadurch hoffte Clemens den letztern dort aufzuhalten. So wenig Bedenken machte er sich, sein eigentliches Vaterland der Wuth des Kayserlichen Heers auszusetzen, vor welchem indessen die Hauptstadt Florenz durch den Herzog von Urbino gedeckt war.

Ob der ehmalige Connetable auf Rom zu gehen schon wirklich entschlossen gewesen, oder ob er in das Mayländische zurückgekehrt wäre, worüber er noch immer Herzog zu werden hoffte, wenn er durch die Plünderung von Florenz sein Heer befriedigt und bereichert hätte? ist wohl nicht zu bestimmen. Die Unruhe seines Gemüths war sichtbar, als er Florenz so gut verwahrt fand, daß es aller seiner Macht und der hitzigen Raubbegierde seiner Soldaten trozen konnte. Diese plünderten indessen die

Dörfer wo sie hin kamen, und viele, wo sie nichts fanden, zündeten die Spanier wie Mordbrenner an; dadurch brachten sie ihrer Grausamkeit ein Opfer, aber ihre Habsucht ward nicht befriedigt.

Bourbon mußte seinen Plan ändern, wenn seine Absicht auf Florenz gerichtet gewesen. Nur zu Rom konnte er Reichthümer finden, mit welchen er ein Heer bezahlen konnte. Das Unternehmen war verwegen, aber seine Lage nicht minder verzweifelt: Noth zwang ihn, diesen Entschluß zu fassen, und nur durch geschwinde Ausführung konnte er hoffen, diese ganz unverwahrte Stadt mit Sturm zu erobern.

Bourbon kannte sein Heer, und darum hielt er seinen Entschluß vor solchem nicht geheim. Roms Beute trug er den Soldaten als Schadloshaltung ihres rückständigen Soldes und ergiebigen Lohn ihrer Tapferkeit an. Das war was die Deutschen schon lange gewünscht hatten, und den Welschen war es auch nichts unerwartetes; alle frolockten ein so reiches Ziel ihres Kriegszugs zu wissen. Hätte der General nicht von selbst geeilt, so wäre er von seinem Heer es zu thun gezwungen worden. Mit einer Schnelligkeit, wie wenn es fliehen wollte, brach es von Arezzo auf, und marschierte ohne sein weniges Geschütz und Wagen mitzuschleppen, und ohne sich durch Regenwetter, verdorbene Strassen und Mangel an Lebensmitteln aufhalten zu lassen: Kein Soldat klagte mehr über Strappazzen; sie waren wie gefühllos gegen Hunger und Mangel. Ein Dorf zu plündern war ihnen jezt eine Kleinigkeit, die sich der Mühe nicht lohnte, und das Fortrücken säumte; sie waren von einem neuen Geist belebt, hielten strenge Ordnung und ihre Schritte waren behend und zuversichtlich. Die Hoffnung, Herren über Roms Reichthümer zu werden, speiste und tränkte sie; so kamen sie an, ehe der Pabst sichere Nachricht von ihrem Aufbruch hatte, und ohne daß sie auf ihrem Marsch zu Viterbo, wie sie gefürchtet, oder sonst irgendwo das geringste aufhaltende Hinderniß gefunden hätten.

Der

Der Schrecken, die Betäubung des Pabsts, der zu den ohnmächtigen Waffen des Banns gegen Bourbon und sein Heer die Zuflucht nahm, die Verwirrung und Unordnung welche in allen Anstalten zur Vertheidigung herrschten, die Bestürmung und die Einnahm der Stadt selbst, das wunderbare Schicksal, daß Bourbon, als er eben Roms Mauern erstiegen hatte, durch die Hand eines Goldschmiedsgesellen todtgeschossen wurde, und ihm so wiederfuhr, was er sich auch zu Mayland auf den Kopf gewünscht, alles dies wollen wir nicht den Scribenten nacherzählen, welche die schreckliche Szene zum Entsetzen mahlerisch beschrieben haben, sondern nur einiges ausheben, und vorzüglich das berühren, woran Orelli Theil, oder was auf ihn Bezug hatte.

Nachdem der Feind auf den Mauren, und die Schweizerguarde des Pabsts die sich tapfer wehrte, mit dem übrigen Hauffe, der neben ihr focht, zurückgetrieben war, hatte aller Widerstand ein Ende: Alles floh, und jeder suchte sich vor dem über den Tod seines Generalen Rache schnaubenden Soldaten zu verbergen. Die Spanier breiteten sich in dem Theil der Stadt aus, der jenseit der Tiber liegt, fanden die Sixtinische Brücke, und drängen noch am gleichen Abend aus der Vorstadt in die Stadt selbst ein. Sie waren die ersten die zu plündern anfiengen; Palläste, deren äusseres grosses Ansehen inneren Reichthum verrieth, lockten sie vorzüglich: Bandenweis stürmten sie in solche, und nahmen was ihnen das Köstlichste schien, und sich leicht wegbringen ließ. Da sich Rache und Raubbegierd paarte, so wurden die unglücklichen Einwohner ohne Unterscheid des Geschlechts, Standes oder Alters auf das härteste mißhandelt; Frauen und Jungfrauen wurden der Wohllust, Cardinäle, Priester, Edelleute, dem Muthwillen Preis gegeben.

Den Spaniern die abzogen, um an einem andern Orte frische Beute zu erhaschen, kamen die Deutschen nach: Da jene, das was am meisten in die Augen fiel,

vorher aufgeraumt, suchten diese sorgfältiger nach, und fanden reiche Nachlese. Der Raub war unermeßlich, und diese gierigen Plünderer waren zuweilen verlegen, was sie wählen sollten. In seiner blinden Sicherheit hatte Clemens die Flucht von Rom Jedermann verwehrt, und auch den Kaufleuten nicht erlaubt, die Waaren in Sicherheit zu bringen, die sie auf der Tiber leicht hätten wegführen können.

Die Deutschen und Italiäner, welche die grossen Palläste von den Spaniern durchstöbert fanden, öffneten die weniger ansehnlichen und die bürgerlichen Häuser, und in manchem fanden sie unvermuthete Reichthümer. Sie schonten mehr der Personen als die Spanier, hingegen nahmen sie sich Zeit auf Contribution zu dringen, und allenfalls zu erpressen, wenn solche nicht ohne Widerstand gereicht wurde. Wornach die Spanier in den vornehmsten Häusern ausgiengen, das suchten die Deutschen und besonders die Frundspergischen in den Kirchen und Klöstern. Jene hatten gegen Kirchenraub noch Widerwillen, so lange sie anderswo Beute fanden. Den Lutheranern aber waren Kirchen und Klöster nichts weniger als heilige Oerter; vielmehr sahen sie die Bilder und Verzierungen als Entehrung Gottes, und was inneren Werth hatte, als billigen Lohn ihrer Dienste an. Auch hierin zeigten sich Orellis Italiänische Soldaten den Deutschen gleich; ihr Glaube hielt sie nicht ab, Gold und Edelsteine aus den Sacristeyen und Altären zu nehmen, auf die sie mehr Recht als die Deutschen zu haben glaubten, weil es Kirchen und Schätze ihrer Religion wären. Dadurch unterschied sich der starkgläubige Italiäner von dem Deutschen, daß jener eilfertig vor dem Altar das Knie bog, ehe er es wagte, solchen seiner Kostbarkeiten zu berauben. *) Von den mit Perlen und Juwelen besetzten Reliquien rissen die profanen Deutschen weg, was Gelds werth war, und warfen Schädel und Gebeine den Italiänern zu, und

*) Aloys. v. Orelli Mnscr. im Locarn. Archiv.

diese frommen Soldaten steckten sie, nachdem sie solche geküßt, in den gleichen Sack zu dem, was sie ab dem Altar geraubt; zuweilen mußte wol die heilige Reliquie einer irrdischen Kostbarkeit, die aller Orten gäng und gäb war, Platz machen, wenn jene zu viel Raum einnahm.

Die Deutschen schonten im Anfang dem Frauenzimmer mehr als die Welschen; als sie aber ihre Raubsucht zu stillen Gelegenheit genug gefunden hatten, und sie an den andern sahen, wie wenig sie selbst für Gottgewenhte Personen Achtung hatten, fröhnten auch sie der Sinnlichkeit, und Jugend und Schönheit ward Opfer ihrer viehischen Begierden.

Wie die Deutschen die Palläste nochmals durchsuchten, welche von den Spaniern schon geplündert worden, so machten es diese mit Kirchen und Klöstern: Was die Deutschen nicht weggeraubt, ward ihnen zu Theil; denn auch sie behandelten geheiligte Oerter mit nicht mehr Ehrfurcht als die Lutheraner; sie sahen nur auf das was Werth hatte und sich wegbringen ließ.

Schon in den ersten Tagen der Eroberung Roms hörte aller Gehorsam gegen die Offiziers auf; weder deutscher noch spanischer Soldat nahm mehr Befehle an. Bourbon hatte sie auf Roms Schätze vertröstet; dieser sich zu versichern, war ihr einziges Thun. Sie zerstreuten sich überall, wo sie der Zufall hinbrachte. Wo die Nacht sie überfiel, lagerten sie sich in benachbarten Häusern, und am hellen Tage setzten sie die Plünderung der Reihe nach fort. Von den Offizieren nahmen sie die mit, denen sie Theil an der Beute gönnten; die vornehmsten bereicherten sich doch hauptsächlich mit Contributionen, die sie nach Gelust schwer auflegten: Den Soldaten blieb die Beute, die sie genommen, und weil sie billich dachten, ihre Anführer müßten auch etwas haben, waren sie zufrieden ihnen die Brandschatzungen ganz oder doch gröstentheils zu lassen; und wenn es um ein geschwindes Schreckmittel zu thun war, eine Summe herauszupressen, so waren immer etliche

Soldaten bey der Hand, die ihren Obern gegen eine kleine Abgabe halfen; dann legten sie auch bisweilen etliche Stück, mit denen sie wenig anzufangen wußten, beyseite, und machten ihren Anführern damit ein Geschenke. Ferners bekamen diese letztern dadurch Theil an dem Raub der Soldaten, daß diese den erstern die grösten Kostbarkeiten um wenig Geld verkauften. Denn was dergleichen in Pallästen und Klöstern sich vorfand, fiel meistens gemeinen Soldaten in die Hände; von vielem kannten sie den Werth nicht, und gaben es gerne für geringe Baarschaft weg. So trug das baare Geld, welches die Brandschatzungen den Offizieren abwarfen, auf der Stelle ein vielfaches Interesse.

Dem Orelli fiel unter anderm eine wichtige Summe von dem Lösegeld des Dominicus Maßimi zu; dieser wurde für einen der reichsten Römer gehalten. Als der Pabst bey der Ankunft Bourbons die Einwohner zusammenberief, und sie um Geld bat, war Maßimi kaum zu bewegen, 100 Ducaten zur Vertheidigung der Stadt beyzutragen. Zur Strafe seiner Knickerey fiel er mit seinen Kindern in die Hände der Deutschen, und er mußte froh seyn, daß er um eine schwere Summe Golds Leben und Freyheit kaufen konnte.

Als nach einigen Tagen die gröste Wuth über Bourbons Tod verrauchte, giengen die Soldaten mit mehr Vorsicht, aber nicht mit mildern Gesinnungen dem Raub nach. Die Offiziers schryen ihnen genug zu, daß es einem gar nicht zahlreichen Feind sehr leicht gelingen müßte, sie in ihrer Zerstreuung zu überrumpeln und zu verjagen. Nun fanden sie das nicht unmöglich; sie formierten sich deswegen in Haufen, und noch furchtbarer durchzogen sie aufs neue die Stadt.

Die deutschen und spanischen Cardinäle hatten sich sicher geglaubt, und in diesem Wahn die reichen Kaufleute in ihre Palläste aufgenohmen; die Zuflucht, die sie andern gern gegeben hatten, ward ihr Unglück. Die Spanier waren hier wieder die ersten, die gegen dergleichen Im-

munitäten protestierten. Offiziere und Soldaten waren darüber einer Meinung; sie forderten unter Drohen der Plünderung eine grosse Summe Gelds; die Cardinäle mußten ihre Personen und Wohnungen und die Kaufleute ihre Waaren loskaufen: Als die Spanier befriedigt und abgezogen waren, kamen die Deutschen nach und behaupteten, es gehöre ihnen eine gleiche Summe wie den Spaniern, und sie mußte zusammengebracht werden. So gieng es den Colonnen und allen, welche getreue Anhänger des Kaysers gewesen. Sie wurden von den Spaniern zuerst, und von den Deutschen zum zweytenmal geschätzt, und wenn sie die Summe nicht gaben, zum Spott in ihren geistlichen Kleidern auf Eseln durch die Strassen in Procession geführt und so lange geplagt, bis sie ein genugsames Lösegeld erlegt. Offiziere und Soldaten bereicherten sich auf Unkosten von Freunden und Feinden.

Zu Rom fand unser Orelli seinen geliebten Bruder Franzesco nach einer Trennung von mehrern Jahren wieder: Er hatte unter den Spaniern im Neapolitanischen mit Ehren gedient und im Heere eine ansehnliche Stelle: Lannoy hatte ihn mit nach Rom genommen, als er auf dringendes Anhalten des Pabsts einige Mannschaft dahin führte, zum Beweis, daß Clemens mit dem Kayser Frieden hätte. Nach der Eroberung der Stadt, und da der Pabst sich in die Engelsburg geflüchtet hatte, vereinten sich diese vorgebliche Schutztruppen mit ihren Landsleuten; und weil sie Rom besser als die neuen Ankömmlinge kannten, so wurden sie Wegweiser in die Palläste der reichen Bewohner und der päbstlichen Hofleute. Dagegen nahmen auch sie begierig so viel sie konnten, auf Abrechnung des Solds, welchen der Kayser ihnen schuldig war. Bey einem solchen Anlaß war es, daß die beyden Brüder zusammentrafen. Ihre Freude über das Wiedersehen war groß und aufrichtig, wie ihre brüderliche Liebe; sie wurden jezt unzertrennlich, theilten alle ihre Beute und halfen sich mit ihren Leuten wo sie konnten. Beyde waren zwar mitleidig, menschlich, und hielten, so weit ihr Ansehen

1527

reichte, ihre Untergebnen von Grausamkeiten ab; aber von dem Beyspiel hingerissen, und ganz im Geist der Condottieri, nahmen sie nichts desto minder Theil an der Beute und den Brandschatzungen mit eben der Beruhigung, wie wenn sie einen übereingekommenen Sold empfangen hätten.

Auch der sonst großmüthige und brave Frundsperg ließ sich durch fanatische Hitz und Feindschaft gegen die Person Clemens so weit verleiten, daß er immer und öffentlich einen goldenen Strick bey sich führte, mit dem er den Pabst zu erdrosseln drohte; er verabscheute ihn als den Antichrist, haßte ihn als Feind seines Herrn, und verachtete ihn als einen ränksüchtigen feigen Mann. So sehr aufgebracht hätte Frundsperg den Pabst wol mit seinem Schwerdt in der ersten Hitze getödet; aber ungeachtet der Unkosten, die er an den goldenen Strick gewagt, wäre er am Ende sicherlich der Abscheulichkeit nicht fähig gewesen, ihn damit zu erwürgen. Zum Glück kam es hierüber nicht zur Probe. Den Spaniern und Italiänern war doch dieser Strick ein Gräuel, und für die Deutschen eine Goldmine, weil er durch seinen Ruf die Cardinäle und Prälaten sehr geschmeidig machte, Contributionen zu bezahlen. Wahrscheinlich war letzteres wol Frundspergs eigentliche Absicht bey der Verfertigung und Vorspiegelung dieser Kunststücke. Der Pabst nahm indessen die Bedrohung sehr übel, und hätte es in der Folge den Herzogen von Ferrara gern entgelten lassen, daß er einem Mann Vorschub gethan, dem eine solche Gottlosigkeit nur hatte zu Sinn steigen können.

Ein anderes Ebentheuer stieß bald darauf Orelli auf, das sein Herz noch mehr in Bewegung setzte, als das Zusammentreffen mit seinem Bruder.

Ein vermischter Hauffe von Spaniern, Italiänern und Deutschen, unter welchen sich auch der Margraf von Mantua befand, brach in einen Pallast ein; die Frau vom Haus zeigte sich, es war des Margrafen eigne Mutter, von deren er entweder nicht wußte, daß sie in Rom wäre,

oder deren Wohnung er wenigstens nicht kannte. Unter den zitternden Frauen an ihrer Seite befand sich die Fräulein Apollonia Toma. Sohn und Liebhaber waren bey dieser Entdeckung so sehr als die Frauen erschrocken; doch dachte die Margräfin sich in ihrem Sohn ihren Beschützer; Klugheit verließ sie in diesem kritischen Augenblick nicht; sie nannte sich der Bande, und bot etliche tausend Dukaten Lösegeld: Die gierigen Soldaten waren nur halb aufmerksam, ihre Augen richteten sie auf Thüren und langten nach dem was ihnen am nächsten war. Der Margraf und Aloysius stellten sich ins Mittel, ehe sie sich zur Untersuchung des Hauses vertheilten, und baten sich des Gelds zu genügen, das ihnen geboten war, wofür sie selbst Bürgen seyn wollten. So viel Achtung hatten die Soldaten noch immer für ihre Obern, daß sie solche willig anhörten, wenn von Geldschaffen die Rede war; und jezt erklärten sie sich, die Frauen (welche einige Soldaten, wie es wenigstens den Aloysius dünkte, fürchterlich lüstern ansahen) und ihre Haabe ungekränkt zu lassen, wenn ihnen eine beträchtlich grössere Summ, als was die Margräfin freywillig bot, ausbezahlt würde; denn sie berechneten, daß die grössern Theile, welche den Offizieren bey diesen Gelegenheiten zufielen, die ihrigen zu sehr ins kleine brächten: Sie wollten fünfzigtausend Dukaten haben. Der Margraf und Orelli widersetzten sich: Die Soldaten warfen ihnen als Ungerechtigkeit vor, daß sie auf ihrer Untergebnen Unkosten, eine ungewohnte Schonung verlangten; was sie zuviel dünkte, sollten sie selbst für die bezahlen, die sie partheyisch in Schutz nehmen. Die Unterhandlung ward so ungestüm, daß die Margräfin unruhig und ihr Sohn und Orelli kleinlaut wurden. Jene bewilligte das grosse Lösegeld, gab nebst Baarschaft, Gold und Silber was vor der Hand da war, und der Margraf und Aloysius mußten den Soldaten es noch zu Dank wissen, daß sie um das Mangelnde für zwey Tage als Bürgen angenommen wurden; denn so gefällig waren diese Stürmer nur selten. Der Margraf bezog von der

mütterlichen Brandschatzung nach der Geschichtschreiber Zeugniß 10000 Dukaten zu seinem Antheil; er sahe diese Summe als einen Theil Erbguts an, das durch die Einsprache seiner Kriegsgenossen geschwächt worden. Auch Aloysius nahm seinen Antheil der 6000 Dukaten betrug, und wandte ihn dazu an, seine Wohlthäterin und Geliebte gegen fernere Gewaltthätigkeiten zu schützen. Vier von seinen Deutschen, deren Treu er aus Erfahrung kannte, gab er eine grosse Summe, daß sie den Pallast beständig bewachen, und etliche Spanier zahlte er ebenfalls reichlich, daß sie sich ablösen und so die Bewohner gegen neue Forderungen schützen sollten: Der Margraf ließ gleichfalls einige Italiäner zur Sicherheit seiner Mutter zurück. Orelli verließ sich aber nicht so ganz auf das Versprechen und die Stärke seiner Miethlinge; die Liebe machte ihm für Apollonia bange; er nahm selbst Quartier im Pallast; sein Bruder mußte ihm Gesellschaft leisten, und buchstäblich wiedmete er sein Leben der Ehre und der Sicherheit seiner Geliebten; sie zu retten war ihm unvergleichlich mehr als Roms reiche Schätze, die an seiner Apollonia Seite keine Reize mehr für ihn hatten; auch war es nur dringende Nothwendigkeit, die ihn auf kurze Zeit von ihr entfernen konnte, und das drohende Zumuthen seines Soldatenhaufens, der dann und wann den Anführer zwang, wenn sie seiner zu etwas Waglichem bedurften.

Eine solche anhaltende, immer sorgfältige Aufmerksamkeit, jede Ursache des Schreckens zu heben, hingegen Zuversicht und Ruhe den furchtsamen oft zitternden Frauen einzuflössen, zärtliche Bedienung aus inniger Liebe zu Apollonia, warme Dankbarkeit und Hochachtung gegen die Margräfin erwarben Orelli immermehr unverheelte Gegenliebe seiner Fräulein und die höchste Gunst der Fürstin: Diese glaubte sie ihm nicht fühlbarer und ihm angenehmer beweisen zu können, als durch die Gelegenheit die sie ihm gab, Apollonia ohne Hinderniß zu sehen, so oft er wollte. Eine hohe Belohnung für den liebenden Aloys. Er benutzte sie mit so gutem Erfolge, daß Apollonia ihm

erlaubte, sich bey ihrem Vater um sie zu bewerben; und die Margräfin übernahm es Mittlerin zu werden, sobald sie aus dem immer noch unsichern Rom sich entfernen konnte. Nun war jenem nichts angelegeners, als diese Abreise zu bewirken; denn zu dem Verlangen mit seiner Geliebten verlobt zu seyn, gesellte sich die Furcht, daß bey den täglich höher steigenden Ausschweifungen der Spanier und der Deutschen, seine Wachten, etliche junge und schöne Frauenzimmer der Margräfin, gegen muthwillige Angriffe der sich alles erlaubenden Soldaten zu schützen, zu schwach seyn möchte. Aber wie entkommen? war die Frage, denn ausser Rom war die Gefahr nicht geringer als in dieser Hauptstadt selbst. Das Heer des Herzogs von Urbino, welches zu Befreyung Roms und des Pabsts vorrücken sollte, raubte und plünderte wo es hinkam, und die von demselben weggelaufene Soldaten machten alle Strassen unsicher. Ueber Rom kam indessen jezt eine neue und noch schrecklichere Plage; die Pest riß fürchterlich ein, und tödete eine Menge Volks: Gegen dieses Uebel konnten keine Wachten, keine Anstalten helfen; desto mehr wuchs die Ungeduld der Margräfin, diesen Sitz der Verwüstung und des Elends zu verlassen. Orelli warb um ein Begleit für sie unter des Margrafen und seinen eignen Soldaten. Diese alles Gehorsams entwöhnt, und durch zügellose Wohllust an Rom gebunden, wollten nichts von Entfernung hören. So wurde die Lage der Margräfin und ihres Hauses täglich schlimmer. Frundspergs Krankheit ward ihre Rettung; dieser Krieger, den kein Feind verwundet, ward vom Schlage gerührt; er wollte nach Ferrara gebracht werden, wo er, guter Wartung gewiß, auch Genesung hoffte. Ein Theil seiner treuen Deutschen, gerührt durch das Schiksal ihres Anführers, und mit dem zu Rom erbeuteten Reichthum zufrieden, und durch die verheerende Pest geschreckt, verbanden sich, ihren Hauptmann zu begleiten und auf der Strasse zu schützen. Aloysius übernahm sie zu führen, und es gelang ihm die Margräfin und ihr Haus in Frundspergs Begleit und unter

den Schutz dieser treuen Krieger zu bringen, denen er so wohl traute, daß er der Fürstin rieth den Rest ihrer geretteten Kostbarkeiten und was leicht wegzubringen wäre, mitzunehmen, und zugleich glaubte er auch seine eigne reiche Beute bey gleicher Gelegenheit und was ihm noch lieber war — Apollonien am sichersten fortschaffen zu können. Auch gieng die Reise glücklich von statten; Frundsperg langte krank aber sicher zu Ferrara an, und der Margräfin und ihrem Begleit begegnete auf dem Wege nichts Widriges. Die Liebe der Deutschen zu dem kranken Heerführer hatte Disciplin von selbst unter ihnen wieder hergestellt, weil sie fürchteten, ohne dieß möchten sie mit ihm von Urbinos Völkern aufgehoben werden.

Kaum war aber Frundsperg bey Alphonsus von Ferrara in Sicherheit, so eilten die Soldaten auch wieder nach Rom zurück, um mit ihren Brüdern die Summen zu theilen, welche der Pabst ihnen hatte verbürgen müssen. Auch Orelli kehrte wieder zurück, da er die Margräfin von Mantua und Apollonia unter dem Schutz des Ferrarischen Hofs wohl aufgehoben sahe, und es sich mit Frundsperg zusehends besserte. Aber er fand sein Volk in viel schlimmern Umständen, als er vermuthet hatte. Schon vor seiner Abreise hatte die Pest viele weggeraft; während seiner Abwesenheit waren noch mehr Uebel über sie gekommen. Gegen die furchtbare Pest suchten viele Soldaten Sicherheit auf den Dörfern: aber die verborgenen Früchte der ausgelassensten Ueppigkeit folgten ihnen auch dorthin auf der Ferse nach. Unbekannte Seuchen und die Pest überfielen sie jezt zugleich, auch da wo sie Gesundheit suchten; sie sanken in Menge hin. In der Stadt war es noch schlimmer. Die Krankheiten wütheten; die daselbst zurückgebliebenen Spanier und Deutsche, die bey den Römern nichts mehr fanden, beraubten sich nun gegenseitig, und fochten wie Feinde gegen einander. So rächten sie an sich selbst die Römer. Der Prinz von Oranien, ihr Anführer, hatte so wenig Gewalt über sie, daß er nur keinen Befehl mehr wagte. Aus Verdruß, und um die

Pest zu fliehen, auch Siena dem Kayser zu erhalten, gieng er in diese Stadt, wohin nur wenige Soldaten ihm folgten, mehr aus Furcht der grassierenden Seuchen, als aus Gehorsam gegen ihren Befehlshaber.

Als Aloysius sein Corps fast ganz aufgerieben sahe, und er mit den wenig übergebliebenen nichts ausrichten konnte, fieng ihm Rom vollends zu eckeln an; er sehnte sich nach Ferrara zurück. Sein Bruder Franzesco lag ihm an, mit ihm nach Neapel zu ziehen, und unter Lannoy bis zu Ende des Krieges zu dienen. Allein die Liebe zu Apollonia hielte dem Andringen des Bruders die Wage; und daß Orelli kein Volk mehr hatte, welches ihm bey dem Vicekönig hätte Ansehen geben können, entschied. Die Brüder gaben sich das Versprechen, bey ihrem Vater sich zu sehen, so bald wieder in Italien Ruhe wäre. Franzesco gieng nach Neapel, weil das Gerücht Lautrecs Ankunft mit einem mächtigen Französischen Heer schon verbreitet hatte; und Aloysius eilte nach Ferrara zu seiner Geliebten, wo er mit ihr entweder am Hofe zu bleiben, oder sie mit sich nach Locarno zu nehmen gedachte. Als er anlangte, zeigte ihm die Margräfin des alten Toma Einwilligung zu der Heurath mit seiner Tochter; bald darauf kam auch die seines Vaters an, der er nicht minder nachgeworben hatte. Die Heurath ward nun ohne längern Aufschub zu Ferrara vollzogen. Durch die beträchtliche Mitgifft, welche Toma seiner Tochter zusicherte, und durch die reiche Beut, welche Orelli von Rom mitgebracht, ward er unabhängig und frey, die Lebensart zu wählen die ihm am meisten behagte.

Als ein Beyspiel, wie gut das Gewerbe der Condottieri war, und was für überschwengliche Reichthümer in Rom den Siegern in die Hände fielen, mag ein Auszug des Verzeichnisses dienen, das Orelli über seinen Antheil hinterlassen. Er hatte an baarem Geld 18791 Dukaten, 27 Pf. eingeschmelztes Gold, 115 Pf. Silber, 12 göldene, 48 vergoldte, 31 silberne, 9 kristallne Gefässe mit Gold eingefaßt, 18 geschnittene kostbare Steine und einen Beutel

voll Ringe von verschiednem Werth von Rom gebracht: die Gefässe waren zum Theil von Soldaten um einen geringen Preis erkauft. Da Aloysius keiner von den Hauptanführern war, sondern dem Frundsperg und nachher dem Margraf von Mantua untergeordnet blieb, so läßt sich schliessen, wie reich die Beute dieser und der Spanischen Heerführer war, und wie theuer Rom für das unglückliche Benehmen des Pabsts büssen mußte. Rechnet man noch Kostbarkeiten und Kunstwerke dazu, die muthwillig verdorben worden, und vielleicht im Werth die Beute der Plünderer überstiegen, so wird Roms Verlurst unermeßlich erscheinen.

Apollonia durch alle Gräuel des Kriegs, den sie gesehen, erschreckt sehnte sich nach Ruhe im Schoose des stillen Vaterlands ihres Gatten, und sie ward von Orelli's Vater unterstützt. Aloysius kriegerische Neigungen waren noch nicht erloschen; aber sie wurden geschwächt, da Frundsperg der wieder genesen, Italien verließ und ihm den Rath gab das gleiche zu thun. Volk zu werben war schwierig, da die alten Soldaten der Disciplin und des Gehorsams ganz entwöhnt und bey der Entvölkerung Italiens fast keine neue zu werben waren. Mehr aber als diese Rücksichten wirkte doch die Liebe zu seiner Gattin; er verhieß ihr, Gegenden zu verlassen, wo immer neue Szenen von Schlachten, Plünderungen und Verheerungen drohten. Er war deswegen gegen den Antrag unbeweglich, welchen Alphonsus ihm that, in seinem Dienste zu bleiben, bis entschieden wäre, wer Herr über Italien würde? Die Unterhandlungen, welche der Herzog um eben diese Zeit mit den Allierten anfieng, verzögerten doch Orelli's Abreise, er mußte sich dabey wider seinen Willen gebrauchen lassen.

Lautrec war nun wirklich mit einem zahlreichen Heer in Italien angekommen, rückte unaufgehalten fort, da die Kayserlichen durch ihre eigne Siege aufgerieben waren, und eilte dem Pabst die Freyheit zu verschaffen. Die Allierten lagen dem Herzog sint einiger Zeit an, sich mit

ihnen zu verbinden; allein er entschuldigte sich, bis Lautrec an der Spitze des Französischen Heers die Einladungen der Verbündeten mit Drohungen verstärkte. Da Alphonsus von Kayserlicher Seite keine Hilfe in der Nähe und die Gefahr dringend sahe, sandte er Orelli an Lautrec und ließ von diesem begehren, daß Gesandte von den Allierten zu ihm kämen, mit denen er, da die Sache höchst wichtig sey, selbst handeln wollte. So suchte er Aufschub, und hoffte, Carl würde nothgedrungen inzwischen dem Pabst Freyheit und Italien Frieden schenken. Orelli kam mit dem Bericht in kurzer Zeit zurück: die Abgeordnete der Allierten und der Cardinal Cibo im Namen des Cardinals-Collegii an ihrer Spitze wären auf dem Weg nach Ferrara.

Sint Bourbons Tode hatte Carl dem Herzogen die Stelle eines General-Capitains in Italien unter den vortheilhaftesten Bedingungen angetragen; er schlug es aus, weil er den Ungehorsam des Heers kannte, und der Kayser hatte die Entschuldigung angenommen, und ihn nichts desto minder seines Schutzes gegen alle seine Feinde versichert; desto weniger war darum Alphonsus geneigt, die Partey des Kaysers zu verlassen, dem er die Uebergabe von Carpi, und die Erhaltung eines Theils seiner Staaten gegen die Anmassungen des Pabsts zu danken hatte. Die Gesandten langten inzwischen zu Ferrara an und redten drohend, weil sie sich auf Lautrecs nahes Heer verliessen. Der Herzog begegnete ihnen mit Achtung; dennoch mußte er harte Vorwürfe von dem Cardinal Cibo über Frundspergs Aufenthalt, und über ein Geschenk von 1000 Dukaten hören, das dieser von Alphonsus auf die Reise empfangen hatte. Auch Orelli war dem Cardinal als Frundspergs Kriegsgenoß und als einer der Rom plündern geholfen, sehr unangenehm. Der Herzog war nicht so leicht zu schrecken; jedem Vorwurf oder Antrag setzte er einen Grund entgegen; zuletzt machte er sich zur Neutralität anheischig und gestuhnd ungescheut, daß er sich in nichts gegen den Kayser einlassen könne. Die Ge-

sandten wollten keinen Vorstellungen Gehör geben; sie redten davon, Modena und Reggio wegzunemmen, und Lautrec rückte wirklich vor. Da von Kayserlicher Hilfe immer nichts zu hören war, gab Alphonsus endlich dem Dringen der Allierten nach, und gieng einen Vertrag ein, durch welchen ihm und seinem Sohn alle Besitzungen garantiert wurden, und die Venetianer gaben ihm noch dazu Cotignola zurück: dagegen verpflichtete sich der Herzog, jeden Monat 6000 Dukaten zur Unterhaltung des Heers zu bezahlen, und einige Truppen zu demselben zu stellen. Dieser Beytritt des Herzogs zu der Liga gab derselben ein ziemliches Uebergewicht und bewog besonders den Margraf zu Mantua, der sich zu schwach fühlte Stand zu halten, dem Beyspiel des Alphonsus zu folgen. Letzterer lag nun Orelli aufs neue an, die Truppen welche zu der Liga stossen sollten, zu befehlichen. Der Cardinal Cibo machte Einwendungen, und Orelli dem das Ganze nicht sonderlich gefiel, bat den Herzogen einen andern Führer zu wählen, der dem Cardinal besser anstuhnd. Er für sich machte Anstalten sich wegzubegeben; noch verweigerte ihm der Herzog die Bewilligung.

Indessen hatte Clemens Mittel gefunden, seine Freyheit durch Morone und den Cardinal Colonna zu erhalten, ehe noch alles mit dem Kayser berichtigt war. Als der Pabst nun auch mit Carl überein gekommen, fieng er an neue Ränke zu spielen. Er wollte es weder mit dem Kayser noch mit Lautrec verderben: dem letzteren schrieb er einen Danksagungsbrief, als seinem wahren Retter; bald nachher machte er ihm und der Liga Vorwürfe, wegen des Vertrags mit dem Herzogen von Ferrara, den er nicht genehmigen wollte. Sobald Alphonsus davon Nachricht erhielt, zögerte auch er, dem französischen General die versprochenen Geldsummen zu zahlen, und die Truppen hielt er unter manchem Vorwand ganz zurück. Das Benehmen des Pabsts und der Liga liessen ihn vermuthen, die Alliirten würden es in die Länge gegen Carl nicht aushalten; deswegen richtete er sein ganzes

Betragen so ein, daß er den Kayser nicht beleidigte, und sich bey veränderten Umständen ihm leicht wieder nähern konnte. Auch diesem Beyspiel folgte der Margraf von Mantua, indem er sich ganz unthätig verhielt.

Bey dieser ungewissen Aussicht der Sachen, ward Orelli immer ungedultiger, die Wünsche seiner Gattin zu erfüllen, und sich mit ihr zurückzuziehen: Der Herzog entließ ihn endlich unter der Bedingung, daß er wieder in seine Dienste zurückkomme, wenn er an dem Krieg lebhafteren Antheil nehmen würde.

1528 Wider seine eigne und wider seiner Gemahlin Neigung sollte Orelli nach Mayland reisen, zufolge der Aufforderung seines Schwiegervaters Toma, (der selbst als treuer Anhänger des Sforzischen Hauses, wieder zu dem Herzog Sforza gezogen war), und der jezt nicht nur wollte, daß Aloysius ihn daselbst besuche, sondern auch nach dem Beyspiel seiner Vorfahren, sich in Herzogliche Dienste begebe, obgleich Franz Sforza von seiner Würde jezt nichts als den Titel besaß. Allein Orelli fand es nicht rathsam, mit seinem Vermögen in eine Stadt zu gehen, die immer noch von räuberischen Soldaten besezt, für Niemanden der Geld und Geldeswerth hatte, sicher war; er nahm also verschiedene Umwege, und kam wohlbehalten zu seinem alten Vater nach Loccarno, dessen Freude unbeschreiblich war, den einen seiner Zwillinge nach so vielen gefahrvollen Ebentheuren wieder zu sehen, und zwar mit einer liebenswürdigen Gattin, und mit Haab und Gütern belohnt. Das Gemählde, das der Greis ihm von der traurigen Lage Maylands machte, war nicht reizend, ihn dahin zu ziehen: die Ruhe und Sicherheit hingegen, die Lokarno unter der Schweizerischen Regierung beglückte, schilderte er so schön, daß Apollonia sich erklärte, daß sie nicht mehr von dannen ziehen, sondern trachten wolle, auch ihren Vater zu bereden, diese friedliche Stätte mit ihr zu theilen.

Orelli war des kriegerischen Lärms und des Umtriebs ziemlich müde; das Neue in seiner Lebensart gefiel ihm;

er genoß ungetrübt die süssen Freuden der ehlichen und der kindlichen Liebe. So ward es ihm leicht sich mit Donna Apollonia zu vereinen, um Toma in ihren Krais zu bringen. Aber davon wollte der Greis nichts hören; er beharrte bey seinem Andringen: daß seine Kinder zu ihm kommen, ihm die Augen zuzudrücken, weil er sehr schwach und seine Stunde nahe wäre: Er hatte schon so lang in Gefahr gelebt, daß er solcher gewohnt, sie auch seinen Kindern als leicht auszuweichen vorstellte. Aloysius und Apollonia, durch diesen letzten Ruf gerührt, folgten ihrer Pflicht und kamen nach Mayland zu einer Zeit, wo wer nur immer konnte, diese Stadt verließ.

Anton de Leyva, einer der besten Kayserlichen Generalen, war aber vest entschlossen, die Stadt seinem Herrn zu behaupten. Lautrecs Ankunft hatte ihn nicht wankend gemacht; das Französische Heer mußte sich diesen Feind im Rücken lassen: Aber Leyva ward so wenig als seine Vorgänger von Carl mit Geld und Lebensmitteln versehen, deswegen mußte er auf die härtesten Hilfsmittel verfallen, selbs drücken und seinen Soldaten alles durchgehen lassen. Um seine Krieger zu nähren und sich selbst bezahlt zu machen, zog er alle Lebensmittel aus der umliegenden Landschaft in die Stadt, ließ öffentliche Vorrathshäuser anlegen, zum Unterhalt der Einwohner, wie er vorgab. Aber daraus wurden nur die Truppen genährt, den Ueberschuß verkaufte er zu seinem eignen Nutzen in unmäßigen Preisen. Da die Lebensmittel in Leyva's Provianthäusern verschlossen waren, entstuhnd Hungersnoth; diese brachte ihm das Geld von allen Einwohnern zu, welche noch etwas im Vermögen hatten; sie mußten die unentbehrlichste Nahrung ungeheuer theuer bezahlen, unter dem scheinbaren Vorwand, daß sonst die Lebensmittel bald alle seyn würden. Arme starben Hungers auf den Strassen; dieser Anblick rührte Leyva und seine Soldaten so wenig, als das jammernde Geschrey des Volks und das Röcheln der Sterbenden, die vor den

Thüren

Thüren der Magazine hinfielen. Diese grauenvollen Scenen machten die Soldaten noch wilder; sie wollten zu Brod auch Geld. Um solches zu bekommen, fiengen sie die alten Grausamkeiten wieder an; ansehnliche Personen wurden in Ketten geschlossen, und wer durch die Flucht sich rettete, dessen ganzes Vermögen ward konfisciert; und von diesen Flüchtlingen wurden ganze lange Register gedruckt zum Schrecken der Uebrigen. Aber umsonst; den Tod fanden sie aller Orten, und weniger peinigend, als unter den wüthenden Spaniern: Zu den liegenden konfiscierten Gütern fanden sich keine Käufer; was tragbar war, hatten die Soldaten schon geraubt, oder es war schon früher weggeschafft worden, also hinderten diese Maßregeln die wenigsten an der Flucht.

Zu einer solchen Zeit kam Aloysius mit seiner Gemahlin nach Mayland. Sie glaubten sich in die Tage der Plünderung Roms zurückgesetzt; was daselbst Pest und Seuchen gethan, das verursachte zu Mayland die Hungersnoth. Doch sahe man dort unter den Plünderern frohe mit ihrer Beut zufriedne Gesichter; hier nur Tod und Tortur drohende. Wenn die Geistlichen und die Klosterfrauen nicht in spöttischen Prozeßionen durch die Gassen geschleppt und letztere genothzüchtigt wurden, so kostete es ihnen gleichwol ihre Haabe, und die Spanier übten desto mehr Muthwillen an Ungeweihten.

Obgleich diese schauderhaften Scenen für Aloysius nichts ungewohntes waren, so ward er dennoch itzt dadurch sehr niedergeschlagen: denn es ist ein grosser Unterschied, in Feindes Land selbst Härte üben, oder unthätiger Zuschauer zu seyn, wenn Freunde und Bekannte grausam behandelt werden, deswegen ward ihm der Aufenthalt zu Mayland peinlich. Apollonia war mit ihrer Schwester bey dem sterbenden Vater, (der um unbemerkter zu seyn, in ein abgelegnes unscheinbares Hause gezogen war,) eingeschlossen; sie sahe von den Graueln nichts, aber sie hörte genug davon und litte mit. Toma

war es Trost, im Krais seiner Kinder zu sterben; also war an das Weggehen nicht zu denken. Da er die Welt und alles was irdisch war, auf der Waage eines der sie gern verläßt, werthete, so empfahl er seinen Eydamen, den Dienst der Fürsten zu meiden, die so viel Elend und so wenig Glückseligkeit über die Menschheit brächten: Dem Orelli band er es auf die Seele, weil er seine kriegerischen Neigungen fürchtete, in seinem glücklichen Vaterland der Ruhe froh zu werden, die ihm vergönnte vielen nützlich zu seyn, und wo weise Gesetze dafür sorgten, daß Niemand gedrückt würde. Des Lebens müde starb er ruhig, und Aloysius gelobte, dem Befehl des Sterbenden treu zu seyn. Den unglücklichen Franz Sforza hatte er nur einmal gesehen; er war ein Ball der Kayserlichen und Französischen, und stumpf geworden durch verächtliches Hin- und Herwerfen. Bey Leyva war er öfters, weil dieser ihm einigen Schutz, und allein die Freyheit wegzugehen verschaffen konnte; er wollte ihn noch einmal in Dienste ziehen, da die Kayserlichen jezt wieder, nach Lautrecs Abzug ins Neapolitanische, das Uebergewicht in der Lombardie erhielten. Orelli hatte des Toma Lehren, zu denen seines Vaters und zu seiner eignen Erfahrung, tief ins Herz geschrieben, und ließ sich nicht bereden. Noch bekam er von einer andern Seite einen ähnlichen Antrag, ehe er Mayland verlassen konnte. Der Herzog von Braunschweig nemlich kam mit 10 bis 12000 Deutschen in die Lombardie; gereizt durch Frundspergs Beyspiel und Glück, hoffte er eben so grosse Reichthümer zu holen. Er fand Orelli bey Leyva. Da er hörte, daß jener mit Frundsperg den Zug nach Rom gemacht, setzte er in ihn, auch an seinen Ebentheuren Theil zu nehmen. Der Herzog hatte nicht das Einnehmende wie Frundsperg, und daß die Schätze Italiens schon gehoben wären, wußte Aloysius sehr gut; er lehnte auch diesen Antrag standhaft ab, und schützte bey beyden die Nothwendigkeit vor, die ihn auf einige Zeit in sein Vaterland zurückrief. Hierin that er sehr klug; denn der Herzog war in keinem Begin-

nen glücklich: Er kam wie Frundsperg mit grossen Hoffnungen und ohne Geld in Italien; er begehrte Vorschuß von Leyva, welcher nichts geben konnte; es entstanden Meutereyen unter seinen Deutschen: Pest und epidemische Krankheiten rafften viele hin: andere liefen durch dieses geschreckt davon, so daß kaum 2000 übrig blieben, noch ehe Orelli von Mayland weggereist war.

Die Freyheit, nach seines Schwiegervaters Tod wegzuziehen, hatte Aloysius seinem erworbenen Ruhm eines vortreflichen Offiziers, der bey dem Kayserlichen Heer treu gedient, und des Leyva Gunst zu danken, der ihm, als ob er in kurzem zurückkehren würde, einen Paß ertheilte. Die Schwester der Donna Apollonia und ihr Mann Lavizari waren froh, das unglückliche Mayland mit ihm verlassen zu können. Die Furcht der Frauen, auf der Strasse unter Spanische oder Französische Räuber zu fallen, war das einzige Uebel, so sie auf der Reise ausstehen mußten. Diese Besorgung war nicht ganz unbegründet; während Aloysius Aufenthalt zu Mayland war Lautrec vor Neapel gestorben; was von seinem Heer nicht durch Hunger und Seuchen aufgerieben worden, verbreitete sich überall, und was sie zum Unterhalt nicht durch Bettel erhielten, mußten sie nothgedrungen rauben.

Carl der V. hatte also abermal die völlige Uebermacht in Italien gewonnen: Eine Folge davon war unter andern, daß Alphonsus von Ferrara und der Margraf von Mantua, Orelli's beste Beschützer, sich in grosser Verlegenheit befanden, ihren Uebergang zur Liga zu entschuldigen. Wie viel besser war jezt ihr ehemaliger Client Aloysius daran! Eben im Begriff sich an seinem Geburtsort vest zu setzen, und unbekümmert, wie Kayser und Fürsten sich aus einander finden würden. Er fand es so herrlich nur sich zu leben, daß er in kurzem auf sein Dienstleben zurücksahe, wie ein Mann auf die Spiele seiner Kindheit. Er fieng aufs neue an, sich mit Wissenschaften zu beschäftigen, und da Giovanne von Muralto durch die allgemeine Unruhe

1529

in Italien auch in sein Vaterland zurückgetrieben worden, kamen die Unterredungen über religiose Materien wieder vor, doch nur unter ihnen Beyden; der alte Orelli war höchstens ihr Drittmann, der von dem Deismus, dem System seiner jüngern Jahre, gern sich zu dem verbesserten Glauben lenkte.

Sonst war Luthers Lehre in diesen Gegenden nur noch dem Namen nach, und als vom Pabst verfluchte Ketzerey bekannt. Die beyden Freunde fühlten auch keinen Beruf, Volkslehrer zu werden: Daß sie wenig in den Kirchen gesehen wurden, ward dem einten als einem gelehrten Arzt, und dem andern als einer Kriegsgurgel, der sich zu Rom an Pabst und Geistlichen versündigt, übersehen. Unter den vielen Mayländern und andern Italiänern hingegen, die sich in die Schweizerischen Herrschaften geflüchtet, um daselbst ihres Lebens und ihrer Ehre sicher zu seyn, war diese Lehre bekannter. In einem freyen Lande glaubten sie von diesen Materien auch ungescheut reden zu dörfen, und sie hielten sich nicht zurück die Lehrsätze zu verbreiten, die sie gröstentheils von dem schon angezogenen Grafen Martinenguo angenohmen hatten. Dieser, sint seiner Bekanntschaft mit Giovanni von Muralto war nach Genf gekommen, und hatte daselbst Servets Lehrbegriff angenohmen; eine Italiänische Gemeine, die sich in dieser Stadt bildete, war dieser Lehre vorzüglich ergeben. Zu Mayland, wohin Martinenguo zurückgekommen, suchte er eifrig für diese Sätze Anhänger. Unter denen zu Locarno sich aufhaltenden Italiänern waren mehrere denselben zugethan, und diese auch die eifrigsten sie zu verbreiten. Ein gewisser Viotta machte Servets Gedanken über die Dreyeinigkeit durch den Druck bekannt, und behauptete zufolge denselben, gegen den Erzpriester der ihn darüber zu Rede stellte. „Gott der Vater, der Mensch Christus, „der heilige Geist ein Engel, machen einen einigen Gott „aus: Allein dieses seye keine beständige, dem Wesen Got„tes nothwendige Dreyeinigkeit, sie seye nur dieser Welt „wegen hervorgebracht, und schicke sich auch nur zu der

„Welt, die jezt da seye, werde auch mit dieser Welt auf„hören; wenn Gott alles in allem seye, und Christus „das Reich dem Vater überantworte, so werde weder „Wort noch Geist mehr da seyn."

Diese Begriffe waren bey den ganz unvorbereiteten Locarnern so unerhört, daß sie grosse Aergerniß gaben, und die Priester mit Straffen wie gegen Gotteslästerer drohten. Andere von diesen Italiänern waren Arianer, und suchten dieser Lehre Anhänger zu machen; sie verwirrten sich gegenseitig: Die Geistlichkeit, um dieses Uebel in seinem Anfange zu unterdrücken, machte Anstalten, Gewalt zu brauchen, und rufte den weltlichen Arm zu Hilfe: Da die neuen Lehrer sich auch vom Volk verabscheuet sahen, flüchteten sie sich und entgiengen dem Auto da Fe, das ihnen bereitet ward.

Aloysius von Orelli und Giovan von Muralto hatten mit diesen unvorsichtigen Zeloten keine nahe Verbindung, und machten sich ihrentwegen nicht verdächtig. Vieles mißfiel ihnen in ihrem Betragen, und der alte Orelli der sehr für die Freyheit im Denken war, aber andere in ihrem Glauben zu stören für unbillich fand, tadelte öffentlich die Aufführung dieser neuen Lehrer, und warnte seinen Sohn und Muralto sehr ernstlich, kein Aergerniß weder zu geben noch zu nehmen. Diese Begebenheit machte beyde vorsichtig im Reden, und sie hüteten sich ihre eigne Denkungsart andern mitzutheilen.

Kurz nachher kam von dem Herzog von Ferrara ein Ruf an Orelli, ohne Zeitverlurst in seine Staaten zu kommen; er ernannte ihn zugleich zum Commandanten von Reggio. Der Grund war folgender: Sobald der Pabst in Freyheit, Rom von den Kayserlichen geräumt, und er mit Kayser Carl ausgesöhnt war, wachte brennende Rache gegen den Herzogen von Ferrara in seinem Herzen auf, weil dieser seinen Feinden und besonders dem fürchterlichen Frundsperg so viel Vorschub gethan hatte. Clemens suchte durch verschiedene Nachstellungen den Herzogg aus dem Wege zu räumen, die aber durch die Klugheit des

Letztern vereitelt wurden. Jener fand endlich Mittel, den Guibert de Pii, welchem Alphonsus das Commando von Reggio anvertraut hatte, zum Verräther an seinem Heern zu machen; er verband sich Reggio dem Pabst zu überliefern. Auch dieser Entwurf ward dem Herzog offenbar; Guibert ward eingezogen, nach Ferrara gebracht, die Sache untersucht, und als das schändliche Gewerb ganz entdeckt war, ließ ihm der Herzog den Kopf abschlagen. Dessen Platz nun bestimmte der Herzog dem Aloysius, auf dessen Treu und Unbestechbarkeit er sich ganz verlassen konnte. So viel blendendes dieser Ruf hatte, kam er dem Orelli doch ungelegen, er befand sich in seinem Vaterland in seiner Unabhänglichkeit so wohl, daß es ihm vor neuen Diensten eckelte: Aber er war durch sein Versprechen gebunden, und selbst sein Vater stimmte für die Nothwendigkeit Wort zu halten, und wenigstens persönlich den Herzog um gänzliche Entlassung zu bitten. Orelli reiste also nach Ferrara, verbat sich das ihm aufgetragene Commando, mußte aber doch den Fürsten nach Reggio begleiten, wohin Carl V. nach dem Frieden auf dringende Einladung des Alphonsus gekommen war. Hier erhielt dieser ein langes Verhör bey dem Kayser, welcher seine Entschuldigungen sehr gut aufnahm. Den zweytägigen Aufenthalt des Hoflagers nutzte Alphonsus, den Kayser durch alle ersinnliche Ehrenbietung, und dessen Minister durch Freygebigkeit zu gewinnen. Es glückte ihm so wohl, daß er alle zu seinem Vortheil stimmte. Er begleitete den Kayser nach Modena, und seine Gespräche und Bemerkungen über Italien gefielen Carln so wohl, daß er jenem die Versicherung gab, ihn gegen den Pabst auf das kräftigste in Schutz zu nehmen. Erst an den Gränzen des Gebiets von Bologna verließ Alphonsus den Kayser, und am Ende dieser Reise begehrte auch Orelli wieder seinen Abschied. Der Herzog war nun durch des Kaysers Gunst sicher, und fürchtete des Pabsts Unternehmungen weniger; da er Aloysius vesten Entschluß sahe, allen Diensten zu entsagen, gab er demselben nach,

und schenkte ihm 1000 Dukaten auf den Weg; die nämliche Summe, welche er Frundsperg gegeben, als dieser vom Ferrarischen Hof nach Deutschland gieng.

Nun war es Orelli leicht ums Herz, weil er von allen Verbindungen frey war, die ihn aus seinem Vaterland abrufen konnten; er eilte in die Arme seines Vaters und seiner Gattin zurück, und hoffte ungetrübte Freuden. Aber tief verwundete es ihn, als er den Erstern so schwach antraf, daß es sichtbar war, sein Ende wäre nahe. Das hatten auch die Priester gefunden, sie drangen sich zu; dem Greisen war es mit diesen Besuchen nicht sehr gedient: Er sahe mehr Sorgfalt darin für Opfer und Messen, als für seiner Seele Heil, und befahl keinen Besuch mehr zuzulassen, bis er es verlangen würde. Er kannte seinen Zustand, verglich sich selbst mit dem ausgegangenen Licht, davon nur noch ein Funke glimmt. Er sahe seiner Verwandlung mit starker Hoffnung entgegen, und wollte, daß nur eine Seelenmesse für ihn gelesen würde „um der Schwachen willen“ sagte er. Seinen Kindern empfahl er mit allem starken Eindruck eines Sterbenden, Einigkeit, und daß eins des andern sich annehme, wie er sich aller angenohmen. Für den abwesenden Franzesco dictierte er in die Feder, was er den Anwesenden mundlich empfahl. Er starb, indem er Segen über seine gerührte Kinder 1530 aussprach, ohne die letzte Oelung empfangen zu haben, und ohne priesterliche Absolution. Kaum war er verschieden, so ward nach dem Erzpriester gesandt, als wäre Giovanne noch am Leben. Dieser, mit den Ueberlebenden zwar zufrieden, sahe darinn Gottes Gericht und Strafe für die Verachtung der Geistlichen, deren der Verstorbene sich nach seiner Meinung immer schuldig gemacht habe, daß Giovanne ohne der Wohlthaten der Kirche theilhaft zu werden, hätte sterben müssen. Er fällte ein hartes Urtheil über dessen Zustand in jener Welt, welchen nur viele Seelenmessen lindern konnten; und da er vollends hörte, daß nur von einer einzigen die Rede seye, drohte er die Bestattung in der Kirche und in geweihter Erde

zu verhindern, weil es mehr als wahrscheinlich seye, daß der Verstorbene mit der geflüchteten Irrgläubigen Ketzerey angesteckt gewesen. Aloysius wußte wohl, daß der Erzpriester solche Macht nicht besässe; aber seine Geschwisterte fiengen an zu jammern; er nahm also den Eiferer, mit dem er keine Händel haben wollte, bey Seite, und berichtigte alles. Der Leichnam ward ohne Widerrede in der Familiegruft der Chiesa nuova beygesetzt, und dem Abgeschiedenen, als einem Mann der vielen gedient und zum Besten des Lands redlich das Seinige gethan, wurde des Murrens der Klerisey ungeachtet, in seinem Tode Ehre bewiesen.

Aloysius nahm nach den Privilegien der Familien der Capitanei seinen Sitz im Rath des Fleckens und folgte seinem Vater in der Stelle des Capitaneats von Brisago. Den grösten Theil seiner Capitalien legte er nun in Güter, aus deren Anbau er sich jezt ein Vergnügen und eine Beschäfftigung zugleich machte. Er lebte nach Landesweise gastfrey ohne kostbares Aufsehen zu erregen, ehrenvest, ohne durch Pracht, aus grossen Städten hergebracht, den Neid zu reizen. Als er Kinder bekam, sorgte er wie ein treuer Vater für dieselben: sie wurden unter seinen Augen und im väterlichen Hause erzogen. Noch waren einige Spuren von Gibellinen und Guelphen in dem Lande; er nahm für keine Parthey, blieb der Landeshoheit treu und empfahl den Gehorsam für diese, und für gute Ordnung, wo er konnte; durch eigne Erfahrung überzeugt, wie tief ein Land sinkt, das sich gegen Gesetze und Ordnung stemmt.

Diese ruhige Lebensart, die viele Jahre ununterbrochen daurte, liefert dem Biographen keine besonders merkwürdige, noch andere Vorfälle als solche, die täglich in jeder wohlgeordneten Haushaltung sich ereignen, wo die wenigern Tage, von denen es auch bey den glücklichsten Menschen heißt, „sie gefallen mir nicht“ die mehreren glücklichen mit stärkerer Empfindung ihres Angenehmen würzen. Einige kurze Reisen nach Ferrara, Mantua und

andere Italiänische Städte, und nach Uri, Luzern, Zürich ꝛc. um seine alten Feldbekanntschaften zu unterhalten, lohnen sich nicht der Mühe erzählt zu werden. Dafür sey es mir erlaubt, einen Blick auf die Einrichtungen der Schweizerkantonen in den erworbenen Vogteyen zu thun, welche während der Abwesenheit Aloysius von seinem Vaterland oder nicht lange nach seiner Zurückkunft zu Stande gekommen. Wir werden vorzüglich diejenigen bemerken, die dem Land eigenthümlich, und von denen in der deutschen Schweiz verschieden sind.

Erst im Jahr 1522 wurde der Besitz der Ennetbirgischen Landen, so wie sie bis auf diesen Tag ihnen angehören, für die Schweizer vollständig und ausser allen Widerspruch gesetzt: In diesem Jahr mußten die Franzosen das Mayländische fast ganz räumen, und die Eidsgenossen nutzten diese Gelegenheit, sich den ihnen sint 1516 streitig gemachten Besitz von Mendrisio zuzueignen, woran der neue Herzog Franzesco Sforza sie nicht zu hindern vermochte, und Kayser Carl, der diesen mit dem Herzogthum belehnte, sie, wie es scheint, daran nicht hindern wollte. Von dieser Zeit an wurde für die innere Einrichtung der Regierung, nach einem allgemeinen System gesorgt, wobey auf alte Gewohnheiten und Uebungen, auf die Lage des Lands und auf den Carakter des Volks mit vieler Klugheit Rücksicht genommen ward. Ueberhaupt wurden die alten Statuten und Privilegien des Lands, so viel es thunlich war, beybehalten, nur hin und wieder wurden solche anders gemodelt, weil es die Umstände nothwendig machten; und da die neuen Unterthanen sahen, daß es zu ihrem Besten geschehe, gefielen ihnen diese Abänderungen wohl. Die weisen Cantone machten keine vergebliche Versuche, das Temperament der Italiänischen Schweizer, das von dem der deutschen so ganz verschieden ist, umzuschmelzen; deswegen liessen sie viele Gebräuche bestehen, die mit denen in den deutschen Landen ganz auffallend contrastierten. Beyspiele davon werden bald angeführt werden.

Die Gewalt, welche die Herzoglichen Oberrichter oder Commendanten gehabt, wurde in die Hand der Landvögten gelegt. Der jährliche Syndicat trat an die Stelle der Herzoglichen Hofkammer und des Regierungsraths. Die letzte entscheidende und höchste Instanz waren nun, anstatt des Herzogen die Cantone, an welche von dem Syndicat appelliert ward.

Etwas das in der deutschen Schweiz ganz unerhört war, mußte man den Italiänischen Unterthanen für einmal noch lassen: Nemlich Todschlag und Verwundungen mit einer bestimmten Summe Gelds zu büssen. Wie in den Zeiten des Feudalrechts wurden die Personen nach ihren Ehren geschäzt; nur mit dem Unterscheid, daß der Bürger und der Bauer höher als in jenen Zeiten gewerthet waren.

Die Verwundung eines Edlen ward mit 300 Kronen gestraft; die des Bürgers, Bürgsässen oder Einwohner eines Fleckens mit 200 Kronen, und die des Bauren mit 75. Des Todschlags ward in dieser Schatzung und 1530 wahrscheinlich, absichtlich nicht gedacht: Die Italiäner aber glaubten solchen mit der gleichen Summe zu büssen. Ueberhaupt wurden viele Criminalverbrechen mit einer bestimmten Geldbuß abgethan: So ward erwiesene Nothzucht mit 200 Pfund gestraft: Wer ein Haus verbrannte zahlte 200 Kronen Straf, und wer falsche Instrumente machte, oder ächte verfälschte, 100 Kronen. Wenn ein Mörder landsflüchtig worden, so ward den Verwandten die Blutrache gestattet, wenn sie seiner habhaft werden konnten: So ward noch Ao. 1539 Pietro Thornielli, welcher den Sebastian del Musgio vorsetzlich ermordet, verruft, vogelfrey erklärt, und den] Verwandten des Ermordeten bis ins dritte Glied erlaubt, diese Frevelthat, wie und wo sie konnten, zu rächen.

Meistens geschahe es, daß der Mörder Mittel fand, sich mit den Bluträchern zu vergleichen: denn stellte sich die Familie oder der Anwald des Todschlägers vor den Landvogt oder den Syndicat, mit einem Zeugniß, daß

die Verwandtschaft des Getödeten befriedigt sey; es wurden mildernde Umstände von beyden Theilen vorgetragen, die Schuld ward auf den Todten geschoben, und der Todschläger gegen Erlegung einer Busse von 10 bis 200 Kronen liberiert. Aber die Todschläge wurden eben dadurch häufiger, besonders als jezt viele Banditen ins Land kamen. Diesem Uebel abzuhelfen, ward erkennt: Es sollte kein Mörder liberiert werden, es wäre denn, daß der Landvogt den Handel genau untersucht habe. Da dieses nur wenig wirkte, so ward von den Cantonen das Tragen der Flinten, (die Edlen ausgenommen), Jedermann verboten, nur auf die Jagd wurden sie zugelassen; doch sollten solche an einem bestimmten Ort aufbewahrt, daselbst zur Jagd abgefordert, aber bey der Zurückkunft wieder dahin gebracht werden.

Als 1529 das Gerücht gieng, Carl V. wolle die Herrschaften wieder mit Mayland vereinigen, schrieb der Landvogt von Locarno an die Cantone: „Die Einwohner zei„gen keine Lust zur Gegenwehr, weil man ihnen die „Flinten genommen. Es ward ihm deswegen anheim gestellt, nach Gutbefinden zu verfahren, und ruhigen ihm bekannten Personen, unentgeltlich ihr Gewehr abfolgen zu lassen. Das Tragen der Flinten ward hierauf wieder allgemein, und der Landvogt berichtete: Die Locarner wären nun wohlgemuth auf den Feind zuschiessen. Es blieb indessen bey dem Gerüchte: Carl ließ das Land unangefochten, zwar gewiß nicht wegen der Locarner Schießlust; aber diese hatten nun wieder den freyen Gebrauch ihrer Waffen.

Im Anfang der Eidgnößischen Regierung, als man die Einnahmen und Ausgaben nicht genau kannte, und die Landvögte noch keine Vorschrift hatten, nach welcher die Rechnungen sollten gestellt werden, gieng es in den öffentlichen Finanzen unordentlich her; die Landvögte wußten nicht, oder dörften nicht sagen, wo das Geld hingekommen? Es wurden Untersuchungen angestellt; sie waren langwierig, man wurde müde, und die Sache

blieb liegen, besonders da es sich zeigte, daß die Landvögte aus Unerfahrenheit gefehlt, und sich keiner Untreu schuldig gemacht hätten. Man ließ deswegen das Geschehene gut seyn, und sorgte für die Zukunft. Es ward den Landvögten eine ordentliche Besoldung bestimmt, „daß sie dabey bestehen können;“ heißt es in den Abscheiden, die Einkünfte und Ausgaben sollten sie genau verrechnen.“

Die Frauen der Landvögten machten den Gesandten jährlich die Galanterie, ihnen mit Baretten aufzuwarten, und erhielten dafür 12 Kronen aus dem Kammergeld; die Frauen der Landschreiber schmückten solche mit Federn und Bändern, und bekamen 6 Kronen. Gesandte welche für diesen Schmuck, wenn er aus schönen Händen kam, sich dankbar zeigen wollten, machten Gegengeschenke, das gefiel nicht jedermann, „um der Folgen willen:“ Die Sache ward abgeschaft, dagegen zahlte jeder Stand der Landvögtin zwey Kronen — für ihr Unmus — und der Jungfrau aus dem Hausvolk — eine Krone — für wäschen — die Landschreiberin, die nichts mehr zu schmücken, und auch keine — Unmus — hatte, bekam nichts.

Die Italiänischen Unterthanen waren unter den Herzoglichen Richtern gewohnt gewesen, bey Prozessen ihre Rechtssätze mit goldenen Gründen zu belegen, und meinten, das müsse unter der neuen Regierung auch so seyn: sie versuchtens. Etliche Cantons brachten in Vorschlag, die Gesandten sollen wie die Landvögte einen Eid schwören, keine Mieth und Gaben zu nehmen. Der Syndicat fand das bedenklich, und um seiner eignen Ehre willen besser, keinen Eid zu leisten. Der Richter (heißt es) soll gerecht handlen ohne Eid, er kennt seine Pflicht. Später, da Mißvergnügte über partheiisches Verfahren des Syndicats klagten, und von Geschenkenehmung murmelten, ward der Vorschlag des Eids erneuert, und mit vielen Gründen unterstützt; es blieb aber bey der alten Uebung.

Die Einwohner der Thäler zeichneten sich vor den Bewohnern der Flecken, durch finstern Aberglauben aus. Vall Maggio besonders war fruchtbar an Hexen; von

daher viele Hexenprozesse, mit denen der Syndicat geplagt wurde. Er wies solche von sich, und gab den Landvögten Befehl, „solche Händel auszumachen, daß die Stände Lob und Ehr davon haben: dieses habe man Ursach von ihnen zuerwarten, weil sie verständige Männer seyen." Wirklich benahmen sie sich so, daß der Hexen weniger wurden, ohne solche zu verbrennen.

Während den unruhigen kriegerischen Zeiten war die Polizey gänzlich in Verfall gerathen; die alten Herzoglichen Verordnungen wurden nicht mehr geachtet, weil solche Niemand handhabete. Die Unordnungen wurden zuletzt unleidenlich, besonders im Wucher mit Lebensmitteln: Wegen der starken uneingeschränkten Ausfuhr war alles sehr theuer. Die Hoheit nahm das Elend der Armen zu Herzen, und machte darüber heilsame Verordnungen, welche ohne dem Verkehr mit den Nachbaren zu schaden, die Preise der im Land gewachsenen Produte so herunterbrachten, daß der arme Mann solche kaufen konnte. Zu Locarno wurden neue Fischerordnungen gemacht, weil dieses Seeproduct dem Flecken besonders wichtig war. Den Capitanei wurden ihre Rechte, zwar mit dem Anhang vorbehalten, „sie sollten auf den Landvogt achten, und solche nicht mißbrauchen." Diese Clausel ist vermuthlich eine Folge der Streitigkeiten, welche zwischen den Edelleuten von Locarno und den Einwohnern von Livenen entstunden. Diese klagten: die ersteren treiben ihre Rechtsamen zuweit, die Edlen hiewieder: Die Livener verderben ihre Fischenzen, obrigkeitliche Verfügungen machten dem Streit kein Ende, er ward bitter, und in Kurzem sehr ernsthaft. Die Capitanei behaupteten ihre Rechte mit ihren Instrumenten, und wurden von der Gemeinde unterstützt, weil sie die Fische von den Edlen wohlfeil kauften: Auch der Landvogt wollte sie bey ihren Rechten schützen, jezt zogen 500 Livener aus, die Fischenzen zu Grund zu richten. Die Edelleute brachten 1000 Mann zusammen; mit diesen widersetzten sie sich dem Angriff. Den Livenern graute vor einer solchen

Uebermacht; sie giengen zurück: Ein gewisser Stalthalter Apro wies beyde Theile im Namen der Cantone zum Frieden: Die Edelleute hatten Ehrfurcht für die Namen der Hoheiten; auch zogen sie mit ihrem Volke heim. Am folgenden Morgen rekognoscierten die Livener, und da keine Feinde mehr zu sehen waren, fielen sie tapfer die Fischerfache an, und zerstörten sie. Um diesen herrlichen Sieg mit einer Beleuchtung zu feyren, brennten sie eines armen Locarnesers Haus ab. Der Ausgang dieser grossen Fehde ist wie in vielen anderen Fällen unbekannt, da in den Abscheiden wohl der Anfang der Geschäfte vorkommt, die Beendigung derselben aber, wie es scheint, oft von der Kanzley den Gesandten, um sie mündlich zu hinterbringen, überlassen worden. *) In dem Archiv der Edlen von Locarno findet sich, daß 400 Kronen verzehrt worden, „als die Gemeind uns gegen die Livener half", und in einer spätern Rubrick: „Die Livener müssen nur 400 Kronen zahlen laut Spruch," ob es diesen Handel, oder was für einen es betroffen, ist nicht bemerkt.

Auch gegen den hochgestiegenen Geldwucher machten die Cantone manche Verfügungen. Durch die harten Auflagen der Sforzea, und die Erpressungen der Franzosen, war das baare Geld so selten geworden, daß der gewohnte Zins 10 pr. Ct. war. Der Pabst selbst 15 pr. Ct. von einem Darlehn ohne Unterpfand zu nehmen. Der Zins ward auf 5 pr°/o. gesetzt, das Hauptgut mußte versichert werden; wer mehr forderte, dessen Capital fiel dem Fiscus zu. Den Landvögten und Landräthen ward aufgetragen dafür zu sorgen, daß die unversicherten Schulden so viel möglich zurückbezahlt würden. Für solche, die nach dieser Verordnung ohne Unterpfand gemacht wur-

---

*) In den ältern Abscheiden dieser Zeit fängt jeder Artickul „an: Item es weißt jeder Bott seinen Herren zu berichten, wegen, denn folgt mit zwey Worten die Sache, oft auch nur die Namen der Personen die ein Geschäft hätten, ohne seiner Gegenstände im geringsten zu erwähnen, und endet" als jeder Bott weiter davon zu sagen weiß.

den, sollte kein Recht gehalten werden. Das war ein harter Schlag besonders für Clöster und Capitel, die sich durch diese Mäcklerey bereichert hatten. Es entstunden viele Prozesse, weil die Anlieher nun auf Bezahlung oder Unterpfand drangen: Ersteres war oft unmöglich, das andere schwer. Vieles ward vergliechen, aber noch weit mehr blieb unbezahlt. Der Obrigkeit war der auffressende Zins ärgerlich, und die aufgebrachten Schuldner behaupteten, sie hätten das Hauptgut an Zinsen, und die Zinse dazu reichlich bezahlt. Diese Verordnung hatte gar nicht die wohlthätigen Folgen, welche die Obrigkeit zu erzielen gewünscht; sie verursachte Verwirrungen ohne Zahl, und konnte am Ende nicht gehandhabet werden. Hingegen hatten die fürtreflichen Vorschriften eine herrliche Wirkung, welche für gute Versorgung und Bevogtigung der Wittwen und Waysen mit väterlicher Sorgfalt gemacht wurden; ihre pünktliche Befolgung ward den Landvögten besonders empfohlen.

Das Erbrecht ward erläutert, und mit einigen Zusätzen verbessert, ohne die bisherigen Uebungen zu beeinträchtigen, und es ward besonders darauf gesehen, die daher entstehenden langwierigen Prozesse auszuweichen, oder abzukürzen. Die Prozeßsucht des Volks machte diese Vorsicht nothwendig. Dem Uebel ward so gut möglich vorgebaut; aber es ganz zu heben, war wegen verschiedenen Umständen unmöglich. Bis auf den heutigen Tag zeichnen sich die Italiänischen Unterthanen durch ihre leidenschaftliche Betreibung der Rechtshändel vor allen übrigen Schweizern aus. In Matrimonialsachen gaben die Cantone Dispensen, wenn sie es gut fanden, ohne sich um die Einwilligung des geistlichen Richters zu bekümmern. Dieses zeigt sich unter anderm aus folgendem sonderbaren Beyspiel. Einige Jahre nach der Glaubensänderung in der Schweiz, stellte sich Sansi von Cevio vor dem Syndicat zu Lugano, und trug vor: daß sein Weib vor einigen Jahren von ihm weggelaufen, und daß er keinen andern Grund als ihren Hang zu einem lüder-

lichen Leben anzugeben wisse. Wie es nun eines guten Christen Pflicht sey, und als getreuer Ehemann habe er sie vielmal gesucht, aber umsonst; wo sie sich aufhalte? wisse er auch dermalen nicht: Nun bedürfe er eine Haushälterin, weil er kleine unbehilfliche Kinder habe, und er anders nicht im Stand sey, seine Geschäfte zu verrichten, und eine Beyschläferin der menschlichen Schwachheit wegen: Er bitte also um Gottes, und seiner Seelen Heil willen, ihm zu erlauben, eine in's Haus zu nehmen: Wenn er Kinder von ihr bekäme, so wolle er dieselben als ein guter Vater erziehen, und wie die Kinder von seiner ersten Frau versorgen. Durch Mehrheit der Stimmen ward die demüthige Bitt bewilligt. „So daß kein Landvogt oder Pfaf den Sausi wegen seiner Köchin, oder Haushälterin und Beyschläferin zur Verantwortung ziehen solle, so lang sein rechtmäßiges Eheweib von ihm entfernt bleiben wird.“ Die Gesandten von Zürich, Bern, Basel, Freyburg und Schaffhausen, wollten jedoch keinen Theil an dieser Erlaubniß haben.

Die ansteckenden Seuchen, welche Ober- und Unter-Italien verheerten, machten Sanitätsanstalten nothwendig, besonders in einem Land, das sich durch Reinlichkeit nicht auszeichnet. Wie unbehutsam die Angehörigen in den Vogteyen in diesem Stük waren, zeigt folgende Verordnung von Ao. 1527. Es sollen auch in den Wirthshäusern saubere Quartier gehalten werden, daß Ehrenleut nicht mehr wie bisdahin zu klagen haben, und zwar zu Lugano und Locarno ein Beschissenes 1) für die Kranken, und ein sauberes 2) für die Gesunden. Es wurden nach den Bedürfnissen des Landes sorgfältige und ziemlich weitläufige Sanitätsverfügungen gemacht, die auf Menschen und Vieh Bezug hatten.

Den übertriebenen Aufwand in der Kleidung suchten die Cantons gleichfalls einzuschränken; die Verordnungen

1) Ein gemeines. 2) Ein anständiges oder schönes.

gen darüber waren sehr nach denen in ihren Deutschen Landen zugeschnitten, und nicht alle waren den Italiänern gefällig, die unter dem Herzog durch keine Aufwands Gesetze eingeschränkt gewesen, und dabey an ihren eignen Moden hiengen. Am unliebsten liessen sie sich den grossen Umfang der Beinkleider beschränken. In dem Eingang des Verbots der grossen Ploderhosen heißt es *) „Man ist leichtsinnig genug, 10 bis 12 Kronen an „ein Paar Hosen zu wenden. Besonders nihmt dieser „Pracht in den Fleken Lugano und Lokarno über Hand; „das ist unleidlich: Sie sollen also verbotten seyn, und „die schon gemachten bey 30 Kronen Buß enger zusam„men genähet werden, daß die Ehrbarkeit daran kein „Aergerniß nehme.“

Der strenge Landvogt wollte dies Mandat auch von den Fremden, die nach Lugano kamen, gehalten wissen. Dagegen wandten die von diesem Flecken ein: „Wenn „die breiten Hosen überall nicht getragen werden sollen, „(deshalben aber eine Mittelstrasse zu treffen wäre), so „hoffen wir doch, daß die Fremden diesem Verbot nicht „werden unterworfen seyn; denn dadurch würden solche „gewiß abgeschreckt, unseren Markt zu besuchen, welches „unser gröster Schade wäre.“ Den Landvögten ward angezeigt, daß die Fremden, die sich nur kurze Zeit, oder ihrer Geschäften wegen in den Schweizerischen Landen aufhalten, nicht an das Verbot gebunden seyen.

Die Banditen machten den Cantonen viele Unruhen, und verursachten in dem Land gefährliche Unordnungen. Sie waren von verschiedner Gattung. Leute von Ansehen und Geburt, und Raubgesindel. So lange die Italiänischen Kriege daurten, und in der Lombardie bald die Kayserliche, bald die Französische Macht die Oberhand behielt, wurden die Edelleute die zu der unterliegenden Parthey gehörten, von der siegenden oft verbannt, oder sonst genöthigt das Land zu räumen, oder sie flüchteten

*) 1530.

sich freywillig, und meist in das Schweizerische Gebiet. Alle wurden mit dem Namen Mayländische Banditen bezeichnet. Anfänglich bewarben sie sich bey den Landvögten, oder wenn der Syndicat gegenwärtig war, bey demselben um sicheres Geleit. Weil es fast immer Leute von Ansehen und sie bekannt waren, erhielten sie solches ohne Schwierigkeit, und Bewilligung des Aufenthalts in den Flecken der Vogteyen. Nur ward Rücksicht genommen, Händel mit der Mayländischen Regierung auszuweichen. Zufolge dieses Grundsatzes ward Ao. 1523 ein Befehl des Syndicats an die Mayländischen Banditen publiziert: „Niemanden aus dem Herzogthum weder zu fangen noch zu schädigen; wenn sie sich diesem Befehl unterwerfen, will man ihnen um 6 Pfenning den Aufenthalt gestatten.“

Aber Feindschaft und Rache wirkten oft mächtiger als hochheitliche Befehle. Die Banditen griffen auf ihre Feinde, wenn sie es thun konnten: die Landvögte und auch selbst die Obrigkeiten hatten Verdruß davon; es ward Ao. 1524 ein neuer Befehl verkündt, „die Banditen, die nicht für sich selbst und die ihrigen Bürgschaft für ihr künftiges Wohlverhalten leisten wollten, sollen das Land räumen.

Die Unordnungen wurden noch grösser, als die Franzosen im Mayländischen den Kürzeren gezogen, und nun von beyden Theilen in die angränzende Schweiz übergiengen, oder sich daselbst antrafen: Sie setzten die Feindseligkeiten auch auf neutralem Boden fort, und führten den Krieg im Kleinen. Jede Parthey suchte ihre Bekannte in den Schweizerischen Vogteyen mitzuverflechten; durch die Wachsamkeit der Landvögten ward es meistens behindert, doch wurden auf ihr Ansuchen Schweizerische Soldaten nach Lugano und Locarno verlegt, um mehreren Unfug zu verhüten. Zu gleicher Zeit wurden schärfere Verordnungen gemacht, nach welchen nur solchen Edelleuten der Aufenthalt erlaubt; und Geleit gegeben wurde, welche durch ein Unglück aus dem Mayländischen verbannt worden, (darunter war aber wieder die Nieder-

lage der Parthey verstanden) welcher sie anhiengen, und wenn sie unter dem mächtigern Feinde des Lebens nicht sicher waren); sie sollen aber 500 Kronen Bürgschaft stellen: Hingegen soll keinem, der als Mörder oder Ketzer flüchtig worden, das Geleit bewilligt werden, auch unter Bürgschaft nicht.

Vielen von diesen so geheissenen Banditen, die sich ruhig hielten, ward nach Verlauf etlicher Jahren die Erlaubniß ertheilt, Güter zu kauffen: Da die Verwirrung in Italien immer grösser ward, und dagegen Friede und Sicherheit unter der Schweizerischen Regierung blühen, bewarben sich viele um diese Erlaubniß, und kauften gern mit grossem Geld das Landrecht; und diese waren es, die aus allen Kräften halfen, Ordnung im Lande zu erhalten.

Neben den Edelleuten waren viele gemeine Ausreisser verarmte und geplünderte Bauern in die Herrschaften gekommen. Erstere nährten sich durch Bättel und Diebstal, letztere hängten sich an die Edelleute, als ihre alte Patronen, und beyde waren die Hilfsvölker oder die verlornen Kinder bey jenen kleinen Fehden. Um wenig Geld thaten sie alles; nur das Geld kannten sie, Gefühl für Recht und Unrecht war in ihren Herzer erstickt; zu einem Meuchelmord liessen sie sich wie zu einem andern erlaubten Tagwerk dingen, und wurden fürchterliche Werkzeuge der Privatrache. Wer durch Geschicklichkeit im Stechen und Schiessen, und durch Wildheit sich auszeichnete, ward Rädelsführer, dem seine Gesellen pünktlich gehorchten; das ihrem Dolch oder Terzerol bestimmte Opfer belauschten sie Monate lang, bis sie solches unfehlbar aus der Welt schaffen konnten. Die Regierung machte verschiedene Versuche, das Land von dieser Plage zu reinigen; aber unstät und flüchtig waren sie plözlich wieder aussert den Gränzen, und kamen denn unversehens aus einem andern Winkel hervor. Sie wußten sich etwa einen Anhang zu machen, durch welchen sie alle Maßregeln der

Regierung ausspäheten, und dann solchen auszuweichen wußten. Die Polizeyanstalten und Polizeybedienten waren gegen sie zu schwach; und das Landvolk das von ihnen wenig zu fürchten hatte, wollte sich nicht im Ernst gegen sie brauchen lassen, um nicht ihre Rache gegen sich selbst und ihre Häuser zu reizen. Da die Regierung sich also oft zu schwach befand, einen gefährlichen Rädelsführer zu handhaben, oder zu strafen, so kam sie auf den Einfall, sie durch einander selbst aufzureiben, oder doch zu schwächen. Zum Glück war dieses Gesindel, das vorher im Mayländischen gegenseitigen Partheyen zugethan gewesen, auch jezt nicht immer unter sich einig; ihre Feindschaften nützte die Regierung: Einem weniger gefährlichen Banditen ward Begnadigung und Sicherheit zugesagt, wenn er einen Berüchtigtern lebendig oder tod einbrachte. Oft ward einem Bürger oder Bauer, der einen gefürchteten Bandit umgebracht, gestattet, einen andern, den er etwa kannte, zur Begnadigung vorzuschlagen, ein solcher erhielt denn die sogenannte Liberation. *) Dadurch ward Mißtrauen unter diese Elenden gesäet, und mancher, der dem Nachsuchen der Regierung entgangen war, fiel durch den Dolch seiner Mitgesellen. Weil es unterweilen geschahe, daß die Banditen in grossen Rotten in das Land fielen, so ward zu Lugano eine Rüstkammer errichtet, aus welcher das Landvolk gegen sie bewaffnet werden konnte.

1531 Eine schreckliche Landplage, die Hungersnoth befreyte Ao. 1531 die Landschaft für einige Zeit von diesen unruhigen Gästen, weil sie nichts zu essen fanden; das Uebel nahm aber nur nach und nach ab; und noch zu Anfang des XVII. Jahrhunderts mußten Verordnungen gemacht werden, welche beweisen, daß dieses Gesindel sich bis auf jene Zeit fortgepflanzt hatte.

---

*) Die gleiche Methode brauchte später Pabst Sixtus V. nur mit dem Unterschied, daß der Bandit, welcher einen andern todt oder lebendig einlieferte, noch eine Belohnung an Geld empfieng. Die Einkünfte der Cantone reichten zum letztern nicht hin.

Die obengedachte Hungersnoth gab den Edelleuten von Locarno Anlaß, ihre Milde gegen ihre Landsleute, der Regierung und ihren Beamteten, ihre våterliche Theilnahme an der Noth der Unterthanen, und ihre Bereitwilligkeit solche zu erleichtern, zu beweisen. Der Mangel an Lebensmittlen war nemlich so groß, daß die ungewohnteste Dinge zur Speise gebraucht wurden; und gleichwohl mußten viele Menschen Hungers sterben. Da die Klöster wegen Mangel an Getraide kein Brod mehr unter die Armen austheilten, und diese darüber auf den Gassen ein lautes Klaggeschrey erhoben, beredten Aloysius von Orelli und Giovanne und Giacomo von Muralto die vermögenden Edelleute, alle Morgen in der Chiesa Nuova unter die Aermsten Castanien und Brod, und zuweilen Fische austheilen zu lassen; diese Milde rettete vielen das Leben. Der damalige Landvogt zu Locarno, Jacob Werdmüller von Zürich, war durch das Unglück der Einwohner tief gerührt; er wandte sich an die Hoheiten um sie zu bewegen, bey so allgemeinen Elend den Unterthanen beyzustehen. Er schrieb an Zürich zu Handen der übrigen Cantonen: Da sein Brief ein rühmliches Denkmal seines Caracters und seines Betragens ist, so folget er hier buchstäblich: „Wyter Gnedige. Jr meine Herren, so wisset, daß fürgangner Tagen schon wider da „im Flecken, ein Töchterlein Hungers gestorben sy, so „mich fast bedauret: Somlicher Jamer wird für und „für gröser hie im Land: (Gott wöll uns allen gnedig „syn). Ich han also die Gricht und Geldschulden auf„geschlagen, bis auf Bescheid üwer miner Herren, oder „als lang bis das Korn ryf ist, wie wol sich etlich kla„gen, aber fast wenig, daß sy warten sollen, so es bald „weniger gilt, und hat aber der arm Mann weder Geld „noch Korn; allein Veeh, (Vieh) so aber syne Kind die „Milch müssen han oder sterben; darum ist min höchst „Bitt an Euch mine Gnedige Herren um Gotteswillen, „daß ir mir Gwalt gebind, alle Tag ein Kessel mit „Muoß (Suppe) oder je mit Fleisch und an Brod den

1531

„armen Leuten zu gend (zu geben) damit ich sy nit muß
„sehen Hungers sterben; ich hoff es sy allein um einen
„Monat lang zu thun. Die Edelleut helfen so bas (viel)
„sy können; aber in Klösteren geben sy nüt, sagen es
„gebräche ihnen selbst. Auch wisset, das gröst so mir
„als einem einfältigen anlit (anliegt) ist meines Dun-
„kens die gröst Ehr einer Löbl. Eidgnoßschaft, wo sie
„Lüten befelchind, daß sie aufseh, daß sie nit allein gut
„Gricht und Recht ghalten, sunder auch dem Armen zhül-
„fen, damit all Umsessen (benachbarte Lande) ein söm-
„lichs Regiment rumtend, und auch eines sömlichen be-
„gertind. Dies schrieb ich darum, damit ir auch all
„unnötig Kosten abstellind, die dieser Zyt den Armen
„beschwerlich sind, und wollet nit achten, ob es mir als
„ürem Vogt schad, Gott hat mich allzyt gespyst, der
„wird mich allzyt in siner Hut behalten, und so Jr der
„Armut ushelfet, so wird das ganz Italien üch Rum
„und Ehr geben, und üweren Landen mer Schirm, denn
„(als) Hellparten und Spieß. Dies alles verstand nit,
„als ob ich üch min Gnedig Herren leeren wöll, sunder
„ich thu es in guter trüwer einfaltiger Meinung, denn
„ich Sorg Tag und Nacht, das weis der ewig Gott
„zu üwer miner Gnedigen Herren Sachen. Af das alles
„begär ich üwer miner Herren verschribene Antwurt.
„Den 7 May 1531."

Auf dieses Schreiben des Landvogts verordneten die Cantone, daß er den Armen nach Nothdurft, wie es ihn selbst am besten dünke, auf der Kammer Kosten beystehe. Den Edelleuten soll er im Namen der Hoheit für ihre Beyhilf danken, hingegen genau untersuchen, ob es begründet seye, daß die Klosterleute wegen eignem Mangel nicht im Stand seyen, den Hungrigen etwas Speis mitzutheilen.

So bald dies bekannt ward, kam eine grösse Menge Volk für das Schloß, die ihrer Hoheit Dank zuschrieen; und Abgeordnete von dem Rath dankten noch dem Landvogt insbesondere für sein wohlthätiges Verwenden. Der Lohn seiner unermüdeten Sorgfalt war, daß der Hunger

keine Menschen mehr tödete; eine gesegnete Erndte machte der Noth bald darauf vollends ein Ende.

Kurz nach dieser Zeit wurden die Cantone in unangenehme, und mehrere Jahre daurende Unterhandlungen, mit der Mayländischen Regierung verwickelt, in welchen Orelli durch seine Heurath mit einer Mayländerin ein persönliches Interesse hatte. Die Mayländer wollten nemlich nicht gestatten, daß in ihren Landen die Schweizerischen Unterthanen Güter kauften; ja sogar wollten sie nicht zugeben, daß sie solche Erbsweise an sich brächten; und endlich legten sie vollends Beschlag auf die Producten, *) welche auf Gütern der Schweizer gewachsen, und diese schon lange besessen hatten. Es wurden weitläufige schriftliche Unterhandlungen gepflogen, und auch Gesandte nach Mayland geschickt, ohne daß etwas geändert ward. Durch seine Verwandte und gute Freunde erhielt Aloysius heimlich den grösseren Theil der Einkünfte von den Gütern seiner Frau und von seinen eignen: Aber es dauerte viele Jahre, ehe er die erstern verkaufen, und die leztern öffentlich bewerben konnte. Am Ende ward doch zwischen den Hoheiten eine für die Angehörigen leidenliche Vermittlung getroffen.

Wir kommen nun wieder zu dem Aloysius zurück. 1534 Er hatte bis auf das Jahr 1534 meistens in ländlicher Ruhe gelebt, ohne sich viel in öffentliche Geschäfte zu mischen. Nur wegen den Mayländischen Banditen kam er etliche mal in Verlegenheit. Unter denen, von der Kayserlichen Parthey hatte er öfters Bekannte oder Freunde, denen er Aufenthalt auf seinen Gütern, oder in seinem Hause nicht versagen konnte, oder auch nicht wollte; dagegen hatte Niemand nichts, so lange sie sich friedlich hielten. Als es aber zwischen ihnen und denen vom Französischen Anhang zu Händlen und Raufferenen kam, wurden ihm diese Gäste um der Regierung und um seiner

---

*) Der Vorwand dieses Beschlags waren, die eignen Bedürfnisse der Spanischen Truppen, und Mangel in der Hauptstadt.

selbst willen beschwerlich. Landvögtliche Befehle halfen ihm aus dem Gedränge; unter seinen Schriften befinden sich zwey an ihn gerichtete, die ihm gebieten, einen Visconti, und ein ander mal den Camutii mit ihren Leuten aus seinen Besitzungen zu weisen.

Nun geht eine grosse Veränderung seines Lebens an; und seine Geschichte ist von jezt an, mit dem sogenannten Lokarner-Handel auf das engste verflochten. Die Schweizerischen Schriftsteller, die bisdahin im Druck erschienen sind, reden von dieser Geschichte nur obenhin, ungeachtet die Wichtigkeit der Sache, eine ausführliche Erzählung weit eher verdient, als so viele historische Gegenstände, die mit einer ermüdenden Weitschweifigkeit der Nachwelt überliefert worden. Liebhabern der Schweizergeschichte dürfte es also nicht unangenehm seyn, hier eine umständliche, aus den Archiven, und gleichzeitigen Handschriften gezogene Erzählung davon zu lesen.

Orelli hatte von Anfang an einen beträchtlichen Antheil an allen den Begebenheiten, die wir jezt erzählen werden: Er verhielt sich zwar dabey eher leidend, als daß er eine Hauptrolle spielte. Allein nichts von allem dem was ihm in seinem vorigen Leben begegnet war, hatte für ihn und alle seine Nachkommen sehr wichtige Folgen.

Beccaria war es, der durch neue Lehrsätze die Catholische Religion zu Lokarno zu stürzen wagte, die Denkungsart eines Theils der Einwohner ganz umstimmte, ihre gesellschaftliche Existenz daselbst in der Folge vernichtete, und zwischen den Cantonen eine gefährliche Gährung erregte, die verschiedene Mal einen zweyten Religionskrieg drohte.

Beccaria kam im Jahr 1534 auf seinen Reisen nach Lokarno: Er war der Sohn eines Mayländischen Edelmanns, welcher schon im Anfang der Verwirrungen zu Mayland, in dem Lokarnesischen Güter, und auch das Landrecht gekauft hatte. Der alte Beccaria hatte seinen Sohn zum geistlichen Stand bestimmt und ihn deswegen jung nach Rom gesandt, um daselbst zu studieren,

und sich emporzuschwingen. Durch seine Talente und anhaltenden Fleiß zeichnete er sich unter den Studierenden Jünglingen aus; er zog dadurch die Aufmerksamkeit Pietro Helido's von Caminicto auf sich, der ein sehr gelehrter junger Geistlicher, und am Hofe Clemens des VII gebildet war. Dieser nahm Beccaria zu sich und machte ihn mit Carneschi dem Sekretair eben dieses Pabsts bekannt, der später, nämlich unter Pius dem V. wegen seiner Anhänglichkeit an die lutherische Lehre enthauptet und verbrannt worden, und durch die Herzhaftigkeit und Gleichmuth, mit welchem er dem Scheitterhaufen in neuem Weißzeuge und mit neuen Handschuhen entgegengieng, bey dem Volk mehr Aufsehen, als durch seine vorzügliche Talente erregte. Carneschi hatte bey seiner Sekretairstelle beträchtliche Reichthümer erworben; einen Theil davon wendte er an, junge studierende zu unterstützen. Beccaria gefiel ihm, und er ward sein Beschützer; Ersterer legte sich nun mit angestrengtem Fleiß auf die griechische und lateinische Sprachen, wozu ihn Carneschi, der in beyden Meister war, aufmunterte. Er erwarb grosse Kenntnisse, und ward dabey ein angenehmer Dichter. Durch lezteres Talent, welches Carneschi liebte, und selbst betrieb, ward Beccaria aus seinem Zögling sein Freund, und ihm unentbehrlich. Doch um ihn auch für Weltgeschäfte zu bilden, ließ er ihn an den Hof zu Ferrara geben, wo Helido Sekretair des Herzogs worden. Er blieb daselbst bis zum Tode Clemens des VII. Carneschi inzwischen, dessen Meynungen in den lezten Jahren zu Rom verdächtig worden, verließ diese Stadt und gieng für einige Zeit nach Ferrara dem Zufluchtsort einer freyen Denkungsart. Er nahm Beccaria wieder zu sich, und beyde reisten durch Italien. Der öftere Umgang des Carneschi mit Vermigti, Bernardin Ochini, und später mit Peter Martyr, alle eifrige Anhänger der neuen Lehre, hatte ihn ganz für ihre Meinungen eingenommen; und diese hatte er auch dem Beccaria beygebracht. Dieser, voll des Wunsches seinen Vater wieder

zu sehen, lag bey dem Carneschi, da sie zu Mayland waren, an, mit ihm nach Locarno zu gehen, worin er ihm gern zu Willen ward.

Das Gerücht von des Beccaria Kenntnissen war vor ihm zu Locarno angekommen, dieß, und die Gesellschaft eines Päbstlichen Sekretairs machte Aufsehen, und erweckte günstige Gesinnungen für ihn. Er ward als eine Person aufgenommen und behandlet, die dem Land Ehre machte. Der Erzpriester trug ihm auf einen Feyertag eine sogenannte Ehrenpredigt an. Er predigte auch wirklich über das Glück des Menschen, der Christi Lehr beobachtet, so rührend, daß er allgemeinen Beyfall und Bewunderung erhielt. Man drang in ihn, eine Stelle in dem Flecken anzunehmen; er antwortete: Seine Zeit wäre noch nicht gekommen; denn Carneschi hatte denn Vorsatz eine Reise nach Frankreich zu machen, um auch da Umgang mit Gelehrten, und besonders Verbindung mit denen zu suchen, welche Vertheidiger oder Anhänger der neuen Religionsgrundsätze waren; und Beccaria sahe diese Reise für seine mehrere Bildung als einen Vortheil an. Sie blieben etliche Wochen zu Locarno.

Beccaria und Orelli hatten sich schon zu Ferrara gekannt. Da beyde Wissenschaften liebten, so gaben diese den meisten Stoff zu ihren Unterredungen. Von diesen giengen sie auf Religionsgesinnungen über, und ihre Freundschaft und Unterhaltungen wurden wärmer, weil sie in ihren Grundsätzen sympathisierten. Ihre Gesellschaft ward durch Giovanne und Martino von Muralto und Pietro Runcho vermehrt, die alle der neuen Lehre in Geheim günstig waren, aber bisdahin ausgewichen hatten, Aufsehen zu machen. Beccaria war ein feuriger und unerschrockner Mann, und überzeugt, daß es nicht genug sey der Wahrheit nur heimlich Beyfall zu geben, sondern Pflicht eines jeden Gutdenkenden, solche auch anderen mitzutheilen. Nach diesen Grundsätzen sollten auch die Locarner handlen. Allein diese fühlten keinen Beruf in sich, Lehrer zu werden; aber von seiner Ueberredung

hingerissen, gaben sie ihm doch ihr Wort, sich öffentlich für ihn zu erklären, wenn er die erkannte Wahrheit selbst lehren wollte. Carneschi, den kühlere Klugheit und mehrere Weltkenntniß als den Beccaria leitete, fand den lezteren noch nicht ausgerüstet genug, jezt schon als Reformator aufzutretten, und Locarno zu wenig vorbereitet, um der neuen Lehre Gehör zu geben. Er drang deswegen auf die Fortsetzung der vorgenommenen Reise, zudem glaubte er, daß durch gesellschaftlichen Umgang, durch anmassungslosen Vortrag, durch freundschaftliche Gespräche die Gemüther besser zur Annahme neuer Begriffe vorbereitet, und zu ruhiger Prüfung angelockt wurden, als durch den Lehrton, der gern in Machtsprüche ausartet, und den natürlich leidenschaftlichen Widerspruch reizt, und Parthengeist zeuget. Er meinte, da ein Theil der regierenden Cantone sich öffentlich zu der Evangelischen Lehre bekennten, so könnten angesehene Männer in den gemeinen Herrschaften desto freymüthiger über Dinge reden, die von ihren Regenten, wenigstens von einem Theil derselben, offenbar in Schutz genommen wurden und diese freymüthige Reden mit Einfalt und Bescheidenheit verbunden, müßten zwar langsam aber gewiß wirken. Beccaria war nicht ganz dieser Meinung; da er aber sahe, daß ein allzu rasches Verfahren seine Freunde schüchtern machte, gab er nach, und reiste fort; doch mit dem festen Vorsatz, in seinem Vaterland früher oder später eine Lehre zu verkündigen, für die er alles aufzuopfern, sich stark genug fühlte.

Beccarias und Karneschis kurze Erscheinung zu Locarno hatte die Folge, daß nachher die neue Lehre der Gegenstand vieler Unterredungen wurde, und daß der gesellschaftliche Cirkel, der im Anfang nur aus beyden Muralto, Orelli und Guncho bestuhnd, sich nach und nach vergrösserte ohne den Schein einer religiösen Gesellschaft zu haben. Er unterschied sich anfänglich durch nichts, als durch eine freymüthige Darstellung ausländischer Meinungen, die nach den verschiedenen Begriffen

gelobt oder getadelt wurden: Keiner maßte sich an zu entscheiden; aber es ward untersucht und verglichen, und bey diesen ruhigen Gesprächen, die an forschende Untersuchungen gränzten, wurden sie mit neuen, ihnen ungewohnten Begriffen immer vertrauter.

Dunus, ein Doctor der Rechten, der lange mit dem Grafen Martinengho in vertrauter Freundschaft gelebt, und ihn erst kürzlich zu Genf besucht hatte, gab diesem Cirkel in welchen er trat, mehreres Leben durch Umgang mit Protestanten, und durch eignes Nachdenken war er von Zweifeln zur Ueberzeugung gelangt. Da er von Natur zu den erstern geneigt war, und aus Erfahrung wußte, wie nahe Irrthum an Wahrheit gränzt, und wie leicht der nur ein wenig befangene Mensch sie verwechslet, so konnte sich ihm Ueberzeugung nicht so bald darbieten, wie dem, der alle Zweifel übersieht, weil er Wahrheit zu finden hoft und glaubt. Aber wenn er einmal durch Gründe überzeugt war, so machte ihn nichts mehr wankend, und seine Gedanken wußte er so hell und einleuchtend vorzutragen, daß es fast unmöglich war, ihm zu widerstehen. Es daurte einige Zeit ehe Dunus in diesen Cirkel trat. Seine Familie war von Altem her der Guelphischen Parthey ergeben gewesen; die übrigen Glieder des freundschaftlichen Kreyses hingegen waren fast alles Söhne von Gibellinen. Obgleich die Ursach der ehemaligen Entzweyung unter der neuen Regierung gänzlich verschwunden, so war doch eine Entfernung unter den Kindern zurückgeblieben, welche die Spuren des alten Parthengeists trug. Diese Abneigung, auf Vorurtheile gegründet, verschwand jezt bey einem näheren Interesse. Da Dunus von den Hauptunterhaltungen der Gesellschaft unterrichtet ward, ließ er sich auch darin aufnehmen; seine Freundschaft mit Martinengho verschafte ihm das Mittel dazu. Nun trug er die neue Lehre mit der ihm eignen Stärke und Ueberredung vor, so, daß er die, welche noch Zweifel hatten, bald in ihrem Urtheil bestimmte. Um schwankenden Begriffen durch Authorität Festigkeit

zu geben, verschrieb er von Genf die Schriften des alten und neuen Testaments, und andere die in den protestantischen Ländern zur Vertheidigung der Glaubenslehren gedruckt worden. Aus den Deutschen wurden Auszüge von Aloysius und Giovanni von Muralto in's Lateinische oder Italiänische übersetzt, und solche in den Versammlungen der Gesellschaft gelesen; mit unter auch eigne nach ihrem Bedürfnisse verfertigte Aufsätze. Die Gesellschaft ward eine Religions-Accademie.

Sobald eine Anzahl Bücher und Erläuterungen über Glaubenslehren bey Handen waren, theilte man sie auch den Frauen mit, von denen einige zu den Versammlungen gezogen wurden: Apollonia von Orelli, die aus einem Kloster in eine Geräuschvolle, und aus dieser wieder in eine stille, häusliche Lage versezt worden, hatte Hang zur Andacht, und sie ward eine eifrige Anhängerin, und in der Folge eine standhafte Bekennerinn der protestantischen Lehre.

Nun dachte man darauf, durch Verbindungen in den Protestantischen Cantonen sich auf allen Fall Schutz zu erwerben, und durch Correspondenz mit gelehrten Männern, seine eigne Meinungen zu berichtigen. Dunus schrieb an Bullinger, der sint Zwinglis Tod, die erste Kirchliche Würde in Zürich bekleidete: Orelli that das gleiche gegen einige seiner Bekannten, und wandte sich besonders an Lavater, Schönauer, Haab, und Rhan, alle angesehene Männer im Staat. Bullingers schöne lateinische Antwort enthält Glükwünsche, Aufmunterungen, Vorbereitungen auf Widerwärtigkeiten, und vortrefliche Ermahnungen, dieselben um der Wahrheit willen standhaft zu dulden. Er fügt aber auch Verhaltungsregeln bey, aus der politischen Lage der Locarner hergenommen, welche beweisen, wie weit dieser würdige Kirchenlehrer von der Schwärmerey entfernt war, die Verfolgung muthwillig zu reizen. Orelli bekam ebenfalls freundschaftliche Antworten, die Hofnung machten, daß die Regierung sich bey Kränkungen, wol zum Besten verwenden

werde, aber vielen Widerstand von Seiten andrer Regierungen nicht verbargen, und darum Eingezogenheit und Stille empfahlen. Schönauer gieng so weit, daß er dem Aloysius sein Haus und freyen Gebrauch seines Vermögens anbott, wenn er nach Zürich kommen wollte. Diese] Schreiben machten der Gesellschaft Muth.

Sonderbar ist es, daß in dem Zeitraum von einigen Jahren, diese Gesellschaft nicht mehr Aufsehen gemacht, und der Hauptgegenstand ihrer öftern Zusammenkünften so unbekannt geblieben, daß weder Geistlichkeit noch die Regierung daran dachten, solchen Hinternisse in den Weg zu legen. Viel mochte freylich dazu beytragen, daß während dieser Zeit die Regierung verschiedene Mal unter die Verwaltung von Landvögten der protestantischen Cantone fiel, die das Aufkeimen ihrer eignen Religion mehr befördert als verhindert haben: Wirklich finden sich Spuren, daß ihnen die Anhänger der neuen Lehre von Magistratspersonen aus den reformierten Ständen, und besonders von den Geistlichen empfohlen worden; daß sie ihnen also wol nicht ganz unbekannt geblieben, und daß mit einigen Landvögten dieser Religion *), die angesehensten Mitglieder vertrauten Umgang gehabt und unter dem Titul der vornehmsten Gesellschaft des Orts eines besondern Vorzugs und Begünstigungen genossen. Wenn die Geistlichkeit auch wirklich etwas gemerkt, so durfte sie es noch nicht wagen, Männer anzugreifen, deren Wohlthun gegen die Bedürftigen während der Hungersnoth noch in frischem Andenken war, und welche sich dadurch Volksliebe und Credit erworben hatten, so wie hingegen die Härte der Klöstern bey dieser drükenden Zeit, eine Verachtung gegen den Clerus erzeugt hatte, die oft sich ungescheut an Tag legte. Zu dem kam noch daß die Anhänger der neuen Lehre, sich nicht auffallend, von den Ceremonien des herrschenden Glaubens sönderten;

*) u. a. mit oben angezogenem Werdmüller von Zürich. 1538 mit Diesbach von Bern. 1540 mit Bäldi von Glarus.

was man ihnen vorwerfen konnte, war höchstens, Lauigkeit, und diese war schon lange in Italien, besonders unter den höhern Ständen etwas gewohntes.

So daurte es bis in das Jahr 1540 in welchem Beccaria mit vermehrten Kenntnissen und Erfahrungen, aber nichts weniger als mit abgekühltem Eifer von seinen Reisen nach Locarno zurükkam. In Frankreich war er Augenzeuge von der Standhaftigkeit vieler Märtyrer der reformierten Lehre, bey dem schmerzhaftesten Tode gewesen, diese Beyspiele hatten ihm Martyrer Muth eingeflößt; er scheute keine Gefahr, Lehrer derjenigen Grundsäze zu werden, von deren Gewißheit er eine feste Ueberzeugung hatte. Er glaubte seine Dienste vorzüglich dem Vaterland schuldig zu seyn wo er einen bessern Wirkungs-Krais als in einem andern Land hofte. Er trennte sich deswegen von Carneschi, der alle Ueberredungen anwandte ihn mit nach Florenz zu nehmen, wohin er auf eine Einladung des Herzogs zu gehen gesinnet war. Beccaria ward von seinen Freunden mit Frohloken empfangen, welches sich aber ein wenig verminderte, als sie seinen raschen Eifer bemerkten, der sich keine Schranken vorschreiben lassen wollte. Orelli, Muralto, Dunus hielten verschiedene Unterredungen mit ihm, in welchen sie ihm das angenehme der Ruhe, und der Sicherheit vorstellten, worin sie bis jezt gelebt; daß bey ihrer Eingezogenheit die Wahrheit dennoch ausgebreitet worden, daß bey gleichem Benehmen, sie immer mehrere Anhänger finden werden, und endlich, daß allein eine starke Anzahl, ihnen bey der vermischten Regierung, Ansehen und Schonung bewirken könne. Da eben damals ein Catholischer Landvogt die Regierung führte, der eine bekannte Abneigung gegen die Protestantische Lehre hatte, so brauchten Beccaria's Freunde auch dieß zu einem Grund, ihm Mässigung in seinem Eifer, und Klugheit zu empfehlen. Er sahe endlich das gründliche dieser Vorstellungen ein, und versprach sich darnach zu richten. Um aber dennoch keine Zeit zu verlieren, der neuen Lehre Anhänger zu er-

werben, und zu solcher vorzubereiten, predigte er öfters über die von allen Christen allgemein anerkannte Wahrheiten, und dieß thate er mit so viel Salbung und Rührung, daß er sich in kurzem den Ruhm des besten Predigers in diesen Gegenden erwarb, und Zuhörer von entfernten Orten sich häufig hinzudrängten: da durch solche sein Credit unter allen Volksklassen groß ward, 1540 stellte er eine öffentliche Schule an, wollte keine andere Stelle annehmen, und wiedmete sich ganz dem Unterricht der Jugend. *) Sein Ansehn und sein Fleiß bewirkten, daß diese Schule stark besucht wurde.

1548 Durch diese Mittel und durch fleißige Besuche in den Häusern, wurde die protestantische Lehre von 1540 bis 1548 so ausgebreitet, daß die angesehensten Einwohner des Flekens ihr anhiengen, und es wagten sich öffentlich zu ihr zu bekennen. Sie blieben jezt von der Messe, und von der Beichte weg, und fiengen an, an Festtagen Fleisch zu essen, das alles empörte die Geistlichkeit, sie eiferte gewaltig gegen diese Kezereyen, und suchte Hilf bey dem weltlichen Arm. Der damals regierende katholische Landvogt mischte sich nun mit oberkeitlichem Ansehen ein; er verbott bey schweren Geldstrafen das Fleischessen. Auf Anrathen des Erzpriesters beschrieb er einen Prediger aus Lugano, der durch seine Fertigkeit in scholastischen Disputationen, und durch die Lebhaftigkeit mit welcher sein Vortrag begleitet war, sich in den Ruff eines Theologen gesezt hatte, dieser sollte den Eindruck welchen Beccaria's erschütternde Beredsamkeit gemacht hatte, vertilgen. Es ward ein Tag zu einer Predigt angesezt, und solche Zuhörer, bey einer Busse von 10 Cronen gebotten. Der Prediger brachte in seinem Vortrage, anstatt der Gründen, grobe Schmähungen, persönliche Anzüglichkeiten, ja sogar Verläumdungen vor; das war einem der Zuhörer

*) Daher heißt er in den Abscheiden immer der Schulmeister Beccaria.

Zuhörer so unerträglich, daß er den Theologen unterbrach, und ihm zurufte; es ist nicht wahr, ihr sollt das beweisen. Aerger von den einen, und das Gelächter von andern machten aus der Predigt eine unanständige Scene, welcher der Landvogt mit allem seinem Ansehen kaum ein Ende machen konnte.

Da dieser Versuch so unglücklich abgelaufen, daß er eine, der verhoften entgegengesetzte Wirkung that, so schlug der Landvogt einen zu diesen Zeiten eben so gewohnten Weg ein. Er verordnete eine öffentliche Disputation unter seinem eignen Präsidio: zu dieser Feyerlichkeit ward der Gerichts-Saal im Schloß zugerüstet. Der Priester von Lugano, (dessen Namen nirgends genannt wird) berufte zu seinem Mitkämpfer, einen Franciscaner-Mönch aus eben dem Flecken der bey dem Volk das Prädicat eines Heiligen hatte, und nicht gern auf dem Kampfplatz erschien; er mußte zweymal eingeladen werden: der Erzpriester von Locarno war der dritte Mann. Unter den Protestanten übernahmen nebst Beccaria, Thadäus Durus und Gunso die Fehde. Es ward über die gewohnten streitigen Punkte gezankt; nämlich über die Päbstliche Gewalt, das Verdienst der guten Werke, Fegfeuer, Ohrenbeicht, Fleischessen rc. Nebst vielen Geistlichen, war der Adel, und vornehme Personen auch aus den benachbarten Orten gegenwärtig, und von gemeinem Volk, so viel als der Saal fassen konnte. Die Disputation daurte viele Stunden, und hatte den gewohnten Erfolg, daß jeder Theil bey seiner Meinung blieb. Im Anfang wurde auf Ermahnung des Landvogts aller Anstand beybehalten; endlich faßte der Luganer Theolog Feuer, und fieng an grob zu schmähen. Der Franciscaner redete nur im Anfang und wenig, bethete die übrige Zeit mit aufgehobenen Händen und Augen still für sich.

Der Landvogt bemerkte, daß die armseligen Schmähungen des Theologen einen widrigen Eindruck auf den

grösseren Theil der Zuhörer machten, zumal im Gegensaz auf das anständige, obwol lebhafte Benehmen des Beccaria und der sanften Beredsamkeit des Dunus. Er befahl die Disputation zu enden, wandte sich aber an leztere, und sagte ihnen kurz: „Sie sollten nicht viel „Worte mehr treiben, sonder sich einfältig mit Ja oder „Nein erklären, ob sie glauben, daß die Lehre der Römi„schen Kirche gut sey oder nicht"? Diese Frage hielten sie verfänglich, und wollten nicht gern antworten; da aber der Landvogt dieselbe in ernstem Ton wiederholte, sprach Beccaria: „Wir glauben die göttliche Religion, „wie solche in der heiligen Schrift enthalten ist; die „Säze über welche eben jezt gestritten worden, können „wir nicht annehmen, bis solche uns aus dem eignen „Wort Gottes erwiesen." Diese Antwort nahm der Landvogt so übel, daß er Befehl gab, den Beccaria angenblicklich in das Gefängniß zu führen, in der Hoffnung die andern zu schrecken.

Dieser Befehl weckte in dem Saal einen lauten Lärm; Orelli und Giovann von Muralto, von mehreren angesehenen Männern unterstüzt, bathen den Landvogt, die freye Unterredung, die auf seinen eignen Befehl angestellt worden, nicht mit einer gewalthätigen Handlung zuschließen, die grosse Unordnung verursachen könnte. Allein der Landvogt bedrohte jzt alle, die sich des Beccaria annehmen würden. Unter hizigem Widerspruch der einen und lautem Beyfall der andern, ward dieser von einem Gerichtsdiener in das Gefängniß geführt. Während der Disputation hatte sich viel Volks vor dem Schloß versammelt, welches keinen Plaz in dem Saal gefunden; unter diesen eine Anzahl junger Leute, Söhne protestantischer Eltern, die auf allen Fall zum Schutz ihrer Väter mit Seitengewehr bewaffnet waren. Beccarias Bruder, ein starker rascher Mann, der Soldat gewesen, stuhnd an ihrer Spitze. Als die Nachricht von Beccarias Gefangennehmung geschwind genug im ganzen Flecken erscholl, ward der Zulauf noch stärker, und als die vergrösserte

Sage dazu kam, es gelte alle Protestanten, drangen die Jünglinge ins Schloß, gefaßt, ihre Väter mit Gewalt frey zu machen. Allein leztere zeigten sich ihnen, und befohlen ihnen ernstlich ruhig zu bleiben, weil sie nichts zu fürchten hätten, die Jünglinge gehorchten, blieben aber ihren Vätern zur Seite; und der ältere Beccaria begehrte seines Bruders Loslassung. Der Landvogt ward durch die entschlossene Fassung der Söhnen der Protestanten schüchtern, und gab Befehl den Gefangenen frey zu lassen, und ihn seinen Freunden vorzuführen; diese schlossen einen beschützenden Krais um Beccaria, und die andern, welche disputiert hatten, und führten sie wohlbewahrt aus dem Schloß. Nun fürchtete der Landvogt, der Luganer-Theolog werde vielleicht für den, dem Beccaria angethanen Schimpf büssen müssen. Er rufte deswegen nebst den Gerichtsdienern seine Hausbedienten; diese zusammen nahmen den Geistlichen in die Mitte und eilten mit ihnen unter des Landvogts eigner Anführung nach der Herberge, und von da in's Schif, um sie geschwind nach Lugano zu fertigen. Da beyde Theile eilfertig, und nur mit der Sicherheit ihrer Beschüzten beschäftigt waren, kam es keiner zu Sinn die andere zu stören, wie gejagt liefen sie in entgegengesezter Richtung, und eine Menge Neugieriger strömte hinten her, wie solche dem einen oder dem andern näher waren.

Dies war das possierliche End des ersten öffentlichen Auftritts, welchen die neue Glaubens-Lehre zu Locarno veranlaßt hatte. Die Folgen waren von einer ernsthaftern Art.

Nach der Disputation vermehrte sich die Zahl der Evangelischen. Viele die ihrer Lehre bisdahin nur in geheim günstig gewesen, erklärten sich nun ohne Bedenken für ihre Anhänger. Da sie wegen ihrer Menge nicht mehr in einem Privathaus Raum genug zu ihren gottesdienstlichen Versammlungen hatten, und sie es nicht wagen durften an eine Kirche oder Kapell Anspruch zu machen;

theilten sie sich in zwey Gemeinden; und um den Bec-
1549 caria zu erleichtern, und keine Predigt zu missen, be-
schrieben sie einen zweyten Prediger von Chiavenna. In
die Versammlungen, wenn gepredigt wurde, giengen sie
öffentlich; hingegen hielten sie es so geheim wie möglich,
wenn die Sacramente nach ihrer Weise zugedient wer-
den. Sie liessen nämlich schon keine Kinder mehr von
den Catholischen Priestern taufen; keine Firmeln; bey
dem Begräbniß ihrer Verstorbnen wollten sie weder Kreuz
noch Lichter haben: und weil sie keine Seelenmessen mehr
zu brauchen glaubten, so wollten sie dafür die Priester
auch nicht bezahlen. Durch Fleischessen an den Fasttagen
wollten sie weder Aergerniß geben, noch sich streng durch
die kirchlichen Gesetze binden lassen. Die so nicht fasten
wollten, hielten während den Mahlzeiten die Thüren
beschlossen; das aber ward bald als eine Anzeige ange-
sehen, daß wider das Verbott gehandelt werde. Da die
Catholischen Einwohner des Fleckens, die Geistlichkeit aus-
genommen, sich bey diesem allem gleichgültig betrugen,
so fand der Landvogt, durch den Vorfall mit Beccaria
gewarnt, nicht für gut, etwas eigenmächtig zu verfügen;
er zauderte indessen ziemlich lange, endlich schrieb er des-
wegen an die VII Orte, und begehrte Verhaltungsbefehle.
Die Antwort war: Er solle Ernst brauchen, und sich
durch keinen Widerspruch hindern lassen. Er fieng da-
1550 mit an, daß er einen Mönch zum Prediger bestellte, und
im Nammen der sieben Catholischen Stände einen Befehl
ausgehen liesse, jedermann sollte die Predigten des Mön-
chen fleißig besuchen, sich dessen Lehre nicht widersezen,
und widrigen Falls einer schweren Strafe gewärtig seyn.
Das Volk hörte den Prediger einmal an, allein sein
Vortrag war so wenig einnehmend, daß, als er das
zweyte mal wieder die Kanzel betrat, die Kirche beynahe
leer war. Es erschien ein neuer Befehl, durch welchen
bey 50 Kronen gebotten ward, die Predigt zu besuchen:
Dem Mandat widersprach die ganze Gemeinde. Der
Landvogt wollte solches gehalten wissen; da er aber eine

unschickliche Wahl getroffen, der Mönch bey keiner Parthey beliebt war, und auch unter den Catholischen nur wenige einzelne Zuhörer fand, so wagte jener es nicht, die Strafe einzuziehen.

In dieser Zeit zerfiel der Landvogt mit den Hohheiten wegen eines Confiscations-Urtheil, und machte sich durch eine eigennützige Forderung so verhaßt, daß er einen Theil seines Ansehens dabey einbüßte. Er hatte nemlich die Güter eines Todschlägers für 600 Kronen verkaufen lassen, von welcher Summ zwey drittheile der Kammer und ein drittheil dem Landvogt zufallen sollte. Mitleiden mit der schwangern Frau des Todschlägers, und sieben kleinen Kindern, Wahrscheinlichkeit daß der Todschlag nicht vorsätzlich geschehen, und Gewißheit, daß der Todte der angreifende Theil gewesen, bewog den Syndicat das Urtheil dahin zu mildern, daß von dem verkauften Gut nur 200 Kronen der Kammer heimfallen, und die übrigen 400 der Frau und den Kindern zurückfallen sollten. Der Landvogt war mit dieser Milderung sehr übel zufrieden; er forderte 200 Kronen für sich, und beschäftigte sich mit diesem Gesuche so gänzlich, daß er die Protestanten darüber auf einige Zeit vergaß. Allein die Catholischen Orte erinnerten ihn darüber zu wachen, daß den Neuerungen in Religions-Sachen gesteurt, und das Fleichessen an verbottenen Tagen gestraft werde. Der Landvogt ward dadurch wieder in Thätigkeit gesezt. Er bestellte Kundschafter, welche ihm die laideten, so die Festtage nicht beobachteten, und legte Geldbussen auf, die er genau bezog. Da dieß den Evangelischen beschwerlich ward, und sie noch druckendere Einschränkungen besorgten, wandten sie sich schriftlich an den obersten Pfarrer Bullinger in Zürich, und baten ihn, für sie bey der hohen Obrigkeit Schutz, und wenn es möglich freye Religions-Uebung auszuwirken; und da die grössere Zahl der Bewohner des Fleckens sich nun zu der Evangelischen Lehre bekannten, so war ihr Wunsch die Erlaubniß zu haben, eine Capelle zu

bauen, falls man von Catholischer Seite, ihnen keine von den schon vorhandenen einräumen wollte: überhaupt begehrten sie Anleitung, wie sie sich zuverhalten hätten.

Bullinger theilte den Innhalt dieses Schreibens den Standeshäuptern mit, die dieses Anliegen vor Rath brachten. Von dieser Stelle ward den Syndicatoren, die bald 1551 in diese Vogteyen reisen sollten, aufgetragen, auf dem Tag zu Lugano mit den Gesandten der übrigen Evangelischen Stände sich zu berathen, wie den Locarnen zu helfen sey? Vereint mit diesen sollten sie ihr bestes thun, daß denen, so wegen Fleischessens um eine Busse angelegt worden, solche nachgelassen werde. Die Gesandten fanden den Landvogt so sehr gegen die Evangelischen aufgebracht, und die Botten der VII Catholischen Orten in dem Grade jeder Neuerung entgegen, daß sie es bey dem Rath mußten bewenden lassen, „sie sollten sich leiden und „still halten, besonders da jetzt der Landvogt abgeändert, „und ein Reformierter an dessen Stell komme, unter „welchem sie Schirm, und mehr Freyheit hoffen könn„ten." Die Locarner verhiessen, diesem Rath zu folgen bathen aber dringend sich ihrer anzunehmen.

Auf den Tag zu Baden, der noch in gleichem Jahr gehalten ward, erhielt der Bott von Zürich, Burgermeister Haab, in Instruction, sich zu beklagen, daß auf dem Syndicat ennert dem Gebirg, einseitige Verfügungen von den sieben Orten zu Unterdrückung der Evangelischen Lehre gemacht worden. Diesem Befehl gemäß stellte er mit Sanfmuth die unangenehmen Folgen eines solchen Verfahrens vor. Die Catholischen Stände hingegen behaupteten, da alles mit Mehrheit der Stimmen geschehen, so seye das Geschäft in Ordnung; sie wollten sich auch nicht weiter einlassen.

1552 Jene Vorstellungen hatten auch so wenig Wirkung, daß im folgenden Jahr der Syndicat zu Lugano ein Mandat ausgehen liesse, dem zufolge bey 10 Kronen Straf, dem Landvogt alle lutherischen Bücher, nebst allen Druckschriften und Handschriften, welche etwas wider die katholische

Religion enthielten, sollten eingeliefert werden. Der Gesandte von Zürich Marx Escher protestirte vergebens dawider; kaum konnte er erhalten, daß seine Protestation in dem Abscheid eingetragen ward.

Nicht nur blieb es dabey, daß alle wegen Fleischessen angeklagte, sie mochten solches gestehen oder nicht, gestraft wurden, sonder der Landvogt mußte auf Befehl der Sieben Orten etliche Evangelische Locarner banisieren: da sie gemeine Leute waren, so dachte man, das werde wenig Aufsehen machen, und gleichwol die vermöglichern schrecken. Allein die Gemeinde, die jezt noch ein gleiches Intresse hatte, wandte sich abermal an Zürich, und begehrte Schutz. Zürich gab den auf dem Tag sich befindenden Gesandten den Auftrag, mit den Gesandten der Ständen von Bern, Basel und Schafhausen deswegen zureden, und den VII Orten gemeinschaftlich anzuzeigen, daß man dergleichen Strafurtheile nicht leiden könne; und sollten sie die Aufhebung derselben fordern. Falls die Gesandten der drey übrigen Städte keinen Anzug darüber zuthun befehligt wären, sollten die Botten von Zürich solchen gleichwol im Namen ihrer Herren machen; die gleiche Instruktion ward auch den Gesandten auf die kurz darauf folgende Jahrrechnung zu Baden gegeben; da aber die Botten der anderen Evangelischen Städten, über diese Sache keine Verhaltungsbefehle mitbrachten, gieng alles langsam, und durch die einseitige Ahndung der Gesandten von Zürich liessen sich die sieben Orte nicht irre machen; die Befehle, keine Neuerungen in Religionssachen zu dulden, wurden vielmehr verschärft, und der Landvogt mußte mit Vollziehung derselben fortfahren und die Fehlbaren büssen.

Beccaria, der vorzüglich beobabachtet war, bekam um diese Zeit einen Wink, er sey seines Lebens nicht sicher; allein er verachtete die Gefahr; aber seinen Freunden und Anhängern war desto mehr bange für ihn. Durch Gründe und Bitten ließ er sich endlich bewegen, sich auf einige Zeit von Locarno zu entfernen; er gieng ins nahe Miso-

xerthal. Der damalige Landvogt, obschon er Evangelisch war, ließ auf Befehl der VII Orten die Bann-Sentenz ergehen. Die Evangelischen wurden dadurch gebeugt, aber sie blieben ruhig; hielten ihre Zusammenkünfte geheimer, und die Predigten wurden durch den aus Bündten berühmten Prediger nur in den Häusern des Orelli, Muralto oder Dunus und zu abgeänderten Zeiten gehalten, weil die Regierung bis dahin noch Schonung gegen die Angesehensten unter den Protestanten gezeigt hatte.

Da die Besuchung der gottesdienstlichen Versammlungen dennoch mit Gefahr begleitet war, so daß die Evangelischen es nicht wagten, ihre Kinder zu solchen mitzunehmen, und da besonders durch Beccaria's Entfernung der Unterricht der Jugend unterbrochen ward, so wurden so viele Kinder als er zu beherbergen wußte, ihm in das Misoxerthal in die Kost gesandt.

Durch Wachsamkeit der Regierung, harte Strafen, und Drohungen noch schärfer zu verfahren, wurden indessen etliche Locarner, die der Evangelischen Lehre günstig gewesen, und des Beccaria Predigten einigemal beygewohnt, ohne jedoch sich öffentlich als seine Anhänger zu bekennen so geschreckt, daß sie bey dem Landvogt die Bitte einlegten, sie nicht mit den Evangelischen zu vermischen, sondern als gute Catholische Christen zu halten. Der Landvogt behandelte sie freundlich und ließ ihr Fürgeben bey seinem Werth oder Unwerth gelten. Unter der Hand bekamen diese Leute einen Wink, wenn es Ihnen mit ihrem Bekenntniß Ernst und um Straflosigkeit zuthun wäre, so sollten sie sich mit anderen unverdächtigen Catholischen, selbst an die VII Orte wenden, und Ihnen eine Erklärung ihrer Gesinnungen in einem demüthigen Schreiben übergeben. Das werden die Cantonen die besonderm Wolgefallen aufnehmen. Es wurden deßwegen von diesen Personen heimliche Versammluugen gehalten, und in selbigen beschlossen, den erhaltenen Wink mit befolgen. Ob sie gleich den weniger zahlreichen, und in allen Rücksichten den unbeträchtlichsten Theil der Einwoh-

ner von Locarno ausmachten, so sandten sie doch im Namen der ganzen Gemeinde, ohne daß die weitgrößere Anzahl der übrigen ein Wort davon wußte, durch eigens dazu abgeordnete, folgenden Brief an die VII Orte: Weil solcher Anlaß zu bittern Streitigkeiten unter den Cantonen gab, so setzen wir denselben hier bey:

„Wir der Consul, Rath, Bürger, Landleut und „Hintersässen, Edel und Unedel, auch alle Einwohner „Geistlich und Weltlich der Flecken, Dörferen, Gemeinden, und Kirchhörenen in der Herrschaft, Bürgerschaft, und Landschaft zu Locarno, gemeinlich und „sonderlich, bekennen, verjähen, und thun kund männiglich mit Einigkeit in den Sachen des Christlichen „Glaubens, die wahre Religion und der Seelen Seligkeit „berührende, vor Augen schwebt, darum bisher viel „Krieg, Kummer und Unrath gefolget, und fürbas „einreissen und entspringen möchte, und dieweil sich denn „bey uns auch etwas Spanns, und Ungehorsam durch „etliche Personen verlaufen, der alten wahren Religion „zuwider als mit Fleischessen an den Tagen, so nicht „gewöhnlich ist, derhalben wir besorgt unseren gnädigen „Herren von den Sieben Orten zuwider seyn, haben wir „unsere Bottschaft zu Ihnen geschickt, daß uns solches „in reuen, Leid, und Bitten demüthig eine ganze Gemeind solches nicht entgelten zu lassen; dann sie des „Willens Sinns, und Gemüthssinns, den alten wahren „christlichen Glauben, so sie von ihren Altfordern erlernt „zuhaben und zuhalten, darinn auch abzusterben: derhalben unser die bemeldten Herren und Obern von den „Sieben Orten, von uns gschriftlichen Schein unserer „Ehrenbietung darum begehrten, den wir Ihnen „auch bewilligt zugaben, wie hernach steht: dadurch wir „bewegt worden, hierin mit Ernst in unsre Landschaft „Fürsehung zuthun und solchen gebürlichen und verderblichen Schaden, und Zweyspalt vorzuseyn, uns selbs „und unseren Nachkommenden solcher Sachen halb, in „christlicher Einigkeit, Fried, Ruh, und Wolfahrt zu

„ erhalten, und hiemit zuverhüten, Elend, Jammer und
„ Zerstörung, Brüder-und nachbaurlicher Liebe, so durch
„ Zweytracht im Glauben unter uns einwurzlen wurd,
„ wie leider an anderen Orten auch beschehen. Und da-
„ rum, so haben wir all einhelliglich und gemeinlich,
„ samint und sunders aus freyem, eignen anmuthigen
„ Willen, mit guter Conscienz und Vorbetrachtung, vor-
„ ab Gott dem Allmächtigen, seiner lieben Mutter Magd
„ Maria und allem himmlischen Heer, zu Lob, und auch
„ die Pflanzung, Handhabung und Festigung christenlicher
„ Liebe und Glaubens, brüderlicher und nachbauerlicher
„ Liebe, Treu, und Sinns hie in Zeit, auch zu Nutz,
„ Heil und Trost uns und unserer Nachkommen ist und
„ hernach zu allen Zeiten, bey dem alten währen und un-
„ gezweifelten christlich catholischen Glauben und Reli-
„ gion, wie die heilig Christlich und Römisch Kirch bis-
„ her gehalten und geglaubt, von unsren Vätern und
„ Voreltern an uns hergebracht und gewachsen, festiglich,
„ steif und ewig zubleiben und nimmer davon zu weichen,
„ und namentlich mit ausgedruckten lauteren Worten zu-
„ glauben und zu halten die h. sieben Sacrament, und
„ die h. Meß, und alle h. Aemter, die sieben Zeit-Gebätt,
„ Fürbitt, der auserwählten Gottesheiligen Bittung und
„ Nachthuung für die Seelen, Vigilien, Seelgrett, die
„ Beicht, Empfahung des zarten wahren Fronleichnams
„ unsers Herren Jesu Christi, die gebanneten Feyrfeste,
„ die Meidung etlicher verbottenen Speisen zu etlichen
„ Tagen und Zeiten noch altem Herkommen, die Kilchen-
„ Zierden, auch alle und jede Ceremonien, Kilchen-
„ brauch, Satzungen, Pflicht, Ordnungen, Gewohnheit,
„ Herkommenheit, wie die im Leben und im Tod bisher
„ von der Christlichen, Römischen Kilchen gebraucht, sie
„ seyen hierinnen benennt oder unbenennt, nichts gesunde-
„ ret oder ausgedingt; und namlichen Weis, Maaß und
„ Gestalt, wie unsere Gnädige Herren und Oberen der
„ mehrtheil Orten und Namen, Lucern, Uri, Schwyz,
„ Unterwalden, Zug, Fryburg, und Solothurn, dieses

„gegenwärtiger Zeit, in Städten und Landen halten
„und brauchen, und soll auch niemand under uns einichen
„Articul diese alte Religion betreffende, dawider lehren,
„arguiren, noch disputieren, in einichen Weg weder wi-
„dersprechen noch darwider thun mit Worten noch mit
„Werken, heimlich noch offentlich in kein Weg. Wir
„haben auch gemeinlich und sonderlich einander verspro-
„chen und zugesagt, alles das so obstaht treulich zu halten
„und zu erstatten; denn wir dadurch vertrauen und glau-
„ben, festiglich hoffen, Gott dem Allmächtigen, und
„allem himmlischen Heer Wolgefälligkeit zuthun und zu-
„handlen, und als wahre Christgläubige Menschen,
„durch solchen Glauben unser Seelen Seligkeit zuerlan-
„gen; Lobend und versprechend bey unsern Ehren, Treu,
„Wahrheit und Glauben, solchem nachzukommen, und
„genug zuthun, jetz und hernach, und ob einich oder
„mehr Personen samt und sonders harwider handlen und
„thun würden, davor Gott seye, der und dieselben sollen
„gestraft werden, in gleicher Form und Gestalt, wie die
„unseren obgemeldten Gnädigen Herren von den Sieben
„Orten der alten Religion, in ihren Städten und Lan-
„den auch strafen, um jegliche Uebertrettung und That;
„und ob sich fügte, daß über kurz oder lang ein allgemein
„Christlich Concilium gehalten wurd, was damalen da
„erkannt und geordnet wird, dem wollen wir jederzeit ge-
„horsamlichst nachkommen und Statt thun; und des zu
„ewigem, wahrem vesten Urkund, und bekräftigen aller
„obgemeldten Sachen, so haben wir unsere gemeine In-
„siegel für uns und unsere Nachkommenden offentlich an
„diesen Brief gehenkt, der geben ist von dem Flecken und
„Gemeind Locarno auf den 10 Weinmonat nach Christi
„Geburt gezählt 1552 Jahr."

Wahrscheinlich untersuchten die VII Orte nicht genau ob dieser Brief mit Vorwissen und Einwilligung des grössern Theils der Einwohner von Locarno geschrieben worden. Sie nehmen solchen nach dem buchstäblichen Inhalt, als wenn er wirklich die Gesinnungen aller Bür-

ger und Landleute, Edler und Unedler enthielte, und handelten darnach, obschon sie zu gleicher Zeit diesen Brief und die Bottschaft so geheim hielten, daß weder die Evangelischen Cantone, noch die Evangelischen Locarner nichts davon erfahren hatten.

Als noch zu End des Jahrs den VII Orten angezeigt ward, daß dem im vergangenen Jahr ergangenen Edict, die verbottenen Bücher einzuliefern, keine Folge geleistet worden, und daß der aus der Herrschaft verwiesene Beccaria, sich zu Misox im Graubund gesezt, wo er, wie die Rede gehe, ein Weib genommen, und wieder Schule halte, in welche etliche Locarner ihre Kinder senden, und solche bey ihm in die Kost geben, ward dem Landvogt im Anfang des Jahrs 1553 befohlen, durch einen Ruf zu publicieren, ihm bey 10 Kronen Buß in Zeit von zehen Tagen die verbottenen Bücher zu zustellen; und wer solche hinterhalten würde; sollte ohne Ansehen der Person an Leib und Gut gestraft werden. Ferner sollte der Landvogt allen denen, die Kinder zu Misox in der Kost haben, gebieten, dieselben in Monats-Frist zurückzunehmen, unter Androhung schwerer Straf und Ungnad.

1553

Noch vor der Fasten publicierte hienächst der Landschreiber Jualter Stoll von Uri, (vermuthlich in Abwesenheit des Landvogts) im Namen der Sieben Catholischen Orten ein neues Mandat, in dessen Eingang die Verschreibung der Locarner in folgenden Worten Meldung geschieht: „Weilen den Hochgeachten, Wolweisen meinen Gnädigen Herren der VII Orten, benänntlich Luzern, Uri, Schweiz, Unterwalden, Zug, Fryburg, und Solothurn, in gutem Angedenken das Versprechen einer Communität zu Locarno, zu verbleiben in dem wahren altcatholischen Christlichen Glauben, wie er geübt wird in den Städten und Ländern gedachter VII Orten, und von demselben nit zu weichen bey derjenigen Straf so heiter angedingt in dem offentlichen Instrument und Verschreibung, welche unter gemeinem

1553

„ Insigel der Communität in Hochgemeldter Handen, als
„ wird in dero Namen " rc. rc. In diesem Mandat wird
jedermann bey schwerer Straf und Ahndung gebotten,
„ sich während der Fasten alles Fleischessen zuenthalten,
„ die Kirchen fleißig zu besuchen, zu Beichte und Commu-
„ nion ein jeglicher in seine Pfarrkirche zu gehen; und solle
„ ein jeder Priester bey Verlurst seines Diensts ein Ver-
„ zeichniß der Personen halten, welche bey ihm gebeichtet;
„ wer die Beicht unterlaßt, soll an Leib und Gut gestraft
„ werden, wer ohne Beicht stirbt, soll nicht in geweihter
„ Erde begraben werden, auch kleine Kinder nicht, wenn
„ sie nicht von Catholischen getauft worden." Der Erz-
priester wird am Ende besonders ermahnet, auf die Unge-
horsame Acht zugeben, und solche der Regierung anzu-
zeigen.

So von den VII Catholischen Ständen aufgefordert, legte der Landvogt willkürlich den Evangelischen Locarnern Geldstrafen auf, die bisdahin zwar meist ärmere Bürger trafen, aber richtig abgeführt wurden, weil die vermögli-chen für sie bezahlten; und um zubeweisen, daß es den Ständen Ernst seye, ohne Ansehen der Person zustrafen, so verbannte der Landvogt einen Mann aus der angesehe-nern Claß des Fleckens, der zwar von Geburt ein Frem-der war, aber das Landrecht mit Bewilligung der Stän-den erlangt, und also wie ein Eingebohrner angesehen ward. Er hieß Anton Maria Besozo, und war des Mar-graffen von Messara Hofmeister, wohnte aber schon lange mit Weib und Kind in seinem eignen Haus zu Locarno. Dem Margraff war dieses Urtheil empfindlich; er schrieb an den Syndicat nach Lugano „ Man möchte den Besozo
„ zu Locarno wohnen lassen, und ihm erlauben, sich auf
„ dem nächsten Tag zu Baden zu verantworten: Hätte
„ solcher Uebelthaten begangen, so wollte auch der Mar-
„ graff ihn noch strafen." Dieses Schreiben hatte die Wirkung, daß dem Landvogt befohlen ward, des Besoza Weib und Kinder, als der Ketzerischen Lehre ergebne gleich-falls zu verweisen: „ In Monatfrist sollen sie das Land

„räumen, und würden sie darinn gefunden, an Leib und
„Gut gestraft werden, und wenn der Landvogt ihrer
„schonte, solle er selbst seiner Herren und Oberen Straf
„erfahren." Aus der Folgsamkeit des Landvogts zu-
schliessen, scheint dieser Anhang nicht um seinetwillen ge-
macht zu seyn, sondern vielmehr den Evangelischen zu sa-
gen, daß sie keine Schonung hoffen dürften.

Wirklich waren sie über die immer verschärften Man-
date, über die harten Strafen des Landvogts, und be-
sonders über die Verweisung des Besozo und seiner Fa-
mille sehr betretten, nirgends sahen sie Erleichtrung ihrer
Lage, wenn sie nicht nachdrücklichen Schutz von den Evan-
gelischen Ständen erlangten, so blieb ihnen keine andere
Wahl, als ihre Religion zu verläugnen oder dem Be-
kenntniß ihres Glaubens, ihr Vaterland, ihre Güter,
vielleicht das Leben selbst aufzuopfern.

Unter diesen drückenden Umständen traten die angese-
hensten unter ihnen zusammen, und beschlossen sich im
Namen aller Evangelischen an die reformierte Cantonen zu
wenden, und sie um thätige Unterstützung, und Duldung
ihres Glaubens zu bitten; daß eine solche Bitte gute Wir-
kung haben werde, dazu hatten ihnen auf dem Syndicat
die Gesandten von Zürich und Bern Hofnung gemacht.

Weil alle welche sich zu der neuen Lehre bekennten,
oder derselben verdächtig waren, genau beobachtet wur-
den, so getrauten sich die Evangelischen nicht, ihre Bitten
durch Abgeordnete an die VII Städte gelangen zulassen,
sie begnügten sich, solches durch vier Schreiben zuthun,
die an Zürich, Bern, Basel, und Schaffhausen gerichtet
waren; diese enthalten eine umständliche Erzählung alles
dessen, was im Lauf des lezteren Jahrs zur Unterdrückung
ihrer Lehre unternommen worden, ihr Leidendes Verhal-
ten dabey, auf die Hoffnung gestüzt, unter der Regierung
eines Evangelischen Landvogts mehrere Freyheit und Si-
cherheit zufinden, die aber durch die landesherrlichen Man-
date im Namen der VII Catholischen Stände publiciert,
ganz vernichtet worden „deswegen (heißt es in den

„ Schreiben) da Gott Euch in diesem irrdischen Leben
„ nebst den hohen VII Catholischen Ständen uns zu Ober-
„ herren, im Glauben aber zu Brüderen gemacht, so
„ haben wir unsre Pflicht zu seyn erachtet, in gegenwär-
„ tigen Aengsten und Nöthen, in denen wir allein um der
„ heiligen Religion willen begriffen, unsere Zuflucht zu
„ Euch zunehmen, um Hilf, Rath und Trost anzuhalten,
„ auch in das Künftige Euch UggHerren Bericht zuerthei-
„ len, von allem was sich mit uns zutragen möcht, da-
„ mit Ihr Unser Gnädige Herren und Väter daraus
„ erkennet, daß wir den Eid der Treu, welchen unsere
„ Väter den sämmtlichen XII Orten der Löbl. Eidgnos-
„ schaft geleistet, auch an Euch treulich zuhalten gesinnet.
„ Endlich auch so es Gott gefallen möchte, uns mit der
„ Todesstraf, oder Verweisung des Landes, und Verlurst
„ unserer Haab und Gut heimzusuchen, und um seines
„ heiligen Worts willen leiden zulassen, wir den Trost
„ haben können, daß wir keine Mittel, welche zu unserer
„ Erhaltung dienen mögen, versäumt. Von deßwegen
„ Großmächtige Herren! Wenn Euch der allmächtig Gott
„ Mittel an die Hand giebt, (aber ohne Abbruch gemei-
„ nen Friedens und Wohlstands) uns von dem Joch und
„ der Dienstbarkeit, die uns hart drücken, zuerlösen, so
„ flehen wir Euch demüthig an, solche zum Trost und
„ Erquickung unsrer Gemeinde, und zur Ehre der Kir-
„ chen Christi zugebrauchen."

Dunus schrieb zugleich an den Obersten Pfarrer Bul-
linger: Sein Brief enthält ebenfalls eine umständliche
Beschreibung der Evangelischen Locarner Gemeinde, er
giebt die Anzahl ihrer Mitglieder auf 270 an, und bittet
ihn und alle Kirchendiener in Zürich, sich ihrer gedrückten
Glaubensbrüder, um Jesu und seiner Lehre willen mit
Bruderliebe anzunehmen, und sich für sie auch bey den
übrigen Evangelischen Cantonen zu verwenden.

Diese dringenden Bitten der Locarner bewogen die
Evangelischen Stände, ihre Gesandten auf den im Wein-
monat zuhaltenden Tag zu Baden dahin zu instruieren,

den Catholischen Cantonen zu erklären, daß Sie derselben einseitiges Verfahren gegen ihre Glaubensgenossen zu Locarno nicht länger dulden können; daß die Landesverweisungen und andere Strafen, die ohne Vorwissen sammtlicher regierenden Orten verfügt werden, den Landesherrlichen Rechten sowohl, als dem Lands-Frieden entgegen seyen; daneben sollten sie trachten, durch freundschaftliche Vorstellungen die Freyheiten des Lands-Friedens für die Locarner, von den VII Orten zu erhalten, wenigstens bis auf nähere Untersuchung, zu welcher ihre Herren gern Hand geben würden, wenn solche von den Catholischen Ständen begehrt würde: Ferner sollten sie anzeigen: daß wenn die Locarner in Dingen, welche nicht die Religion betreffen gefehlt hätten, so wollen die Städte sie nach Verdienen mit den mitregierenden Cantonen helfen strafen. Die Instruction der 4 Städten war gleichlautend.

Von Zürich wurden als Botten nach Baden gesandt, Bürgermeister Haab, und Stadtschreiber Johann Escher. Bessere Verfechter hätten die gedruckten Locarner nicht wünschen können: Beyde waren warme und überzeugte Verehrer der reformierten Lehre, und Bullingers Freunde, besonders Escher lebte vertraut mit ihm. Haab war ein verständiger, gerader Mann, dem sein Vaterland theuer, und die Ehre und Rechte des Staats heilig waren. In diesen Eigenschaften gab ihm Escher nichts nach und neben dem, daß er in dem ausgedehntesten Sinn ein wahrer Patriot und vester Mann war, besaß er die Gabe einer natürlichen Beredsamkeit, und gelehrte Kenntnisse. Als Seckelmeister des Staats hatte er sich einen allgemeinen und auch verdienten Credit erworben. Zu den Unterhandlungen mit Königen und Fürsten ward er vorzüglich gewählt: der weite Umfang seiner politischen Kenntnissen, und der Lage der Schweitzerischen und auswärtigen Verhältnissen, waren der Grund, daß ihm (ganz gegen die Uebung der

späte-

spåteren Zeiten) nachdem er schon Seckelmeister gewesen, die Stadtschreiberstell aufgetragen worden.

Eschers Vater, der zu Novarra unter den Schweizerischen Völkern gedient, hatte beyde Orelli persönlich gekannt, und auf seine Empfehlung hatte der Sohn, dem Aloysius bey seinem Aufenthalt in Zürich viele Freundschaft bewiesen. Rückerinnerung an einen Jugend-Freund wirkt lange nachher bey allen Vorfällen zu seinem Vortheil, und da besonders, wenn er um einer guten Sache willen in Widerwärtigkeiten geräth. Escher war eifrig seine eigne Religion um ihrer selbst willen in der Locarner Angelegenheit zu vertheidigen, und den Personen wollte er wohl, aus Liebe für seinen Jugendgesellschafter. So gestimmt waren die Zürcherischen Vertheidiger der Lokarner auf dem Tag zu Baden.

Die Gesandten der IV Evangelischen Ständen fiengen damit an, daß sie gemeinschaftliche Maaßregeln nahmen, wie sie den Auftrag ihrer Obern vollziehen wollten: Sie fanden gut, die Gesinnungen des Gesandten von reformiert Glarus zu vernehmen: Escher redte mit ihm: Jener hatte keine Instruction, und wollte sich auch in einen so kizlichten Handel ohne besondern Befehl seiner Oberen nicht einlassen, wohl aber zum Frieden reden. Die wenige Theilnahme des Botten von Glarus schrekte die andern Evangelischen nicht ab; sie beschlossen ihren Auftrag vor der ganzen Seßion anzubringen, ohne vorher jemand besonders darüber zu berichten, und sie thaten es mit dem Eifer, aber zugleich mit der Eidgnößischen Freundlichkeit, die ihnen von ihren Oberen empfohlen worden; Aber es ward ihnen nicht freundlich geantwortet: Die Botten der VII Orten behaupteten: Der Landes-Frieden gehe die Ennetbirgische Herrschaften nichts an, Sie haben also nicht gegen die Eidgnößische Verträge gehandelt; denn wo das Mehr für den alten Glauben sey, da können die Städte, die, so den neuen Glauben annehmen, nicht schirmen; Sie hoffen doch, es

solle ein Mehr ein Mehr bleiben, in Glaubenssachen so gut als in Civilgeschäften; und was den Locarnern wegen Ungehorsame an Bußen und Strafen aufgelegt worden, seye offenbar nach der Mehrheit der Stimmen geschehen; sie werden sich dawider nichts einreden lassen, und ihre Rechte wohl zu behaupten wissen.

Die Evangelischen Gesandten bewiesen aus dem Landesfrieden, daß durch solchen das Mehr in Glaubenssachen klar ausgenohmen seye, weil es laut demselben jedem frey stehe, bey dem alten Glauben zu bleiben, oder davon abzustehen u. s. f.

Die Erörtungen wurden weitläufig, und der Widerspruch endlich hizig, und eben in unbedachter Hize sagte ein Gesandter. „Was braucht's viel über den Lands„frieden zu argumentieren? Wir haben Fug und Macht „die Ungehorsamen Locorner zu strafen, darüber haben „wir von Ihnen Brief und Siegel." Dieß verstuhnden die Evangelischen Gesandten gar nicht, weil Ihnen sowohl, als ihren Obern, diese Brief und Siegel ein Geheimniß waren. Sie forderten Erläuterung; mehrere Gesandte schienen über die Rede des Gesandten mißvergnügt; dieser stockte, und die Evangelischen konnten nichts weiters erfahren, als daß die Catholischen Stände von den Locarnern Brief nnd Siegel haben, welche sie begwältigen, die Fehlbaren nach Gutbefinden zu strafen: Ob unter Fehlbaren nur die verstanden wären, welche die Reformierte Religion angenommen, oder ob das Wort einen ausgedähnteren Sinn habe? darüber konnten sie keinen bestimmten Bescheid erhalten.

Indessen, daß zu Baden wegen den Locarnern heftig gestritten wurde, erschien zu Zürich der verwiesene Anton Maria Besozo mit einem Empfehlungsschreiben des Margraffen von Mesvara, und bat um sicheres Geleit, sich vor den zu Baden versammelten Gesandten zu verantworten, um Fürsprache von Seiten der Evangelischen Ständen, und um Erlaubniß in der Stadt zu wohnen, bis der Syndicat oder die zwölf Orte, seine Aufführung

untersucht hätten; lezteres ward bewilligt, weil aber Zürich durch seine Gesandten von der Lage der Sachen zu Baden berichtet war, und man besorgte, Besozo könnte daselbst leicht nach den Behauptungen des Mehrs gefangen gesetzt werden, so ward ihm gerathen für einmal sich nicht persönlich zu Baden zu stellen, die Gesandten aber bekamen Befehl, sich dieses Manns anzunehmen, und auf eine gesetzmäßige Untersuchung seinetwegen vor gesammten Orten zu dringen. So vergeblich bisdahin die Bemühungen der Evangelischen Gesandten zum Besten der Lokarner gewesen, und so wenig Anschein zum Nachgeben von Seite der VII Orten war, so brachten dennoch die Gesandten von Zürich, unterstützt von denen von Bern, Basel, und Schaffhausen, auch diesen Specialfall klagweis für die Seßion: Das war Oel in Feur gegossen; es fielen auf's neue bittere Vorwürfe von beyden Theilen, und die Evangelischen Gesandten hatten die Kränkung, daß in ihrer Gegenwart, und ohne Achtung auf ihre Protestation, das Urtheil über Besozo und seine Familie bekräftigt wurde.

Da nun aller Anschein zu einem Vergleich verschwunden war, und beyde Theile je länger je unzufriedner wurden, ward die Tagsazung geendet, mit der Abrede „Alle Botten sollten die Verhandlungen ihren Obern „heimbringen, die das weitere zu verfügen wohl wissen „würden.“

Noch ehe die Gesandten der VII Orten von Baden verreisten, schrieben sie in in ihrer Oberen Namen einen drohenden Brief nach Locarno, des Inhalts:

„Weil einige aus ihnen immer in ihrem unchristlichen „Wesen verharren, nicht zur h. Messe gehen, die Sieben „Zeiten nicht halten, und an verbottenen Tagen Fleisch „essen, welches jeder Christenseele ein Abscheu sey, so „wollen sie deswegen eine eigne Bottschaft nach Locarno „senden, und sie so strafen, daß sie empfinden, daß sie „Unrecht thun, und sich fürhin dem Gehorsam wohl fügen

„ werden." Der damalige Landvogt zu Baden, Heinrich Sproß des Raths zu Zürich, gab der Zumuthung nach, diesen Brief mit seinem Insiegel zu besiegeln, als wenn er auf einmüthigen Befehl aller zwölf Cantonen geschrieben wäre, und achtete nicht auf die Einrede der Evangelischen Botten. Die VII Orte nahmen ihm diese Schwäche sehr übel, und Zürich gab ihm darüber einen scharfen Verweis; Sproß entschuldigte sich mit dem Mehr der Stimmen. So war der Anfang, als die IV Evangelische Orte ihre Glaubensgenossen von Locarno offentlich gegen die VII Catholischen Orte in Schutz nahmen, und denselben, wo nicht ganz freye, doch geduldete Religionsübung bewirken wollten: Ermunternd und trostreich war dieser Schutz allerdings den Locarnern; aber bisdahin hatte sich dadurch ihre Lage in Nichts verbessert, und in banger Erwartung wie weit die VII Orte ihre Drohungen erfüllen würden? traten sie das 1554 Jahr an. Ein schwacher Strahl von Hoffnung belebte sie, weil in diesem Jahr ein Vogt von Zürich an die Regierung kam, von dem sie erwarten dürften, er werde Mittel finden, die Strenge der gegen sie ausgegangenen Mandaten zu hindern. Wahrscheinlich verliessen sich auch Orelli und Giovann von Muralto auf die baldige Ankunft des neuen Vogts. Beyde hatten nemlich Söhne bey Beccaria an der Kost; der für die Zurückberufung der Kostgänger vestgesezte Zeitraum, war verflossen: der bald abgehende Landvogt forderte sie zur Rechenschaft: Sie gestuhnden freymüthig ihre Anhänglichkeit an die Reformierte Lehre, fügten aber bey, daß dies nicht der einzige Grund sey, um deßwillen sie ihre Söhne dem Beccaria übergeben, denen sie gänzliche Freyheit lassen ihre Religion selbs zuwählen, sonder dessen bekannte grosse Talente im Unterricht aller Wissenschaft, und der Mangel an dergleichen Lehreren zu Locarno; da nun der Unterricht bald zu Ende seye, so bitten sie die Zurückberufung ihrer Söhnen auf einige Zeit verlängern zu dörfen. Diese oder andere Gründe fand der Landvogt für seine Person annehmlich: jedoch ermahnete

er sie den ernsten Befehl der Hoheit zubeherzigen, drang übrigens nicht weiter auf die Zurückberufung der Söhnen: sie blieben im Misoxerthal, und die Väter wurden deswegen nicht wieder aufgefordert, obschon der Landvogt fortfuhr, Strafen von denen zu beziehen, so wegen des abscheulichen Fleischessens im Verdacht waren. 1554

Der Bericht der Botten von dem was zu Baden vorgefallen, machte bey ihrer Heimkunft den IV Evangelischen Ständen viele Mühe: die Locarner, so gänzlich der Willkühr der Catholischen Orten zu überlassen, erlaubte Religion, Ehre, und Sorge für die landsherrliche Rechte nicht: Ernsthaftere Maaßregeln zunehmen, wenn durch gütliche Verhandlungen nichts auszurichten seyn würde, und so Eintracht und Frieden zustöhren, und vielleicht das Wohl der ganzen Schweitz auf die Wage zusetzen, war, ohne durch die äusserste Noth gezwungen zu seyn, ein Schritt, den die IV Städte herzlich gern ausweichen wollten; aber kein Stand wollte oder wußte, einzeln etwas ersprießliches vorzuschlagen: In dieser Verlegenheit trug Zürich eine Zusammenkunft zu Arau zwischen den Evangelischen Ständen an, um kalt und gemeinschaftlich zu berathen, wie man sich gegen die VII Ort zu verhalten habe. Die Tagsatzung ward angenommen, und auf den 8 May 1554 ausgeschrieben. Reformiert Glarus ward über diese Zusammenkunft berichtet, ohne förmlich dazu aufgefordert zu werden; es dankte für die Mittheilung, und entschuldigte sein Ausbleiben durch seine Verhältnisse gegen Catholisch Glarus.

Die Briefe und Siegel, welche die Locarner den VII Orten sollten zugestellt haben, lagen den Evangelischen besonders im Sinn; und da sie ausser einer unwillkührlich entfahrnen Anzeige, von dem Inhalt selbst nichts bestimmtes wußten, so machte eben diese Unwissenheit sie besorgen, die Briefe möchten gar Sachen enthalten, die für sie selbst und ihre Rechte eben sowol gefährlich seyn konnten als für die Evangelischen Locarner: Es ward also Zürich aufgetragen, in der Zwischenzeit bis zu der Zusammenkunft in

Arau „ Nach dieser Verschreibung zuwerben " Bullinger übernahm einen Trostbrief, und Ermahnungen zur Geduld an die Evangelische Gemeind zu Locarno zuschreiben; er erzählt darinn umständlich die Bemühungen der IV Städte ihrer Bedrückung abzuhelfen, forderte sie aber am Ende auf, nach Christi Lehr ihr Vertrauen mehr auf Gott als auf Menschen zusetzen, der allein der Fürsten Herzen leiten könne. Er beschließt mit der Frage: Was das für eine Verschreibung seye, durch welche die VII Orte ihre Strafen und Landsverweisungen rechtfertigen?

Es gelang den Locarnern, nach etlichen vergeblichen Versuchen eine Abschrift des Briefs zu bekommen, wovon sie selbst viel fürchterliches gehört, dem sie umsonst nachgefragt, und immer mit dem Bescheid abgewiesen worden, „ den Inhalt werden die VII Orte zu seiner Zeit „ ihnen schon anzeigen." Diesen Brief übersandte Dunus „ an Bullinger mit bittern Klagen, im Namen der Ge„ meinde, daß die VII Orte schändlich hintergangen wor„ den, da man Ihnen als Gesinnungen der Locarner 1554 „ aus allen Ständen das vorgebe, was nur von den Geist„ lichen, ihren Anhängern und einem Theil des gemeinen „ Volks wahr sey. Zweyhundert und siebenzig Bürger „ von Locarno, unter welchen Edelleute, Rathsmänner „ und die angesehensten des Fleckens seyen, haben von die„ ser Verschreibung nichts gewußt, vielweniger dazu ihre „ Einwilligung gegeben; es schmerze sie, als ungehorsame „ gegen einen Theil ihrer Obern verläumdet zu werden, „ da sie doch gegen alle Cantonen gleiche Treu und Ge„ horsam zubeobachten sich immer beflissen hätten." Er meldet weiter! „ Daß die Evangelischen sich gegen die „ Urheber dieses Briefs nicht ganz leidend verhalten ha„ ben; daß Aloysius von Orelli, als ein's der älteren „ Rathsglieder, in der Rathsversammlung, den Brief in „ der Hand, denen so daran Theil gehabt, gerechte aber „ scharfe Vorwürfe gemacht, daß sie durch einen solchen „ Schritt Verräther an ihren eignen Rechten und Frey„ heiten werden, die bisdahin so sorgfältig beybehalten

„ worden; daß sie die schuldige Achtung und Gehorsam
„ gegen mächtige Obere und ihnen immer geneigte Can-
„ tonen aus den Augen gesezt, und dadurch verdiente
„ Ahndung sich zuziehen. Die Urheber seyen darauf be-
„ schämt und schweigend fortgegangen; andere haben sich
„ mit einem nachdrücklichen Zumuthen der Beamteten,
„ und zwar im Namen der Cantonen nach ihrem Vorge-
„ ben, entschuldigt. Dem Landvogt wäre alles hinter-
„ bracht und Orelli von verschiedenen Seiten bedroht,
„ doch nichts gegen ihn unternommen worden."

Dunus schließt mit einer beweglichen Bitte, Bullin-
ger möchte bey den hohen Ständen ihr Vertheidiger und
Fürsprech seyn.

Die Locarner Verschreibung ward von Zürich den
Evangelischen Orten mitgetheilt, und so waren sie im
klaren, wozu ein Theil der Locarner sich gegen ihre mitre-
gierende Stände anheischig gemacht.

Auf dem Tag zu Arau war das Mißfallen über das
Benehmen der Catholischen Locarner allgemein; der Ge-
sandte von Bern äusserte solches lebhaft; er stellte in der
Seßion mit Nachdruck vor, wie eingreifend es in den
Landsfrieden, und die oberherrlichen Rechte der Evangeli-
schen seye, wenn die Unterthanen den einten von den re-
gierenden Ständen mehr zugethan wären als den anderen,
und sich dazu besonders verpflichteten; es seye klar wider
die Verträge, daß besondere Cantonen ohne Vorwissen
aller Mitregierenden von gemeinschaftlichen Unterthanen
solche Verpflichtungen annehmen. Wenn einem so wi-
derrechtlichen Verfahren nachgesehen werde, so könnte
bald das gleiche in der deutschen Schweitz geschehen, wor-
aus die schädlichsten Unruhen und Zerrüttungen noth-
wendig entstehen müßten.

Alle Gesandten hatten ähnliche Gesinnungen; doch
beschlossen sie, den Weg freundschaftlicher Vorstellungen
nochmals einzuschlagen, in der Hoffnung, wenn die VII
Orte von der Einmüthigkeit der IV Städten überzeugt

wären, solche desto eher zu gefälligem Nachgeben sich entschliessen würden.

Den Evangelischen Locarnern beyzustehen ward einmüthig gut befunden, und gegenseitig sich versprochen, zu eigner Selbsterhaltung treu zusammenzustehen, daneben beschlossen an den Stand Lucern zu Handen der VII Orten, wie folget, zu schreiben:

„Da die IV Evangelischen Stände die Verschreibung „einer Anzahl ihrer gemeinschaftlichen Unterthanen von „Locarno zu Handen gebracht, welche der Herr Gesandte „von Zug auf dem Tag zu Baden kurz berührt, so seyen „ihre Herren und Obere über den Juhalt derselben mit „Recht erstaunt, als welcher gänzlich gegen alle Eidsgnößische Verträge und Gewohnheiten streite, nach de„nen es unerhört sey, daß gemeinschaftliche Unterthanen „aller Cantonen, sich gegen besondere Orte besonders „verpflichten: da dieses auch klar gegen den Eyd seye; „welche die Unterthanen allen Cantonen geschworen, so „seye erforderlich die Fehlbaren als Eydbrüchige beson„ders weil sie sich unterstanden, das Landssiegel zu miß„brauchen, um Verbindungen zubekräftigen, als ob sol„che im Namen einer ganzen Herrschaft gethan werden, „da nach einer sorgfältigen Nachfrag doch izt klar am „Tag liege, daß weit der geringere Theil des Fleckens, „und auf den Dörferen Niemand als etliche Geistliche „etwas von diesen Verpflichtungen gewußt. Weil hiemit „die Urheber dieses Schreibens, die VII Orte fälschlich „hintergangen, und an den IV Ständen treulos gehan„delt, so tragen leztere an, daß eine Untersuchung ange„stellt, und die Schuldigen, was Stands sie seyen, ge„straft werden. Die IV Städte trauen ihren lieben Mit„Eidgenossen zu, daß sie bey sorgfältiger Erwägung, „das Gefährliche einer solchen Handlung einsehen, nach „Verdienen strafen, und diese Schrift als unnütz und „falsch vernichten werden. Was diejenige Locarner an„betreffe, die mit den Städten eine gleiche Religion „bekennen, so können leztere nicht weiter zugeben, daß

„ solche deswegen gestraft oder des Landes verwiesen wer-
„ den: Wenn sie sich ungehorsam und fehlbar gezeigt, so
„ wollen die IV Städte helfen, sie nach Verdienen stra-
„ fen; wenn es aber nur um den Glauben zuthun seye,
„ so solle man sie deswegen nicht wie Dieben, und ärger
„ als Mörder behandeln, welche für eine geringe Geld-
„ straf liberirt werden, sonder man solle sie wie die übri-
„ gen Unterthanen der gemeinen Herrschaften des Lands-
„ friedens geniessen lassen. Ueberhaupt, im Fall daß den
„ Unterthanen beyden Religionen etwas angelegen, mögen
„ sie sich an alle Stände wenden, und werde ihnen wol
„ Bescheid werden. Endlich bitten sie die VII Orte, um
„ der allgemeinen Ruhe und des Friedens willen nichts
„ zuverfügen oder verfügen zulassen, wodurch die Lands-
„ herrlichkeit und die Rechte der IV Städten gekränkt
„ werden, und mit den Strafen gegen die Evangelischen
„ einzuhalten, als welches den IV Orten ganz unleiden-
„ lich seye. Wäre es nur um Erläuterung zuthun, so
„ könne und solle hierum auf dem nächsten Tag zu Ba-
„ den Bescheid gegeben und daselbst alles berichtigt
„ werden."

Dieses Schreiben ward von Arau aus nach Luzern im Namen Zürich, Bern, Basel und Schaffhausen gesandt. Es blieb nicht lang unbeantwortet. Die VII Orte behaupteten in ihrem Schreiben an die IV Evangelischen Stände, „ daß sie Fug und Macht haben, die
„ Verschreibung der Locarner anzunehmen, weil solche
„ aus freyem Willen und Gewissenstrieb, wenn schon
„ nicht von allen, doch von den Gehorsamen ihrer Unter-
„ thanen ausgestellt worden: daß Sie Neuerungen in
„ Glaubenssachen und Irrlehren in ihren Gebieten nicht
„ dulden, und deßwegen fortfahren werden, sich derje-
„ derjenigen Mittlen zu bedienen, die solchem Ungehor-
„ sam und Unfug Einhalt thun können. In dem Lands-
„ frieden seye gar nicht die Rede von den Italiänischen
„ Unterthanen, weil bey dessen Errichtung noch keine
„ Neuerung in den Ennetbirgischen Landen eingeschlichen:

„Wenn die IV Orte die Artikel des Landsfriedens be„herzigen, so werden sie selbst einsehen, daß solcher nur „auf die gemeinen Herrschaften in den deutschen Landen „sich beziehe; deswegen laden sie ihre lieben alten Eids„genossen ein, mit ihnen gemeinschaftlich die alte Ord„nung beyzubehalten: Und da etliche Locarner zwar die „auferlegten Geldbussen bezahlt, aber die mehreren von „denen so verwiesen worden, sich auf den Schutz der „Evangelischen verlassen, das Land nicht geräumt, und „also eines doppelten Ungehorsams schuldig worden, „so fordern sie, daß die IV Städte, besonders Zürich, „dem neuen Landvogt als seinem Mitbürger befehle, „die Strafurtheile zu vollziehen, wozu sie als die meh„reren Orte, ihn alles Ernsts anhalten wollen. Falls „wider Verhoffen die IV Orte darauf beharren würden, „nicht auf dem Syndicat bey den Strafurtheilen zu „sitzen, so solle solches dennoch die VII Stände nicht „hindern, das auszuführen was mit Mehrheit der Stim„men erkennt worden, weil einmal ein Mehr ein Mehr „bleiben müsse. Daß die Locarner wegen ihrer Ver„schreibung sollten gestraft werden, das werden sie die „VII Orte niemals zugeben, weil solche, weit entfernt „gegen Eyd und Pflicht gehandelt zu haben, denselben „vielmehr ein Genügen gethan, das werden die Städte „bey ruhiger Ueberlegung wohl einsehen. Aus eidgnös„sischer Freundschaft, um des lieben Friedens und der „Eintracht willen, wollen sie sich gefallen lassen, daß „auf dem nächsten Syndicat zu Baden über den Locar„nerhandel wieder berathen werde, in der Hoffnung daß „die IV Orte sich nachgebender als auf dem letztern be„weisen, und Ungehorsame nicht gegen die alte Uebung „in Schutz nehmen werden."

Mit dieser Antwort waren die IV Stände nicht besser zufrieden, als die VII Orte mit dem Schreiben aus Aarau: Erstere hatten wenig Grund zu hoffen, daß für ihre Glaubensgenossen die so gewünschte Gewissensfreyheit erlangt werden könne: da aber in wenig Tagen ein

Evangelischer Landvogt an die Regierung kame, so schiene es doch wahrscheinlich, daß die Execution der harten Strafurtheile für einmal könne hinterhalten weden.

Wirklich reiste auf die gewohnte Zeit der neue Landvogt Esajas Räuchli, des Raths von Zürich, nach Locarno. Er nahm mit einem ansehnlichen Begleit von Miträthen und Freunden den Weg über Luzern, Unterwalden und Schweiz, welches ihm angerathen worden, um durch freundschaftliche Unterredungen, die Vorurtheile gegen seine künftige Regierung zu schwächen. An genennten drey Orten, und zu Zug und Uri, ward er nach alteidgnößischer Weise bestens empfangen, und ihm und seinem Gefolg viele Ehre bewiesen: das freute Zürich, und der Rath erkennte, seine Botten sollten auch den bemeldten Ständen in Zürichs Namen für diese Freundlichkeit bestens danken.

Nicht jedermann hatte von Räuchli die vortheilhafte Meinung, daß er bey der schwierigen Lage, die Regierung mit der Klugheit, Geschicklichkeit und Standhaftig. verwalten werde, die er während derselben (wenigstens so lang er gesund war) bewies. Räuchli war ein guter, stiller, frommer Mann, dem es nicht an unverdroßner Thätigkeit, auch nicht an guten natürlichen Einsichten fehlte; aber er war furchtsam aus allzugroßem Mißtrauen gegen sich selbst; er erwog mit der ängstlistchen Bedenklichkeit die geringfügigsten Dinge, ehe er zubandeln wagte; eben deßwegen fand er auch allenthalben Schwierigkeiten, und Aengstlichkeit schien dannzumahlen seine gewohnte Thätigkeit ganz erstikt zu haben. Um sich selbst bestimmen zu können, mußte er den Beyfall seiner Freunde haben, von dessen Einsichten er allzeit höhere Begriffe, als von seinen eignen hegte. Was er denn mit solcher Zustimmung beschlossen hatte, das führte er standhaft aus, arbeitete sich durch alle Hindernisse durch, und ward nicht leicht mehr irre gemacht. Viele Leute wunderten sich, daß er bey diesem Charackter es gewagt, eine Vogtey zu übernehmen, wo in dringenden Fällen

es ihm unmöglich wäre sich auf den Rath seiner Freunden zu stützen. Ein Verwandter von ihm, der damals viel vermögende Theologus Lavater hatte am meisten zu diesem Entschluß beygetragen. Dieser war ein warmer Gönner der Locarner; und da die Rede gieng, daß ein Rathsglied Lust zu dieser Verwaltung habe, welches über den Glaubenseifer der Italiänischen Frauen sich muthwillige Einfälle erlaubt hatte, so befürchtete Lavater ein solcher Spaßmacher könnte wohl auch die religiosen Geschäfte mit Leichtsinn behandeln, und ermunterte daher Räuchli, dessen Gutes und dessen Schwaches er genau kannte, diese Regierung zu übernehmen, in der Ueberzeugung, die schwierige Lage der Sachen würde ihn zwingen, allen möglichen Gebrauch von seinen Kräften zu machen, welche er eher zu mißkennen als zu mangeln schien.

Räuchlin's Uebernahm der Regierung ward von den Evangelischen Locarnern als einem Zeichen ihrer Erlösung, und von den Catholischen gleichgültig entgegen gesehen. Wenige Tage nach seiner Ankunft erschienen die angesehensten der Evangel. Gemeinde vor ihm, ihre Freude zu bezeugen, von einem Landvogt ihres Glaubens beherrscht zu werden, und ihm zu seiner Regierung Glück zu wünschen. Zugleich bathen sie sich die Erlaubniß aus, ihm von ihrer Lage, Bedruckungen und Hoffnungen Bericht zu geben. Aus übertriebner Bedenklichkeit antwortete Räuchli: Er wolle überlegen, ob er ihnen Gehör geben könne, ehe etwas über sie geklagt worden? Dieser Bescheid war den Abgeordneten unerwartet, und die Gemeinde schloß daraus eher auf ungünstige Gesinnungen. Räuchli bedachte sich aber noch vor Abend des gleichen Tags anderst, und ließ die Abgeordneten wissen, daß er am folgenden Morgen ihren Bericht annehmen wolle; doch wäre es gut, wenn nur zwey aus ihrer Mitte zu ihm kämen. Die Wahl fiel auf Dunus und Orelli. Sie legten den Bericht mit der Ehrenbietung ab, welche woldenkende Männer dem Repräsentanten des Souverains nie

verweigern können, zugleich aber mit der Freymüthigkeit, welche das Bewußtseyn der gerechten Sache und unverstellter Wahrheit auch dem schüchternen einflößt. Ueber viele Umstände wurde nun der Landvogt unterrichtet, und über viele den Evangelischen gelegte Fallstricke, welche den Cantonen nicht füglich könnten geschrieben werden; Sie verschwiegen auch die Personen nicht, welche die Landesverweisung ausgesprochen worden, und welche gleichwohl zu Locarno geblieben, und selbst die Mittel deuteten sie an, welcher sich diese Personen bedient, um die Ausführung des über sie gefällten Urtheils zu verzögern. Ihre ausführliche Erzählung endigten sie mit der Versicherung unverbrüchlicher Treu und eines unbedingten Gehorsams gegen die Obrigkeit, in allen Dingen welche nicht das Heil der Seele betreffen, und mit der demüthigen Bitte, sie gegen harte Verfolgungen zu schützen, so viel der Landvogt solches mit eigner Sicherheit, ohne verantwortlich zu werden, thun könnte.

Als Räuchli nun deutlich einsahe, daß die Evangelischen nichts erstürmen wollten, nur Duldung forderten, und ferner aus dem Bericht vernahm, daß sein Vorfahr sich habe bewegen lassen, die gefällten Strafurtheile nicht immer mit der gedrohten Schärfe zu vollziehen, so ward ihm wohl zu Muth, hofte auf gleichem Weg, obschon aus andern Beweggründen, die Lage der Evangelischen weniger drückend zu machen. In seiner Antwort verbarg er das Mitleiden nicht, und den Antheil den er an der Verfolgung seiner Glaubensbrüder nahme; aber er verschwieg dabey auch nicht, daß er sowohl der Beamtete der VII Catholischen als der IV Evangelischen Cantonen wäre, und sich schwerlich entziehen könne, ihren Befehlen zu gehorchen; daß er aber solche, so viel von ihm abhange, mit Schonung vollziehen werde: Er versprach den heimlichen Laidungen, worüber die Evangelischen besonders klagten, kein Gehör zu geben, und den Angeber dem Beklagten unter Augen zu stellen: Aber ermahnte sie auch vorsichtig und klug zu seyn, durch

ein stilles, unbescholtenes Leben der Huld und Gnade aller Regierenden Orten sich würdig zu machen, und durch keine zu stark gespannte oder unerwartete Forderungen die Unterhandlungen zu erschweren, die sie ihrentwegen auf dem Syndicat zu Baden wieder anfangen würden: Und da das Fleischessen an Fasttagen zu vielem Aerger und zu schweren Strafen der Vorwand gewesen, so sollten sie den Eiferern unter ihnen zu Gemüth führen, daß der wahre Gottesdienst nicht in der Wahl der Speisen, und christliche Freyheit nicht im Essen bestehe: Weil überdieß der Ausgang der Eidgnößischen Unterhandlung sehr ungewiß seye, so wäre es Pflicht in gleichgültigen Dingen kein Aufsehen zu erregen.

Räuchli schmeichelte so mit keinen Hoffnungen, an die er selbst nicht glaubte; aber eben so wenig wollte er seinen Glaubensgenossen allen Muth benehmen: Durch sein offenes Wesen gewann er ihre Herzen: und seine freundschaftliche aus der Lage der Sachen hergeleitete Warnungen dämpften schwärmerische Einfälle. Die Evangelischen faßten nun ein unbeschränktes Zutrauen gegen den Landvogt, und sie nahmen unter sich an, seine Winke zu befolgen, und durch Nebensachen ihren ungünstigen Mitbürgern keinen Anlaaß zu geben, sie zu verklagen. Von nun an ward ihr Zustand merklich besser. Da vorher viele wegen des Fleischessens heimlich und unschuldig waren angeklagt worden, so hörten jezt diese Laidungen auf, weil die Angeber ihre Klagen nicht vor den Beklagten erhärten wollten: die gottesdienstlichen Zusammenkünfte wurden so heimlich als möglich, öfters zu Nacht und allemal in einem anderen Hause gehalten. Etliche Väter hatten ihre Kinder aus Beccaria's Schule von Misox zurückkommen lassen; also war zum Theil dem Mandat der VII Orten ein Genügen gethan: den Zurückgebliebenen ward weiter nicht nachgefragt. Wenn der Landvogt die Evangelischen mit Schonung behandelte, so waren sie auf ihrer Seite dankbar und sorgfältig alles auszuweichen, was ihn ihrentwegen in

Verdrießlichkeiten hätte verwickeln können. Sie höhnten diejenigen nicht, welche ihnen unter der vorigen Regierung viele Beschwerden gemacht, da sie jetzt die Straf weniger zu fürchten hatten. Nach ihrer Weise Gott ehren zu dürfen, war ihr ganzes Bestreben, und gerne liessen sie die, so anderst dachten ungekränkt ihre Bahne wandeln. War es ihr frommes exemplarisches Betragen, oder auch daß unter Räuchlis Verwaltung, sich die Furcht vermindert hatte? einmal die Evangelischen bekamen neue Anhänger, und die so vor einem Jahre von ihnen gewichen kehrten wieder in die Gemeinde zurück.

Um diese Zeit hatte Aloysius den Trost, seinen Zwillingbruder Francesco wieder zu sehen: Nachdem lezterer lange Jahre in Spanien und Neapel mit Ehren gedient, ward er zum Ritter geschlagen, er heyrathete eine Spanierin, und kehrte nun in sein Vaterland zurück, daselbst der erworbenen Ehren und Güter im Krayse seiner Verwandten froh zu werden. Aloysius hatte sein väterliches Vermögen mit Brudertreu besorgt; Bruderliebe war der stärkste Beweggrund, welcher Francesco in seine Heymath zog. Von den Veränderungen in seinem Vaterland hatte er durch Aloysius, so wie von dessen religiosen Gesinnungen Nachricht erhalten; im Wirbel der grossen Welt sahe er das als Kleinigkeiten an, die in einem unbeträchtlichen Ort wol einiges Aufsehen machen, aber in kurzem von selbst wieder eine andere Wendung nehmen müssen. Jezt in der Nähe sahe er die Sachen in ihrer wahren Gestalt. Mißtrauen hatte die Einwohner des Fleckens getheilt; das gesellschaftliche Leben war gezwungen, der Umgang eingeschränkt. Francesco sahe seine besten Freunde und Verwandte niedergeschlagen und bange wegen der Zukunft, durch obrigkeitliche Verfügungen mit der Gefahr bedrohet, Stand, Haab, und selbst ihr Vaterland zu verliehren, und sie entschlossen, dieß alles eher hinzugeben, als ihre Meinungen fahren zu lassen, das dünkte ihn eine lächerliche Störrigkeit, alle Güter, die das Leben angenehm machen, lieber zu entbehren, als sich diesen oder jenen Ge-

bräuchen und Ceremonien zu unterwerfen. Francesco war ein jovialer Mann, der hohe Begriffe von Ehre und Redlichkeit hatte, unfähig jeder Falschheit, aber frey und gleichgültig über religiose Gegenstände; das hatte er zum Theil von seinem Vater empfangen, und denn auf seinen Reisen die Denkungsart angenommen, welche zu diesen Zeiten unter vielen Italienern zum Theil auch in Spanien, besonders in den vornehmern Ständen ziemlich herrschend war; sie machten nemlich die öffentlichen Uebungen in der Kirche, so wie Gewohnheit es forderte, mit, daneben glaubten sie was sie wollten: Es war der Deismus im Gewand der damaligen Zeiten.

Francesco hatte sich ziemlich lang am Römischen Hof aufgehalten, und die Kenntniß der Sitten, und Denkungsart desselben hatte ihm weder viele Ehrfurcht noch Neigung gegen die Hierarchie eingeflößt. Von der Lutherischen Lehre hatte er die Begriffe, welche man zu Rom sich davon machte, daß nemlich ein Mönch durch Ehrgeitz, Stolz und Schwärmerey getrieben, sich dem Gehorsam des Päbstlichen Stuhls entzogen, und daß seine Anhänger aus Einfalt und Liebe zu Neuerungen sich haben verführen lassen. Von den moralischen Forderungen dieser neuen Lehre, von der Seelen und Herzenserhebung, die über alles irrdische wegsezt, und die reinste Freude in Gottes- und Menschenliebe, in Selbstbesiegung und Unterdrückung aller schädlichen Leidenschaften und in Beförderung des Glücks des Nächsten findet, hatte Francesco zu Rom nichts gehört; desnahen dünkte es ihn all ein's, in welcher Kirche man bethe, und nach welcher man sich nenne: Da er viele Satzungen nur als menschliche und aus Politik gegebne Verordnungen ansahe, so meinte er, es seye besser, sich nach solchen zu fügen, wenigstens äusserlich, als sich dagegen zu stämmen, und darüber zum Märtyrer zu werden. An die unablässige Pflicht, ein ehrlicher Mann zu seyn im ausgedähntesten Sinn, glaubte Francesco steif und vest: daß man es in der Römischen Kirche seyn könne,

sagte

sagte ihm sein Gewissen. Nach gleichen Grundsätzen zu handeln, suchte er seinen Bruder zu bereden; er machte ihm nicht den Vorwurf, er wäre ein Schwärmer, obgleich er im Herzen ihn dafür halten mochte; aber er warnte ihn doch für religiöser Schwärmerey, und verglich seinen Vorsatz, Märtyrer für eine neue Lehre zu werden, mit dem ehemaligen jugendlichen Einfall, in den Mönchsstand zu tretten: Weil es ihm unausstehlich war, sich seinen Bruder und dessen Familie, elend, arm, und verwiesen zu denken, so versuchte er es auf alle Arten den Aloysius wenigstens äusserlich bey dem Glaubensbekenntniß zu behalten, das Ehr und Gut sicherte: Auf theologische Untersuchungen ließ er sich nicht ein, die gehörten nicht in sein Fach; aber des Vaters Beyspiel ward oft angezogen, und die Theilnahme, die innige Bruderliebe, mit der er den Aloysius zu seiner eignen Denkungsart zu bereden suchte, hatten wol mehr Erschütterndes für diesen leztern, 1554 als kein scholastischer Theolog vorzubringen vermag. Aloysius blieb aber vest: In der ruhigen Stille des häuslichen Lebens, das selten durch Zerstreuungen, und nie durch anhaltende gestört wurde, hatte er sich an's Selbstdenken und Selbstprüfen gewöhnt. Nach Prüfung war er von den Religionsgrundsätzen überzeugt, denen er jezt anhienge; er übte nun die Pflichten der gewählten Religion aus wahrer Zuneigung gegen dieselbe: Sie lehrte ihn auf alles vergängliche einen kleinen Werth legen, und er war zu jedem Opfer bereit: Sein Glaubensbekenntniß in Worte oder äusserliches Gepräng zu setzen, hielt er für Tand; er sorgte dafür, daß sein ganzes Betragen ein Beweis seiner Gesinnungen abgeben möchte. Wo eigne Ueberzeugung so herrscht, daß man dessen was man glaubt, vollkommen gewiß ist, da kann es nicht wol an Entschlossenheit fehlen. Da Francesco seinen Bruder unbeweglich fand, und er selbst in seinen Zumuthungen gleichfalls unbeweglich blieb, so fiel er endlich auf den Vorsatz, sie wollten beyde mit Giovanni von Muralto in eine der grösseren Städte Ita-

liens ziehen, wo seine Freunde unbemerkt und unangefochten ihrer eignen Ueberzeugung folgen könnten; Francesco's Catholicismus sollte für sie ein Schild seyn. Der Rath war gut gemeint, aber nicht nach Aloysius und Muralto's Sinn; sie haßten verstecktes Wesen und Schein der Heucheley, wollten von ihren Glaubensbrüdern sich nicht trennen, ihnen kein Beyspiel geben, Gott und dem Mammon zugleich zu dienen, sondern Freude und Leid mit ihnen gemein haben.

Francesco, der so gleichgültig über theologische Materien dachte, war hingegen ein wahrer Zelot, seine Freunde in äusseren Ehren und Wohlstand zu erhalten: Wie an seinen Bruder, so hatte er sich auch an die Muralto, Dunus, und seine übrige bekannte gewandt, nicht um sie zu bereden, ihren Glauben zu verläugnen, sondern nur Meinungen zu verhehlen, deren öffentliches Bekenntniß sie am Ende alle Annehmlichkeiten des Lebens kosten würde. Seine Bemühungen waren vergeblich; allenthalben fand er die gleiche Entschlossenheit, um keiner zeitlichen Vortheilen willen geprüfte Religionswahrheit zu verläugnen, oder auch nur den Schein der Verläugnung zu geben. Francescos Herze macht es Ehre, daß diese Wiederspännigkeit, wie er die Aeusserungen seiner Freunde hieß, ihn nicht erbitterte, und seine Eigenliebe nicht kränkte; im Gegentheil gesellte sich lebhaftes Mitleiden zu Bruderliebe und Freundschaft, die er in der Folge beständig auf das thätigste äusserte.

Francescos Nachwerbungen blieben den Catholischen Locarnern nicht verborgen, wol aber der eigentliche Zweck und Gehalt derselben. Sie sahen nemlich solche als Wirkungen der Rechtgläubigkeit an, die er aus dem Hauptsitz der Catholischen Religion nach Haus gebracht hatte, und ungesucht erwarb er sich dadurch einen grossen Credit, der später den Evangelischen vortheilhaft ward.

Das Betragen der Gemahlin des Francesco war von seinem eignen sehr verschieden: In einer tiefen Verehrung gegen Hierarchie und alles was geistliche Kleidung trug,

in einem Kloster zu Madrit erzogen, konnte sie nicht fassen, wie man ohne Bosheit anders von der Religion zu denken im Stand sey, als man in Spanien dachte: Ihre ängstliche Anhänglichkeit an alle Ceremonien der Römischen Kirche, erregte in ihr einen Abscheu gegen die Verächter derselben, und ihr Haß für das was sie Irrlehre glaubte, dähnte sie auf die Personen aus, die sie für Irrgläubige hielt. Die Freunde und Verwandte ihres Manns, die er bemitleidete, sahe sie für Höllenbrände an, deren Gesellschaft wie die von Räubern und Mördern verwerflich sey: In ihrer frömmelnden Hitze that sie sich wenig Zwang an, ihre Gesinnungen zu hinterhalten; ihre unbiegsame Härte und Schimpfen machte dem toleranten Francesco vielen Verdruß, der durch die Gesellschaft der Geistlichen nicht vermindert ward, von denen es in seinem Hause immer wimmelte, und welche bey einer guten Tafel den gottseligen Eifer der Dame im Haus, durch feine Schmeicheleyen und Lobserhebungen zu unterhalten wußten. Diese auffallende beleidigende Härte der Frau, und die Unbehaglichkeit, die Francesco in der Gesellschaft unwissender schmeichelnder Mönchen ausstehen mußte, trugen, ohne daß er es selbst merkte, wahrscheinlich so wol als seine freye Denkungsart bey, den Evangelischen so warme Freundschaft zu beweisen, als ihm möglich war.

Indessen, indem die Evangelischen Locarner, (ungeachtet Räuchlis schonender Regierung) zu Hause auf verschiedene Art gekränkt wurden, so sahen sie sich auch in den Cantonen ihrer Lehre und Wandels wegen verläumdet. Aus den Catholischen Cantonen kam die Sage in die Evangelischen Städte, sie wären Arianer und Wiedertäufer, meistens schlechte Leute, die um ihren Leidenschaften und der Wollust zu frohnen, sich von den Einschränkungen der Kirche befreyen wollen. Es ward den Städten bitter vorgeworfen, daß sie Sektirer in den gemeinschaftlichen Herrschaftlichen in Schutz nehmen, die sie in ihren eignen Landen nicht duldeten. Dieß bewog Zü-

rich seinem Gesandten auf dem Syndicat zu Lugano, Johannes Wägmann des Raths, aufzutragen, genau nachzufragen, was es mit der Lehre der Locarner für eine Bewandtniß habe; was für Personen sich zu solcher bekennen, und wie ihr Leben und Wandel überhaupt beschaffen sey? Wägmann, ein kluger erfahrner Mann hielt nicht nur genaue Nachfrage, er wollte mit eignen Augen sehen, und selbst hören; er unterhielt sich deswegen mit Evangelischen aus allen Ständen über ihre Lehre, so viel er ohne Aufsehen zu machen thun konnte, er ließ sich ein Verzeichniß geben von denen, welche sich zu der Protestantischen Religion bekennten, und zum Theil sogar von ihrer häuslichen Lage. So unterrichtet, berichtete er nach Zürich „Von den Locarnern habe er bey aller Nachfrage nicht „erfahren können, daß sie in einigen Punkten von der rei„nen Lehre abweichen, welche die Evangelische Städte „bekennen" Arianer und Wiedertäufer habe ich keine funden (sezt er hinzu) „es sind wahrhaftig ehrlich biderb „Leut, Unglücksmacher und liederlich Praticanten sind „nit unter ihnen, wol aber viel von Adel und den besten „Geschlechten, oder Kaufleut, Handwerker und ander „Ehrenleut, wol 240, ohne die so us Menschenfurcht nit „öffentlich zu ihnen stan, all us dem Flecken; ab dem „Land keiner; die Rychen thun wie zu der Apostel Zyten „den Armen Handreichung, han schon grosse Bussen für „sy zalt, und lyden alles geduldig." Landvogt Räuchli versicherte das Genaue dieses Berichts. Auf Wägmanns und Räuchlins Rath schrieben die Locarner eine Rechtfertigung an die Evangelischen Städte, welcher sie ein kurzes Glaubensbekenntniß beyfügten, und zugleich bitten, daß die Hoheit einen Gelehrten zur Untersuchung nach Locarno sende, der dann wol erkennen werde, daß ihre Lehre, ne latum quidem unguem, (nach ihrem eignen Ausdruck) von derjenigen der IV Städte verschieden sey: um ihrem Schreiben allen Nachdruck zu geben, sandten sie bald nachher den Doctor Beluzio nach Zürich und Bern, solches mundtlich zu bekräftigen, und das Falsche der Zulagen

von Irrlehren zu beweisen. Besuzio that dieß in Zürich und Bern und nachher in Basel und Schafhausen so nachdrücklich, daß die IV Städte überzeugt, und eben deswegen geneigter wurden, ihre Glaubensbrüder nach allen Kräften in Schutz zu nehmen.

Auf die Jahrrechnung zu Baden im Junius, auf welcher auch der Locarner-Handel wieder sollte vorkommen, wurden von Zürich Bürgermeister Haab und Staatschreiber Escher gesandt; ihre Instruktion war mit der, der übrigen Evangelischen Stände gleichförmig. Haab begehrte also im Namen der Reformierten Cantonen nochmals: daß die Locarnerverschreibung als eine ungebührende, und die Rechte der protestantischen Ständen kränkende Verpflichtung von den VII Orten sollte abgeschaft werden. Er trug darauf an, daß wenn in Zukunft die Italienischen Unterthanen gemeine oder besondere Anliegen haben, so sollen solche allen XII Orten vorgetragen werden, wo dann geschehen werde was recht seye. In Betreff der Evangelischen Locarner hoffen die IV Städte, daß man solche den Landsfrieden werde geniessen lassen, laut des heitern Articuls, welcher heißt: „Es ist auch klar zwi„schen uns zu beyden Theilen abgeredt, und beschlossen, „ob in denselben gemeinen Herrschaften, etlich Kilchhöre„nen, Gemeinden oder Herrlichkeiten, wie die genannt „möchten werden, die den neuen Glauben angenommen, „und nach dabey bleiben wollten, daß sie es wol thun „mögen, ob aber etlich derselben so den neuen Glauben „angenommen, und wieder davon zustan begehrten, und „den alten christlichen Glauben wieder annehmen wollten, „daß sie desselben frye Urlaub, Macht und Gewalt haben „sollen; desgleichen ob etlich in gemeldten Herrschaften „wären, so den alten Glauben noch nicht verläugnet, es „wäre heimlich oder öffentlich, daß dieselben auch unge„fecht und ungehasset bey ihrem alten Glauben bleiben „sollen." Da ferner ein folgender Artikel bestimme, wie die Kirchengüter nach Markzahl zu vertheilen seyen, falls in den gemeinen Herrschaften ein Theil sich von der Catho-

lischen oder der Reformierten Religion söndern wolle, und es nicht allein von der Zeit die Rede sey, in welcher der Landsfrieden errichtet worden, sonder auch von der Zukunft, so fordere die Billichkeit, daß beyde Theile immer gleichgehalten werden: Die IV Stände haben den Catholischen zu allen Zeiten nach des Landsfriedens Buchstaben gänzliche Freyheit gelassen, und niemand gekränkt, der sint dessen Errichtung von den Reformierten zu den Catholischen übergegangen; Sie erwarten also gleiche Gerechtigkeit von den VII Orten für die Locarner, auf welche der Landsfrieden sich gleichfalls ausdähne, welches deutlich daraus erhelle, weil derselbe die Ortschaften ausdrückentlich nenne, in welchen solcher nicht gültig seye, als in den freyen Aemteren, zu Baden und Bremgarten. Da nun die beträchtlichen Ennetbirgischen Vogteyen nicht, wie bemeldte Orte, ausgenommen, so sollen sie billig mit andern gleiche Rechte geniessen: Da nun aber der Zwist allein um derjenigen Personen willen walte, welche sich freywillig zu der Reformierten Lehre bekennen, und dabey die VII Orte sie im Verdacht der Wiedertäuferey und anderer Secten haben, so finden sie die IV Städte um Ruhe und Friedens willen das Beste zu seyn, nach den Verträgen, und wie es bisdahin geübt worden, die Locarner Gemeinde zu freundlicher Unterredung, und unpartheyischem Verhör kommen zu lassen, also daß dieselbe ohne Furcht und Entsetzen, ihr Begehren, es seye um Glaubens oder anderen Sachen willen, den sämmtlichen regierenden Cantonen gemeinschaftlich fürbringen, und eines Bescheids erwarten möge. Aus dem Gesagten gebe sich von selbst, daß die Evangelischen Cantons mit Recht fordern, daß bis Austrag der Sach alle gefällten Strafurtheile für einmal sollen als ungültig erkannt werden.

Haabens Vortrag ward von den Gesandten der Evangelischen Ständen, und besonders den Bernerischen mit Nachdruck und Ernst unterstüzt: Aber anstatt eine zur Sache dienende Antwort von den Catholischen Gesandten zu

erhalten, legten diese im Namen ihrer Hoheiten folgende unerwartete Fragen vor:

1. Ob die IV Städte an ihnen wollten die Pünde halten oder nicht?

2. Das Mehr ein Mehr seyn lassen? Und 3. die Fehlbaren Locarner helfen strafen?

Diese Fragen nicht auf das freundschaftlichste vorgelegt, zeigten den Gesandten der Städten, wie wenig die VII Cantone zum Nachgeben geneigt wären; ohne auf solche instruiert oder vorbereitet zu seyn, war ihre Antwort ganz einfach: Die Städte hätten immer die Pündte an ihren Eydsgenossen getreu gehalten, und wollten es ferner thun: Sie haben sich nie geweigert sich dem Mehr zu unterziehen, wie es aber in Glaubenssachen solle gehalten werden, das seye durch den Landesfrieden bestimmt, und durch diesen seyen beyde Theile gleich gebunden. Diejenigen Locarner so gegen Gesetze und Landesordnungen gefehlt, wollen sie helfen strafen, daß aber jemand nur um deßwillen gebüßt werde, weil er mit den Städten einer Religion zugethan seye, das können sie als etwas den Verträgen und dem Landsfrieden widriges nicht zugeben, und protestieren folglich gegen alle solche Verfügungen.

Die VII Orte belegten ihr Recht zu strafen durch Beyspiele in den freyen Aemtern, woran sie nie gehindert worden: Die Städte wandten dagegen ein, daß diese Beyspiele für den gegenwärtigen Fall nichts beweisen, weil den freyen Aemtern durch den Landsfrieden selbst die freye Uebung der reformierten Lehre untersagt werde, da hingegen in den Ennetbirgischen Landen deswegen in demselben nichts vorgeschrieben worden. Aber die Catholischen Gesandten wichen nicht von ihrer Behauptung, daß die Verschreibung der altgläubigen Locarner gesetzmäßig, und ihre Obern befugt seyen, alle die zu strafen, welche sich unterstehen, von ihrer Religion abzufallen, welches auch ferner geschehen soll, um diesem Ungehorsam ein Ende zu machen, thaten sie hinzu.

Es ward lange und zulezt mit Bitterkeit gestritten, ohne daß ein Theil von dem andern etwas zu erhalten vermochte. Um den Strafurtheilen bis auf einen Rechtsentscheid Einhalt zu thun, waren die Evangelischen Gesandten gezwungen laut ihrer Instruction, das Eydgnößische Recht vorzuschlagen, und diesem den Ausgang des Handels zu unterwerfen. Diese Appellation an das Eydgnößische Recht erregte neuen Streit, und unfreundliche Vorwürfe, die an Drohungen gränzten.

Gilg Tschudi von Catholisch Glarus, und Landamman Othmar Kurz von Appenzell bemühten sich die aufgebrachten Gemüther zu besänftigen. Sie begehrten, daß die sämtlichen Orte Bewilligung geben, Vergleichspunkte zu entwerfen, damit durch gütliche Vermittlung nach der Altfordern Weise der weitaussehende Zwist könne beygelegt werden. Nicht ohne wiederholtes Anhalten konnten diese Gesandten es dazu bringen, daß ihr Antrag endlich angenommen ward. Sie entwarfen folgende Punkten.

I. Sollte die Locarner-Verschreibung als eine den IV Städten mißfällige Sache aufgehoben seyn.

II Die Evangelischen Städte sollen Fried und Bundt halten und ein Mehr ein Mehr gelten lassen.

III. Sollen alle XII Cantonen auf den 7 Weinmonat Gesandte nach Uri senden, und dann mit einander auf eine Tagsatzung nach Locarno gehen, daselbst den Landsfrieden erdauren, dagegen der Locarner Betragen untersuchen, und die Fehlbaren nach Gebühr strafen.

Vorzüglich auf Haaben und Eschers und des Bernergesandten standhafte Forderung ward nach vielem Widerspruch diesen Punkten beygefügt: daß die VII Orte bis Austrag des Handels mit Strafen einhalten sollen. Zum Gegensatz verlangten diese; daß zu Locarno keine Neuerungen in Glaubenssachen von den IV Städten sollen gestattet werden.

Dies alles ward in Abscheid genommen, und abgeredt, daß die Evangelischen Cantone ihren Entschluß

nach Zürich, und die Catholischen nach Luzern überschreiben sollen. Man trennte sich, des Handels müde, mißvergnügt, und kein Theil, besonders die IV Städte waren mit den Schiedmitteln zufrieden.

Als nach der Gesandten Zuhausekunft in den Rathsversammlungen der Evangelischen Ständen das Betragen der Catholischen Cantonen, ihr Beharren auf dem Mehr in Glaubenssachen, wider den Buchstaben des Landsfriedens, der vorgeschlagene Vergleich mit allen seinen Folgen, und die Lage der Locarner erdauret wurden; war das Resultat verschieden:

Bern schrieb an Zürich „Wir wollen den angesetzten „Tag zu Uri nicht besuchen, und mit der Sach nichts „zu schaffen haben; uns wäre lieber, die Botten wären bey dem Rechtsbott beharret, und hätten den Artikel „wegen dem Mehr nicht so rauh in die Schiedsmittel „aufgenommen."

Basel erklärte: „Obgleich der Schiedspruch von „Glarus und Appenzell uns nicht tröstlich wohl aber „beschwerlich ist, doch aber in Bedenken, daß er uns „in unsern sonstigen Gerechtigkeiten kein Abbruch thue, „oder zum Nachtheil gelange, haben wir die ausgestellte Schndigung angenommen, und vermög Abscheids „einen Rathsbotten nach Uri zu senden bedacht und entschlossen, und das auch den biderben Lüten zu Locarno zu mehrerem Fürstand und Bestreden."

Schaffhausen antwortete: „Wir haben die Mittel, „welche Euwere und unsere treue liebe Eidsgenossen „von Glarus und Appenzell, betreffend die von Locarno „zwischen den IV Städten und den VII Orten vorschlagen, aus dem Abscheid zu Baden ausgangen, verstanden und wollen solche annehmen, weil wir besorgen, „mit dem Rechten, Glaubenshalben nüt erhalten zu mögen, und so Ihr und unsre Lieb Eydsgenossen von Bern „und Basel solche auch annehmen, bitten wir Euch uns „das zu verständigen.

In Zürich war nur eine Stimm: Bey dem Sinn des Landsfriedens zu bleiben, das Mehr in Religions-Fällen um der gefährlichen Folgen willen nicht anzunehmen, und niemals einzuwilligen daß Glaubensgenossen, die sonst nichts verbrochen, um ihrer Religion willen gestraft und verfolgt werden: Wenn diese drey Punkten von den VII Orten zugestanden würden, so solle man wegen der verhaßten Locarner-Verschreibung durch die Finger sehen.

Zürich ließ sich sehr angelegen seyn, die ungleichen Gesinnungen der Städte zu vereinigen, und wo möglich seine eignen den übrigen beyzubringen, die der Ehre wie dem Nutzen der Evangelischen Stände, und den bedrückten Locarnern die angemessensten zu seyn schienen. Es wurden darüber viele Briefe geschrieben; man näherte sich einander, aber völlig einstimmig ward man nicht: Indessen war die Zeit bald da, wo die Cantone sich zu Uri versammeln sollten: Da folglich ein endlicher Entschluß täglich dringender ward, bewürkte Zürich, daß eine neue Zusammenkunft zwischen den Evangelischen Ständen abgeredt, und inzwischen folgendes Schreiben in Ihrer aller Namen (dessen Ausdrücke verschiedene Mal abgeändert worden) nach Luzern zu Handen der VII Orten gesandt wurde.

„Aus dem Abscheid der leztgehaltenen Tagsatzung „zu Baden, und von unseren Rathsbotten so wir daselbst „gehabt, haben wir der Länge nach verstanden, was „wegen dem Locarner Handel beyderseits geredt und „fürgebracht, auch wie durch Euwer und Unsere lieb „Eydgnossen von Glarus und Appenzell Rathsbotten „etliche Mittel gestellt, und darauf gen Locarno ver„abscheidet worden. Wiewohl wir nun gänzlich geach„tet U. L. A. Eydsgnossen von den VII Orten hättind „die spännig Verschreibung ohne weitern Vorbehalt, „nach unserem der IV Städten freundschaftlichem An„suchen frey fallen und unkräftig seyn lassen, so hat „doch solches bey Euwren Botten nicht verfahren mö-

„ gen, sondern sind zuvor an die unsern mit etlich neuen
„ Anzügen und Fragen kommen, deren wir uns gar nit
„ versehen, und darüber unsre Botten kein Befehl gehabt
„ auf welche Anzüg wie auch die gestellte Mittel, wir
„ uns unserer obliegenden Geschäften halb, die Euch
„ als wohl bewußt, dieser Zeit allenthalben unter uns
„ vorhanden sind, von wegen Kürze der Zeit, unsrer
„ Nothdurft und Gelegenheit nach nit beratschlagen kön-
„ nen noch mögen. Deshalb getreue L. A. Eydsgenos-
„ sen ist unser ganz freundlich Bitt und Begehren,
„ ihr wollet zu gutem der Sach, dem angesetzten Tag
„ zu Locarno einen Aufschub geben, und alle Handlung
„ bis auf den nächstkünftigen 18 Weinmonat auf einen
„ Tag gen Baden in Ruhen anstehen lassen; Unterzwi-
„ schen sind wir IV Städte Willens uns auf den ausge-
„ gangenen Abscheid, und fürgeschlagene Mittel mit ein-
„ ander zu berathen, was uns hierin zu thun oder zu
„ lassen sey, und auf ernannten Tag zu Baden mit
„ gebührlicher und ehrlicher Antwort zu begegnen: Was
„ Bündt und Landsfrieden zu halten antrifft, hat bisher
„ an uns nicht erwunden, soll auch mit der Hilf Got-
„ tes fürter nit erwinden: Und nachdem was* vornah
„ in Euwrem und unser der XII Orten Nammen, von
„ Baden hinein gen Locarno geschrieben worden, daß
„ unter Ihnen keine Neuwerung vorgenommen werde,
„ bis auf Euweren und unseren wyteren Bescheid, sind
„ wir guter Hoffnung, solchem werde statt beschehen,
„ auch die so wider Euch und uns gehandlet haben sol-
„ len, seyen dermaasen Habend und Pfandbar, daß der
„ Obrigkeit der Enden nüt verscheinen werde. Solches
„ haben wir vermög des benannten Abscheids von Ba-
„ den Euch zu Handen der VII Orten U. L. Eydsgenos-
„ sen zur Antwort anzeigen wollen, und daß die Sach
„ über das bestimmt Zil verzogen, wollet ihr keiner
„ argen Meinung von uns vermerken, und sind hier-
„ über Euwer freundlichen und willfährigen Meinung
„ erwartend. rc. rc. Datum und mit U. L. Eydgnos-

„ sen von Zürich Secret-Insigel in unser aller Nam-
„ men verwahrt den 29 Herbstmonat 1554. Bürgermei-
„ ster, Schultheiß und Räth der IV Städten Zürich,
„ Bern, Basel und Schaffhausen.

Nunmehr hielten die VII Orte eine durch dieses Begeh-
ren der IV Städte veranlaßete eigene Conferenz zu Lu-
zern, und schrieben von da aus eine Antwort, die eine
weitläufige Widerholung alles dessen war, was von
ihren Gesandten zu Baden mundlich schon vorgetragen
worden, und eine Rechtfertigung ihres Betragens; doch
bewilligten sie, wiewohl nicht sehr freundlich, den Aufschub
der Tagsatzung zu Locarno, und die vorgeschlagene Zu-
sammenkunft im Weinmonat zu Baden. Damit aber
die IV Städte diese Einwilligung nicht als eine Vorbe-
deutung von Nachgeben, oder die Evangelischen Lo-
carner von gemilderten Gesinnungen auslegen möchten,
schrieben sie von Luzern aus folgenden Brief an Land-
vogt Räuchli der nicht zweydeutig ist, und in welchem
der Städten Einwilligung dem Landvogt kräftig vorge-
halten wird, daß keine Neuwerungen sollen vorgenom-
men werden, worunter die Städte das Neue in der
Strafart mitunter verstanden wissen wollten, aber die
VII Orte nicht so auslegten. Als Beyspiel wie in je-
nen Zeiten die Hoheiten ihren Landvögten zugeschrie-
ben, setzen wir den Brief ganz hin.

Fürsichtiger, weiser, getreuwer, lieber Landvogt.

„ Alsdann hiervor ab gehaltenem Tag zu Baden von
1554 „ den XII Orten deinen gnädigen Herren und Oberen,
„ deren geschworner Amptmann du bist, geschrieben wor-
„ den, daß du bey hoher Straf verbieten, und auch da-
„ rauf halten sollist, daß in deiner Amptsverwaltung we-
„ der heimlich noch öffentlich Niemand weder Frömder
„ als Heimscher, Enderung oder Neuwerung in Sachen
„ der Religion fürnehmen, noch jemand dem anderen ein-
„ bilden soll, samt wyterem Inhalt, als du wol ver-
„ standen, hattend uns dessen versehen, glych als unser L.
„ Eydsgnossen von den IV Städten Zürich, Bern, Ba-

„ sel und Schaffhausen, als du in beyligender Copey ihres
„ Schreibens, Uns zugeschickt, verstan magst, da sy unter
„ anderm als eine gewüsse Sache melden also: Nachdem
„ vornaher in Jr und Unser der XII Orten Namen dir
„ von Baden gen Locarno gschrieben, daß unter ihnen
„ deheim Neuwerung oder Enderung der Religion fürge„ nommen werde, bis auf der XII Orte wyteren Bescheid, sey„ gend sy guter Hoffnung sömmlichem werde gehorsamlich
„ statt beschehen. Als aber wir berichtet, selbigem Schry„ ben und Befelch kein statt beschicht, sonders vil heimlich
„ auch etwann öffentlich zuwider obgethanem Schryben
„ und anders, werd gehandlet: Sodann aus Bitt unser
„ L. Eydsgenossen den obgenannten vier Ohrten, wir den
„ Tag gen Locarno angsezt und verabscheidet, auf einem
„ im Wintermonat angsezten Tag zu Baden gütlich zu
„ ruhen, der Straf halb entzdan ruhn und anstan las„ send: wollend wir keines anderen zu dir uns versehen,
„ als wir dir abermals hiemit befelend, du werdest fürhin
„ eigentliches Einsehen thun der XII Orthen dyner Gne„ digen Herren und Oberen statt thun und ihrem Befelch
„ nachgan, damit du deinen Pflichten gnug und statt
„ thügist, daß fürter ab dir wir nit zu klagen habind. Dem
„ thu statt als du pflichtig bist, des wollend wir zu dir
„ uns gnädig versehen, begerend auch darüber ohne Ufzug
„ fürderlich dyner Antwort, uns darnach wüssend zu hal„ ten. Datum Lucern Montags noch Leodegari 1554
„ und mit unser L. Eydgnossen zu Lucern Insiegel ver„ wahrt. Der VII Ohrten Lucern, Uri, Schwyz, Un„ terwalden, Zug, Fryburg und Solothurn Rathsan„ walt uf diesen Tag in der Statt Lucern versammlet.

Was wegen dieses Handels auf dem Tag zu Baden und nachher in den XII Cantonen vorgefallen, blieb den Evangelischen Locarnern nicht verborgen; sie verlohren durch diese Berichte beynahe alle Hoffnung einer freyen Religionsübung: Mit Dank erkannten sie die väterliche Sorge und die mühevolle Verwendung der IV Stände zu ihrem Besten, und mit Wehmuth, daß ohne gefährliche

Entzweyung der Cantonen sie schwerlich würden in den Landsfrieden eingeschlossen werden. Ihre Religion lehrte sie Standhaftigkeit und Leiden, und alle waren entschlossen beydes auszuüben. Spät an einem Abend um alles Aufsehen zu vermeiden, sandten sie drey Abgeordnete *) zum Landvogt, ihm in der Gemeinde Namen zu danken, für seine schonende Milde, und baten ihn, Ihren Herren und Oberen von den IV Städten zu berichten, daß der um ihrentwillen wahrscheinlich entstehende Zwist unter den XII Cantonen sie mehr kränke, als alles was sie um ihres Glaubens willen leiden müssen, sie wollen also lieber ihre Güter, Vaterland, und selbst das Leben verliehren, als von ihrem eignen Gewissen, und manchem treuen Glaubensbruder den Vorwurf hören, daß sie Schuld an einem gefährlichen Streit zwischen ihren Oberen oder vollends an einem verderblichen Krieg wären: da sie vernommen, daß die IV Evangelische Städte, noch einmal eine Zusammenkunft zu ihrem Besten mit den VII Orten abgeredt, so seye ihre demüthige Bitt, daß ihre Gnädige Herren und Väter, insofern es mit ihren landsherrlichen Rechten bestehen könne, die Streiterweckenden Punkten aufgeben, und um ihrentwillen auf keinem derselben bestehen mögen. Als ein unverdientes göttliches Geschenk, und hohe Gnade ihrer Oberen würden sie es ansehen, wenn sie mit Weib und Kindern nur im Lande geduldet würden, ohne ihren Glauben zu verläugnen; auf öffentliche Versammlungen und Versammlungsörter wollen sie Verzicht thun, und nach dem Beyspiel der ersten Christen sich bey Nacht und an abgelegenen Orten, in der Stille und ohne jemand zu ärgern, in geringer Zahl versammlen; um Anstoß zu vermeiden, sich an Fasttagen des Fleischessens gern enthalten: in Ermanglung eines Predigers ihre Kinder in dem benachbarten Püntnerland taufen lassen, und auch daselbst das heilige Abendmahl empfangen: Wären aber auch diese Bitten nicht zu erhalten, so wollen sie zu Gott

*) Orelli, Muralto, Dunus.

flehen, ihnen einen Ort zu zeigen, wo sie als wahre Evangelische Christen leben und sterben können. Sie fragten den Landvogt um Rath, ob sie noch jemand in die Städte senden sollen, um denselben diese Gesinnungen mündlich vorzutragen? Der theilnehmende Landvogt hatte das Schreiben von Lucern noch nicht empfangen, auch selbst nicht alle Hoffnung einer Religionsduldung aufgegeben; er ermunterte mit solcher die Abgeordneten, und mißrieth für jezt jemand in die Städte zu senden, anerbott sich aber Ihren Vortrag seinen Herren treu zu berichten, und sie ihrer Gnade zu empfelen. Sein Bericht langte mit dem Schreiben der VII Orte zu gleicher Zeit in Zürich an.

Zürich schrieb nun eine Zusammenkunft der IV Evangelischen Stände aus, welche den 18 Weinmonat in Zürich selbst seyn solle, um zu rathschlagen, was man auf der Tagsatzung zu Baden den VII Orten fürtragen wolle? die Einladung ward angenommen, und Bern fand solche um so viel nothwendiger, weil dieser Stand von verschiedenen Orten gewahrnet worden, auf der Hut zu seyn, da die VII Orte wegen dem Locarnerhandel darauf dächten die Evangelischen zu bekriegen. Diese Warnungen, die nach Zürich überschrieben wurden, theilte Zürich auch Basel und Schaffhausen mit, fügte aber bey „Wiewol wir auch auf solche Dräu „und Trazwort kein Glauben setzen, so ist doch zu „unserer Gewarsam nöthig, gut Sorg zu haben, „und was einem Stand dieser Dräuungen halb für„ter begegnete, dasselbe den anderen Ständen zuzu„schreiben.“

Zürich war sorgfältig bedacht allem vorzukommen, was ihre Catholische Nachbaren etwa erbittern könnte, und damit seine Angehörige gereizt oder ungereizt, durch unschickliche Reden oder Handlungen nicht Anlaaß zu Zank oder Streit geben möchten, wurden sie auf Befehl der Hoheit durch ihre Vorgesezte erinnert: „Sich gegen ihre lieben Eydsgenossen und Nachbaren, „in ihrem Handel, Wandel und Wesen, und ungefehren

„ Zusammenkünften friedlich und freundlich zu erzeigen,
„ und zu halten.“

Auf dem Congreß der Evangelischen Ständen im Weinmonat zu Zürich waren die Instruktionen, folglich auch die Aeusserungen der Gesandten über die Maaßregeln verschieden, nach welchen man auf dem Eydgnößischen Tag zu Baden zu Werk gehen sollte. Zürich fand die vorgeschlagenen Vertragsmittel nicht annehmlich, weil der Landsfrieden in denselben gegen seinen natürlichen Sinn, in Betreff des Mehrs erklärt, auf die Sicherheit der Evangelischen Glaubensgenossen nicht nur keine Rücksicht genommen, sondern die Locarner willkürlichen Strafen dadurch gänzlich Preis gegeben wurden. Den VII Catholischen Ständen wäre alles zugegeben, da hingegen die IV Städte für ihre Glaubensbrüder, um die es hauptsächlich zuthun seye, nichts erhalten. Es trug deswegen an: Weil dieser Vergleich nachtheilig sey, so sollen die Evangelichen gegen die Catholischen an ein Recht stehen, und darauf beharren, daß zu Locarno als in einer gemeinen Herrschaft, die Religionsübung zufolge des Landsfriedens frey gelassen, und alle Strafen wegen des Vergangenen, (in sofern solche Glaubenssachen betreffen,) sollen aufgehebt seyn.

Bern, welches wegen der vorgeblichen Kriegsrüstungen der VII Orten von verschiedenen Seiten gewarnt worden, und einen neuen Krieg der Schweiz höchst schädlich glaubte, war zu mehrerem Nachgeben geneigt als Zürich: Es rieth an: Die vorgeschlagenen Schiedemittel anzunehmen, wenn sonst die Rechte und Herrlichkeiten der Evangelischen Stände in den gemeinen Herrschaften genugsam verwahret, und der Punkt wegen des Mehrs dahin erläutert werde, daß solches über Glaubenssachen in den deutschen gemeinen Vogteyen nicht eingeführt, sonder nach dem Buchstaben des Landsfriedens gehandelt werde. Es unterstüzte seine Meinung mit der Aeusserung der Locarner gegen den Landvogt, welche auf öffentlichen Gottesdienst

tesdienst Verzicht thuen, und nur Duldung im Land verlangten; und mit der Wahrscheinlichkeit, daß wenn den VII Cantonen so viel nachgegeben werde, sie wol ihre Einwilligung zu dieser Duldung geben würden; wäre diese einmal gestattet, so könnte mit der Zeit und mit Gedult wol auch eine freyere Uebung des Gottesdiensts erhalten werden.

Basel und Schafhausen wiederholten ihre Einwilligung zu der entworfenen Vermittlung, wie sie sich schon gegen Zürich schriftlich erklärt hatten; sie verwarfen den Rechtsstand aus dem Grund vorzüglich, weil die Cantonen bey der Wahl eines Obmanns, wahrscheinlich sie noch mehr entzweyen, und man in diesem Fall die Vermittlung sich dennoch müsse gefallen lassen, oder sich zum Krieg entschliessen, welches leztere ihren Herren bey den sonst bedenklichen Zeiten allzubeschwerlich wäre.

Zürich verfocht das Interesse der Glaubensgenossen der IV Städte standhaft; aber es vermochte nicht einen der übrigen Stände auf seine Seite zu bringen. Diese blieben bey ihren nachgebenden Gesinnungen: Nur kam man endlich darinn überein, auf dem Tag zu Baden nicht zu zu geben, daß die Reformierte Locarner ihrer Lehre wegen mit Strafen belegt würden, und übrigens nach den sich ergebenden Umständen zu handlen. Zürich von seinen Mitverbündeten überstimmt, mußte sich diesen schwankenden Schluß gefallen lassen, obgleich es voraussahe, daß dabey die Evangelischen ihre Absichten ganz verfehlen würden.

Während daß die IV Stände zu Zürich sich berathheten, sandte der Landvogt Räuchli ihnen eine Abschrift des Schreibens, so er von den Catholischen Cantonen erhalten, und berichtet, was er zu seiner Rechtfertigung geantwortet, im folgenden Brief, der zugleich die damalige Lage der Locarner enthält: „Ihr Gn. HHerren könnt aus „beyliegender Copey wol merken, daß ich bey den Lobl. „VII Ständen fast verschreyt bin, sie hand eine sommli-

„che Antwort von mir empfangen, wie ich Euch jezt be-
„richten will. Erstlich wie sie meinen ich habe dem Befehl,
„der mir von Baden worden, schlechtlich nachgelebt, das
„verantwort ich also: Als myn HHerren die Botten von
„Locarno verritten sind, die auf der Jahrrechnung gsyn,
„bin ich und meine Frau und Kind in schwere Krankheit
„gfallen, da ich in sieben Wuchen nie aus dem Bett
„kommen, denn man mir die langen Nächt hat wachen
„müssen, wie männiglich zeugen kann: Nun in sömmli-
„cher Zyt han ich, was zu handlen gsyn, zu dem Statt-
„halter gweist; und als ich also elend gelegen, kam zu
„mir der Fiscal und zeigt mir an, wie etlich in unser
„Frauwen Kilch am Abend fast um 6 Uhr hättend zwey
„Kind getauft, und hab einer darnach angfangen predi-
„gen, der soll ein Mönch gsyn syn, aber ich kenn ihn
„nit, hab gar kein Gmeinsam mit ihm; und das ist aller
„Unrath und Enderung, so ich weiß beschehen syn;
„anders was heimlich in Häuseren beschicht, mag ich nit
„wüssen. Wol hab ich jez einen Gfangnen, der unser
„lieben Frauwen mit Schmähworten zugeredt han soll,
„den han ich auf Euch Myn. HHerren im Gfängnuß lie-
„gen lassen, dann man hat all Tag bey uns gseyt, Ihr
„MHHerren die XII Ort kommend, so wollt ich Euch
„mit ihm lassen handlen nach Eurem Willen. Diewyl
„ich aber den Verzug vernimm, und aber ihn so lang im
„Gfängnuß ghabt, so kann ich ihn nit länger plagen,
„und diewyl mir von den VII Orten so scharf gschrie-
„ben, unterstan ich nit allein darüber zu urthlen, son-
„dern hab die drey Landvögt von Lugano, Mendrys und
„Meynthal auf jetz am Montag beschrieben, mit mir in
„der Sach zu handlen nach Gebühr: Da achte ich wol
„sy habend mir von synetwegen so trutziglich geschrieben,
„dann Sy wüssen gleich alle Ding; hand freylich mir
„dräuet, ich werd ihn mit dem Fuchsschwanz schlagen.
„Wyter liebe Gn. HHerren so begegnet mir noch ein Han-
„del, so mir schwer ist. Es hat sich schon zweymal begeben,
„daß deren Kind gstorben sind, so die Catholischen Pfaf-

„ sen nit getaufft han, so wollens dann die Geistlichen nit „ lassen begraben, ich heiß es dann, daraus mir auch ein „ Verweis mag erwachsen, wenn schon ein Todten begra„ ben kein Neuwerung ist, und ich die Leichnam nit wol„ len lassen in Häuseren oder uf der Gaß verfulen: Nun „ ist myn demüthig Bitt Jr Myn Gn. HHrn. wollt mich „ zu Baden versprechen, oder allweg helfen, daß ich zur „ Verantwortung mög kommen, so will ich sie ob Gott „ will thun, daß Jr damit werdet zufrieden seyn. ꝛc."

Die IV Städte waren mit des Landvogts Betragen vollkommen zufrieden, und schrieben ihm zurück: „ So „ dann zu Tagen deinethalb etwas anzogen wurde, wol„ len wir dich in allweg zum besten entschuldigen und ver„ antworten." Die ungleichen Gesinnungen der Evange„lischen Stände waren wahrscheinlich Ursach, daß dem Land„vogt schwankende und fast widersprechende Anweisungen gegeben wurden, wie er sich zu benehmen habe: In dem gleichen Brief heißt es: „ Daß keine Enderung unter den „ unseren noch Neuwerung in Glaubenssachen fürgenom„ men werde bis auf wyteren Bescheid deiner Herren der „ XII Orten, bey solchem lassen wir es auch blyben, „ und versähen uns gänzlich, du werdest gut Sorg haben „ und gewarsamlich handlen, auch dich dermassen halten, „ daß dir weder gegen Uns noch den übrigen Orten auf„ heblich und verwyslich sey" und denn wider „ Mit „ den biderben Leuten haben wir ein groß Beduren, was „ du zu ihrer Lyberung thun kannst, überlassen wir dei„ ner Klugheit."

Räuchli hatte bestimmtere Verhaltungsbefehle besonders auch wegen dem Gefangenen gewünscht, dessen aber mit keinem Wort gedacht war. Um indessen neue Vorwürfe von Seiten der VII Orten auszuweichen, beschloß er diesen so wol als den IV Städten Bericht zu geben, und einen neuen Ruf ergehen zu lassen, in welchem er in den gleichen Ausdrücken, die ihm von Baden und Lucern waren zugeschrieben worden, gebott, alle Neuerungen zu unterlassen. Den Erfolg dieses Befehls berichtete er unter

dem 15 Wintermonat 1554 beyden Theilen. Den IV Städten schrieb er: „ Mir wär's lieber Ihr Mgn. Herren hättet auf myne Klugheit, die eben nur gering ist, nit gebaut, „ und mir in Eurem letsten Schryben vom vergangenen „ Monat kurz und gut als Eurem Diener befohlen, worinn ich den biderben Leuten hier Lyberung schaffen soll. „ Nun will ich Euch alles berichten wie die Sachen stehen, „ und was ich MgnHerren schrybe, werdet Ir aus beygelegter Copey sehen. Erstlich des Gfangnen halben, „ den hab ich jetz 7 Wuchen im Gfängnuß ghabt, wie „ wol er by uns nit so groß gsündigt hätt, ist er doch so „ verschreyt von Bellenz bis in die VII Orte heinein, daß „ ich nit dörfen allein über ihn urthlen, weil es den „ Glauben wie sie sagen, will antreffen, denn wie ich ihm „ gethan, so wär es zu kurz oder zu lang gsyn, hab ihn „ also auf Euch MgHerren die XII Ort lassen warten; „ da ich aber vernommen, daß Ir nit kommet, hab ich „ die drey Vögt, den von Lauis, Maynthal, und Mendris, wie ich Euch berichtet, lassen rufen, in der Meinung es sollt uns alles minder verwyslich seyn, so wir „ von vier Stellen Richter wärind. Da ward zulezt der „ Rath daraus, ich sollt ihn lassen liegen, bis Ir Mgn. „ Herren auf den nächsten Tag kommet; Den Rath hätt „ ich wol selbst funden, wenn ich ihn gern länger im „ Gfängniß hätt lyden lassen. Da ich nit wüssen mag, „ ob Ir jetz eins werdet auf einen Tag Euwre Botten „ zu schicken oder nit, oder ob Euch der Schnee oder „ anders wändig möcht machen, so hab ich an MgnHhrn. „ die XII Ort um Bricht gschrieben, und ist myn demüthig Bitt an Euch, Ir wollet dran syn, daß mir die „ Burde nit allein auf dem Hals lige, sondern daß es „ mit Hülf der drey Landvögten geschehe, wenn es muß „ geurthelt syn. Wyter Gn. L. HHrn. hab ich auf Euer „ meiner Herren der IV Städten und VII Orten Schreiben wieder ein Verbott ausgan lassen, daß niemand keine „ Neuwerung des Glaubens halben fürnehme. Auf „ sömmlich Verbott sind Irer dreyßig Personen zu mir

„ kommen mit einander, und haben mir anzeigt, daß sy
„ all meines Glaubens seyind, und sy seyen gegen Euch
„ MgnHerren den XII Orten verschreyt, als ob sy nur
„ verlosnes Volk wärend; ich soll sy besehen, ob es also
„ sey oder nit? Da muß ich sagen, daß es mehr Edelleut
„ sind, und von den eltesten Geschlechteren, hübsch, herr-
„ lich junge und alte Männer; In Summa der mehr
„ Theil im Rath und schier der ganz Flecken, Wyter
„ sprachen sy, man rede aus, als ob sie Wiedertäufer
„ sollen syn, das seye falsch, sondern sy taufen ihre
„ Kinder wie Ire Gn. Herren die IV Ort, sy haben
„ all Artikul ihes Glaubens in Schrift gestellt, und
„ Magister Heinrich Bullinger zugeschickt, mit Bitt daß
„ er Iren Gn. Herren die gründliche Wahrheit berichte.
„ Dann zeigen sy mir auch heiter und unverhohlen an,
„ daß sy keine Kinder mehr by dem Erzpriester oder
„ Meßpfarrer wollen taufen lassen, darinn seyend sy
„ Gott mehr zuthun schuldig als den Menschen; dem
„ wollend sie voran dienen, darnach Iren Gn. Herren
„ alles thun, das sy Ihnen, oder mir von Irer Herren
„ wegen schuldig seyend; darauf unterstandend sy zu leben
„ und zu sterben. Darum günstige L. Herren ist myn
„ freundlich Bitt an Euch, wenn ich geschulten wurde,
„ als ob alles in Schwang gange, und ich müßig daby
„ sey, ihr wöllet mich bey den VII Orten aufs Beste
„ versprechen, denn weil mir jetz die Strafen gegen Ih-
„ nen nit erlaubt sind, (Gott sey dafür globt,) so kann
„ ich es ihnen auf diese Wort hin nit wehren, und muß
„ es lassen gehen: das laß ich Euch MgnHern und Väter
„ in guter Meinung wissen, mit Bitt Ir wollet mich Eurem
„ guten Rath lassen empfolen seyn, dem ich treulich nach-
„ leben will."

An die VII Catholische Stände schrieb Räuchli einen einfachen Bericht, so wol den Gefangenen als die übrigen Evangelischen betreffend, und begehrt Verhaltungsbefehle weil er befürchten mußte, selbst in den Prozeß verwicklet zu werden, wenn er nach seinem eignen Befinden handeln

wollte: Wegen dem Gefangnen schreibt er: „Da in dem
„ Flecken Locarno etliche geredt, daß einer unsre liebe
„ Frau mit unverschämten Worten soll geschimpft haben,
„ sind etliche ab der Landschaft zu mir kommen, mit Bitt
„ daß ich dem Handel nachfrage, und so dem also wäre,
„ daß ich den Lästerer nicht ungestraft lasse. Auf das
„ hab ich von Amtswegen etliche Kundschaften gehört,
„ und demnach denselbigen auf den die Kundschaft gelau-
„ tet, gefänglich angenommen, und wie sichs gebührt,
„ den Prozeß formirt und geführt: da ich aber vernom-
„ men, daß zwischen MgHrn. den XII Orten leider etwas
„ Span der Religion wegen haftet, und mir der Handel
„ sonst schwer, hab ich den Gefangenen behalten, bis
„ auf Ankunft der Botten, die laut der Abred zu Baden
„ nächst hereinkommen sollten; der Meinung, daß sie selbst
„ richtend, weil ich leicht, wie ich gleich dem Handel
„ thäte, von einem Theil oder dem anderen möchte geschul-
„ ten werden: Weil aber die Botten zu kommen verziegen,
„ überschick ich Euch MgnHrn. beygelegt den gemachten
„ Proceß, bittende nach eurem Gefallen mich eigentlich zu
„ verständigen was ich thun soll." Zu seiner Rechtferti-
gung wegen den Evangelischen schreibt Räuchli: „Zu
„ Befolgung Ewr. MgnHrn Befehl hab ich wieder einen
„ neuen Ruf ausgehen lassen, daß in Glaubensachen keine
„ Neuwerung nach Aenderung beschehe, darauf etliche,
„ dero an der Zahl bey dreyßig Edelleut oder sonst ange-
„ sehene aus dem Rath zu mir kommen, redende, daß
„ sie dem Ruf nit ohne Beding Statt thun noch geleben
„ könnind, dann sie Gott mehr dann dem Menschen schul-
„ dig, wöllind auch nit verhalten, daß sie hinfür ihre
„ Kinder, die etlichen unter ihnen täglich werden sollind,
„ dem Erz noch keinem andern Meßpriester nach altem
„ Brauch nit zu taufen geben können, sondern sie wollen
„ sie taufen nach ihrem Brauch, als sie sidert etwas Zyts
„ gethan; aber in Sachen des Lybs und Guts, darinn die
„ Oberkeit zu gebieten habe, wöllind Sie Euch GnHrn.
„ und mir an Euwer Stell jede billiche Unterthänigkeit

„ beweisen, und damit ich hierinnen auch kein Beschwer-
„ nuß trage, und mir etwas zur Last komme, hab ich
„ Euch das nit verhalten wollen, Gott bittende, daß Er
„ Euch in Fried und Einigkeit erhalte ꝛc."

Die Evangelischen Locarner wagten es, vermuthlich auf Anrathen ihrer Freunden, noch eine Bittschrift an die XII Orte zu senden, worinn sie sich zugleich kurz über die Beschuldigung wegen der Sektirer unter ihnen rechfertigen; sie sagen in ihrem Schreiben vom 4 Winterm. 1554 darüber: „ Daß wir verschiedener Sekten auch der
„ Wiedertäuferey angeklagt werden, bekümmert uns
„ schwer, wir unterziehen uns willig allen Strafen, so
„ etwas dergleichen an uns erfunden wird; das aber be-
„ kennen wir vor Gott und Euch U. Gn. HHrn., daß
„ wir der Religion anhangen, die in U. Gn. HHrn. von
„ Zürich, Bern, Basel und Schaffhausen Städten und
„ Landen gelehrt und geglaubt wird: bitten Euch des-
„ wegen Gn. HHrn. auf das unterthänigst, Ihr wollt
„ gegen Euwre treue Unterthanen gnädig handlen, und
„ uns gonnen, daß wir friedlich und ruhig mögen bey die-
„ ser Lehre bleiben, da Ihr wol wüsset, daß der Glaub
„ eine Gab Gottes ist, und nit mag mit Zwang aufge-
„ richt, oder mit Straffen widerlegt werden: Da nun
„ auch die Juden gedultet werden, welche doch unsers
„ einzigen Seligmachers Jesu Christi, und seiner lieben
„ Muter Jungfrauw Maria, Feind und Schänder sind,
„ so bitten wir um Gottes und unser aller Erlösers wil-
„ len, Ihr wollet unseren Gewissen schonen, da wir einen
„ Gott und einen Seligmacher haben, und uns bey der
„ Religion leben lassen, die in vielen gemeiner Eydsgnoß-
„ schaft Städten und Landen angenommen ist, und uns
„ befiehlt der Oberkeit treu und gewärtig zu seyn, welches
„ wir auch gegen Euch als U. Gn. Hrn. und Oberen wil-
„ lig bescheinen wollen, und uns in allen lyblichen Sachen
„ halten als treuen und gehorsamen Unterthanen gebührt,
„ und von Gott befohlen ist. ꝛc. ꝛc." Dies Schreiben blieb, wie die Locarner es vermuthet, unbeantwortet.

Inzwischen ward in den Evangelischen Ständen die Sage allgemein, die Catholischen Cantone seyen im Begriff die Städte zu überfallen, und eben so gieng in den lezteren das Gerücht, die Städte rüsten sich die VII Orte zu bekriegen: Durch dienstfertige Personen wurden beyden Theilen verschiedene Warnungen zugesandt, und das Volk glaubte den Krieg gewiß; das Mißtrauen stieg gegenseitig zu einem gefährlichen Grad. Ohne von den Obrigkeiten aufgefordert zu seyn, waffnete sich das Land gegen den bedrohten plötzlichen Ueberfall, und stellte für sich Musterungen an. Zürich, welches unter den Protestantischen Ständen am eifrigsten die Locarner verfocht, zeigte bey dieser gefährlichen Gährung der Gemüther, Unerschrockenheit und Kaltblütigkeit: Der Rath ließ den Befehl an die Angehörige wiederholen „freundlich mit den benachbarten „Eydgenossen sich zu betragen, und benahm ihnen, ohne jedoch sie einzuschläfern, die Furcht eines nahe bevorstehenden Kriegs.

Der französische Gesandte in der Schweitz ermahnte die Cantone durch ein an alle Stände gerichtetes Schreiben zum Frieden, und bott Zürich und Bern (obwol diese beyde Cantone dem Ao. 1549 zwischen Frankreich und der Schweiz erneuerten Bund nicht beygetretten waren,) die gütliche Vermittlung seines Hofes an. Den Catholischen Ständen that er ein gleiches Anerbieten, und fügte demselben die Aeusserung bey; daß man im Fall eines einheimischen Kriegs zwischen den Schweitzeren, Frankreich schwerlich seinen Verbündeten mit Truppen zuziehen werde, weil durch lange Kriege erschöpft, es genug zu thun habe, in dem immer fortdaurenden Streit mit dem Kayser sich gegen Angriffe zu vertheidigen und seine Plätze zu behaupten. Diese Erklärung hinderte vielleicht für einmal wenigstens, den Ausbruch der Thätlichkeiten kräftiger als alle gütliche Unterhandlungen auf den Tagen.

Das Gerücht eines obschwebenden Krieges war auch nach Locarno gekommen, und verursachte unter den Reformierten verschiedene Berathungen: Im Anfang

waren die Gesinnungen verschieden, wie die persönlichen Charackter. Daß auf dem bevorstehenden Tag zu Baden wenig von den VII Ständen zu erhalten seyn werde, das befürchteten alle, aber nicht alle hatten einen gleichen Grad der Duldsamkeit: Sie waren zwar alle willig für ihre Religion, Haab, Vaterland und Leben hinzugeben, aber in der Weise waren sie nicht einstimmig. Die so einen Theil ihres Lebens im Krieg zugebracht riethen an; wenn die Evangelischen Städte von den Catholischen Cantonen feindlich angefallen wurden, so wollten sie mit den erstern für Religion, für Weib und Kinder fechten; es wäre nicht schwer auf ihre Güter Geld aufzubringen, und damit Soldaten zu werben, mit welchen man über den Gothardsberg ziehen, und von dieser Seite her, den Evangelischen Truppen Luft machen könne: Es wäre besser zur Ehre der Religion und zu ihrem Schutz, ihre Güter und auch das Leben zu verliehren, als die erstern durch Confiscation und das andre durch den Scharfrichter. Wenn die VII Orte überzeugt wären, daß alle Protestanten sich für ihren Glauben wehren wollten, so würden sie lieber den Landsfrieden in den Italiänischen Herrschaften gestatten, als einen unsichern Krieg wählen, besonders weil noch in etlichen Cantonen heimliche Anhänger der Reformation seyen, die nur mit äusserstem Widerwillen sich zu einem Feldzug gegen die Evangelischen würden brauchen lassen. Aloysius anerbott sich in die IV Städte zu gehen, und ihren Herren und Obern dieses Vorhaben mitzutheilen, und falls solches gebilligt wurde, so wollte er mit Giovanne von Muralto in Italien reisen, um daselbst von ihren alten Bekannten unterstützt, Truppen zu werben.

Ob dieser Entwurf die Folge einer durch Strafen, Drohungen und Furcht noch ärgerer Uebeln, empörter Empfindung war, die alles ausführbar findet, wo sich nur eine etwelche Wahrscheinlichkeit einer bessern Lage zeigt, oder ob solcher wirklich ausführbar war? ist in

der Entfernung von diesen Zeiten, und da die Verhältnisse dieser Menschen mit ihren ehemaligen Kriegsgenossen unbekannt sind, nicht so leicht zu entscheiden: Einmal er ward von dem mehrern Theil der Locarner verworfen, die entweder zu der Ausführung in sich nicht Muth genug fühlten, oder durch Hoffnung hingehalten wurden, am Ende doch noch mildere Behandlung bey den VII Orten durch die Vermittlung der Städte zu finden, oder welches eben so wahrscheinlich ist, sie glaubten ihrer Religion eine unbedingte Geduld schuldig zu seyn, alles zu leiden, und alles lieber zu verliehren, als ungehorsam gegen einen Theil ihrer Obern zu seyn. Martyrer zu werden war ihnen minder schrecklich, und sich selbst für die allgemeine Ruhe und den Frieden aufzuopfern schien ihnen verdienstlich. Diese Gesinnungen erhielten nach einer langen Berathschlagung die Oberhand und den Beyfall der ganzen Gemeind. Folgender Brief ward entworfen, und an die IV Städte gesandt.

„Obgleich unsre Locarnische Kirche verschreyt ist, „daß sie mit dem Widertauf und andern Secten angesteckt seye, und nur aus unbedeutenden, schlechten „Leuten und ausgesprungenen Mönchen und Pfaffen bestehe, halten wir doch dafür Ihr Gn. Liebe Herren „und Väter werdet unsere Unschuld und die Wahrheit „nicht nur aus unserm an Euch abgelassnen Schreiben, „sondern aus andern eingezognen treuen Berichten genugsam erfahren haben; desnahen achten wir unnöthig, „mehrers zu unsrer Entschuldigung zu melden.

„Es liegt uns allein noch ob, daß wir unsere gerechte Sach erstlich Gott und demnach Euch U. Gn. „Hh. Oberen und Väteren befehlen: Wenn Ihr Gn. „Hh. Väter und Brüder in Christo, uns einicher „Maassen Hilf leisten könnet, bitten wir so viel wir „vermögen, thut es um der Ehre Gottes und der „Ehre der Christlichen Kirche wegen: Wenn es aber, „wie wir fürchten, und Euch andere Mahl schon ver-

„ meldt, ohne Zerstörung des gemeinen Friedens und der „ Einigkeit nicht seyn kann, so befehlet uns Gottes heiliger Fürsehung, und lasset uns lieber Verfolgung „ leiden, als daß Ihr um unsertwillen Streit oder Krieg „ anhebet; wie wir dann Gott den Herren, der die „ Herzen der Königen und Fürsten in seiner Hand hat, „ ohne Unterlaß bitten, daß Er die Gemüther und „ Herzen Ewr. U. Gn. Hh. und Oberen, auf den Weg „ des Friedens und der Einigkeit leiten wolle, zu Ehren „ seines heiligen Nammens. Wir aber sind entschlossen, von der einmal durch die Gnade Gottes erkannten Wahrheit und dem Glauben an Jesum Christum „ nimmermehr abzustehen, wenn wir auch darüber den „ Tod leiden sollten: deswegen bitten wir nochmalen „ im Herren, Euch unserhalben nicht Streit und Krieg „ auszusetzen; denn es ist besser, wenn es also Gottes „ Willen ist, daß wir leiden, als aber Ihr. Der Herr „ wolle Euch Gn. Hh. und Obern nach seiner Güte „ und Gnad mit seinem Geist regieren und erhalten „ ꝛc. ꝛc. Den 7 Winterm. 1554 die Kirche Christi zu „ Locarno."

Bullinger, an den sich die Locarner schon oft gewandt, und welchen sie wie ein Licht der Kirche verehrten, erhielt von Ihnen zu gleicher Zeit einen Brief ähnlichen Inhalts mit dem obigen; demselben war wieder ein weitläufiges Glaubensbekenntniß beygelegt, zu ihrer Rechtfertigung oder auch zur Prüfung. Die frommen Gesinnungen der Locarner fanden in den Evangelischen Ständen Beyfall, und interessierten; man war einstimmig, daß sie Hilfe verdienen, aber verschieden in den Maaßregeln die man zu ihrem Schutz nehmen wollte: Zürich beharrte bey seiner Meinung, der Landsfrieden sollte, wo nicht auf alle Italiänischen Vogteyen, doch wenigstens auf die ausgedähnt werden, in welchen sich eine gewisse Anzahl Reformierte Einwohner befinden: Von Strafen wegen Glaubenssachen wollte es nicht hören; nur in so weit erklärte es sich des Friedenswegen nach-

zugeben, daß die Geldbussen, welche die VII Orte oder die Landvögte schon bezogen hätten, nicht zurückgeben sollten. Wenn dies zu erhalten wäre, so konnte man die Locarner-Verschreibung unberührt lassen.

Bern hatte so viele Warnungen wegen einem bevorstehenden Krieg empfangen, daß es solchen mehr Glauben beylegte, als Zürich (wo man dieselben nicht ganz verachtete, aber doch mehr für abschreckende Drohungen, als für begründete Thatsachen hielt) und einen Angriff besorgte: Es wollte mit den VII Orten sich nicht ganz abwerfen: Das Beste für die Locarner zu reden, sie allenfalls mit Liebessteuren zu unterstützen, dazu war es willig. In diesen Gesinnungen schrieb Bern an Zürich nicht lang nach der Zurückkunst seiner Botten von dem Tag daselbst: „Wenn nach den Auskunftsmittlen der Schiedorten Glarus und Appenzell, der Landsfrieden, Verträg, „Briefe, Herrlichkeit, Oberkeiten und Gerechtigkeiten in „unseren Gebieten gelten, und kein Mehr statt haben soll, son„dern nur in den gemeinen Herrschaften Ennet dem Gebirg, „so wollen wir keinswegs mit unseren lieben Eydsgenossen „der VII Orten, alleinig des gedachten Locarner Handels we„gen in's Recht tretten, sondern es ein gut Sach seyn lassen: „Wir wollen aber auch mit Absendung unserer Botten gen „Locaruo jezmals kein Kosten haben; ob aber jemand da„mit fürkäme, auch nit davor seyn und beschehen lassen."

Basel und Schaffhausen schwankten zwischen den Gesinnungen, die Zürich und Bern äusserten. Die Kirchendiener waren eifrige Verfechter ihrer gedrückten Glaubensbrüder zu Locarno, und thaten zu ihrem Besten kräftige Vorstellungen; diese vermochten den Rath sich nach Zürichs Meinungen zu richten, und solchen für einmal beyzupflichten: Schaffhausen hingegen nahm Berns Gesinnungen in so weit an, daß es äusserte, sich für die Locarner zu verwenden, so viel es, ohne in einen Rechtshandel oder gar in Krieg zu verfallen, thunlich wäre.

Das war alles von dem verschieden, was die Gesandten auf dem Tag zu Zürich schon vorgetragen hatten.

Dieser Canton konnte jzt leicht voraus sehen, daß er auf der Zusammenkunft zu Baden einen harten Stand haben, und ihm so schwach von den anderen Evangelischen Städten unterstüzt, die Vertheidigung der Locarner schwer seyn werde.

Indessen rückte der 18 Winterm., an welchem die Cantone zu Baden zusammenkommen sollten, herbey. Zürich wählte zu Gesandten dahin wieder den Bürgermeister Haab und den Stadtschreiber Escher, die beyde sint dem Anfang dieses langwierigen Handels zu allen Conferenzen geschickt worden, und deren Vorträge auf die Verfügungen des Raths immer einen starken Einfluß hatten. Bis dahin war es ihnen zwar nicht gelungen, nach ihrer Oberen Wunsch etwas wesentliches von den Gesandten der VII Orten zu erhalten; aber ihr bekannter Eifer, Treu und Standhaftigkeit, schützte sie gegen allen Verdacht, daß durch ihre Schuld etwas versäumt worden. Da man nach den Aeusserungen der beyden Ständen, Bern und Schaffhausen besorgte, sie möchten mehr nachgeben, als sich ohne Nachtheil der Religion und der oberherrlichen Rechten thun liesse, ward die Instruktion der Zürcherischen Gesandten dahin verschärft, daß sie ohne neue Verhaltungsbefehle in nichts einwilligen sollen, falls die Instruktionen der andern Städten von ihren eignen im Wesentlichen verschieden wären.

Kurz vor der Gesandten Abreis, kamen Orelli, Muralto und Dunus als Abgeordnete der Reformierten Locarnergemeinde nach Zürich, nicht so fast um ihre Sache nochmals diesem Stand zu empfehlen, als um Rath zu fragen, ob sie eine mitgebrachte Supplication nicht zu Baden selbst übergeben sollten? Zürich fand nicht gut, daß die Abgeordneten auf der Tagsatzung sich zeigen, weil man nur mehrere Erbitterung vnd vielleicht gar ihre Gefangennehmung besorgte. Bullinger und Lavater, die ihre Schritte leiteten, sie zu Gedult und Standhaftigkeit ermunterten, mußten ihnen zugleich zu verstehen geben, daß ihr Aufenthalt in Zürich einen widrigen Eindruck bey

den übrigen Ständen machen könnte. Sie merkten den Wink, und verliessen Zürich noch ehe die Gesandten auf Baden giengen; unbeobachtet reisten sie über Uri in ihre Heymath zurück.

Auf dem Tag zu Baden erschienen nebst den Botten der XII Cantonen auch die der drey Pündten, und der Gesandte König Heinrichs des IIten, der ernsten Befehl hatte, sich für eine friedliche Handlung zu verwenden, und so viel möglich den Ausbruch der Thätlichkeiten zu hintertreiben. Da der Französische Hof sich in die Streitigkeiten von Florenz gemischt und einige Plätze im Piemontesischen besezt hielt, und Schweitzerische Völker brauchen konnte, so war ein einheimischer Krieg der Cantonen, dem französischen Interesse zuwider; es war also dem Gesandten Ernst, als er von den VII Orten Nachgiebigkeit forderte, mit der Widerholung, daß im Fall eines Krieges sie keine Unterstützung, weder an Geld noch an Volk von Frankreich zu erwarten hätten: Da er diese unbiegsam fand, so wandte er sich an die Gesandten der Städte mit veränderten Sprachen; ihnen gab er zu verstehen, daß bey dem Ausbruch des Kriegs sein König die Catholischen Stände nicht hilflos lassen wurde. Die VII Orte achteten seine Vorstellungen und die Städte seine Drohungen nicht viel, weil keinem Theil die sehr verschiedenen Reden ein Geheimniß blieben. Den Protestantischen Ständen war seine Gegenwart nicht zuwider, weil sie gewiß wußten, daß seine Aufträge enthielten, die Hitze zu mindern, und einen, beiden Theilen leidenlichen Vergleich zu bewirken.

Hingegen war den IV Städten die Ankunft des Päbstlichen Nuntius Octavianus Riverta Bischof von Ferracina sehr unangenehm: Ob solcher auf Einladung der VII Orten, oder auf Befehl Julius des IIIten bey der Eidsgnößischen Versammlung erschien? ist ungewiß; immer gab er vor, er wäre da, um mit dem französischen Gesandten zu helfen, die Eintracht zu erhalten. Mit diesem hatte er aber wenig Umgang: Denn um diese Zeit waren die Projekte des Römischen und des Französischen

Hoffs in Ansehung der Italienischen Angelegenheiten ganz einander entgegen, und diese Höfe stunden deswegen in keinem guten Vernehmen; diese mochte sich auch auf die Gesandten erstrecken: denn zu Baden war ihre Kälte gegen einander auffallend. Eine fatale Stimmung, um eine schwierige mit hitzigem Interesse verfochtene Sache beyzulegen!

Wenn Riverta Frieden stiften wollte, so zeigte sich bald daß solcher ganz auf Kosten der Evangelischen Stände gemacht werden sollte. Ehe die Verhandlung recht anfieng, zeigte sich der Nuntius so einseitig daß er ganz das Zutrauen des einten Theils verscherzte, bey dem anderen Oel in's Feur goß, und durch ein unkluges und hochsprechendes Betragen die Vermittlung ungemein erschwerte. Dem Stadtschreiber Escher ward dieß unerträglich; er machte dem Nuntius öffentlich Vorwürffe, und verbat seine Dazwischenkunft, nicht nur als eines unerbettnen, sonder offenbar hitzig partheyischen Mittlers, der, weit entfernt Frieden zu stiften, Unfrieden erregen wurde, wenn keiner obwaltete. Auch Glarus und Appenzell bezeigten dem Nuntius nicht zweydeutig, wie übel angebracht sein Betragen wäre, und der französische Gesandte wiederholte öfters die Bemerkung, damit sie bey allfälligen Ereignissen Eindruck machen möchte: Die Aufführung des Nuntius beweise, wie schwer es sey, mit Päbstlichen Ministern, Geschäfte in Frieden und nach Billichkeit zu berichtigen.

Die Gesandten kamen mit gegenseitigem Mißtrauen zusammen; doch ihre allgemeine Abneigung, durch einen waglichen Krieg die Fehde zu entscheiden, bewirkte in den ersten Sitzungen wechselseitige Schonung, und ruhiges Anhören der Instruktionen und Forderungen. Leztere wurden in milderndem Tone vorgetragen. Der französische Gesandte nüzte diesen günstigen Anschein, und forderte beyde Theile ernstlich auf, etwas von ihren Maaßregeln nachzulassen, und ihm den Entscheid der Punkten zu übergeben, über welche man nicht könnte ein's werden. Aber er hatte den Grad von Zutrauen verlohren, der allein ihm die Scheid-

richterstell hätte übertragen können, und kein Theil wollte es wagen, sich ihm ganz zu überlassen: doch dienten seine Verwendungen, die friedliche Stimmung beyzubehalten. Josua von Beroldingen von Uri, und Pfeiffer von Lucern, unterstüzten die Bemühungen des Französischen Gesandten, in so weit er zu einem gütlichen Verglich ermahnte: Beyde waren schon lange mit Escher bekannt, hatten in öffentlichen Angelegenheiten neben ihm gearbeitet, und wußten seine Verdienste zu schätzen: Für ihre Religion eifrig, waren sie es eben so sehr, den Frieden im gemeinsamen Vaterland zu erhalten: Sie unterredten sich besonders mit Escher, und kamen von selbst auf den Vorschlag, welchen die Locarner an Zürich gethan, denselben zwar nicht öffentliche Uebung ihres Gottesdiensts, aber Duldung desselben in ihren Privatwohnungen und in der Stille zu gestatten. Bern, Basel und Schaffhausen waren mit diesem Entwurf zufrieden; er ward dem Französischen Gesandten mitgetheilt und erhielt seinen Beyfall. Nun wandte sich dieser an einige Botten der Catholischen Ständen, um sie zu bereden diesen Vorschlag anzunehmen; er ward nicht hitzig bestritten, vielmehr hatte er das Ansehen, daß durch die Vermittlung der Botten von Lucern und Uri, die meisten von den VII Orts Gesandten konnten gewonnen, und denn die Einmüthigkeit wieder unter allen Cantonen hergestellt werden.

Pfeiffer übernahm, den Antrag dieses Auskunftmittels in öffentlicher Seßion zu thun, nachdem Haab und Escher ihr Wort gegeben, bey ihren Oberen auszuwirken, daß solches von ihnen angenommen werde.

Zum Unglück bekam der Bischof von Ferracina Nachricht von dieser Abrede am Abend vorher ehe der Vorschlag in der Seßion gethan wurde. Er wandte sich alsobald und vorzüglich an die Gesandten von Schweitz, Zug und Fryburg, und wußte diese zu überreden, daß durch eine solche Duldung die Ehre der Catholischen Kirche geschändet, die Ketzerey bald in den Italiänischen

Herr-

Herrschaften die Oberhand bekommen, und das Ansehen und der Einfluß der VII Orten zernichnet werde. Pfeiffer, der so wenig als Beroldingen und die Botten der IV Städten von diesem Vorfall wußte, bemühte sich am folgenden Tag in seinem Vortrag, alle Gesandten von den Vortheilen der Eintracht bey den so gefahrvollen Zeiten zu überzeugen; er gab als ein unfehlbares Mittel an, solche unter Verbündeten beyzubehalten und fest zu gründen, wenn bey sich ereignendem Zwist, jeder Theil etwas von seinen Ansprüchen fahren lasse, und sich mehr bemühe dem anderen Beweise brüderlicher Freundschaft zu geben, als neue und bestrittene Rechte zu erlangen. Dann kam er der Hauptsache näher; er rechtfertigte die Verfügungen, welche bisdahin zu Locarno von den VII Ständen gemacht worden; den Widerspruch der Städte und ihre Gründe dazu führte er gleichfalls mit der Kälte und Unbefangenheit eines unpartheyischen Richters an; und schloß mit dem Rath, daß beyde Theile ihre Rechtsansprüche für einmal beyseit setzen, und sich brüderlich nach dem Beyspiel der frommen Altfordern vergleichen sollten. Zur Basis eines solchen Vergleichs legte er: daß öffentliche Religionsübung den Reformierten Locarnern bey Strafe untersagt werde, und sie auch dahin sollten angehalten werden, den Catholischen keinerley Aergerniß weder an Fast- und Feyertagen noch sonst auf einige Weise zu geben; dagegen sollen sie nicht gezwungen werden, die Messen zu besuchen, zur Beichte zu gehen und ihre Kinder durch Catholische Priester taufen zu lassen, sondern es möchte ihnen auf Zusehen hin vergönnt seyn, in ihren eignen Häusern nach ihrer Weise, jedoch bey beschloßnen Thüren und in aller Stille ihren Gottesdienst zu verrichten. Wenn den Locarnern in so weit nachgesehen werde, so glaube er die übrigen streitigen Punkten können leicht abgethan werden. Der erste Theil von Pfeiffers Rede wurde aufmerksam und mit Beyfall angehört, weil es allen einleuchtete, daß Friede und Eintracht unter den Eydsgenossen ein unschätz-

bares Gut sey. Aber als er von Duldung der Reformierten Erwähnung that, entstand ein Mißfallen ankündigendes Gemurmel; kaum ließ man ihn seinen Vortrag zu Ende bringen. Etliche Gesandte hatten nicht Geduld die Umfrage abzuwarten, die intolerante Hitze des Bischofs von Ferracina war in sie übergegangen; sie rufften laut, ein solcher Vortrag wäre unleidenlich und nicht viel weniger als Abfall von der rechtgläubigen Kirche, die alle Wahrcatholischen mit ihrem Blut zu schützen verbunden wären. Es ward dem Beroldingen von Uri schwer, wenige Worte fürzubringen, Pfeiffers Vorschlag durch die Umstände und die Liebe zur Eintracht zu entschuldigen; er wagte es nicht ihn zu unterstüzen, wol aber gab er zu verstehen, daß derselbe verdiente mit kaltem Gemüth erwogen zu werden. Andere Gesandte der VII Orten, welche sich gegen den französischen Bottschafter herausgelassen, daß es ihnen nicht zuwider seye, den IV Städten zu etwas zu Gunsten ihrer Glaubensgenossen nachzugeben, änderten nun ihre Gesinnung, oder fanden es nicht schicklich, ihre geäusserte Gedanken merken zu lassen.

Die Gesandten der IV Städten baten eifrig, Pfeiffers eingeschränkten Vorschlag nicht so geradezu zu verwerfen, sondern des allgemeinen Friedens wegen wenigstens in Ueberlegung zu nehmen. Escher bemühte sich aus allen Kräften, die widersprechenden Botten zu besänftigen, und sie zu billigem Nachgeben als dem einzigen Mittel Freundschaft unter den Cantonen zu erhalten, zu bewegen. Er berief sich auf seine Instruktion, die weit mehr für die Locarner forderte als in Pfeiffers Antrag enthalten war; dennoch, sagte er, wollen wir uns gefallen lassen, unsere Herren zu bereden, nicht so vest auf allem zu bestehen, damit die allgemeine Ruhe nicht gestört werde. Haab stimmte ihm bey, fügte aber hinzu, daß durch einen unpartheyischen Rechtsspruch, den sich die Städte zu begehren immer vorbehielten, die Locarner nicht so sehr konnten beschränkt werden, als die von Pfeiffer vorgeschlagene Auskunft solches thue. Dieß und die Bitten der Evangelischen

Botten schienen ihre Gegenparthey nur härter zu machen; die Hitze stieg so hoch, daß Haab rathsam fand, die Seßion aufzuheben.

Bis zu der folgenden Sitzung gab sich der französische Gesandte viele Mühe die Gemüther sanfter zu stimmen; der Bischof Riverda hingegen fachte das Feuer an, indem er immer von der Gefahr der Kirche redte, in welche selbige durch unchristliches Nachgeben der Catholischen gerathen müsse; er bedrohte die Botten der VII Orten mit der Ahndung des Pabsts, wenn sie sich bereden liessen, Ketzerey zu dulden, da sie doch die Gewalt solche zu tilgen in Handen hätten, und durch das Mehr die stärkeren wären.

Der französische Gesandte hatte zum Unglück beym Anfang der Tagsatzung durch seine doppelsinnige Reden sich des Ansehens verlurstig gemacht, welches so unumgänglich nothwendig ist, einem Vermittler Gewicht zu geben: und da man über dieß wußte, daß er mehr um des französischen Interesse; als um der Cantonen willen zum Frieden redte, so hatte er nicht Einfluß genug, um tief eingewurzelte Meinungen umzuändern, da hingegen der Päbstliche Gesandte, obschon er auch keinem Canton sehr angenehm war, nichts anders zu thun hatte, als schon vorgefaßte Entschlüsse aufzumuntern.

1554

Sein Einfluß ward sichtbar. Pfeifer und Beroldingen, von andern geschreckt und bedroht, mußten nachgeben, andere, welche ebenfalls nicht abgeneigt gewesen, einer gelinden Meinung beyzutretten, wurden scheu, und stimmten ohne Rückhalt den Mehrern bey. Bey dieser zum Theil unerwarteten Wendung der Sachen, ward es den Gesandten der IV Städten fast unmöglich, auch bey vereintem und gleichem Eifer, ihre Instructionen durchzusetzen: die folgenden Seßionen überzeugten sie nur zu sehr davon; denn nun wollten viele Botten der VII Orten von nichts reden, und von nichts reden hören, als wie die abgefallenen aufrührerischen Locar-

ner (so wurden sie bezeichnet) zu strafen wären. Vergebens wandten die Gesandten der Reformierten Stände ein, das wäre gar nicht der Zweck der Eydgnößischen Versammlung, dermal ein Strafrecht zu üben, sondern zu berathen, wie die Rechte beyder Theilen zu erläutern und sicher zu stellen seyen? Wenn man über den Landsfrieden sich vergliechen, so werde es sich bald zeigen, ob und wie weit die Locarner strafbar wären? einer der Gesandten, ohne auf dieses zu achten, rückte mit einem Verzeichniß hervor, welches die Nammen der Locarner enthielt, die wegen Uebertrettung der Fasten, Unterlassung der Beicht und der Messe angegeben waren; die 30 so jüngsthin sich vor dem Landvogt gestellt, waren auf diesem Verzeichniß, und gegen diese redte der Gesandte mit grosser Erbitterung, als Leute die sich gegen göttliche und menschliche Verodnungen auflähnten; er begehrte, es solle noch in der Sitzung dieses Tags ein strenges Strafurtheil erkannt werden. Diese Meinung ward nicht unterstützt, aber doch fieng es an so laut zu werden, daß der Präsident wieder genöthigt ward, die Seßion aufzuheben. Von nun an mußten die Städte alle Hoffnung aufgeben, etwas nach ihrem Wunsch zu erhalten; denn es ward mit Mehrheit der Stimmen in einer folgenden Seßion erkennt, über die Locarner, Strafsentenzen zu fällen; die Gesandten der IV Städten protestierten wider ein solches Verfahren, und da man wenig auf diese Protestation zu achten schien, rufte Escher das Eydgnößische Recht laut den Pündten an. Auf dies erfolgten hitzige Vorwürfe und gar Drohungen. Der Gesandte von Freyburg ließ sich verlauten, Rechtsvorschlag und Protestationen sollten die VII Orte nicht hindern, Ungläubige und Ketzer zu strafen; wer dawider sey, dem stehen die Thüren offen; es werde sich zeigen ob jemand im Stand sey, ein nach den Rechten und mit Mehrheit gefälltes Urtheil zu stürzen? Es fielen noch mehrere hitzige Reden, und der Zwist ward je länger je bedenklicher.

Endlich traten die schon mehrere Mal erwähnte Botten Gilg Tschudi von Glarus und Othmar Kurz von Appenzell wieder in das Mittel; sie stellten beyden Partheyen nachdrücklich die gefährlichen Folgen vor Augen, welchen eine so unbiegsame Hitze das ganze Vaterland aussetzen wurde, und bathen, ihnen noch einmal aufzutragen, Friedensvorschläge und eine freundliche Auskunft zu entwerfen: „Dadurch könnt ihr gwünen liebe Herren (sagte Tschudi) aber nit verlieren; mit dem Schwerdt könnt ihr ja nach drein schlagen, wenn es ja seyn muß, und Gott uns strafen will."

Die Bewilligung zu einer Vermittlung ward bey der Erbitterung beyder Theilen nicht so leicht erhalten: Die mehreren von den VII Orten hatten sichs fest vorgenommen, die reformierte Lehr in den Italienischen Vogteyen bis auf die lezte Spur zu tilgen, und derselben Anhänger so scharf zu behandlen, daß andere die eine geheime Neigung zu solchen Neuerungen haben möchten, dadurch abgeschreckt würden. Eine gütliche Auskunft, dünkte sie, würde zu milde zu Werk gehen, und so könnte leicht der Saame zu künftigem Aufwachsen bleiben.

Die Reformierten Stände hatten an den Vorschlägen, welche Tschudi und Kurz das erste Mal gethan, eine Probe, wie wenige Nachsicht ihre Glaubensbrüder zu erwarten hätten; sie hatten solche, besonders Zürich verworfen; sint dem hatte die Denkungsart der VII Orten sich nicht geändert, im Gegentheil zeigten diese, durch die frömmelnden Vorspieglungen des Päbstlichen Nuntius gereizt, eine unbiegsamere Härte; die Städte durften sich folglich nicht schmeicheln, etwas günstigeres durch die Vermittlung zu erhalten, als sie schon ausgeschlagen hatten.

Dem französischen Gesandten war alles recht, was dem Ausbruch eines Kriegs vorbog; also war er für die Vermittlung, und suchte solche beyden Theilen zu belieben.

Riverda hingegen schien den offenen Krieg anzetteln zu wollen; er fragte die Botten der VII Orten, warum sie zu einer gütigen Auskunft Hand bieten wollten, durch

welche sie immer etwas verliehren müßten, da sie doch das Mehr hätten, und in allen Fällen auf Unterstützung von Rom rechnen könnten?

Aber die Botten von Lucern, Uri, Glarus und Appenzell waren so unermüdet den streitenden Partheyen die angetragene Vermittlung zu belieben, und die Gefahren eines offenbaren Bruchs, mit den grauenvollen Folgen so lebhaft vorzustellen, daß sie den Intriguen des Riverda ein Ende machten; sie gewannen nebst den mitkatholischen Cantonen, auch Bern, Basel und Schafhausen.

Die Gesandten von Zürich waren nun überstimmt, und wurden von allen, von den Evangelischen besonders, gedrungen, nicht zur Unzeit allein Schuld an einer unübersehbaren Spaltung zu seyn. Sie mußten nachgeben, und zu der Vermittlung Hand bieten: doch behielten sie in offner Seßion vor, den Entwurf, so bald er in's reine geschrieben wäre, ihren Oberen zu übersenden, und ohne derselben Einwilligung an nichts gebunden zu seyn.

Als nun alle Stände ihre Stimmen gegeben, daß die Gesandten von Glarus und Appenzell einen Verglich entwerfen sollten, arbeiteten sie unverdrossen, lehnten fernere Vorstellungen und Einreden ab, und brachten nach drey Tagen folgendes Projekt für die Versammlung, welches wörtlich lautet:

„Diewcil dieser Tag abermal verabredet worden von „wegen dem Handel derer von Locarno, und auf solchem der Anzug beschehen:

I. Antreffend den Brief, so Sie unseren lieben Eydsgenossen von den VII Orten der Religion halben zugestellt.

II. Daß unter Uns gemein Eydsgenossen das Mehr ein Mehr seyn und bleiben soll:

III. Der Straffen halb derer von Locarno, so zu der neuen Lehre getretten: „Da unser L. Eydgenossen von „den IV Städten vermeint, daß die an Locarno des Briefs „halben so sie hinausgeben, zuviel gethan, und an dem „End ihr Ehr und Eyd, damit sie Ihnen auch verbun„den nit wol betrachtet: Item, daß man sie zu dem Mehr

„ in allen Sachen, und sonderlich so hievor in dem Lands-
„ frieden abgemehret, binden wolle, seye Ihnen unleiden-
„ lich, so wolle Ihnen auch nit gebühren, diejenigen zu
„ strafen, die ihren Glauben angenommen haben. Was
„ aber den Wiedertauf oder andere Sachen, oder die un-
„ ter dem Schein ihres Glaubens Empörungen und Auf-
„ ruhr im Volk anrichten, belange, würden sie sich nit
„ absondern dieselben zu strafen, und so diejenigen von
„ Locarno, so solchen Brief hinter ihren Herren und ohne
„ Ihr Vorwissen herausgegeben, gestraft werden, wollen
„ sie denn der anderen halben, so zu ihrer Religion ge-
„ treten, gebührlich Red und Antwort geben."

„ Dagegen haben U. L. Eydgenossen von den VII
„ Orten angezeigt:

„ Wie vor etlichen Jahren schon, sich etliche zu Lo-
„ carno mit Fleischessen an verbottnen Tagen und anderm,
„ so dem wahren alten Christlichen Glauben zuwider sey,
„ vergangen, haben die Rechtgläubigen von Locarno be-
„ sorgt, daß sie von ihren Herren den VII Orten darum
„ gestraft werden möchten, und haben sie deswegen den-
„ selben anerbotten, eine schriftliche Bekenntniß zu geben,
„ bey ihrem alten Glauben zu bleiben, und so etliche feh-
„ len, sollen sie darum von ihren Gn. Herren den VII
„ Orten gestraft werden mögen: Diese Gschrift, so ihre
„ Herren von Ihnen empfangen, weise anders nichts,
„ und haben sich auch gedachte von Locarno gegen Ihnen
„ nit weiters verbunden, denn wie es der Landsfrieden
„ zugebe; darum meinen Sie, daß die von Locarno nit
„ gefehlt hierin, und auch nit wider Ehr und Eyd gehand-
„ let haben."

„ Des Mehrs halben sey ihrer Herren und Oberen
„ Meinung nie gewesen, und noch nit, daß ihre L. Eyds-
„ genossen von den IV Städten müssen oder sollen bey dem
„ Mehr bleiben, das ihnen an ihren Oberkeiten, Freyhei-
„ ten und Herrlichkeiten nachtheilig, oder den geschwornen
„ Bünden oder dem Landsfrieden zuwider wäre, sondern
„ allein daß das Mehr ein Mehr seyn und bleiben solle in

„ äusserlichen Sachen, so gemeine Herrschaften und Vog-
„ teyen, und deren Unterthanen antrifft, und warum unsre
„ fromme Altfordern auch gemehrt haben."

„ und so dann der Articul im Landsfrieden heiter zu-
„ gebe, daß die so den alten Glauben noch nicht verläug-
„ net, dabey bleiben sollen, daß den U. Eydgnossen von den
„ IV Städten, ihnen die von Locarno helfen strafen, so
„ vom alten Glauben abtretten; wo Sie aber nit wol-
„ tend dabey seyn, Sie nit desto minder mit der Straf
gegen ihnen mögen fürfahren.

„ Und als wir, der zwey Orten Glarus und Appenzell
„ Botten den Spann U. L. Eydsgenossen zu beyden Thei-
„ len verstanden, der uns und unseren Herren in treuwen
„ und von Herzen leid, so haben wir an beyder Theilen
„ Gesandte ganz trungenlich und Freundlich begehrt, die-
„ weil sie jezt auf diesem Tag zusammenkommen, einander
„ mit besserem Verstand und freundlicherer Berichtung
„ entgegen zu gehen, dann zu vorigen Tagen etwa besche-
„ hen, und der Spann auch nit so gar groß, Sie wollend
„ uns vergunnen und zu lassen, nochmahlen Mittel, Wäg
„ und Stäg zu suchen, damit Sie des Spanns vereinba-
„ ret, und weiter Rechtfertigung und Unwillen, so daraus
„ entstan und folgen möchte, erspart und vermieden bleibe,
„ und darauf diese nachfolgende Mittel gestellt.

„ Als der ander Artikul im Landsfrieden die Religion
„ betreffend in den gemeinen Vogteyen also lautet:

„ Zum anderen, so sollen wir zu beyden Theilen ein-
„ ander bey allen unseren Herrlichkeiten, von allermännig-
„ lich ungehindert, gänzlich bleiben lassen. Es ist auch lu-
„ ter zwischen uns zu beyden Theilen abgeredt und be-
„ schlossen, ob in denselben gemeinen Herrschaften, etlich
„ Kilchhörinen Gemeinden oder Herrlichkeiten wie die ge-
„ nennt werden möchten, die den neuen Glauben ange-
„ nommen und dabey bleiben wollen, daß sie es wol thun
„ mögen, so aber etlich derselben so den neuen Glauben
„ angenommen, widerum davon zustan begehrtind, und
„ den wahren alten christlichen Glauben wider annehmen

„ wolltind, daß sie desselben frey Urlaub und männiglich
„ ungehindert gut Fug, Macht und Gwalt haben sollind:
„ desgleichen ob etlich in gemelden Herrschaften wären,
„ so den alten Glauben noch nit verläugnet, es wäre
„ heimlich oder öffentlich, daß dieselben auch ungefecht und
„ ungehasset, bey ihrem alten Glauben bleiben sollen."

„ Da sprechen wir: 1. Daß beyde Theile, in dem und
„ anderen Articuln, den Landsfrieden alles Inhalts treu-
„ lich und ehrlich halten, und den bey seinem natürlichen
„ Verstand, nach laut des Buchstabens im Landsfrieden
„ begriffen, bleiben lassen sollind.

2. Soll unter den Orten, um Sachen gemeine Vog-
„ teyen, Herrschaften und deren Unterthanen berührend,
„ was das Mehr unter den Botten wird, sein Fürgang
„ haben, und bey denselben Mehren gänzlich bleiben;
„ doch hierin ausbedingt, die geschwornen Bünde, Lands-
„ frieden, Verträg, auch jedem Ort seine gebührende Herr-
„ lichkeit und Oberkeit an denselben Vogteyen, daß dawi-
„ der nit gehandlet, nach einen Ort wider sein Willen,
„ seines Theils Eigenschaft nit abgemehret solle werden,
„ sondern aller Gestalt wie von altem her unsere fromme
„ Altforderen mit einander gemehret, daß es fürbashin
„ auch also gebraucht, und gehalten werden solle.

„ 3. Vonwegen der Strafen derer von Locarno von-
„ wegen des aufgerichteten Briefs, oder derer so zu dem
„ neuen Glauben getretten, haben wir abgeredt, und bit-
„ ten sie zu beyden Theilen auf das höchst und freundlichst,
„ daß sie wollen ansehen, die sorglichen schweren Läuf, so
„ allenthalben in ganzer Christenheit obhanden, und um
„ U. HHerren und Oberen, auch um Fried, Ruh und
„ Einigkeit willen, solche Strafen aufheben, und allen de-
„ nen, so zu der neuen Religion getreten, (doch mit fol-
„ genden Bedingen) auf dießmal verzeyhen auch des auf-
„ gerichteten Briefs halben niemand nichts entgelten lassen:
„ Also und mit diesem heiteren Anhang, daß alle die, so
„ zu Locarno die neue Religion angenommen, widerum
„ davon abstan, und bey der alten Religion und Glauben

„ bleiben sollend, und sich dawider nit erzeigen, wie es
„ dann der Landsfrieden vermag und zugiebt: So fern
„ aber derselben Personen etlich wären, die davon nit an-
„ gehnds abstan wollten, dieselben sollen hiemit zur alten
„ Faßnacht nächstkünftig mit ihrem Leib und Gut aus der
„ Herrschaft Locarno ziehen, und allda kein Wohnung und
„ Aufenthalt mehr haben; welch Zil der alten Faßnacht
„ ihnen vonwegen gegenwärtiger Winterkälte (dieweil sie
„ kaum ohne Lebensgefahr mit Weib und Kind über die
„ Gebirg reisen könnten) zugelassen worden; doch daß sie
„ in der Zeit bis zu der alten Faßnacht, der neuen Reli-
„ gion halben nüzid prakticieren, anweisen noch anstiften,
„ sondern sich ruhig und still halten, bey Erwartung der
„ Straff, und sollen sich dieselben an kein Ort und End,
„ da die VII Ort Theil zu regieren haben, haushablich
„ nit niderlassen nach setzen: Und ob es sich fügte, daß
„ sie sich in U. L. Eydgnossen, von Zürich, Bern, Basel
„ und Schaffhausen, Städt oder Landschaften haushablich
„ setzen wurden, so soll ihnen zugelassen werden, um ihre
„ nothwendige Geschäft, durch der VII Orten sammt oder
„ sonderbare Städt, Landschaften und Herrschaften zu
„ wandlen und zu reisen in Gastsweise wie den anderen
„ der gemeldten IV Städten, Landsessen zugelassen wird;
„ doch sollen sie allein in offnen Wirthshäuseren ihre Woh-
„ nung haben, da sie denn ihren Geschäften und Gwerben
„ nachkommen mögen, doch hierin ausbedingt den Flecken
„ und die Grafschaft Locarno. Sie sollen sich auch bey
„ solchem Durchreisen, keines Prakticierens, Anweisen
„ noch Aufstiftens der neuen Religion halben unterwinden
„ bey Erwartung der Strafe.

„ Ob sie denn ihr Haab und Gut bis zu obgemeldter
„ Zeit der alten Faßnacht nit möchten von Locarno ziehen,
„ so sollen sie ihr Gut durch Schaffner, die jedoch zu Lo-
„ carno wohnhaft und eingesessen Bürger sind, versehen
„ lassen, es wäre dann daß ihnen vom mehrer Theil der
„ XII Orten weiter zugelassen und vergunnet wurd:

„ Ferner soll hinfür männiglich zu Locarno der alten
„ Religion und Glauben nachfolgen und statt thun, und
„ so jemand darwider handlen und sich widerspännig erzei-
„ gen wurde, dieselben Personen mögen die XII Orte
„ gemeinlich (ob sie wollten) oder wo nit, doch der mehr
„ Theil unter ihnen, Gewalt haben zu strafen, doch sol-
„ len allweg solch Strafen von der Kammer zu Locarno
„ zu Handen aller XII Orten bezogen werden: doch so
„ etlich der XII Orten sich von solcher Strafung jez oder
„ in künftigen Zeiten söndern wurden, so soll doch das
„ ihnen an ihrer Herrlichkeit und gebührender Oberkeit an
„ derselben Vogtey, kein Nachtheil seyn oder gebähren,
„ und hiemit soll auch deren von Locarno Verschreibung,
„ so sie U. L. Eydgenossen von den VII Orten geben, auf-
„ gehebt seyn, und nüzid mehr gelten.

„ Es sollen auch alle die harin ausgeschlossen und der
„ Straf erwartend seyn, die neuen Sekten der alten und
„ neuen Religion zuwider, es wäre des Widertaufs oder
„ anderen, zugethan, oder sich mit Schmähung der Mu-
„ ter Gottes und anderer Dingen vergangen.

„ Und so diese Mittel zu beyden Seiten angenommen,
„ so sollen dann die Ort gemeinlich, solcher Unterredung
„ ein Abgschrift an den Landvogt zu Locarno ausgan las-
„ sen, damit er berichtet werde wie die Handlung vertra-
„ gen und beschlossen worden.

„ Und ob Ihnen gefällig, daß Sie die Ort wolltend
„ Bottschaft hineinschicken, gemeinlich oder sonderlich um
„ zu verschaffen, diese Punkten zu erstatten, oder die so
„ solchem nit nachkommen wollten, oder wider beyd Re-
„ ligionen, wie oblaut gehandlet hätten, zu strafen, das
„ staht in ihrem Willen. So aber die IV Stätt nit Wil-
„ lens sind, ihre Bottschaft zu schicken, so mögen doch die
„ anderen VII Ort, oder welche mehr mit Ihnen schi-
„ cken wollten, ihre Bottschaft hinein verordnen, und sol-
„ chem wie vorstaht nachkommen."

„ Ob auch die VII Ort ab diesem Tag oder hernach
„ hineinschreiben wollten, und dem Landvogt und den

„ Landsässen gebieten, zu verschaffen diesem Vertrag
„ Statt zu thun und nachzukommen; das mögen sie
„ wohl thun, ohne Eintrag und Widerred der übrigen
„ Orten: Es soll auch solch Bottschaft schicken, den
„ übrigen Orten an ihrem Theil Herrlichkeit und Ober-
„ keit der Herrschaft Locarno unabbrüchig seyn.".

„ Und bitten sie hierauf zu beiden Theilen ganz freund-
„ lich und auf das allerhöchst, Sie wollen wie obstaht,
„ von mehr Fried, Ruh und Einigkeit gemeiner löbli-
„ chen Eydgnoßschaft, auch von U. HHerren und Obern
„ wegen, mit einander diese unsere gestellte Mittel, güt-
„ lich und freundlich auf und annehmen, und ansehen,
„ daß wir ausserhalb der Eydgnoßschaft, in diesen Zeit-
„ läufen wenig Freund haben; und daß dann auch die
„ zu Locarno, so zu der neuwen Religion getretten,
„ mit dem daß sie aus ihrem Vaterlande getrieben,
„ und verwiesen werden, wohl und gnugsam gestraft
„ sind. Das werden U. Hh. und Oberen von ihnen, als
„ ihren getreuen und lieben Eydsgenossen zu hohem Dank
„ empfahen."

Da die vermittelnden Botten ihren Entwurf völlig geheim gehalten hatten, bis auf den Augenblick in welchem solcher der ganzen Versammlung der Gesandten vorgelesen wurde, so ward er mit stiller und gespannter Aufmerksamkeit bis zum Ende angehört. Bey gehaltener Umfrage gaben die mehrern Botten von den VII Cantonen unbedingten Beyfall; wenige verlangten, daß von den Locarnern, die bey der neuen Lehre beharren würden, auch noch vor ihrer Verweisung Geldbussen sollten bezogen werden. Burgermeister Haab erklärte, daß er nicht einsehe wie dieser Entwurf von den Evangelischen Ständen könne gebilliget werden, einmal werden seine Herren und Oberen solchen schwerlich annehmen; indessen begehre er, daß man den Botten der IV Städten Zeit gebe, sich zu berathen, ehe sie sich näher erklären. Escher berüfte sich auf den Vorbehalt, welchen die Gesandten von Zürich gemacht, daß sie zu nichts verpflichtet seyn

wollten, ehe ihre Herren und Oberen von allem unterrichtet wären; er fügte bey: der Vergleich seye von der Natur, daß die IV Städte ohne ihre eigne Religion zu schänden, solchen nicht annehmen können, und daß seine Obrigkeit denselben verwerfen werde, dörfe er gewiß voraussagen, er hoffte deswegen, es werden noch etliche Punkten gemildert werden, wo das nicht geschehen sollte, und dieser so geheissene Vergliech, der aber eigentlich ein hartes Strafurtheil seye, von den übrigen Orten gebilligt wurde, so hätten die Gesandten der Städten auf dem Tag zu Baden nichts mehr zu schaffen, sie könnten heimreiten und ihren Herren überlassen, was sie thun wollen. Er für sich protestiere nammentlich gegen den Punkten, nach welchem die Locarner aus ihrem Vaterland sollten verbannt werden. Er könne sich auch nicht enthalten, den Ständen zu Gemüth zu führen, daß unter den Personen, welche sie aus ihrem Vaterland und aus ihren Besitzungen jagen wollen, die eignen Söhne und nächsten Verwandten derjenigen seyen, welche so viel beygetragen, daß die Herrschaften Lugano und Locarno sich den Eydsgenossen freywillig unterworfen haben, und daß eben diese Leut sich nie durch Ungehorsam oder Untreu gegen die Cantonen vergangen, und man ihnen kein Verbrechen von keiner Art vorwerfen könne, als daß sie eben die Religion angenommen haben, welche den IV Städten so theuer als Freyheit und Leben sey.

Bern, Basel und Schaffhausen erklärten, das der 3te Articul ihnen zu hart vorkomme, wenn solcher gemildert wurde, so könnten sie um der allgemeinen Ruh und Eintracht willen den Vergliech annehmen, aber auch sie begehren Zeit sich unter einander zu unterreden. Eschers Rede hatte die Botten auf verschiedene Art bewegt; aber die schwache Unterstützuung derselben von Seiten Bern, Basel und Schaffhausen zeigte den VII Orten ihre Ueberlegenheit; und nun liessen sie sich gegen

den von Zürich deutlich merken, daß sie sich um ihre Protestation nicht viel bekümmerten.

Die Gesandten der IV Städte hielten noch am gleichen Tag eine Unterredung, in welcher von den Berner-, Basler- und Schaffhauserbotten viel gesagt und vorgestellt wurde, um Zürich zu Annahme des Vergleichs zu bewegen. Haab fieng an zu wanken; Escher blieb standhaft dabey, die Einwilligung, Glaubensgenossen um der Religion willen zu strafen, sey der Ehre zuwider, und ein Verbrechen gegen die Religion selbst. Da er unbeweglich blieb, so forderten die Botten, daß Haab und Escher wenigstens den Entwurf nach Zürich bringen, und die Gesinnungen ihrer Obrigkeit vernehmen sollten: Escher ward unwillig und erwiderte, es wäre für die Städte mehr Ehre gewesen, wenn die Botten sich standhafter in der Vertheydigung ihrer Religion und der gerechten Sache bezeigt hätten, und würde auch jetzt noch anständiger seyn, wenn sie sich Mühe geben wollten, die Botten der VII Orten dahin zu bringen, daß der so geheissene Vergleich gemildert werde, als daß man so ernstlich in sie dringe, zu ihrer eignen Schande, und grossem Schaden solchen zu bekräftigen: Er schlug es rund ab, ein die IV Städte und ihre Religion so erniedrigendes Urtheil nach Zürich zu tragen. Da aber Eschers Einwendungen und lautem Mißbilligen ungeachtet, die Evangelischen Gesandten auf ihrem Anhalten beharrten, und noch von dem französischen, der sich in das Zimmer gedrängt hatte, unterstützt wurden, mußte Haab das Paquet übernehmen, und mit demselben noch spät am Abend auf Zürich reiten.

1554

In Zürich war alles in ungedultiger Erwartung des Ausgangs des Tags zu Baden, die Berichte, die täglich da eingekommen, hatten Unruhe erweckt, und ahnen lassen, daß für die Glaubensgenossen von Locarno nicht viel günstiges zu hoffen seye. Dieses aber hatte die theilnehmenden Gesinnungen der Bürgerschaft für sie

nicht geändert, immer herrschte grosses Mitleiden wegen ihrer Bedrückung.

Obgleich Burgermeister Haab den 25 Winterm. spät nach Zürich kam, so wurden dennoch gleich am folgenden Morgen Rath und Burger zusammengerufen, vor welchen er das vorgegangene umständlich berichtete, und den Entwurf der Schiedrichter vorlas. Er erweckte einen allgemeinen Unwillen; und als Haab, nicht so wol nach seinen eignen Empfindungen, als vielmehr durch das Anhalten der vermittlenden, und den Evangelischen Gesandten überredt, etwas zum Besten des Vergliechs sagen wollte, ward er unterbrochen, und ihm nicht zweydeutig zu verstehen gegeben, daß der Staat besser mit Eschers als mit seinem Benehmen zufrieden sey, und daß er selbst „ sich mehr nach des ersteren Beyspiel hätte richten sollen.

„ Der Rathschlag war kurz, daß man weder in das Abmahnen vom wahrem Glauben, noch in einige Straf der Reformierten nicht einwillige; wenn diese Punkten geändert wurden, so lasse Zürich sich den Vergliech um der Eintracht willen gefallen." Haaben ward befohlen, an gleichem Tag wieder nach Baden zu gehen, und diese Antwort den Orten zu überbringen.

Während Räth und Bürger berathschlagete, hatte sich ein grosser Theil der Bürgerschaft, aus allen Ständen, vor dem Rathhaus und auf der Brücke versammlet, um zu vernehmen was der Bürgermeister neues von Baden gebracht, und die hohe Versammlung verfügt habe? Ungeachtet der Ungeduld der Bürger nach einem näheren Bericht, waren sie doch so still, daß der Zusammenlauf von vielen hundert Menschen in einem so eingeschränkten Raum, auf dem Rathhaus selbst nicht war bemerkt worden. Als aber die Räthe die Versammlung verlassen, wurde jeder von seinen Bekannten umgeben, und um das Vorgefallene befragt. Der Bürgerschaft mißfiel der Vergliech höchlich; hingegen erhielt Eschers Betragen, und die Antwort der Räth und Bürger großes Lob und einstimmigen Beyfall.

Nach Haaben Zurückkunft in Baden gaben er und Escher sich alle Mühe, um die VII Orte und die Schiedrichter zu bereden, den Spruch nach Zürichs Wunsch abzuändern. Leztere auf ihre Arbeit weder stolz noch eigensinnig, waren zu einer Milderung geneigt; die drey Städte betrugen sich ziemlich kalt, und die VII Orte erklärten: Sie hätten des lieben Friedens wegen alles nachgegeben, was ihnen das Gewissen erlaube; von Abänderung zum Vortheil der Locarner wollten sie gar nichts hören. Auf das Anerbieten der Botten von Glarus und Appenzell, liessen sie sich endlich gefallen, daß diese mit Bürgermeister Haab, (Escher wollte mit allem, was die Bekräftigung des Vergliechs betraf, nichts zuthun haben) selbst nach Zürich gehen, und dem Räth und Bürger daselbst im Namen aller Cantonen, die Einwilligung zu dem Vergliech belieben sollten. Diese Gesandten nicht aufzuhalten, wurde der Rath und Bürger am Tag ihrer Ankunft, obschon es Sonntag war *) auf den Nachmittag zusammenberuffen.

Tschudi von Glarus erhob in einem weitläufigen gutgemeinten Vortrag den unschätzbaren Werth der Einigkeit unter den Eydsgenossen; und diese zu erhalten (sagte er) seye der Vermittler einziger Zweck gewesen, für die Locarner haben sie so viel gethan, als Zeit, Umständ und die den Gesinnungen des mehreren Theils der Ständen erlaubt, und dadurch den Spruch Ihnen Leben und Güter gesichert seyen, so hoffe er, Zürich werde sich nach dem Beyspiel der anderen Evangelischen Städten, und um Fried und Ruhe wegen den Spruch gefallen lassen, da es sich leicht durch seine eigne Gesandten überzeugen könne, daß auch diese Bedingnissen nicht ohne Widerspruch von etlichen Catholischen Ständen angenommen worden, und weil leicht vorauszusehen, daß wenn diese Tagsatzung, so wie es schon zweymal geschehen, in Unfrieden

*) Den 2 Christm. 1554.

frieden sich trenne, die ganze Schweitz in Gefahr kommen könne, und die Locarner, deren sich Zürich annehme, dennzumal härter würden behandlet werden.

Nach dieser Rede traten die Gesandten ab; und in einer sehr kurzen Berathung ward der Schluß vom 26 Winterm. einhellig bestätigt, „ daß Zürich nie einwilligen werde, seine Glaubensgenossen mit Strafen zu belegen."

Bürgermeister Lavater zeigte dieses den wieder in die Versammlung berufenen Gesandten an, nebst den Gründen, welche den Stand bewogen, also zu schliessen: Im Namen desselben dankte er den Vermittlern für ihre Bemühungen, lobte dennoch mehr den guten Willen als ihre Arbeit, und schloß mit kräftiger Versicherung der friedfertigen Gesinnungen des Stands, und der Abneigung gegen alles feindliche Betragen.

Unzufrieden reisten die Botten nach Baden zurück; der Bericht, welchen sie daselbst vor der Versammlung über ihren mißlungenen Versuch ablegten, von Zürich die Bekräftigung der Vergliechs zu erhalten; zog diesem Stand harte Vorwürfe von halsstarrigem Wesen, schwärmerischem Religionseifer, und feindseligen Absichten gegen die übrigen Cantone zu. Haab und Escher vertheydigten nachdrucksam ihren Stand, bemerkten aber auch gegen die Gesandten der Städte, daß sie immer mehr überzeugt würden, daß wenn alle Evangelische Orte, sich gleich standhaft in Behauptung ihrer Rechten gezeigt hätten, diese Tagsatzung, bey den Gesinnungen der Gesandten von Glarus und Appenzell und etlicher anderer, eine vortheilhaftere Wendung für die Reformierten genommen hätte.

Indessen ward man müde einander durch Vorwürfe noch mehr zu erbittern, die Tagsatzung mußte geendet werden; aber allen Botten fiel es doch schwer, sich so im Unwillen zu trennen; deswegen machten die vermittlenden Gesandten noch einen neuen Versuch bey den VII Orten, ob sie sich nicht gefallen lassen wollten, die Verbannung der Reformierten Locarner dahin abzuändern, daß es den-

selben in ihrem Vaterland zu bleiben vergönnt würde; hingegen sollte die Ausübung jedes gottesdienstlichen Aktus auf das strengste verbotten seyn?

Wahrscheinlich hätte Zürich diese Abänderung, nach den gleichen Grundsätzen, wie die Landsverweisung, verwerffen müssen; sie kam aber nicht in Ueberlegung, weil die mehreren Gesandten von keinen neuen Bedingnissen hören wollten, und sich auf das nachdrucksamste für den von allen Ständen (Zürich ausgenommen) gebilligten Plan erklärten. Da man jzt zweifelhaft war, was anzuheben sey? legten sich die Gesandten der drey Bündten in's Mittel. Sie hatten während der ganzen Verhandlung zum Frieden geredt, ohne jedoch an derselben lebhaften Antheil zu nehmen; nun schlugen sie vor, in Person nach Zürich zu gehen, und auf das neue best ihres Vermögens anzuhalten, daß dieser Stand sich nicht von den übrigen söndere. Sie wurden von dem französischen Gesandten unterstützt, der mit vieler Beredsamkeit noch einen Versuch beliebte, um einen einstimmigen Beyfall zu dem Vermittlungsplan auszuwirken; er trug an, daß die Botten der III Evangelischen Orten, und die von Glarus und Appenzell, die Bündtner begleiten sollten. Den Vorstellungen einer so ansehenlichen Bottschaft, wovon die meisten mit Zürich gleiche Religion hätten, meinte er, könne dieser Stand nicht wiederstehen. Dieser Vorschlag ward gutgeheissen, und die VII Orten, kamen überein, in Baden zu verweilen, bis die Antwort gekommen wäre.

Diese ansehnliche Bottschaft ward zu Zürich mit vielen Ehrenbezeugungen empfangen; aber sie brachte es so wenig als die vorigen dazu, daß die Stadt ihren Entschluß abänderte. Nachdem sie vor Räth und Bürger ihren Vortrag gemacht, ward lange berathen, nicht ob man den „Vergliech genehmigen, sondern ob man das Geschäft an das Eydsgnößsche Recht wolle kommen lassen? Es war aber so wenig wahrscheinlich, daß etwas dabey zu gewinnen wäre, daß man den Gedanken mußte aufgeben; und es ward einhellig erkannt, Bürgermeister Lavater

sollte den Gesandten in voller Seßion folgenden Beschluß anzeigen:

„Die ganze Schweitz wisse, wie dringend und freundlich, Zürich, vereint mit den Evangelischen Orten, die übrigen Cantone schon sint drey Jahren gebethen, der bideren Leuten zu schonen. Die gleichen Gründe, welche diese wiederholten Bitten veranlaaßt, bestimmen jezt auch den Stand, seine Einwilligung zu jeder Kränkung ihrer Glaubensbrüder zu versagen: doch wolle Zürich um Fried, Ruh, und Einigkeit willen, der Sache halben, in keinen weiteren Streit, Span oder Rechtfertigung kommen, sondern müsse die Cantone fürfahren lassen; indessen wolle es weder Hilf, Rath noch That zu Strafen geben, sondern sich derselben gänzlich entschlagen, doch daß ein solches Fürfahren, dem Stand an seinen Freyheiten und Gerechtigkeiten, so er an Lokarno habe, in allweg unabbrüchig und unnachtheilig heissen und seyn solle."

Mit dieser Antwort mußten die Gesandten nach Baden zurückgehen, wo solche unfreundlich aufgenommen wurde. Es ward berathen, wie nun weiter fürzufahren seye? und beschlossen, aus Achtung und Freundschaft für die Evangelischen Stände, bey dem Vergliech zu bleiben, und solchen folgendermaaßen auszuführen:

Die sämmtlichen Cantonen sollten auf den nächsten drey König Tag 1555 ihre Botten nach Uri senden, von wo aus sie entweder nach Locarno gehen, oder die widerspännigen Locarner nach Uri bescheiden, und das Urtheil vollziehen wollten. Bern, Basel und Schafhausen erklärten sich nicht, ob sie Botten nach Uri senden wollten oder nicht? die Locarner, denen an dem Entschied der Tagsatzung alles gelegen war, hatten ihre Maaßregeln genommen, daß sie Treu und schleunig erfuhren, was ihrentwegen verhandlet ward. So bald sie das Urtheil gehört, und daneben, wie daß die Evangelischen Städte, Zürich ausgenommen, nichts dagegen einwenden können, so betrachteten sie die Verbannungs-Sentenz als unwiderruf-

lich; und nun ganz der Vorsehung hingegeben, sahen sie gelassen umher, wo sie gemeinschaftlich oder vertheilt, sich hinwenden wollten. Die lange quälende Unruhe, was endlich ihnen bevorstehe? war nun zu Ende, und ihr Schicksal war nicht so schrecklich als sie besorgt hatten; denn viel härtere Strafen waren ihnen schon vorher vielfach angekündet worden; izt wußten sie, was auf sie wartete, und dieses Wissen beruhigte sie. Zudem hatte das lange Verharren in der zweifelhaften Lage, in welcher sie sint der Eröffnung der Negotiationen immer zwischen Furcht und Hoffnung geschwankt hatten, auch auf ihre Gemüther die natürliche Wirkung gehabt, die es gewöhnlich hervorbringt: Ueber dem öfteren Betrachten und Besorgen des schlimmsten was sie zu fürchten hatten, waren sie unvermerkt damit bekannter, dagegen gleichgültiger, und eben dadurch auf jeden Ausgang gefaßter worden, den ihre Sachen nehmen konnten: das Urtheil der Cantonen war also für die Locarner minder niederschlagend, weil sie Zeit gehabt, sich darauf gefaßt zu machen, für ihre Religion Märtyrer zu werden. Izt ward ihnen durch den Schluß der Cantonen nicht allein das Leben, sondern auch ein Theil ihrer Haabe zugesichert. Die Häupter aus Ihnen berathschlageten nun ruhig, wohin sie gehen wollten?

Orelli und Giovann von Muralto riethen an, sich so zu theilen, daß ein vermögender Mann nach Verhältniß seiner Kräften, von den ärmeren zu sich nehmen, und sie so in kleinen Haufen im Pündtner-Land in der Protestantischen Schweiz und in Deutschland verschiedene Zufluchtsörter suchen wollten; so könnten sie hoffen eher aufgenommen zu werden, als wenn sie insgesammt sich einen gleichen Wohnplatz wählen wurden, wodurch sie durch ihre große Zahl jedermann beschwerlich werden müssen.

Dunus, von denen aus der ärmeren Claß unterstützt, bestritten dies; sie wandten ein, daß durch den gezwungenen Verkauf der liegenden Gründen, die Reichen stark geschädigt, und die von mittelmäßigem Vermögen, würklich arm werden müßten; daß denn die Reichern natürlich die

ärmern aus ihren eignen Familien und Verwandten zu sich nehmen würden; denn blieben die andern ohne Unterstützung, und, von ihren Brüderen verlassen, dem bittersten Elend ausgesezt. Eben ihre Anzahl und die Verschiedenheit der Stände, nun wie in gleichem Glauben so auch in gleichem Leiden vereint, werde die Herzen ihrer Mitchristen zu thätigerem Mitleiden reizen, und ihnen selbst auch mehr Sicherheit gewähren; immer seye es christlicher und der Bruderliebe angemessen so lang vereint beysammen auszuharren, bis die Nothwendigkeit sie zwinge, sich zu trennen, in welchem Fall denn freylich nach den Umständen zu handlen seye.

Dunus Meinung ward von dem grösseren Haufen gut aufgenommen, und die anderen waren zufrieden.

Wohin man sich zuerst wenden wolle, war nun die Frage: In ein Protestantisches Land war aller Wunsch. Auf einen Wink, welcher Orelli aus Pündten gegeben worden, schlug er vor zu trachten, daß die Gemeind im Veltlin, als einem ihrem Vaterland nahen Ort, der ungefahr mit solchem gleiche Gebräuche, Sitten, und besonders die gleiche Sprache habe, mochte aufgenommen werden; dieser Vorschlag gefiel allen. Um die Annahme daselbst zu bewirken, hoften die Locarner würde Zürich sich verwenden, insofern dieser Stand das Projekt gut heisse. Zu dem Ende ward Orelli, Giovann von Muralto und Dunus aufgetragen, ohne Zeitverlurst nach Zürich zu reisen, und diesen sie beschützenden Stand um Empfehlungsschreiben an die Pündtnerische Regierung zu bitten. Die Abgeordneten eilten so viel sie konnten, weil jeder Verzug gefährlich ward; sie kamen in Zürich wenige Tage nachher an, als die Gesandten der Evangelischen und vermittlenden Ständen mit den Pündtnerischen nach Baden zurückgereist waren, in einem Zeitpunkt, in welchem Zürich mit der Verhandlung zu Baden höchst unzufrieden war, und die Locarner allgemein bedauret wurden.

Bürgermeister Lavater, Bullinger, Rhan, bey welchen die Locarner sich zuerst meldeten, gaben ihnen freund-

lich Gehör, und ersterer den Rath, ihre Bitt vor Räth und Bürger vorzutragen, und schon am folgenden Morgen erschienen die Abgeordneten vor dieser Versammlung.

Aloysius dankte in deutscher Sprach im Namen der Locarner Gemeind dem hohen Stand als ihrem einzigen Beschützer, daß solcher nie müde worden sich armer von jedermann verlassener Glaubensbrüder anzunehmen; ihre Pflicht seye es aber, sagte von Orelli, ihren Herren und Obern nicht immer Beschwerden zu verursachen. Zwar haben sie ausser Gott, niemand der sich ihrer erbarme und ihnen helfen wolle, als allein den Stand Zürich; aber wie sie vest glauben, daß der Ewige ein Vergelter seyn werde der Barmherzigkeit, die Zürich ihnen bewiesen, so glauben sie auch eben so vest, Er werde sie selbst auch nicht verlassen, sondern ihnen einen Erdewinkel zeigen, wo sie mit ihren Weibern und unschuldigen Kindern ihm dienen können, nicht nach Menschen-Satzungen, sondern im Geist und in der Wahrheit. Er fuhr fort: da es Gott ein Leichtes sey, durch ein Wort seiner Macht, oder sonst unmittelbar, allen denen zu helfen, die zu ihm bitten, und ihm vertrauen, so thue er es doch meistens mittelbar, und theile andern Menschen, besondes den Regenten und Obrigkeiten das Vermögen mit, an Seiner Stelle zu retten und wol zu thun; und so beschere Er ihnen das Glück, andere glücklich zu machen, und zugleich Ihm zu dienen, und Ihn durch Ausübung des ersten Gebotts der christlichen Religion, der Liebe des Nächsten zu verherrlichen. Ihren Väteren und Ihnen habe der König aller Königen, die Lobl. Cantone zu Herren geordnet, unter deren Schutz sie bis auf wenige Zeit ein ruhiges und glückliches Leben geführt, und welche sie immer und auch jezt noch als ihre Gnädige liebe Herren verehren; und wie bisdahin ein treues und gehorsames Volk gewesen, so werden sie auch in Zukunft allen ihren Pflichten treu bleiben. Da aber nun ein Theil ihrer Oberen ein Mißfallen daran habe, daß sie Gott mehr gehorchen als den Menschen, indem sie von einem Glauben abweichen, der von jenen für untrügenlich

gehalten, sie selbst aber, durch göttliche Schriften und Männer Gottes belehrt, in vielen Punkten fehlbar und verfälscht gefunden, und aus Ueberzeugung und Gewissenstrieb eine verbesserte Lehre angenommen, welche Zürich und mehrere ihrer Herren als die von Gott vorgeschriebne verehren, so sey bereits ihr Urtheil gefällt, daß sie mit Weibern und Kindern aus ihrem Vaterland weichen, und in der Welt herumirren müssen, in Erwartung daß Gott irgendwo die Herzen wohlthätiger Christen bewegen werde, sie als arme, um seines Diensts willen vertriebene aufzunehmen. Durch diese Verweisung seyen sie des Schutzes und der Wohlthaten, eines Theils ihrer natürlichen Oberherren beraubt, die anderen ihnen günstige Oberen, haben ihrentwegen schon so viele Bemühungen, Sorgen und Kosten gehabt, daß sie sich fast schämen müssen, sie um noch mehrere Gnadenbezeugungen anzuflehen: da sie aber aus Erfahrung wissen, daß, so wie Gott selbst niemals müde werde Gutes zu thun, auch ihre liebe Gn. Herren von Zürich nie ermüden, Unglückliche zu trösten und ihnen zu helfen, wie die langwierigen Verhandlungen, so ihrentwegen sint mehreren Jahren gepflogen worden, aufs neue beweisen, so wage die Evangelische Gemeinde von Locarno, noch um eine lezte Gnade zu bitten, durch die Hoffnung aufgemuntert, daß wenn solche bewilligt würde, sie dem hohen Stand nicht mehr zur Last fallen werde. Da sie nemlich besorgen, daß das zu Baden entworfene Urtheil an ihnen nach aller Strenge werde vollzogen, und sie dem Zufolge aus ihrer Heymath vertrieben werden, da die Zeit ihres Abzugs nahe, und sie gar nicht wissen, wohin sie sich wenden dürfen, so bitten sie ihre Herren und Oberen auf das demüthigste um Fürsprach und Empfehlungsschreiben an die III Bündte, daß diese ihnen erlauben, in derselben Landen, vorzüglich im Veltlin mit ihren Haushaltungen zu wohnen, welcher Ort ihrer Sprache, Gewohnheiten und Lebensart wegen, für sie der schicklichste wäre. Die Güter die sie zu retten hoffen, und die Gewerbe und Handwerke, die ein Theil von ihnen mit-

bringen, werden ihnen unter Gottes Segen ehrliche Nahrung verschaffen, daß sie weder der Hoheit noch den Einwohnern nicht werden beschwerlich seyn. Alle Bedingnisse und Einschränkungen werden sie sich gern gefallen lassen, wenn ihnen übrigens nur freyer Gottesdienst gestattet werde.

Die Abgeordneten der Locarner baten nur um Fürsprach und Empfehlungsschreiben; Zürich von mittleidsvoller Großmuth belebt, that weit mehr als sie bitten durften. Der Rath und Bürger erkannte auf der Stelle, anstatt den Locarnern Empfehlungsschreiben an die Pündtnerische Regierung zu geben, eigne Gesandte auf den eben in Chur versammelten Bundstag zu senden. Sekelmeister Edlibach und der regierende Landvogt zu Wädenschwyl von Cham wurden zu Gesandten erwählt; beyde, Männer die sich mit allem Eifer allem widersetzt, was zu Baden zur Unterdrückung der Reformierten war gethan worden. Ihre Instruktion enthielt gemessene Befehl, sich nach ihrem besten Vermögen zu verwenden, daß die Bitten ihrer Glaubensgenossen gewährt, und ihnen der Aufenthalt vorzüglich im Veltlin erlaubt wurde.

Um die Pündtner von der warmen Theilnahme Zürichs, und seinen Gesinnungen gegen die Locarner zu überzeugen, ward in die Instruktion eingerückt: „Und so es „Euch (die Gesandten) vonnöthen dünkt, möget ihr anzeigen, daß wo bemeldten armen Locarnern, unsrer „Herren Stadt oder Landschaft zur Wohnung dermassen „kommlich und gelegen wäre wie die Pündt, daß bey „Ihnen kein Mangel seye, sondern sie ihnen hierin freundlich willfahren würden, als sie sich dessen gegen ihnen „auch erbotten haben; damit unser Eyd und Bundsgenossen nicht gedenken mögen, als ob wir unsre Glaubensbrüder auszuschlagen, oder auf andre Leut zu verweisen gesinnet seyen. Und was ihr vermöget weiters, das zu „diesem Handel dienstlich, das sollet ihr mit geschickten, „freundlichen und beweglichen Worten fürtragen, damit

„ die biderbe Leut getröstet werden; wie Euch unsere Her-
„ ren das und alles Gute gänzlich vertrauen.“

An Haab und Escher ward ein Befehl gesandt, mit den Pündtnerischen Botten zu Baden zu reden, und von ihnen zu erhalten, daß sie das Ansuchen der Locarner unterstützten, welchrs sie auch zusagten. 1554

Da alle diese wohlthätigen Verfügungen den Locarnischen Abgeordneten durch Bürgermeister Lavater angezeigt worden, erhöhete er ihren Muth und ihre Freude noch durch den Zusatz: „ Und wenn wider unser Erwar-
„ ten und Hoffen unsre Eidsgenossen in den Pündten eu-
„ wer nit wollen, so staht meiner Herren Stadt und Land
„ euch offen.“

Die Locarner, über die so unerwartete Großmuth äusserst gerührt, dankten Gott und ihren Gnädigen Herren, und reisten mit dieser frohen Nachricht zu ihren Brüderen zurück, die in angsthafter Erwartung einer Antwort von Zürich entgegen sahen, nun durch dieselbe mit neuem Muth belebt wurden.

In Zürich hatte man, den Locarnern wohlmeinend gerathen, von ihren liegenden Gütern so viel zu verkaufen als sie konnten, ehe das Urtheil in den Italiänischen Herrschaften publiciert wurde. Aber diesem guten Rath nachzukommen war nicht mehr möglich, denn eben zu der Zeit als die Abgeordneten zurückkamen, erhielt Landvogt Räuchli von den zu Baden versammelten Ständen das gefällte Urtheil, und den Befehl ohne Verzug durch einen öffentlichen Ruf publiciren zu lassen, daß alle welche den Römischkatholischen Glauben verlassen, und nicht in den Schoos der alten wahren Kirchen zurückkehren würden, sollten des Lands auf immer verwiesen seyn. „ In der
„ Hoffnung (heißt es in dem Schreiben an den Land-
„ vogt) daß solches die hartnäckigen zu Herzen nehmen,
„ und ihren Irrthum fahren lassen, ehe wir selbst kommen,
„ und sie darum strafen wollen.“ Nach dieser Publication botten die Evangelischen ihre Häuser und Güter vergebens feil. Die Catholiken glaubten mit der Zeit dieselben ohne Be-

zahlung oder wenigstens weit unter dem Werth zu erhalten. Durch seines treuen Bruders Francesco Verwendung gelang es Orelly der meisten seiner Besitzungen im Mayländischen loos zu werden, von welchen der erstere zum Theil selbst Kauffer ward. Die Evangelischen, schon sint langem entschlossen für ihre Religion, nicht nur ihre Güter, sondern auch das Leben hinzugeben, blieben auch bey diesem Ereigniß gelassen; sie redten nicht mehr vom Verkauffen; wahrscheinlich hofften sie auch aus dem benachbarten Veltlin aus, ihre Güter zum Theil wenigstens, ohne gar grossen Schaden bewerben zu können.

Die Verhandlung der Zürcherischen Gesandten war auf dem Tag zu Chur bald beendigt; sie wurden freundschaftlich aufgenommen, und das Standsvorwort und Empfehlungen, nebst Edlibachs und Chams eifrigem Verwenden, hatten die günstige Wirkung, daß den Locarnern unbedingt ein Zufluchtsort im Veltlin oder in einer Reformierten Gemeind im Pündtnerland bewilligt ward. Nachdem die Gesandten mit einer schriftlichen Zusage hierüber nach Haus gekommen, dankte der Stand Zürich für diese gegen seine Glaubensgenossen wohlthätige Gesinnungen, in einem Schreiben an alle drey Pündt gerichtet, worinn es unter andern warmen Aeusserungen heißt: „Was ihr um Gottes willen an diesen biderben Leuten, und uns zu Ehren „und Gefallen thut, das nehmen wir auf, als wenn wir „daran selbst Theil hätten.“ Dieser Dank war zu frühzeitig, wie wir nun bald hören werden. Indessen hatte der Locarner Handel in der Stadt Zürich und auf der Landschaft, viel Aufsehen gemacht: Das Hin und Herreiten der Gesandten, die Versammlungen der Räth und Bürger an ungewohnten Tagen und zu ungewohnten Stunden, gab zu allerley und zu ungleichen Reden Stoff. Dem grösseren Theil der Bürgerschaft war die Lage des Geschäfts bekannt, aber auf der Landschaft wurden seltsame Erzählungen gemacht, deren Urheber meistens Fremde waren, die den Angehörigen vorgaben: die Stadt wolle den Eydsgenossen um etlicher widertäuferischen Locarner

wegen die Bünd aufsagen, und keine Verträge und keinen Landsfrieden halten; das werde doch ohne einen Krieg nicht abgehen; mancher Ehrenmann werde mit seinem Leben dafür büssen müssen, daß man Eid und Bund breche. Die Herren von Bern, Basel und Schaffhausen seyen ja auch des neuen Glaubens; sie haben sich aber eines bessern besonnen. Es müsse etlichen aus dem Rath von Zürich etwas Großes im Kopf stecken, das aber übel ausschlagen könnte: Jezt seye es noch Zeit, daß die Landleut auch ein Wort reden können; sie werden doch lieber Weib und Kinder, Haab und Gut im Frieden behalten wollen, als zu einem blutigen Krieg helfen, nur damit etliche unbekannte Wälschen eine Straf von ein Paar Lumpenthalern nicht bezahlen müssen u. s. w.

Diese Reden brachten die Landleute getreu in die Stadt, und steckten mit ihrer Furcht vor einem verheerenden Krieg viele ruhige Bürger an. Einige aus ihnen fiengen an zu glauben, es müssen zu Baden mehr und andere Dinge vorgefallen seyn als sie wüßten, und die andern Evangelischen Stände werden auch nicht ohne Grund Zürich allein lassen stehen. Da sich die Klügeren vergebens bemühten, diese irrige Begriffe ihrer Mitbürger und Landleuten zu berichtigen, und die Unruhe und Sorgen über einen bevorstehenden Krieg immer zunahmen, ward die Sach für Räth und Bürger gebracht. Diese Versammlung fand der Lage der Dingen am angemessensten, durch eigens dazu Abgeordnete aus ihrer Mitte, den Gemeinden auf der Landschaft einen treuen umständlichen mundlichen Bericht zu geben von allem was sint dem Anfang des Locarner-Handels, zwischen den Eydsgenossen überhaupt, und den Reformierten Ständen besonders, vorgefallen war: Eine gleiche Erzählung sollten die Zunftmeister in einem eigens deswegen angesezten Zunftgebott, auf den Zünften machen: Es ward zu dem Ende hin von dem Stadtschreiber Escher ein Vortrag an die Zünfte und die Gemeinden auf dem Land aufgesezt, und solcher den Zunftmeistern und abgeordneten Räthen übergeben, ihnen aber frey gestellt,

je nach den Umständen mehrere Erläuterungen beyzufügen:

Der Anfang des Berichts lautet „Es kommt UGHH.
„ täglich für, wie über Sie allerley seltzsame Reden und
„ Geschwätz ausgehen, als ob sie weder Bünd noch Land-
„ frieden halten, und sich in dem Spann so von deren von
„ Locarno wegen gewesen, keiner billichen Vermittlung
„ und Vergleichung haben wollen genügen lassen, und
„ Ihnen also durch Untreu und falsche Erzählungen viel
„ Unglimpf zugelegt werde, an welchen unwahrhaften und
„ erdichteten Reden UHHrn. ein treffenlich Mißfallen ha-
„ ben, dann zu besorgen, daß solche Dinge zulezt Ihnen
„ und Euch allen zu großem Nachtheil, Beschwerniß und
„ Unruh dienen und reichen möchte: Damit aber das
„ alles von Ihnen und Euch abgelehnt werde, so sind
„ UHHrn. ganz unbeschwert, Euch der ganzen Handlung
„ von Anfang an, wie sich die im Grund mit Wahrheit
„ verlauten, zum kürzesten zu berichten, und hat nemlich
„ die Gestalt."

Hierauf folget ein historisches Factum ohne alle Bitterkeit, ohne Vorwürfe oder Klägden über die andere Stände; selbst dessen was auf dem Tag zu Baden in der Hitze geredt worden, ward entweder nicht erwähnt, oder es ward so gemildert, daß es die Gemüther nicht erbittern konnte: Der ganze Bericht war hauptsächlich darauf eingerichtet, zu beweisen, daß der Stand Zürich im Ernst sich bemüht habe; Einerseits Eintracht, Fried und Ruhe unter den Cantonen zu erhalten; Anderseits aber auch fest auf dem Grundsatz beharret habe, und nach beharre, Unterthanen die seine eigne Religion angenommen, bey solcher so viel möglich zu schützen, oder wenigstens nicht einzuwilligen, noch viel weniger zu helfen und mitzuwirken, daß solche ihrer Religion wegen, als Verbrecher behandlet wurden. „Das wäre ja (heißt es in dem Be-
„ richt) allen Christlichen Obrigkeiten, und Füraus den
„ regierenden Evangelischen Orten nachtheilig und ewig-
„ lich verwyslich, wenn sie dazu stimmen, oder ein Urtheil

„ unterschreiben und gutheissen sollten, daß die so ihres
„ theuren Glaubens sind, von ihnen selbst gezwungen wer-
„ den, davon abzufallen, und entwedrr sich an Gott und
„ unserem lieben Heiland Jesu Christo zu versündigen,
„ oder ob sie das nit wollten, ihr Vaterland und Haab
„ und Gut wie Missethäter einzubüssen: denn ob Gott
„ will wird doch ein jeder, der seine Vernunft walten laßt,
„ wol merken, wie es mit den Häusern und Güteren der
„ armen biderben Leuten gehen wird, die sie nit auf dem
„ Rücken wegtragen können. In dem Vergleych heißts
„ wol: sie mögen solche verkaufen, aber da werden die,
„ so sie angefeindet und verklagt haben, die rechten Leut
„ seyn, zu kaufen und zu zahlen, und ein jeder kann leicht
„ ermessen, daß man da nicht viel Zwang brauchen wer-
„ de, armen Leuten Recht zu halten, die man von Haus
„ und Heimath treibt: Wenn man so etwas den VII Ca-
„ tholischen Orten zumuthen wurde, daß sie gegen denen
„ so ihres Glaubens sind, so rauh fahren sollten, es wur-
„ de gewiß nichts zu erhalten seyn und Freund und Feind
„ müßten ihnen darinn Recht geben. Nun glauben U.
„ GHerren daß man sie nicht der Böswilligkeit und Hart-
„ näckigkeit beschuldigen solle, wenn sie das zu thun un-
„ terlassen, was vor Gott und der Welt nicht zu entschul-
„ digen wäre.

Die Verhandlung mit den Pündtneren ward eben so umständlich erzählt, und da wenige Tage vorher, ehe die Abgeordnete auf die Landschaft giengen, Landvogt Räuchli nach Zürich gekommen war, um Verhaltungsbefehle wegen dem Schreiben der XI Orten von Baden ausgefertigt einzuholen, ward auch dieses Vorfalls auf folgende Weise Meldung gethan: „Dieweil aber etlich
„ aus Euch nicht unbegründet anziehen möchten: So U.
„ Gn. Herren in dieses Urtheil nicht gewilligt, und nichts
„ damit wollen zu schaffen haben, sollten sie ihren Raths-
„ freund, so jezt Landvogt daselbst ist, heim beschicken,
„ damit er die biderben Leut im Namen der Eidsgenossen
„ nit strafen und verweisen müsse. Damit ihr auch hierin

„Bescheid wüsset, hat es die Gestalt: Mr. Räuchli un-
„ser Landvogt, ist vergangenen Donstag vor unseren Her-
„ren beyden Räthen erschienen, und hat ihnen angezeigt,
„wie die VII Ort ihm geschrieben, daß er die, so
„den neuen Glauben angenommen, für sich bescheinen,
„und ihnen was zu Baden verabscheidet worden, auch
„was der Vertrag vermöge, fürhalten solle, damit sie sich
„darnach wüßten zu verhalten. Solches habe er vor-
„läufig den angesehensten aus den biderben Leuten zwar
„kund gethan, damit sie nicht ungewarnt wären, den
„Brief selbst aber dem Schreiber Goll überantwortet,
„und seye er angends herausgeritten: Bitte UGHHrn.
„ihm zu rathen wie er sich verhalten solle? Denn er um
„des Glaubens willen, zu dem er sich selbst bekenne, nie-
„mand des Lands verweisen oder sonst büssen wolle. Da-
„rauf ihm UGHerren den Rath gaben, daß er unverzü-
„genlich wieder hineinreite, und so die Botten hinein-
„kommen, und an ihn begehren, daß weil er ihr Ge-
„schworner und Vogt seye, so müsse er alles ausrichten,
„wie sie es ansehen, und solchem statt thun, solle er sie
„freundlich bitten, daß sie ihn dessen erlassen, dieweil sei-
„ne Herren darein nit gewilligt, und er des Glaubens
„wie die Leut seye, ansonsten wolle er ihnen gehorsam
„seyn, ihnen Gericht, Recht, und Herrlichkeiten treulich
„verwalten: Wo ihn aber die Ständ wider Verhoffen
„doch dazu zwingen wollten, solle er einen Verdank be-
„gehren, und wieder hinauskommen, oder UGHerren
„die Meinung der Orten in Schrift überschicken, so wol-
„len sie ihm allweg berathen und beholfen seyn, daß sie
„es vor Gott und allen Frommen wissen zu verant-
„worten."

Der Schluß des Berichts enthält die Erwartungen der Oberkeit von ihren Angehörigen, es heißt nämlich: „Aus diesem allem werdet ihr selbst einsehen, und leicht „ermessen können, daß UGHherren nicht auf Unfried „Unruh, oder Uneinigkeit stellen, sondern vielmehr auf „alles das, so zu Fried, Ruh und Einigkeit auch

„ Wohlfarth gemeiner Eydgnoßschaft reichen und dienen
„ mag, dann Heil und Wohlfarth wohl nit gepflanzt wurde
„ so man biderbe Leut um des Evangelium und Wort
„ Gottes willen strafte, vom Land verwiese, oder solches
„ andern Leuten zu thun bewilligte, sondern erst dadurch
„ die Straf Gottes auf uns selbst laden wurden. Da
„ nun U. G. Herren nichts annehmen und bewilligen wollten,
„ das Sie vermeinten vor Gott und Euch ihren bider-
„ ben Leuten, unverantwortlich zu seyn, so versehen sie
„ sich auch gänzlich zu Euch, daß als wir und ihr, zu
„ Stadt und Land uns vor erschienenen Jahren mit
„ einander vereint, bey unserm wahren Christlichen Glau-
„ ben, alldieweil wir aus h. göttlicher Schrift keines
„ andern noch bessern berichtet worden, steif zu bleiben,
„ daß ihr desselben Willens und Erbietens ferner seyt,
„ und so jemand wer der wäre, unterstuhnd mit Gewalt
„ und ohne Recht uns davon zu drängen, oder an un-
„ sern Pünden, Landsfrieden und Gerechtigkeiten Ab-
„ bruch zu thun, ihr euch mit Darbietung euers Leibs
„ und Guts, als bidere tapfere Leut erzeigen und hal-
„ ten werdet: Und dieweil allerley böses Geschrey ob-
„ handen, und etlich Reichstag gehalten, auch Niemand
„ wißen mag, was man wider U. G. Herren führneh-
„ men möchte, so ist ihr Meinung, Wille und Befehl,
„ daß ihr mit Harnisch und Gewehr gefaßt seyt, damit
„ wo jemand mit Gewalt und Unrecht sie angreifen
„ wollte, ihr wie frommen und treuen Unterthanen zu-
„ steht, tapfer zu Ihnen halten, und zu jederzeit gerüstet
„ seyt."

Sonntags den 3ten Jenner ward auf den Zünften von den Zunftmeistern dieser Bericht vorgelesen. Tags vorher waren angesehene bey dem Volk beliebte Rathsglieder, in die Gemeinden auf das Land gereist, damit Bürger und Unterthanen so viel möglich zu gleicher Zeit von der wahren Lage des so viele Reden veranlaasenden Handels unterrichtet wurden.

Vogt Thumeisen und Felix Rhan waren für die Grafschaft Kyburg und Elg, Andelfingen, Winterthur, Stein, Stammheim, Rieden, Wülflingen und Dietlikon geordnet.

Vogt Bachofen und Mstr. Jacob Bürkli giengen nach Eglisau, Regensperg, Neuamt, Rümlang, Regenstorf und Höng.

Geörg Müller und Felix Brunner berichteten die Herrschaft Grüningen, Greifensee, Dübendorf, Schwamendingen; und am Zürichsee Stäffa, Männedorf, Meilen, Küßnacht, Zollikon und Zugehör.

Stadtschreiber Escher, welcher auf allen Tagleistungen in diesem Geschäft gearbeitet, ward nebst Vogt Cunrad genannt Schultheß, an die andere Seite des Sees, nach Richtenschwyl, Wädenschwyl, Horgen, Thalwyl, Kilchberg, Wollishofen, und in die Herrschaften Knonau, Bonstetten, Wettschwyl, Birmenstorf, Udorf und Altstätten geordnet.

In die nächst bey der Stadt gelegene Dörfer, so in den so geheissenen vier Wachten begriffen sind, giengen Vogt Meis und Mstr. Heinrich Wunderlich. Die Bürger auf den Zünften nahmen den Bericht mit vielem Dank auf, gaben dem Betragen der Oberkeit allgemei. Beyfall, versicherten, daß die ganze Bürgerschaft zum Schutz der Religion gerüstet und willig sey, und wenn durch der Stadt Hilf etwas für die bedrängten Glaubensgenossen zu erhalten wäre, so bitten sie ihre HHerren das beste zu thun. Es seye zwar, (ward auf etlichen Zünften geredt) eine köstliche Gabe um Eintracht und Friede, aber der Aufrechthaltung der Religion müsse alles übrige nachstehen. Indessen, weil die andern Evangelischen Stände sich von Zürich getrennt, so könne dieser Staat allein für die Locarner nicht viel bessers thun, als ihnen mit thätigem Rath an die Hand gehen, und wenn solche aus allen Orten verwiesen wurden, sie als Brüder im Glauben aufnehmen.

Auf

Auf der Landschaft machten die angesehenen Männer, die eigens dahin abgeordnet worden, und der vertrauliche Bericht selbst, den allerbesten Eindruck. Das Land sahe sich dadurch geehrt, daß die Obrigkeit aus ganz freyem Willen und mit väterlicher Freundlichkeit, ihren Angehörigen ein Staatsgeschäft mit allen Umständen erzählen ließ, nur um falsche Sagen zu tilgen, und bange Unruhen zu heben. Mit der grösten Aufmerksamkeit ward der Bericht an allen Orten angehört: da die Kirchen in den meisten Gemeinden zu klein waren, die Menge die sich hindrängte zu fassen, so ward das Volk, der grossen Kälte ungeachtet auf freyen Plätzen versammelt.

Stadtschreiber Escher erzählte bey seiner Zuhausekunft vor Räth und Bürger: „Wenn Ihr MGHerren einem „jeden Euwer Unterthanen einen Gulden, und noch Speis „und Trank oben drein geben hättet, es wär nit mehr „Volk zu kommen, was Bein hatte ist hinzugelaufen, die „Weiber sind auch nit deheimen blieben, und viele trugen „ihre Kinder auf den Armen herbey, und war doch alles „Volk so still, als stuhnd ein stummer Mann da."

Als die Abgeordneten ihren Vortrag geendet hatten, schreyen an den meisten Orten, Junge und alte, wie wenn es unter ihnen wörtlich abgeredt gewesen: Gott lob, daß wir so Gnädige fromme Herren haben, die mit den Strassen unsrer Glaubensbrüder nichts zu thun haben wollen. Die Gesandten wurden hierauf zum Speisen eingeladen während die Gemeinden sich berathen wollten, wie sie ihren Gnädigen Herren für die bewiesene Ehre danken sollten? Die Berathungen schlugen in einem einmüthigen Zuruff aus, die Untervögte und Vorgesezten sollten ihren lieben Herren danken, so bald solche abgespiesen hätten „best „sie möchten „ und sie bitten standhaft zu bleiben, und sich auf ihre Treu zu verlassen, Gut und Blut wollen sie willig zusetzen: die Vorgesezten brachten diesen Bescheid für die Abgeordneten, und merkwürdig ist's, daß von dem

versammelten Volk, das lang allein bey einander blieb, keine Klage, keine Beschwerde von keiner Art vorgetragen wurde, die es gehoben wünschte. Ein sicherer Beweis, so wohl der fürtreflichen Regierung, als auch der Fähigkeit des Volks eine gute gelinde Regierung zu schäzen.

Der Dank der Vorgesezten im Namen aller Gemeinden war treuherzig und redlich, die Ausdrücke desselben, und die Versicherungen von treuer Ergebenheit nur nach dem Local und dem persönlichen Charakter in etwas verschieden. So merkte der Vorgesezte von Höng, ein achtzigjähriger Greis an: „daß da etwa andere Gemeinden von der Stadt abgefallen, ihre Altfordern immer treu an derselben gehalten; das wollen sie nit minder als ihre fromme Vorfahren auch thun."

Die Vorgesezte von Richtenschwyl und Wädenschwyl sagten: „Daß da bey Ihnen viel und mancherley seltzsame und unwahrhafte Reden durch Fremde über ihre liebe Herren von Zürich ausgangen, die sie als treue Unterthanen billig kümmeren, man bey den Eidsgenossen, und anderswo dafür thun solle, daß solche erdichtete Reden fürkommen, und die so solche fürgeben, darum nach Verdienen gestraft werden"

Zu Horgen lautete es eben so: Der Sekelmeister versicherte: „Wenn jemand ihre Herren des Glaubens oder anderswegen trängen wollte, wurd Jung und Alt gern zulaufen; es seyen aber etlich arme Gesellen, die schlecht in's Feld gerüstet, sonst heisses Blut haben und tapfer drein schlagen, drum bitte die Gemeind auf allen Fall zu veranstalten, daß solche brave Possen Harnisch und Gwer in der Stadt um ein zimmlich Geld kaufen können."

Die Stadt Winterthur ließ durch ihren Schultheiß sagen; sie wäre schon etliche Mal gewarnet, und wohl gerüstet, und werde mit Leib und Blut zu ihren Herren stehen, denn, daß sie sollten darum leiden was sie des Glaubens halben gethan, wäre nicht zu dulden.

Die übrigen Gemeinden am See und in der Herrschaft Kyburg äusserten sich, daß es ihnen herzlich gefalle,

daß ihre Gn. Herren die nicht wollen helfen strafen, die ihres Glaubens seyen; „ hätten diese Sach wie andere „ Orte bewilligt, (sagte der Fürsprecher von Kyburg) „ so hätten wir daran ein groß Bedauren gehabt, und „ wär uns dabey nit wohl zu Muth gewesen, denn wohl „ zu denken; so man die gestraft, die unsers Glaubens „ sind, daß männiglich wenig auf uns halten könnte, „ und auch die anderen Eidsgenossen solches unbillig fin„ den mußten."

Alle Gemeinden vereinigten ihre Bitten dahin: Fried und Ruhe wie bisdahin zu förderen, aber nichts zu vergeben, wo es um Religion und Gewissen zu thun seye, und der armen Glaubensbrüder sich ferner anzunehmen.

Die Gesandten wurden gastfrey gehalten, das mußten sie geschehen lassen; dagegen verehrten sie etliche Gulden in das Gemeingut, welche etliche Gemeinden sich weigerten anzunehmen, aber endlich sich auch gefallen liessen. Zu eben dieser Zeit übergab Bullinger im Namen der Examinatoren, geistlichen und weltlichen Standes Räth und Bürger ein Gutachten, in welchem alle, während dem Locarner-Handel genommene Maaßregeln gelobt, und das Festhalten an solchen, durch theologisch und politische Gründe, besonders im Namen der Geistlichkeit eifrig empfohlen war.

Auf diese Unterhandlungen mit den Bürgern in der Stadt, und mit den Angehörigen auf dem Land folgte Ruhe und eine Sicherheit, die von Seiten der Obrigkeit, die Folge des gerechten Zutrauens auf die Treue und Anhänglichkeit ihrer Untergebnen, und von dieser, die Folge der Dankbarkeit und Ueberzeugung war, daß ihre Obere, nach den Gesetzen der Rechtschaffenheit und Klugheit, und nach dem Geist der Evangelischen Lehre und der christlichen Liebe gehandelt hätten. In der Stadt war man auf alles aufmerksam, was ausser dem Canton vorgieng. Das Land rüstete sich in der Stille, war auf alles gefaßt, unerschrocken im Gefühl innerer Eintracht

und Stärke, und erwartete ruhig, was sich ereignen würde? Weil sich jeder in Acht nähm, Anlaaß zu Bitterkeiten mit den Nachbaren zugeben, so war man vorsichtig im Handel und Wandel, und der Landmann wiech, wenn sein Handel geschlossen war, alle Gespräche über die politischen Angelegenheiten aus. Bey diesem Benehmen hörte man nichts von Zänkerey mit den Angehörigen der anderen Cantonen, die fast immer Vorspiele ernsthafterer Auftritte sind; auch verminderten sich die Klagen, und falschen Zulagen über die Gesinnungen der zürcherischen Regierung.

Während daß obiges im Canton Zürich geschahe, änderten sich die Gesinnungen der Pündtner, zum Nachtheil der Locarner. Auf die großmüthigen und theilnehmenden Aeusserungen der auf dem Bundstag zu Chur versammelt gewesenen Botten, hatten etliche Evangelische Locarner angefangen, Anstalten zu machen in das Pündtnerland zu ziehen; sie erkundigten sich nach Oertern, wo sie sich setzen konnten; das war eifrig gesinnten Catholischen und viel vermögenden Personen im grauen Pundt nicht recht. Nachdem die Sentenz der XI Orten überall bekannt worden, brauchten sie solche zu einem Vorwand, den Reformierten Locarnern die Niederlassung in ihren Landen zu verbieten. Man müsse die Cantone nicht dadurch beleidigen, sagten sie, daß man ungehorsame Unterthanen, die aus guten Gründen verwiesen worden, in ihren Gebieten aufnehme. Dabey könne man sich wohl vorstellen, diese Banisierten werden wenig mitbringen als hungrige Mäuler, und dergleichen habe das Pündtnerland schon zuviel; wenn etwas an diesen Leuten zu erholen wäre, so hätten ihre gute Freunde sie wohl nach Zürich kommen lassen. Was man wegen ihrer Sprache vorwende, wolle nicht viel sagen; bey ihnen rede man auch nicht an allen Orten Italiänisch, und doch wären die Locarner dessen wohl zufrieden, wenn man sie nicht nur im Veltlin, sondern wo es ihnen sonst kommlich wäre, wohnen lasse; wenn sie nicht deutsch verstehen, so können sie solches bey den Geistlichen zu Zü-

1555

rich lernen, wie sie andere Sachen auch von ihnen angenommen hätten. Diese und ähnliche Reden würkten im oberen grauen Bundt so viel, daß ein Befehl ausgieng, es solle in dem Masoxerthal, (wo, sint dem Beccaria daselbst Schule gehalten, immer etliche Locarner gewohnt) niemand bey hoher Straf die um der Religion willen Verwiesene aufnehmen und beherbergen. Dieser Ort wurde darum ausdrücklich genannt, weil die Sage gieng, die Vertriebenen hätten solchen für einmal zu ihrer Niederlassung gewählt. Dieser Befehl ward von Seiten des grauen Pundts an Landvogt Räuchli gesandt, um solchen in seiner Vogtey bekannt zu machen. Der Landvogt berichtete diesen Vorfall an seine Herren in Zürich, und zugleich, daß durch vieles Nachwerben, sint dem er das Urtheil der XI Cantonen habe publiciren müssen, sich die Gesinnungen im Pündtnerland so geändert, daß alle Hoffnung verschwunden seye, irgendwo daselbst für die Verwiesene Erlaubniß zu erhalten, sich niederzulassen, und auf ähnliche Nachwerbungen im Mayländischen habe die dortige Regierung eine Cride ergehen lassen, Kraft welcher allen Reformierten, welche in das Herzogthum geflüchtet, oder in selbigem Güter besitzen, bey Lebensstrafe gebotten worden, in dreyen Tagen das Land zu räumen: gleiche Strafe seye denjenigen gedrohet, so dergleichen beherbergen, oder gar zu Ausbreitung ihrer Lehre behiflich wären; auch solle niemand bey der Buß von 25 Goldgulden sich unterstehen, etwas über Glaubenssachen zu reden, oder solche Ketzer zu entschuldigen. Räuchli bemerkt am Schluß seines Schreibens " Die armen Leute haben zu niemand auf der weiten Welt, Hoffnung oder Vertrauen, als zu ihren Gnädigen Herren von Zürich; denn sie seyen nirgends willkommen, wo sie sich hinwenden; sie scheuen sich aber neue Gnaden zu bitten, aus Furcht ihren einzigen Beschützern beschwerlich zu seyn. Er gegehrt Anweisung was er thun und reden soll: „ Eben bedenklich ist es mir, (sezt er hinzu,) ich, der ich strafen soll, gehe wie es im Psalter steht, gebuckt und traurig; und die denen Verweisung und

Armuth vorsteht, sind tapfer und unerschrocken; denn ihre Hilf steht bey dem Herren: Darum möchte ich euch L. G. Herren bitten, ihr wollet meinetwegen einen tröstlichen Bescheid geben, als der ich dessen mehr bedarf als diese fromme Leut."

Zürichs Großmuth war nicht von der Art, die in einer Ueberraschung einen grossen Entschluß faßt, und denn bey Schwierigkeiten ermüdet, und kalt wird, wo es festen Ausharrens bedarf. Auf des Landvogts Bericht schrieb der Rath an den Gottshausbund und den zehen Gerichtsbund, um sich über das harte Verfahren des Obern grauen Bunds zu beschweren „welches uns ganz bedaurlich und unfreundlich vorkommt, auf das, was ihr unsern Botten versprochen und uns schriftlich zugesagt „ heißt es in dem Schreiben: In freundeidsgnößischer und männlicher Sprache werden die beyden Bünde aufgefordert, dem grauen Bund das Beyspeil zu geben und solchen zu vermögen, daß er Wort halte.

Die beiden Bünde antworteten von Chur, wo ihre Botten versammelt waren, dem Rath in Zürich: Auch sie bedauren und mißbilligen das Verfahren etlicher unbilliger Leuten im grauen Bund, die eine Pratic gemacht, und durchgesetzt, welche doch nicht des Lands Wille sey: Sie wollen diese Personen ermahnen von diesem Unwesen abzustehen; falls sie aber wider Vermuthen dabey beharren, so wollen doch die zwey Bünde verschaffen, und dazu thun, daß die Locarner, laut gethaner Zusag in ihren gemeinen Herrschaften im Veltlin und andern Orten freundlich und christlich aufgenommen würden, und daß ihnen erlaubt werde, gegen Bezahlung etwas Land zu ihrem Unterhalt an sich zu bringen."

Diese Antwort ward Räuchli wieder mitgetheilt. So sehr er sich anfänglich mit den Locarnern über die günstigen Aeusserungen der Bünden freute, so mußte er doch kurz nachher zurückschreiben: „das Verbott wäre im Masoxerthal nicht aufgehoben, und aller Orten, wo die Locarner sich melden um aufgenommen zu werden, müs-

sen sie sich mit Ausflüchten abspeisen lassen: noch kein einzelner, viel weniger ganze Haushaltungen haben ein Wohnort gefunden. Von Chur seyen zwar Privatbriefe gekommen, welche die Locarner aufmuntern, nicht müde zu werden einen Aufenthalt in den Pündtnerischen Landen zu suchen, und ein sonst wackerer Pfarrer habe sie mit dem Evangelischen Spruch getröstet: Wer suchet der findet: das müssen die armen Leut thun, (fahrt der ehrliche Landvogt fort) wenn es auch nit in dem Evangelio geschrieben wär. Mir aber kommts vor, im Pündtnen schämen sie sich vor euch G. Herren denen sie wohl viel versprochen, aber nit halten können: da schiebt ein Fleken und ein Dorf die Schuld auf seinen Nachbaur, und will keiner an sich kommen lassen, daß es ihm nit Ernst sey; und wenn ihr auch wieder schreibet, wurd eure Gschrift wohl nit willkomm seyn. In kurzem wird sich zeigen, wie alles ein End nehmen wird; meine Verwaltung wird mir aber täglich schwerer, und möchte, ich wäre nie harkommen " u. s. w.

Auf diesen Bericht von Räuchli fand der Rath von Zürich nicht anständig, sich noch einmal an die Bündnerische Regierung zu wenden, die wohl gern mehr gethan hätte, aber durch Faktionen gehindert ward, nach ihren eignen Gesinnungen zu handeln.

Hingegen schrieb Bullinger an verschiedene ihm bekannte Standspersonen: und an Geistliche zum Besten der Locarner: Seine Briefe sind voll Gefühl von Christen- und Menschenliebe, und nur nach diesen Gefühlen zudringlich: Er sucht zu überreden, erzwingen will er nichts. Ein Püntner Pfarrer antwortet ihm: Der hauptsächliche Grund warum die Locarner verschupft worden, seye gewesen, weil man geredt, die VII Orte nehmen ihnen was sie haben, und sie seyen ein Christliches Bettelgesind: Da man aber jetzt von guter Hand wisse, daß vermögliche Leut unter ihnen seyen , die ein ziemliches mitbringen, und daß sie nicht mit blossem Leib, sondern auch mit ihrem Gut wegziehen, so habe sich sint dem vieles geändert, und wer-

den die so laut dagegen geredt, jezt die ersten seyn, welche den frommen Gläubigen Haus und Hof vermiethen werden."

Allein obgleich viele Bündtner an verschiedenen Orten, durch Zureden der Mitglieder der Regierung und der Reformierten Geistlichen, oder durch Mitleiden, oder auch durch ökonomische Gründe bewogen, willig waren, die Locarner aufzunehmen, so widersezten sich hingegen in jeder Gemeinde und in jedem Dorf andere dieser Aufnahme mit so weit getriebener Heftigkeit, daß es beynahe zu Schlaghändeln kam, wobey Drohungen gegen die Personen der neuen Ankömmlingen geäussert wurden, die es auch ihren besten Gönnern unmöglich machten, ihnen eine sichere Niederlassung zu versprechen: Im Veltlin war man am mäßigsten; auf diese Landschaft setzten also die Locarner noch eine wiewohl schwache Hoffnung.

Indessen war die zu Baden von den VII Cantonen angesezte Tagleistung nach Uri auf den drey König Tag 1555 herbeygerückt; den 7 Jenner trafen ihre Botten daselbst ein, von welchen das Verzeichniß folget:

Von Lucern. Wendel Sonnenberg.
Von Uri. Ritter Josua von Beroldingen, Land-Amman.
Von Schwyz. Christoph Schorno, Pannermeister.
Von Unterwalden. Melchior Lußi, Ritter.
Von Zug. Jacob Schicker.
Von Glarus. Gilg Tschudi.
Von Fryburg. Sebastian Alt.
Von Solothurn. Jacob Hugi, Alt-Landvogt von Lugano.

Bern, Basel und Schaffhausen hatten unter sich abgeredt weder auf Uri noch auf Locarno keine Botten zu senden, weil in allen Reformierten Cantonen das Volk die Bestrafung seiner Glaubensgenossen, als eine harte Ungerechtigkeit mißbilligte, und hingegen dem Betragen des Stands Zürich lauten Beyfall gab. Die VII Orte wußten, daß von diesen Ständen, niemand die Tagsatzung besuchen werde, aber sie waren darüber sehr mißvergnügt, und obwohl die III Evangelischen Städte, den Vergliech

zu Baden angenommen hatten, faßten jetzt die Catholischen Stände auf das neue ein Mißtrauen gegen die ersteren.

In der ersten Seßion am 8 Jenner, in welcher die Manier berathen werden sollte, nach welcher das Strafurtheil (welches aber immer mit dem mildern aber niemand täuschenden Ausdruck, gütlicher Verglirch benannt wurde) ward von etlichen Botten begehrt, man solle die III Städte mahnen ihre Botten auf den Tag zu senden, und den Vergliech helfen in Kraft setzen, der von den XI Cantonen angenommen worden. Alle Gesandten waren darinn einer Meinung, es wäre gut, und für das Ansehen der ausübenden Cantonen vortheilhaft, wenn die drey Evangelische Stände, oder auch zuletzt nur einer, gemeine Sache mit den Catholischen machen würde; daß man sie aber mahnen könne, auf dem Tag zu erscheinen, ward von den Gesandten von Lucern, Uri, Glarus und Solothurn widerlegt, als etwas bey einer gütlichen Handlung ganz ungewohntes, und das mit dem Vergliech selbst im Widerspruch wäre, worinn dem Willen der Evangelischen Ständen frey gestellt sey, auf dem Tag zu erscheinen oder nicht; mit dem Vorbehalt, daß das Ausbleiben eines oder mehreren Orte, die Anwesenden nicht hindern sollte, in den Sachen fortzufahren.

In der ersten Seßion wurden die Widersprüche nicht gehoben, aber in der zweyten begriff man, daß die Städte ein Aufmahnen nicht als eine freundliche Einladung, sondern als einen Befehl aufnehmen könnten, und daß dadurch eine Entzweyung und für die VII anwesende Cantonen grössere Verwirrung entstehen mußte, wenn, wie es sehr wahrscheinlich wäre, die Städte sich auf das neue weigern wurden, Gesandte nach Uri zu senden, und da ein längerer Aufschub den meisten Botten verdrießlich war, so kamen sie endlich überein; ohne weiteres Ansuchen an die Städte, fürzufahren, weil solche ja den Vergliech besiegelt, und die VII Orte berechtigt hätten, nach dem Mehr zu entscheiden, mit dem einzigen Vorbehalt, daß wenn es ihnen nicht gelegen wäre, ihre Bottschaft auf den Tag zu

senden, solches denselben an ihren Herrschafts-Rechten unschädlich seyn solle. Zürich habe, seiner Protestation ungeachtet, doch auch erklärt, daß es dem Mehr nachgeben, und mit den Eydsgenossen keinen Unfrieden anheben wolle. Auch ward beschlossen, sich jetzt nicht mehr bey Vorberathungen zu säumen, sondern solche aufzuschieben bis die Gesandten an Ort und Stell wären, und ohne weiters den folgenden Tag nach Locarno zu gehen.

Die Reise über den Gothardsberg den 10 Jenner war mühsam und gefahrvoll; bey milder Luft schneyte es stark; mehrere Schneelauwinen stürzten mit donnerndem Getöß vor und hinter den Gesandten in die Tiefe, und drohten den ganzen Zug wegzuschleudern. Gilg Tschudi bemerkte: „man hätte eben nicht so sehr eilen dörfen, mit Leib und und Lebensgefahr etliche Irrgläubige Ketzer aus ihren Häuseren in den Schnee zu jagen; für uns wär's sicherer und den armen Gselen zu gonnen gewesen, wenn wir sie den Winter über in ihren Häuseren hätten sitzen lassen; die Lauwinnen können nur da ein schlimmes Faßnachtspiel machen, wenn nicht Gott und seine Heiligen uns geleiten:" Ein anderer antwortete: „Herr Gesandter! ich denk eben: die Ketzer sollten hier am Berg unter den Lauwinen, und wir in ihren hübschen Häusern und Stuben seyn; sind wir nur einmal drinnen, so wollen wir nit vergessen, was wir da ausstehen." Die Fuhrleute baten die Herren, zu schweigen, weil es nichts seltenes wäre, daß ein einziger Laut eine Lauwine in Bewegung bringe: Alles ritt nun mäusestill fort.

Erst den 12 langten die Gesandten in Locarno an, so müde, daß sie den 13 weder sich berathschlagen noch jemand für sich lassen wollten. Ihr Einzug sezte den grösseren Theil der Herrschaft in Schrecken. Die Reformierten waren in angsthafter Erwartung, ob es bey dem angekündeten Urtheil bleiben, oder ob es noch verschärft wurde? und überdem wußte noch keiner, wo er einen Zufluchtsort finden konnte! den Catholischen war auch nicht ganz leicht viele fürchteten sich, ihre Bekanntschaft und Umgang mit

den Reformierten, oder eine etwa geäusserte milde Meinung über ihre Lehre, könnten verursachen, daß sie zu Rede gestellt, und wohl gar mit Geldbussen belegt würden. Diese sahen aber bald, daß ihre Furcht ungegründet wäre; doch um allen Verdacht einiger Zuneigung von sich abzulehnen, heuchelten sie mehr Feindschaft gegen die verfolgten, als wirklich in vieler Herzen war.

Zwischen den IV Evangelischen Ständen inzwischen, war wegen ihrer verschiedenen Handlungsweise in diesem Geschäft merkliche Kaltsinn entstanden. Zu Zürich vermuthete man, aber officielle Bericht hatte man nicht, die III Städte würden keine Botten nach Uri senden. Der Rath gab, ohne der anderen Evangelischen Ständen Einwilligung zu begehren, dem Landvogt als seinem Verbürgerten, schriftlich diejenigen Verhaltungsbefehle, die er schon zu Zürich vor Räth und Bürger in Person empfangen hatte; dieß geschahe wahrscheinlich nur deswegen, daß er solche den VII Orten vorweisen, und auf allen Fall sich damit gegen zustarke Zumuthungen schützen könne. Der Brief ist kurz und bestimmt.

„Dieweil die VII, und vielleicht etliche Ort mehr, „(das wir aber nicht wissen mögen) auf den drey Königstag auf Locarno zu reiten Willens sind, um das „auszurichten, was der Schiedspruch ausweist, so haben „wir dir unsern Entschluß und Abschlag, daß wir sol„chen zu keinen Zeiten billigen werden, hiemit nochmals „anzeigen wollen; und versehen uns, die bemeldten Bot„ten werden dir als unserem Verburgerten und Raths„genossen nit anmuthen oder gebiethen, die so unsers „Glaubens sind, zu strafen oder zu verweisen. So fern „solches an dich langen wurde, alsdann magst du die „Herren Botten freundlich und geziemend bitten, dich „dessen in Güte zu entlassen, und solches auszurichten, „den Statthalter oder andere Beamtete, wer Ihnen „schicklich dünkt, befelchnen. Aber ausserhalb dieses Han„dels in weltlichen Sachen, auch Gericht und Recht hal„ten, soll es bey dir kein Mangel heben, sondern das-

„ selbe mit treuen zu erstatten, sollst du als unser bestellter
„ Vogt willig und urbietig seyn. Wollten nun die Bot-
„ ten sich dessen nit begnügen, und dir mehr zumuthen,
„ dasselb wöllest uns zum fürderlichsten anzeigen, und
„ unsers fernern Bescheids erwarten."

Auch der Theologus Ludwig Lavater, des Landvogts Verwandter, der, wie schon gemeldet worden, viel beygetragen, daß dieser sich entschlossen die Regierung der Vogtey Locarno zu übernehmen, glaubte sich verpflichtet, dem Landvogt Verhaltungsregeln zu schreiben, weil es ihm am Herzen lag, daß Räuchli seiner Religion, seinem Vaterland, und sich selbst in seiner schwierigen Lage Ehre mache. Als warmer Freund gab er wohlgemeinte Rathschläge, und als eifriger Gottsgelehrter wahrnte er den Regenten, sich durch Theilnahm an der Verfolgung der Glaubensgenossen zu versündigen, durch Beyspiele aus der biblischen Geschichte hergenommen. Da man diesen Brief, als eine Aeusserung der Gesinnungen der Geistlichkeit in allen Evangelischen Cantonen über diesen Handel, und des Zürcherischen Volks besonders, betrachten kann, und solcher auch einen Wink über Räuchlins ökonomische Umstände giebt, die seiner uneigennützigen Verwaltung ein höhers Verdienst beylegt, so wird ein Auszug aus demselben nicht unschicklich seyn.

Im Anfang des Schreibens sagt Lavater: „ Mir ist
„ allwegen widrig gsyn, daß du in das Land hast sollen,
„ um vieler Ursachen willen, die nit noth zu melden, und
„ insonders um der Evangelischen wegen, da ich allzyt be-
„ sorget, die Eydgnossen wurden sie zu strafen unterstan,
„ und dennoch hab ich selbst dich dazu beredt, ob ich wohl
„ erkennen können, daß dir die Sach schwer genug ge-
„ wesen, damit nit ein ringsinniger, und minder eingründiger
„ Mann als du bist, diese Stell übernehme, zum Scha-
„ den unsers Glaubens und der Obrigkeit: dabey habe
„ ich auch betrachtet, was deine Gelegenheit und grosse
„ Haushaltung erfordert: Ich möcht dir gunnen, daß du

„weder deren, noch anderer Vogteyen und Aemteren noth-
„dürftig wärest:"

Hierauf erzählt er umständlich was vor Räth und Bürger wegen dem Vergleich zu Baden beschlossen worden, und bemerkt: „Wie hätten Unsre Herren wohl anders
„thun, und die um des Glaubens willen strafen können?
„die eben die Religion bekennen, die wir haben; so doch
„weder Landsfrieden, Bündnissen, menschliche noch na-
„türliche Recht solches zugeben, und auch dergleichen
„einem Türken nit zu zumuthen wäre. Es ist zwar sint
„ein Paar Tagen die Sage; die Evangelischen Ort wer-
„den Unsre Herren nochmals angehen, daß sie die Mittel
„bewilligen, damit die VII Ständ gegen die Locarner
„nit noch räucheres fürnehmen; ich weiß aber wohl Mg.
„Herren werden bey ihrer gegebnen Antwort bleiben,
„daran Stadt und Land, und viel bidere Leut an anderen
„Orten, ein groß Gefallen gehabt, denn man nit etwas
„unrechtes thun soll, damit noch böseres vermieden blie-
„be. Man achtet auch, daß die Catholischen Ständ mit
„ihrem Ding werden fürfahren und strafen, man mag
„hier darein willigen oder nit." Denn fahrt Lavater fort zu beweisen: daß weit entfernt, daß die Einwilligung der Evangelischen zu dem Badischen Verglicch für die Locarner Gelindigkeit bewirken würde, solche vielmehr bey einer geringen Unvorsichtigkeit der beklagten, vielmehr zu einem Vorwand dienen könne, mit grösserer Strenge zu verfahren, weil das Mehr ja immer für den ungünstigen Richter ausfallen müsse. Denn kommt er auf den Punkt, welcher der Hauptzweck des Schreibens ist, und sagt:
„Und dieweil ich besorge lieber Vetter! die VII Ort,
„oder so mehrere hinkommen, (das man hier nit wüssen
„mag,) werden deinen Dienst in Verfolgung der Gläubi-
„gen brauchen wollen, so hab ich aus Freundschaft und
„Liebe, mit können unterlassen, dir zu schreiben, und aus
„Gottes Wort heiter anzuzeigen, was du und andere
„Christenleut in solchem Fall vor Gott zu thun schuldig
„sind, und will nit davon schreiben, wie etwan auch weise

„Leut, und viel weniger wie die Welt davon redt, „sondern wie Gott in seinem Wort davon urtheilt; „bitte deshalb, du wollest mein Schreiben im besten an= „nehmen und verstahn, denn solches gewiß aus freundli= „chem Gemüth und Herzen kommt. Ich achte auch du „werdest die Sach selbst, wie sie im Grund ist, ermes= „sen; und ist das kurz meine Meinung: Wenn dich, lie= „ber Vetter, die Stånd, sie seyen Evangelisch oder Ca= „tholisch, dazu wollten anhalten, daß du, als gemeiner „Eidsgenossen Diener, die Menschen, die anders nit ge= „than, denn daß sie Evangelisch sind, sollest strafen, thur= „nen, oder verweisen und in ander Weg verfolgen, du „solches in kein Weis noch Weg thun oder zu thun ver= „schaffen wollest, sondern eher dein Amt und alles auf= „gebest." Hier folgen verschiedene Schriftstellen, die La= vater auf alle diejenige deutet, die sich der Wahrheit widersetzen, oder aus Schwäche und Menschenfurcht die erkannte Wahrheit verhehlen, und derselben nicht öffentlich Zeugniß geben, und durch irrdische Beweggründe getrie= ben, die Glåubigen, besonders die Schwachen aus Ihnen ärgeren: „Schreib das unauslöschlich in dein Herz," sagt er; „man muß Gott mehr gehorchen als den Men= „schen; und bedenk, wenn unser Herr und Heyland die „heißt in das ewige Feur gehen, die Ihn, das heißt „die seinen, nit gespeißt und getränkt haben, wie eines „schweren Urtheils wurdest du dich schuldig machen, wenn „du gar Rath und That zum Verbannen gäbest: denn „wenn das von den Catholischen beschiehet, so ist es nach „ihrem Gewissen, indem sie meinen, sie thun Gott einen „Dienst damit, daß sie die strafen, die nit mit ihnen „Eines Glaubens sind; du aber thätest wider dein Ge= „wissen, und wider deinen Glauben, du thätst noch schlim= „mer als wenn du solchen gar wurdest abschweren."

Diese Warnungen belegte der eifrige Lavater mit Stel= len aus dem alten Testament, welche er als Beweise an= führt, daß Gott die Verfolger seines Volks nie ungestraft gelassen, ob es gleich durch seine Sünden sich die Strafen

selbst zugezogen: „Denn (fährt er fort) jetzt weißst du
„ aus heiliger Gschrift, was Gott denen dräut, die auch
„ den Kleihsten verärgerind, geschweige erst denen, so sie
„ gar in's Elend jagen: drum hüte dich dazu zu helfen,
„ sonst wurdest auch kein Glück und Heil an deinen Kin-
„ dern haben, und wurden sie wohl nachher auch auf die
„ Gassen geschlagen. u. s. w. Nun weiß ich aber wohl
„ wie die Welt aus diesem allem schleuft, und was man
„ dir gar fein sagen wird: du seyest nemlich ein Diener
„ gemeiner Eidsgenossen, was du thüest, dessen vermögest
„ du dich nit; was dich eine Obrigkeit heisse, das seyest
„ du schuldig zu leisten; sie sollens verantworten u. s. f.
„ das kannst du alles mit göttlichem Wort widerlegen;
„ könnt aber seyn, sie wollten deinen Text nit finden:
„ darum kannst du ihnen kurz antworten: Vor Gottes
„ Gericht müssest du doch selbst verantworten, was du
„ wider besser Wissen gethan. Der Eidgenossen Diener
„ bist du wohl aber nit ihr Sclav; und wenn dir unziem-
„ liches sonst zugemuthet wird, darfst du nur abdanken;
„ dann bist du niemands Diener. Weiter wird man dir
„ sagen: thust du es nit, so thuts ein anderer, der nach
„ räucher mit der Sach umgaht. Das ist alles nit geredt;
„ ein ehrlicher Mann wird ob Gott will nit etwas Böses
„ thun, damit ein anderer nit noch gottloser fahre u. s. w.

Endlich kommt Lavater auf Räuchlins ökonomische
Lage. Darüber sagt er: „Mein lieber Vetter Jacob,
„ der von dir hinauskommen ist, hat mir in geheim an-
„ gezeigt, wie du übel angefochten werdest, daß du Ge-
„ schenk und Gaben nehmen sollest; du aber wollest das
„ nit thun, ob du schon schwere Kosten habest, und deine
„ und deiner Hausmuter und Kinder Weh und Kranken-
„ lager dich um viel Geld gebracht. Daran thust du gar
„ recht, und wirst desto mehr Segen von Gott haben und
„ Lob von deinen Herren. Und aber wär es eine ringere
„ Sünd vor Gott, wenn du solltest Gaben nehmen,
„ (dafür dich Gott behüt) weder wenn du einig Rath und 1555
„ That zur Verfolgung Christlichen Nammens geben soll.

„ test; denn Geld kannst du mit Geld wieder erstatten;
„ aber wen du von Haus und Heymath treibest, den ver-
„ magst du nit wieder einzusetzen, auch nit das Aergerniß
„ aufzuheben, das du den Frommen geben würdest."

„ Noch möchte dir und deiner guten Hausmuter ein's
„ treffenlich anliegen, und möchtest du billig sagen: ich
„ bin nit reich und wohlvermögend; die Vogtey hat mir
„ minder als einem anderen eintragen; der Aufzug kostet
„ mich viel, so kostet mich der Abzug nit viel minder,
„ und müßte noch wohl die besten Gefälle dahinten lassen,
„ wenn ich so davon gienge, u. s. w. Darauf sage ich
„ lieber Vetter: Wenn du entweder abziehen oder verfol-
„ gen solltest, so wäre dir und deinen Kindern wäger,
„ du zugest selbst in das Elend, als daß du dazu helfen
„ wolltest, andere unschuldige darein zu schicken. Du
„ weist was Gott denen verheißt, die um seinetwillen
„ Schaden leiden. Zudem must du sonst bald abziehen,
„ weil deine Verwaltung zum Ende geht. Ich hoffe auch
„ und höre so viel, daß wenn UGHerren sehen, daß du
„ deswegen abziehest, wurden sie dir den Auf- und Abzug
„ verguten; dazu wo bey ihnen ein gut Amt ledig wird,
„ wurden sie dich für all ander dahin fürderen, dann du
„ deines bideren Betragens halben in deiner Verwaltung
„ und bey diesem Handel guten Fall und Nammen bey
„ groß und gering hast. Wenn auch die Cantonen deine
„ Standhaftigkeit und Tapferkeit werden sehen, werden
„ sie dich wohl mit Frieden lassen; und ob Sach wäre,
„ daß du Glaubensgenossen zu verfolgen angejochet wur-
„ dest, von den Ständen oder wenn gar UgHerren dir
„ schrieben das zu thun, (dafür Gott sey, auch traue ich
„ ihnen bessers zu) must du sie berichten, daß dir solches
„ zu vollbringen zuschwer, und sie dafür bitten, dich nit
„ wider dein Gewissen zu treiben; hab auch kein Zwei-
„ fel, sie werden das Best thun. In Summa, ruf Gott
„ treulich an, und thu biderben Leuten das Best, so
„ geht dich desto mehr Glück an. Dies schreib ich dir

„ ganz

„ ganz freundlich und in guter Meinung, hoffe du werdest
„ es also aufnehmen, und der Sach nachrathen, damit
„ du vor Gott und Menschen ein gut unbefleckt Gewissen
„ bewahrest; ich trau dir das Beste, aber es thut wohl,
„ wenn man einander in Liebe ermahnet."

Räuchli gab in der Folge seinem Verwandten keinen Anlas ihm Vorwürfe zu machen.

Auch Bullinger, so bald er vernahm, daß die VII Stände nach Uri reisten, schrieb einen Trostbrief, der an die Gemeinde der Reformierten Locarner gerichtet war; der traute Ton, die Herzlichkeit, die in dem ganzen Schreiben herrschen, geben seinen Tröstungen, das Sanftaufrichtende und in das Herz dringende.

Um nicht zu weitschweifig zu seyn, wird der Brief nicht beygerückt, sondern nur folgende Stellen, durch welche den Locarnern eine liebreiche Aufnahme zu Zürich so viel als zugesichert worden. Er sagt nemlich: „ Nehmt
„ das nicht so sehr zu Herzen, daß ihr viel von euren
„ Einkünften verliehrt, und daß ihr eure Häuser und
„ Güter denen feil bieten müßt, die euch euwrer Religion
„ feind sind, und euch nur das geben werden, was sie
„ gern wollen, weil sie wohl wissen, daß ihr davon wei-
„ chen müßt. Alles was ihr verliehrt, kann der Herr
„ euch oder euwren Kindern vielfältig wieder geben, wenn
„ es euch oder ihnen zum Guten dient: Auch werden gute
„ Christen mit Freuden euch helfen, und mehr als euwre
„ Nothdurft mittheilen, daß wenn schon vil von euwer
„ Haab zurückbleibt, ihr doch nicht ganz in Armuth und
„ Elend kommt. Daß die Bündtner nicht geneigt sind
„ euch aufzunehmen; wie sie es doch UgHerren verspro-
„ chen, das soll euch noch weniger bekümmeren: denn es
„ ist von UgHerren schon beschlossen, daß ihr als treue
„ Glaubensgenossen, die um Christi willen alles verlassen,
„ in ihrer Stadt und in ihrem Land eine Heymath fin-
„ den sollet, und wollen sie euch nicht nur wie weltliche
„ Oberherren ihre treue Unterthanen schützen, sondern

„ wie geistliche Väter in Christo wollen sie euch als arme „ verlaßne Kinder aufnehmen.“ Mit der den Zürchergeistlichen seiner Zeit eignen Gastfreygebigkeit sezt er hinzu: „ Meine Herberg ist nicht geräumig, aber euwer „ etliche will ich gern mit Christlicher Freundlichkeit da„ rin aufnehmen.“

Wie erquickend der Innhalt dieses Briefs für die Locarner war, kann daraus geschlossen werden, daß noch keiner von ihnen wußte, wo er nur für wenige Tage einen sicheren Aufenthalt finden würde, und mehrere von ihnen hatten kleine Kinder.

Auch von anderen Orten her, wurden zu gleicher Zeit die Locarner zu standhafter Bekenntniß ihrer Religion ermuntert. Ein, Bullingers ähnliches Schreiben, erhielten sie von dem bekannten Augustin Menardus, damaligen Prediger der Evangelischen Gemeind zu Cleven, das im Nammen dieser Gemeinde geschrieben war, worinn sie sich mit der Widersetzung ihrer Catholischen Landsleuten entschuldigt, daß sie ihre geliebten Glaubensbrüder nicht aufnehmen könne.

Die Geistlichkeit von Genf und anderen Evangelischen Städten in der Schweiz ermahnte die Locarner ebenfalls in weitläufigen Briefen, ihrem Glauben treu zu bleiben, und alles, nur diesen nicht aufzuopfern. Aber Bullingers Ermahnungen zeichnen sich vornehmlich dadurch vor den andern aus, daß er sich theilnehmend in die Lage der Locarner sezt, und den Trost hinzufügt, daß er den Verwiesenen ein Land zeigt, wo sie thätiges Mitleiden, großmüthige Unterstützung, nebst der Freiheit finden würden, Gott nach ihrem Gewissen zu dienen. Die Uebrigen, da sie den Locarnern keinen Wohnplatz auf der Erden zeigen konnten, weisen ihnen dafür, einen freylich sehr herrlichen im Himmel an, und fordern dagegen gänzliche Verläugnung alles dessen, was nicht himmlisch ist.

Alle diese Schreiben wurden wenige Tage vor der Ankunft der Gesandten zu Locarno oder kurz nach derselben

an die Evangelischen daselbst gesandt, um sie gegen jede Anwandlung von Furcht oder Schwäche zu waffnen.

Nachdem die Gesandten der VII Orten, wie oben gemeldet worden, einen Tag von den Beschwerden der Reise ausgeruhet, hielten sie den folgenden als den 14 Jenner auf dem Rathhaus die erste Seßion, in welcher abgeredt wurde, wie man das Geschäft anfangen wollte? Dem zufolge ward der Landvogt vor gesammte Botten gefordert, und ihm befohlen, die äussere Communen der ganzen Herrschaft auf den folgenden Tag nach Locarno zu beruffen. Unter diesen waren wenige, welche Neigung für die neue Lehre hatten, und auch diese wenige waren ganz zurückgetreten, so bald sie gesehen, daß mit derselben Bekenntniß, Gefahr verbunden war; auch war das Fleischessen an Fasttagen, der Hauptpunkten gewesen, den sie glaubten und übten, so lange sie es ungestraft thun zu können meinten.

Mit diesen Leuten wollte man am liebsten den Anfang machen, weil man zum Voraus wußte, daß von ihnen kein Widerspruch zu besorgen, hingegen das Anerbieten zu erwarten war, daß sie alle Maaßregeln ihrer Obrigkeit pflichtmäßig unterstützen wollten, welches die Reformierten im Flecken leicht furchtsam machen könnte.

Wirklich erschienen den 15 Jenner in dem Schloß zu Locarno, die Consuls aus den Gemeinden und Dörfern nebst aller Mannschaft aus denselben. Diesem versammelten Volk zeigte der Gesandte von Lucern, Wendel Sonnenberg an: „Es haben sich unter Uns und unseren übrigen L. Eidgenossen, Spänn und Stöß so heftig zugetragen, daß kein Wunder war, daß darum, (so es Gott nit verhütet) groß Blutvergiessen, Krieg und Jammer erfolgt wär; und daran seyt ihr zu Locarno allein Schuld, und nammentlich mit euerem neuerdichteteten Glauben und bösen Sect, daß UgHerren gut Fug und Recht hätten, euch deswegen ernstlich abzustrafen, ja gar auszureuten; doch aus besonderen Gnaden

„ haben sie euch verschont, und sind Mittel und Weg
„ gestellt, deren ihr fürhin geleben sollt, die wird man
„ Euch verlesen, darauf soll dann jede Commun Antwort
„ geben, was sie thun, und wobey sie bleiben wolle."

Diese kurze Anrede in deutscher Sprach gehalten, ward nicht verdolmetschet; ein jeder mochte davon begreiffen, was er konnte: Aber der Spruch von Baden, ward zuerst deutsch, und nachher Italiänisch verlesen: Jede Commun mußte besonders vortreten, und ihre Gesinnungen erklären. Solche giengen einmüthig dahin: „Sie seyen vest ent-
„ schlossen, bey der alten wahren ungezweifelten Catholi-
„ schen Religion zu bleiben, und bitten ihre G. Obrigkeit
„ sie ferner dabey zu schützen, und es sie nicht entgelten
„ zu lassen, wenn etliche Personen aus dem Flecken fehlbar
„ seyen."

Die Gesandten mit dieser Antwort zufrieden, entliessen die Gemeinden mit der Versicherung, daß sie nach ihrem Begehren, bey dem wahren alten Glauben sollten geschützt, und an den VII Orten auch in Zukunft gnädige Herren haben. Dagegen erwarte man von ihnen, daß sie alle Gemeinschaft mit den Ungehorsamen aufheben, und der Obrigkeit in allem gehorsam und gewärtig seyn sollen."

Da es schon spät war, wurden die Einwohner des Fleckens auf den folgenden Tag als den 16 berufen. Ein Theil der eifrigsten Catholischen Bürger beschlossen in einer nächtlichen Versammlung, sie wollten nicht zugeben, daß die Evangelischen zu gleicher Zeit mit ihnen vor den Gesandten erscheinen, damit diese einsehen, daß sie mit jenen keine Gemeinschaft haben; diesen Entschluß liessen sie den Evangelischen anzeigen: Auch diese beratheten sich, wie sie sich benehmen, und ob sie den Gesandten schriftlich oder mundlich antworten sollten.

Dunus verlas ein von Beccaria aufgesetztes, und von Bullinger gutgeheissenes Glaubensbekenntniß, welches den Gesandten einzugeben gut befunden ward. Dunus sollte zugleich mundlich um Milderung des Urtheils, oder wenn

dieses nicht erhältlich wäre, um eine Verlängerung des Aufenthalts zu Locarno von zwey Monaten bitten.

Bisdahin war alles einig; als jetzt aber weiter geredt ward, wie die Abreise könne eingerichtet werden, im Fall die Verlängerung des Bleibens verweigert würde, und wohin man sich zuerst wenden wollte? übernahm etliche die Furcht, und sie erklärten: sie hätten nie gedacht daß die Sachen so weit kommen würden, ihr Vaterland zu verlassen, und sich mit Weibern und Kindern in unabsehbares Elend zu stürzen seye zu hart, niemand habe etwas von seinen Gütern verkaufen können, auch werde man ihnen nie den Werth dafür bezahlen, was sie mitnehmen, werde bald aufgezehrt seyn, und als arme Leute werden sie aller Orten unwerth und verachtet, auch zu Zürich würden sie bald überlästig werden, also rathen sie, sich dem Willen der VII Orten zu unterwerfen, und auf bessere Zeit zu warten, den Glauben können sie im Herzen behalten: Falls aber etliche anders Sinnes wären, und freywillig und ohne Noth in's Elend ziehen wollen, so können sie das nicht hindern, aber sie müssen sich von ihnen söndern, um nicht auch unglücklich zu werden, dem wahren Glauben werden sie aber nicht entsagen, wenn sie schon äusserlich solches zu thun scheinen.

Dieser, furchtsamen Seelen so behagliche Vorschlag, mit seinen nur äusserst schwache Gemüther täuschenden Mentalreservationen ward von einem begüterten Cristoforo d'Orelly gethan, und von Barnaba di Muralto und Lorenze Dunus, die reich waren, unterstützt.

Bestürzung, Schrecken, und frommes Mitleiden bemächtigten sich der andern bey diesem unerwarteten Vortrag, und sie brauchten Bitten, Gründe, Ueberredungen, und Drohungen göttlicher Strafen, um Gesinnungen zu ändern, die Gottes Mißfallen, und der Menschen Verachtung nach sich ziehen würden: das war alles umsonst: Endlich lag man ihnen an, nur so lange noch mit der Gemeind vereint zu bleiben, bis solche vor den Gesandten ihre Bitten vorgetragen, welchen die Anzahl

einigen Nachdruck geben konnte, wenn sie ganz abgewiesen würden, so können sie noch thun was sie wollen, ihr Abfall werde von den Menschen wol mit Straflosigkeit belohnt, wenn schon von einem höhern Richter geahndet werden. Aber Schrecken vor den Gesandten, und Liebe zu ihren Gütern, hatte die Anhänglichkeit an ihre Religion und Freunde, so ganz getilgt, daß sie die Versammlung mit der Antwort verliessen, sie wollten, weil keine Zeit zu verliehren, sich nach vor dem Morgen mit den Catholischen des Fleckens vereinigen, und mit ihnen vor den Gesandten erscheinen, die Folge aber werde zeigen, thaten sie hinzu, daß sie sich zum Vortheil der Gemeinde, nach ihrem Abzug, treu verwenden würden.

Ungesäumt giengen sie würklich zu den Catholischen, aber von diesen wurden sie nicht mit der Bereitwilligkeit aufgenommeu, die sie erwartet hatten. Da ihre religiose Denkungsart zweydeutig scheinen mußte, und die Catholischen besorgten, daß in der Gesellschaft dieser angeblich Bekehrten, ihr eigner Glaubenseifer den Gesandten verdächtig seyn könnte, so blieben sie auf ihrem Entschluß, mit niemand für den Richter zu treten, der als ein Mitglied der Evangelischen Gemeinde bekannt wäre: Um sie aber nicht wegzuschrecken, ward ihnen der Rath, sich vor die Gesandten zu stellen, so bald die Catholischen ihre Erklärung gethan: das mußten sie sich gefallen lassen.

Den 16 Jenn. traten also die Catholischen Locarner zuerst für die Sesion: Auf ihre Versicherung, daß niemand aus ihnen sich mit Ketzerey befleckt, wie ihr, den VII Orten schon vor langer Zeit, übergebner Brief bezeuge, wurden sie mit einer kurzen Ermahnung entlassen, bey der bezeugten Treu zu verharren, wogegen sie von ihren Herren und Oberen auch vorzügliche Gunst zu erwarten hätten.

Nach ihnen schleppten sich etliche und zwanzig Personen in den Saal, die nun einen Widerruf ihrer bekannten Glaubensgesinnungen thun wollten: Sie erschienen nicht mit der edlen Zuversicht, welche auch den sonst schüchternen

belebt, wenn er eine anerkannte Wahrheit bezeugen soll, deren das Herz Beyfall giebt. Furcht hatte sie vor den Richter gebracht, und mit Zaghaftigkeit legten sie das Versprechen ab, daß sie entschlossen seyen, bey dem alten Catholischen Glauben in Zukunft standhaft zu bleiben; sie bathen demüthig, daß wenn sie etwas gethan, das so den oberkeitlichen Mandaten zuwider seye, so wolle man dessen nicht mehr gedenken: fernerhin werden sie denselben pünktlichen Gehorsam leisten: Um alle Schuld oder vielmehr die Strafe abzulehnen, waren sie schwach genug, den Fehler auf andere zu schieben, und ihre nächste Freunde und Verwandte als ihre Verführer anzugeben, nur um sich den Richter geneigter zu machen.

Der Gesandte von Lucern fertigte sie mit der kurzen Antwort ab: Man werde untersuchen, wie weit sie sich verfehlt haben, und ihr künftiges Betragen werde am besten beweisen, ob ihr Glaubensbekenntniß ernstlich gemeint sey?

Mit unruhiger Schaam giengen sie an die Treppe, als eben die Evangelische dieselbe Paarweis hinauf stiegen, die Blicke dieser Freunde, welche sie in diesem Augenblick verläugnet und angeklagt, waren für sie eine Demüthigung, die bald darauf in Rache übergieng.

Alle Evangelische Männer und Frauen erschienen vor den Gesandten: die Männer traten nach ihrem Alter gereyhet in den Saal, ihnen folgten Paarweise die Gattinnen, die ihre sich furchtsam an ihre Mutter schmiegenden Kinder an der Hand führten, oder die kleinern auf den Armen trugen, die schüchtern ihre Gesichter, vor der unbekannten Menge, am Hals ihrer Mutter zu verbergen suchten: Nach diesen kamen die Töchteren: alle reinlich gekleidet, zeigten in ihren Gebehrden, Anstand und Ehrfurcht, aber auch die feste Unerschrockenheit, die das Bewußtseyn der Schuldlosigkeit, und hoher Religioser Sinn einflössen. Der sichtbare Eindruck, den dieser ungewohnte Zug auf die Gesandten machte, war verschieden; bey den

meisten erweckte der Anblick alternder Männer, liebreizender Frauen und Töchter, und zarter unmündiger Kinder, das Gefühl des Mitleids, da sie in wenigen Tagen, von Vaterland und Wohlstand sollten fortgetrieben, und bey harter Winterkälte, in die rauhen unwegsamen Gebirge gejagt werden. Andere wenige belustigte das Schauspiel einer Procession junger Frauen und schöner Töchtern, und sie spotteten ihres feyrlichen Ernsts, und ihrer nahen Noth. Als die Evangelischen sich vor den Richter in Ordnung gestellt, redte der gerührte Gesandte Sonnenberg mit Ernst durch Sanftheit gemildert, sie an, und fragte, was sie anders als ihre Mitbürger anzubringen hätten; ob sie die Leute seyen, die den alten wahren Glauben verlassen, und wozu dieser Zug von Frauenspersonen, und kleinen Kindern?

Dunus antwortete und legte in aller Namen folgendes Glaubensbekenntniß ab:

„Auf Ewr. UgHrn. Befehl, daß jedermann in der Herrschaft Locarno vor euch sich erklären solle, welcher Religion er zugethan, und ob er (wie geredt wird) dem alten oder dem neuen Glauben anhange? erscheinen auch wir als Euwre getreue und gehorsame Unterthanen, unsers Glaubens, ohne Scheu oder Menschenfurcht vor UgHerren Rechenschaft zu geben: Wir alle vor euch stehende bekennen öffentlich, daß wir, ohne über den alten oder neuen Glauben zu streiten, an einen einigen Gott glauben, und an einen einigen Mittler und Erlöser, Jesus Christus, und an diejenige Lehre, die im alten Testament durch Moses und die Propheten, und im neuen durch Christus selbst und die H. Apostel gelehrt und geprediget worden, und halten fest dafür, daß in diesen Schriften alles begriffen seye, was zu unserem Heil zu glauben nothwendig ist. Wir bekennen uns ferner zu den XII Articuln des apostolischen christlichen Glaubens, verwerfen hingegen alle Menschensatzungen und Ordnungen, die nicht in den H. Schriften begriffen, und durch solche können erwiesen werden."

„ Diese Lehre haben wir nicht selbst erdichtet, sondern sie ist uns sint etlichen Jahren von gottesfürchtigen Männern verkündet worden. Damit wir derselben versichert seyen, haben wir solche mit der Schrift selbst vergliechen, in Italienischer, Lateinischer und Griechischer Sprach, nach eines jeden Kenntnissen, und haben dabey Gott ohne Unterlaß angeruffen, daß Er unsern Verstand erleuchte, und Gnade verleihe, zu glauben, was zu seiner Ehre und zu unserm Heil gereicht. Wir haben auch diese Lehre nicht angenommen, aus Liebe zum Neuwen, oder darum, weil ein Theil UgHerren sich zu derselben bekennen, und noch viel weniger um Unruh und Ungehorsam zu veranlaaßen, welches alles wir verabscheuhen. Die Schreiben und Supplicationen können zum Theil solches bezeugen, welche wir an euch UgHerren und besonders an die L. Evangelische Stände haben abgehen lassen, in welchen wir sie ernstlich gebätten, uns eher der Hand des Allmächtigen zu überlassen, als unserwegen Streit und Krieg anzufangen; in der Hoffnung von Euch UgHerren den VII Orten noch wohl Gnad und Erbarmen zu erlangen. So viel was die Religion betrifft.

Was das weltliche angeht, so dürfen wir uns auf euch UgHerren selbst beruffen daß wir gegen die XII Orte, als Oberherren die uns Gott geordnet, und die unsere nächsten Vorfahren um Schutz geflehet, immer Treu und Gehorsam erzeiget, wie treue und gehorsame Unterthanen ihrer Obrigkeit schuldig sind; wir sind auch immer bereit allen und jeden Befehlen unserer Herren zu gehorchen, und Ehr, Haab und das Leben in ihrem Dienst aufzuopfern: Nur bitten wir Euch gHerren demüthig und um Gottes willen, laßt uns Gott nach unserm Glauben dienen, der uns befiehlt Euch in allem Zeitlichen zu gehorchen: Erbarmet Euch Euwer treuen Unterthanen und unserer armen Weiber und Kinder, und laßt uns in unserm Land und unter euwrem Schutz leben, wenn es ohne Nachtheil des gemeinen Wesens, des Friedens und Beeinträchtigung euwers Eidgnößischen und mächtigen Bunds

seyn kann. Wenn es aber Euch anders gefällt, so sind wir alle mit unseren Weiberen und Kindern entschlossen und willig, über uns zunehmen alles, was Gott gefallen wird uns durch Euch GHHerren aufzulegen."

Dunus legte das Glaubensbekenntniß in lateinischer Sprach verfasset, nebst angehängter Bitt auf den Tisch.

Seine Rede ward von einigen Gesandten mit Ungeduld und Unwillen angehört, und kaum hatte er ausgeredt, so nahm einer der Gesandten das Wort und sagte: „Wir sind nicht hier euwrer Sect zu losen, sondern euch zu richten. MGHerren von den VII Orten haben Brief und Siegel, daß Ihr Glaub der wahr alt christlich Glauben ist; den also wollen sie ungearguiert und ungedisputiert haben; darum möget ihr jetzt mit kurzen Worten anzeigen, ob ihr wollt von euwrer neuen Sekt abstan oder nit? damit geschehe was Recht ist.

Auf diese bestimmte Frage gab Dunus die bestimmte Antwort: Wir wollen bey unserm Glauben, bis wir aus den H. Schriften besser berichtet sind, bis in Tod verharren, und müssen UGHHerren Urtheil mit Geduld tragen."

Darauf begehrte der gleiche Gesandte, daß jeder Anwesende seinen Namen unter das Glaubensbekenntniß schreibe, damit man sie alle kenne. Das thaten denn Männer und Frauenspersonen, und zeichneten sogar ihre Kinder auf. Es waren ohne die lezteren 140 Personen.

Nach einer kurzen Berathung ward ihnen von Sonnenberg angezeigt, daß obwohl sie eine grössere Straf verdient hätten, die VII Orte es dennoch aus besondern Gnaden, bey dem Urtheil wollen bewenden lassen, welches ihnen schon von dem Landvogt sey angezeigt worden. Der Articul wegen der Verbannung wurde ihnen vorgelesen, und Sonnenberg that hinzu: „Auch jetzt noch wäre vielleicht Gnade zu erhalten, wenn sie ohne Aufschub von ihrer Irrlehre abstehen wollten. Dieser Anhang des Präsidenten ward von etlichen Gesandten mißbilligt, als etwas, das er zu sagen keinen Auftrag gehabt; einer aus

1555

ihnen hieß die Evangelischen gehen, und ihren Faßnachtzug rüsten.

Am Tage nach diesem Verhör langte der Päpstliche Nuntius, Octavianus Riperta Bischoff von Ferracina, der auf dem Tag zu Baden gewesen, unvermuthet zu Locarno an; er hatte zwey Prediger Mönchen, die Doctores Theologiä uud Beysitzer der Inquisition waren, in seinem Begleit. Obgleich seine Ankunft den wenigsten Gesandten angenehm war, so empfieng man ihn gleichwohl mit allen seinem Charakter gebührenden Ehren, und diese vergalt er mit einer grossen Mahlzeit, zu welcher die Gesandten auf den folgenden Tag eingeladen wurden.

Bey der reich besetzten Tafel gab Riperta deutlich genug zu verstehen, wie übel das gelinde Verfahren der Catholischen Stände gegen hartnäckige Ketzer angebracht seye, und daß sie an den Vergliech zu Baden um so weniger gebunden wären, weil solcher nicht einmal von allen Evangelischen Ständen angenommen worden. Weil er jedoch kein Freund von strengen Maaßregeln seye, so wolle er den Weg der Ueberzeugung nicht verwerfen, und schlage zu dem Ende hin vor, mit seinen Theologen zu Rath zu gehen, die in der Controvers besonders bewandert seyen, und ihnen zu gestatten, den Irrgläubigen die Beweise des altcatholischen Glaubens vorzutragen, die sie in ihrem Leben wohl nie gehört haben.

Nur das Letztere ward beantwortet, und den Mönchen Besuche, so viel sie wollten bey den Evangelischen erlaubt, und diesen durch die Canzley angesagt, die Apostel mit Ehrfurcht aufzunehmen und anzuhören.

Die Mönchen machten so gleich den Anfang bey den angesehensten, und am Abend ihrer Mißion klagten sie bey dem Bischoff, daß ihre Gründe bey diesen verstockten Ketzern unwirksam seyen; nur durch Feur und Schwerdt würden solche den gehörigen Nachdruck bekommen. Besonders beschwerten sie sich über die ärgerliche Aufführung der Frauen, bey denen sie, als den schwächeren Geschirren, mit der Bekehrung den Anfang hätten machen wollen, und

die ihre besten Lehren nur mit beissendem Spott beantwortet haben sollten; keine Strafe, meinten sie, könnte unverdient oder zu hart seyn.

Auf diesen menschenfreundlichen, wohlgemeinten Bericht der Theologen, begehrte der Nuntius eine Audienz vor der Seßion, die ihm ungesäumt bewilligt ward. Er rühmte den Eifer seiner Mönchen, und schalt auf die unüberwindliche Hartherzigkeit der Ketzer, drang auf furchtbarere Bekehrungsmittel, und besonders darauf, daß ohne ferneren Aufschub, einem, wie er höre schon lang Gefangenen Lästerer der Proceß gemacht, der nur durch ahndungswürdige Nachläßigkeit und Partheylichkeit des irrgläubigen Landvogts, so lang am Leben gelassen worden, und daß solcher zum Beyspiel und Schrecken der Ketzer nach Verdienen gerichtet werde. Im Namen seines Herren dankte er den Cantonen für ihren bezeigten Eifer in Beschirmung des Catholischen Glaubens, und ermahnte, es bey dem Schirm nicht bewenden zu lassen, sondern das gute Werk, das sie angefangen hätten, zu vollenden, und unermüdet an der gänzlichen Ausrottung aller Secten und Abweichungen von der allein seligmachenden Lehre zu arbeiten. Als gelinde und unschädliche Mittel dazu schlug er vor:

1. Weil die Locarner von einem abtrünnigen Priester, der sich jetzt in Bündten aufhalten solle, das schädliche Gift der Ketzerey eingesogen, so sollen die Cantone von der Bündtnerischen Regierung die Auslieferung des Friedenstöhrers begehren, damit solcher zu verdienter Straf könne gezogen werden.

2. Sollen die Cantone, wenn sie sich begnügen wollten, die Widerspännigen nur mit Verweisung zu strafen, (welches doch seinem Bedünken noch, gar keine Strafe zu nennen sey) wenigstens derselben Kinder und alle ihre Güter zurückbehalten, wovon ein Theil zur Erziehung dieser Kinder in der Catholischen Religion könne verwendet, und das übrige den Kirchen geschenkt werden. Wenn dies erkennt würde, so werden viele lieber bey der alten Re-

ligion und ihren Kindern und Gütern bleiben, als ohne diese in die weite Welt laufen.

3. Begehrte er von der Canzley einen schriftlichen Bericht der ganzen Verhandlung, um solchen dem H. Vater zu übersenden.

Endlich behauptete er, daß die Priesterschaft zu Locarno nicht Gewalt habe, diejenige zu absolviren, so der Ketzerischen Lehre anhangen, und aber jetzt wieder in den Schoos der wahren Kirchen zurückzukehren wünschten.

Um den Eidsgenossen zu beweisen, daß er nicht müde werde, sanfte Mittel anzuwenden, die Irrenden zu retten, anerbott er sich, selbst einen Versuch zu machen, die Ungläubigen zu der Wahrheit zurückzuleiten, obwohl seine Gelehrten Mönchen ihm nur wenig Hoffnung machten, daß solcher gelingen werde.

Der Bischof von Ferracina hatte den Ehrgeitz, unter den Theologen seines Zeitalters, und unter den Gelehrten eine Rolle zu spielen, ungeachtet er für keines von beyden gemacht war. Wenigstens ist gewiß, daß ihm keines gelungen; der Gelehrte ward ein scholastischer Pedant, und anstatt Theolog war er ein harter Verfolger. Er hatte aber noch einen geheimen Grund, durch Bekehrung der Locarner Aufsehen zu machen, um die Gunst des Römischen Hofs zu erwerben: Der Cardinalshut war das Ziel, wonach sich unablässlich seine ehrgeitzigen Bestrebungen richteten.

Die Eydgn. Gesandten dankten dem Bischoff in ihrer Oberen Namen für die Ehre, welche S. Heiligk. ihnen durch eine solche Gesandtschaft bewiesen, und antworteten auf seine Forderungen:

1. Wegen dem abtrünnigen Priester in Bündten haben sie keine Instruktion; sie wollen aber das Begehren in Abscheid nehmen.

2. Der Kinderen und der Güter der Locarner wegen, seye der Vergleich von Baden von ihren Oberen gut geheissen worden; sie können darinn nichts abändern, und finden es auch nicht nothwendig.

3. Es soll dem Bischoff ein Schreiben Sr. Heiligkeit zu Handen gestellt werden, in welchem die ganze Verhandlung gründlich und wahrhaft erzählt werde.

4. Da der Proceß des Lästerers nur wegen Menge anderer Geschäften aufgeschoben worden, so seyen die Gesandten auch ohne des Bischofs Erinnern bedacht gewesen, mit solchem den Anfang der Strafen, gegen die Fehlbaren zu machen.

Das Anerbieten des Nuntius, an der Bekehrung der Abtrünnigen selbst zu arbeiten, ward mit Dank angenommen, und er zugleich gebethen, der Priesterschaft von Locarno die Vollmacht zu ertheilen, die Reuenden zu absolvieren: Auf das erste Wort sagte der Bischoff dieses zu.

Riperta wollte durch seinen thätigen Eifer den Gesandten der Cantonen ein belehrendes Beyspiel geben. Mit Prunk kündete er an, daß er am folgenden Tag, die Bekehrung der Irrgläubigen selbst übernehmen wolle. Seine Theologen hatten ihren Bekehrungsversuch bey den Frauen gemacht, und sich über spöttische Antworten und Starrsinn beklagt; von Gründen, welche die Weiber vorgebracht, war nichts gesagt worden. Der Bischoff wollte mit den Männern auch nichts zu thun haben; vielleicht glaubte er, wenn die Weiber überzeugt wären, so folgen die Männer leicht ihrem Beyspiel, oder er wollte seine Ueberlegenheit in's Licht setzen, wenn es ihm gelingen würde Personen zu bekehren, bey welchen die Doktores vergeblich dociert hätten. Er ließ also einige Frauen zu sich einladen, und namentlich Barbara von Muralto, Giovann's Gattin, Catharina Rosalina, und Lucia Ralore, die ihm als die widerspännigsten waren beschrieben worden.

Unter ihrer Parthey waren diese Frauen wirklich in grossem Ansehen, theils ihrer Familien wegen, weit mehr aber wegen ihrem Eifer für die Evangelische Lehre; zudem machte sie die Anwendung ihrer Güter zum Unterhalt armer Glaubensbrüder sehr beliebt.

Des Bischoffs Einladung in sein Haus war ihnen aus mehreren Gründen unangenehm: doch auch unwillig muß-

ten sie erscheinen. Sie giengen von ihren Männern begleitet; jede die Bibel unter dem Arm. Des Bischofs Priester und bey diesem Anlaaß seine Ceremonienmeister empfiengen die Frauen vor dem Audienz-Zimmer, und wiesen ihre Begleiter zurück. Der Bischoff empfieng sie nicht mit der ernsten Mine des Richters, sondern mit der Höflichkeit des Weltmanns, der hübschen Frauen nichts unangenehmes sagen will; sein Betragen war gerade das Gegentheil von dem seiner Mönchen, das ganz das Inquisitions-Gepräge hatte. Mit sanfter Stimme erklärte er, er wolle freundlich mit ihnen über diejenigen Glaubensarticul reden, die sie von listigen Betrügern verführt, zum grösten Schaden ihres zeitlichen und ewigen Glücks verläugnen; er begehre nur Aufmerksamkeit, und denn auch Nachgeben für die unumstößlichen Beweise, die ihm gegen ihren Irrthum anzubringen leicht seyn werde. Er hieß sie die Sätze anzeigen, um deren willen sie sich von der Kirche gesöndert hätten. Die Frauen widerholten ungefehr das Glaubensbekenntniß, welches ihre Männer vor den Gesandten der Cantonen abgelegt hatten, und suchten jeden Satz aus ihren Biblen zu erweisen. Dem Bischoff war es ungelegen, als sie von ihm forderten, sie aus dem alten und neuen Testament eines bessern zu belehren, welches sie gern annehmen wollen. Die Bibel war ihm kein sehr bekanntes Buch, so wie den meisten Römischen Hofmännern, und vielen Geistlichen seiner Zeit; doch wollte er die Rolle eines sanften Lehrers ausspielen; und vielleicht hielt er es für sich zu klein, so schwache Geschöpfe durch das Gewicht seines Ansehens zu unterdrücken, da er nach seinem Eigendünkel, durch seine scholastische Gelehrsamkeit einen edleren Sieg zu erhalten, sich versprach: Er citirte Kirchengesetze und Kirchenväter in Menge, und meistens in der den Frauen unverständlichen lateinischen Sprache. Nach einem langen Vortrag nannte er einige Sätze, die er nun auf das gründlichste erwiesen hätte, und die er sie zu zugeben aufforderte; die Wirkung des Ablasses und das Ansehen des Pabsts, waren diejenigen,

so er als die wesentlichsten empfahl. Aber als er seine Beweise auf das neue mit Beredsamkeit und Stärke, wie sie nur der Eifer für tiefgefühlte Wahrheit eingiebt, bestreiten hörte, konnte er seine Verwirrung und Zorn nicht mehr unter verstellter Freundlichkeit verbergen; und da die Frauen vollends an ein Concilium appellierten, hüllte er sich in seine Würde ein, und schickte sie mit scharfen Verweisungen und Drohungen fort. Anstatt den Gesandten einen Sieg über die Frauen anzukünden, hub er gegen sie eine förmliche Klage an, besonders gegen die Donna von Muralto, deren starke Widersprüche ihn darum am meisten beleidigt hatten, weil er sich Mühe gegeben, sie vorzüglich zu gewinnen. Er legte ihnen ausdrücklich Lästerungen gegen die Meß und die Heiligen zur Last, und begehrte von den Gesandten, daß wenn nicht alle, doch wenigstens die Muralto in das Gefängniß gelegt, und ihr der Proceß gemacht werde. Nach einigem Bedenken und Widerspruch von Seiten etlicher Gesandten, mußten sie es bewilligen, und sandten Häscher in Giovann von Muralto Haus, seine Frau gefangen zu nehmen.

Die Häuser der Edelleuten waren, fast alle an dem Ufer des Sees gebauen, und mit heimlichen Ausgängen versehen, die ihren Ursprung aus den unruhigen kriegerischen Zeiten der Gibellinen und Guelphen hatten. Muralten Haus lag auf der einten Seite am Wasser; eine kleine Thür, die an dasselbe gieng, war inwendig durch einen Schrank gedeckt, in welchem aufgehängte Kleider verbargen, daß durch denselben ein Ausgang sey. Schon sint dem Anfang der Religionsinquisitionen lagen immer Schiffe nahe bey den Häusern der Evangelischen, unter dem Vorwand des Fischens, eigentlich aber auf einen unvorgesehenen Nothfall.

Als die Häscher in Muralto's Wohnung anlangten, fanden sie die Frau im Zimmer, wie sie sich eben die Haare kämmen ließ. Auf die Aufforderung mit ihnen auf das Schloß zu gehen, verlohr sie Muth und Besinnungskraft nicht;

nicht; sie begehrte nur einige Augenblicke, um sich anzu- kleiden, die ihr nicht versagt wurden, gieng denn in das nebenanstossende Gemach ließ die Thüre offen, um die Fänger sicher zu machen, öffnete langsam den Schrank, stieg aber mit fliegender Eile in solchen hinein, und durch ein weggeschobenes Brett und die kleine Thüre in's Schiff, und ruderte was sie mochte vom Gestad. Einer ihrer Bekannten sahe sie, umsonst bey ungewohnter Arbeit ihre Kräfte verwenden; er fuhr ihr nach, und sie flüchteten sich an das gegenseitige Ufer.

Die Häscher, die nun eine Weile gewartet, traten in das Zimmer, in welchem ihre Gefangne seyn sollte, und fanden nichts als den offnen Kleiderschrank; das Brett war wieder vorgeschoben, und keine andere Thüre da. Das Entfliehen war ihnen so unbegreiflich, daß sie weislich muthmaßten, die Frau hätte einen Pact mit dem Teufel, der sie durch die vergitterten Fenster weggeführt; dieses zu bezeugen, eilten sie in das Schloß zurück. Als sie auf die Strasse kamen, löste sich das Räthsel; sie sahen die Frau im Schiff mit ihrem Gehülfen in voller Arbeit, und vom Ufer schon eine gute Strecke entfernt; die zusammengelaufenen lachten der erschrocknen und betrognen Häscher.

Aber der Bischof fand die Begebenheit nicht spaßhaft, er klagte ernstlich bey den Gesandten über dieses frevelhafte Beginnen. Um ihn zu begütigen, wurden die Häscher auf das neue abgesandt, die andern Frauenspersonen in Verhaft zu nehmen; diese hatten so etwas vermuthet, und waren noch zu rechter Zeit ebenfalls entwiechen.

Nun drang Riperta darauf, daß die Männer an ihrer Frauen Stell haften, und ihr Gut konfisciert werden sollte. Sonnenberg unterschied, und behauptete: Da der Bischof die Ehemänner aus seiner Wohnung hätte zurückweisen lassen, so wären sie über die strafbare Aufführung ihrer Weiber nicht verantwortlich, und wegen ihres eignen Irrglaubens hätten die Cantone die Strafe schon bestimmt;

nach seinem Befinden könne höchstens das Weibergut konfiscirt werden. Diese Meinung hatte die mehreren Stimmen für sich: die Ehemänner mußten bey ihren Eyden das Vermögen ihrer entwichenen Frauen anzeigen, und dieses ward zu Handen der Kammer, nicht aber zum Gebrauch der Hauptkirche, wie Riperta es wollte, konfiscirt.

Des Nuntius Mönche spürten um eben diese Zeit zwey Hausväter aus, die ihre neugebohrnen Kinder lieber gar nicht, als von Catholischen Priestern wollten taufen lassen; auch diese laidete Riperta, der jetzt das edle Handwerk eines Angebers trieb, der Eydgnößischen Versammlung; jeder Hausvater ward um 50 Kronen gebüßt. Diese nach des Bischoffs Befinden, so gel nde Strafen, waren ihm unbegreiflich, und machten ihn verdrießlich; das mußte denn der schon lang gefangene Schuster, Nicolaus Gräcus, (von dem schon oben etwas gemeldet worden) hart büssen.

Mit diesem Mann hatte sich folgendes zugetragen:

Im Herbst 1554 trug er, als ein armer Taglöhner, dem Priester der Capell auf dem Berg Madonna dell Sasso den Zehnden-Wein zu. Auf dem Weg begegnete ihm ein Weib in gleichem Geschäft; Gräcus fragte diese, ob sie dem Pfaffen auch Wein tragen müsse, damit er desto mehr verkaufen, und Geld lösen könne? Die Frau antwortete: das ficht dich nichts an; den Wein bring ich U. L. Frauen geb ihn denn der Caplan Ihr oder wem er will. Indessen kam noch eine andere Weintragerin zu dem Gespräch; die wollte gehört haben, daß Nicolaus erwiederte: die Frau da oben ist ein Götz; würde sie den Wein trinken, so wäre sie eine volle... aber wenn sie schon klystiert würde, es gieng kein Tropfen von ihr. Ein junger Bursch der noch eben hinzu kam, hörte auch etwas von diesen tollen Reden. Die Weiber fluchten auf Nicolaus, und giengen fort; gegen den jungen Menschen, der bey ihm sitzen blieb, erklärte er sich, er habe nicht von U. L. Frau im Himmel geredt, die er sein Lebtag in Ehren gehalten, sondern von dem hölzernen Bild in der Capell, das erst

vor wenigen Jahren wieder mit Farb angestrichen worden, damit es nicht vom Wurm gefressen werde.

Nicolaus ward wegen seinen ärgerlichen Reden bey dem Landvogt verklagt; unter der Hand wurde er von seinen Freunden gewarnet, und ihm die Flucht angerathen; anstatt dieses zu befolgen, stellte er sich freywillig für den Landvogt, und bath die Sache zu untersuchen; er ward also in das Gefängniß gelegt.

Die Weiber klagten auf ihn, er hätte die h. Mutter Gottes gelästert, und sie eine Säufferin gescholten, sie beruften sich auf das Zeugniß des oben gedachten, jungen Burschen. Dieser sagte aus: er habe von dem Nicolaus vernommen, daß er nicht von der Heiligen im Himmel, sondern nur von dem Bild in der Capelle gesprochen. Was er aber über die einte oder das andere wirklich gesagt? Wisse er nicht; es seye geredt worden, ehe er zu dem Gespräch gekommen.

Nicolaus läugnete gänzlich daß er die Heilige eine Sauferin gelästert. Auf Antrieb der Beamteten ward er an die Folter geschlagen; an derselben erhärtete er seine erste Aussage. Aus den Gründen, die oben angezeigt worden, blieb der Proceß eingestellt, und der Angeklagte gefangen, bis auf die Ankunft der Eidgnößischen Gesandten zu Locarno.

Als er vor diesem Richterstuhl auf das neue examiniert ward, bekennte er nichts, als was er vor dem Landvogt freywillig ausgesagt, und an der Folter erhärtet hatte. Die Weiber, als einzige Kläger und Zeugen, beharrten auf ihrer Klage: einige von den Richtern waren verlegen.

Der Nuntius hingegen betrieb den Handel mit so vielem Eifer, daß er mit jedem Gesandten besonders redte, und jedem auf das Gewissen gab, die Ehre der H. Maria durch den Tod des abscheulichen Lästerers zu retten. Dieses Nachwerben bewirkte, daß der 21te Jenner zum Blutgericht angesetzt ward.

Der Gesandte von Uri lag am Podagra, und wollte sich mit seiner Krankheit entschuldigen, dem Blutrath beyzuwohnen; die Entschuldigung fand nicht Statt, sondern es ward erkennt, das Gericht solle in dem Zimmer des Kranken, der in des Landschreibers Haus einquartiert war, gehalten werden.

Dem Delinquenten ward ein Fürsprech aus den Reformierten erlaubt, der hauptsächlich auf des Beklagten freywillige Stellung vor dem Landvogt, und auf seine an der Folter erhärtete Aussag sich bezog, und gegen die Weiber, als gegen einen auf Leben und Tod Angeklagten, ungültige Zeugen excipierte. Um die unbesonnenen Reden zu entschuldigen, berufte sich der Fürsprecher auf viele Personen beyder Religionen, die bezeugen können, Gräcus seye vor einigen Jahren am Haupt gefährlich verwundet worden, und habe sint diesem Zufall mehrmalen Anfälle von Wahnsinn gehabt. Er bat um Lebensfrist für den Beklagten, der selbst auf den Knien liegend in sprachloser Angst um Gnade seufzte.

Sein Weib und drey kleine Kinder waren durch Volk und Wachten in den Saal gedrungen, stürzten neben den Gatten und Vater auf die Knie; unter heissen Thränen schrien sie zu dem Richter für des Beklagten Leben. Nicolaus ward wieder abgeführt und ihm mußten Weib und Kinder folgen.

Der Präsident von Sonnenberg rufte den Gesandten von Uri, Josua von Beroldingen auf, dem Delinquenten das Urtheil zu fällen; er weigerte sich dessen und behauptete, die Umfrage müsse nach dem Rang der Cantonen geschehen. Es kam zu einem Mehr über diese Zwischenfrage; weil Sonnenberg darauf bestand, als Präses habe er die Freyheit nach seinem Gutdünken anzufragen wen er wolle: aber Beroldingens Behauptung ward gutgeheissen, und Sonnenberg mußte den Anfang machen, das Urtheil zu sprechen. Er war durch die Todesangst des Beklagten, und die Thränen des Weibs und der jun-

gen Kinder sichtbar gerührt. Bey seinem Eyd urtheilte er:

Nicolaus Gräcus sollte eine Stund an den Pranger gestellt, hernach wieder in das Schloß geführt; und von da aus durch den Flecken mit Ruthen gepeischt werden, und denn schwören, die Italiänischen Herrschaften nicht mehr zu betretten.

Beroldingen von Uri folgte diesem Urtheil, doch mit dem Anhang, weil der Lästerer mit der Zungen gesündigt, so solle solche von dem Scharfrichter auf ein Holz genaglet werden, so daß der Missethäter sie müsse wegreissen.

Sonnenberg redte: er möge diesem Anhang beystimmen, weil der Delinquent nicht am Leben gestraft werde.

Die Gesandten Schwyz, Unterwalden und Zug stimmten zum Tod, um die Ehre der Muter Gottes zu retten, und die Irrgläubigen zu schrecken. Schicker von Zug fügte bey, er hätte Befehl diesen gottlosen Menschen zum Tode zu verurtheilen; dazu würde der h. Vater kein Wohlgefallen daran haben, wenn solchen Glaubensschändern das Leben geschenkt werde.

Aegidius Tschudi von Glarus stimmte der mildern Meinung von Lucern und Uri bey, aber Friburg und Solothurn gaben den Ausschlag zum Todesspruch.

Sonnenberg sagte: „Ich vermeinte bey meinem Eyd der arme Sünder wäre genug gestraft nach meinem ersten Urtheil; dieweil ich aber laß ein Mehr ein Mehr gelten, so richt ich ihn zu dem Schwerdt, als dem mildesten.“ Diesem Spruch folgten alle Botten.

Der Fiscal begab sich zu dem Gefangenen, und kündete ihm nach Gewohnheit das Urtheil an; er fragte, wen er zum Beichtvater verlange? Ihm waren Riperda's Mönchen auf dem Fuß nachgeeilt, anerbotten dem Nicolaus, ihn zu bekehren und seine Beichte zu hören, und machten ihm die Hoffnung, er könnte, wenn er das thäte, wohl noch begnadigt werden!

Aus Liebe zum Leben war Nicolaus zaghaft vor seinem Richter gekniet; auf dem Weg in das Gefängniß hatte er sich so weit gefaßt, daß er seinem Weibe ein Wort des Trostes sagen konnte. Mit dem daß der Fiscal das Todesurtheil las, kehrte standhafter Märtyrermuth in seine Seele zurück. Er antwortete dem Fiscal und den Mönchen: „Ich habe Gott gebeichtet, der mir meine Sünden verzeihen wird, wie ich denen verziehe, die über mich falsch gezeuget haben; ich bedarf keinen Beichtvater, und will dem Glauben nicht untreu werden, der mich jetzt in der Stunde des Todes stärkte. Er verlangte die Mönchen sollten ihn ruhig lassen, und wandte sich gelassen zu seinem Weibe und zu seinen Kindern; diese zog er auf seinen Schooß; seine Frau erlag ihrem der Verzweiflung sich nähernden Jammer, und sank sinnlos hin: in kindischer Unschuld wußten die Unmündigen nicht, was alle dieß zu bedeuten habe; aber ihr wehmüthiges Geschrey erschallte laut durch das ganze Gebäude.

1555

Während dieser Jammerscene kamen von den Evangelischen in das Gefängniß, so viel solches fassen konnte, ihren Bruder, den sie als Märtirer ihrer Lehre ansahen, zu trösten, und ihn auf dem herben Gange zum Tode zu begleiten. Etliche trugen auf Nicolaus Bitte, dem der Anblick die Seele erschütterte, die immer ohne Bewußtseyn liegende Gattin weg; er küßte seine Kinder, empfahl und übergab sie denen, so ihm am nächsten stuhnden.

Da auch diese weggebracht waren, bath er nochmal ruhig die Mönchen, ihn die wenigen Augenblicke seines Lebens mit seinen Freunden allein zu lassen. Aber Mönchseifer kennt keine Schranken; sie drangen aufs neue auf Widerruff und Beicht, und redten von Teufel und Hölle, wie wenn sie beyde schon gesehen hätten. Nicolaus zeigte Ungeduld, und seine Freunde wurden hitzig. Das Urtheil über den Gefangenen hatte sie betrübt, aber nicht erschreckt. Sie warfen den Mönchen vor, daß ihr Patron und sie die Richter zu einem so strengen Urtheil gereitzt; sie wären seine Henker, die Obrigkeit habe ihnen keine

Vollmacht gegeben, den Verurtheilten zu quälen, und als Fremde haben sie kein Recht sich hierein zu dringen; sie bathen denn nicht, sie hiessen sie, den armen Mann ungestört zu lassen, und das Gefängniß zu räumen: die Mönchen sahen keine Unterstützung, und wichen der Menge, doch nicht ohne die ganze Gemeind dem Teufel zu übergeben. Der einte war so wüthend, und stieß im Auslaufen den Kopf so hart an den Thürpfosten, daß er mit einer blutigen Wunde rücklings fiel. Wie ein Kind gegen den Stein zörnt, über den es fällt, so raßte der Priester über die unschuldigen Locarner, und drohte, sie bey dem Pabst und den Cantonen zu verklagen.

Während dieß im Gefängniß vorfiel, hatten sich die Catholischen Einwohner des Fleckens vor dem Hause versammelt, in welchem die Gesandten Blutrath gehalten, und sandten Abgeordnete an dieselben, mit der Bitte dem Nicolaus Gräcus das Leben zu schenken. Sie erhielten die Antwort: Ihre Bitte komme zuspät, das Urtheil sey gefällt; warum sie solche nicht früher gethan? Die Gemeind ließ erwiedern: Es seye noch frühe genug Gnade zu ertheilen, weil der Verurtheilte noch lebe; sie haben das Urtheil ergehen lassen, damit man nicht glaube, daß sie an dem Verbrechen Gefallen haben. Zugleich beruften sie sich auf eine alte Freyheit, die ihnen das Recht gebe, einen Verurtheilten, der zum Tode geführt werde, ab dem Strick zu lösen.

Hier zeigten sich Riperta, und seine Mönchen auf das neue thätig. Der erste begab sich zu den Richtern, und stellte ihnen vor, wie sehr es gegen ihr Ansehen streite, wenn sie auf das Lärmen des Volks hin, ein rechtmäßig gefälltes und wohl verdientes Urtheil stürzten; daß ein Lästerer und Ketzer, weniger als jeder andere Verbrecher, Gnade verdiene, und daß sie gegen Gott und die h. Kirche, es nie verantworten könnten, wenn sie ein so abscheuliches Verbrechen nicht mit dem Tode strafen würden, auf welches in allen rechtgläubigen Länderen, die Strafe lebendig verbrennt zu werden, billig gesezt sey.

Die Mönchen liefen unter das Volk auf den Platz, warfen ihm als Gottlosigkeit vor, einen überwiesenen Lästerer in Schutz zu nehmen, und bezüchtigten jeden einer gleichen Sünde, der sich beygehen lasse, dafür zu bitten, daß ein nur allzugelindes Urtheil aufgehebt werde. Wenn sie nicht wollten Gottes Gericht auf ihre Häupter ruffen, so sollten sie eher darauf dringen, daß alle Ketzerey unter ihnen mit Feur und Schwerdt getilgt werde, als Mitleiden äussern, daß eine Todtsünde in diesem Fall seye. Der verwundete Mönch, wies auf seinen verbundenen Kopf, und schrie: der gottlose Lästerer und dessen Anhänger seyen schuld, daß ein geweyhter Gottes verletzt worden. Etliche glaubten auf dieses Geschrey, der Mönch wäre von den Evangelischen geschlagen worden.

Mehrere derjenigen Locarner, die sich zu den Reformierten gehalten, aber erst kürzlich vor den Gesandten einen Widerruff gethan, waren so niederträchtig, der Mönchen Parthie gegen den Verurtheilten zu nehmen, der noch vor kurzer Zeit eng mit ihnen verbunden gewesen.

Jetzt kam auch das Landvolk hauffenweis in den Flecken, aus Neugier getrieben, Nicolaus Urtheil zu wissen, und dem Schauspiel seiner Bestraffung beyzuwohnen. Als diese Menge die Verwirrung auf der Strasse wahrnahm, und die Ursach erfuhr, nahm sie, da sie der neuen Lehre von Anfang an viel abgeneigter gewesen, als die aus dem Flecken, keinen Theil an der Fürbitte für den Verurtheilten; sie protestierte förmlich dagegen, und viele bezeugten eine rasende Freude, einmal schwarzes Ketzerblut durch Henkershand fliessen zu sehen:

Die angesehensten von den Evangelischen, welche nicht bey Nicolaus in dem Gefängniß waren, bathen ihre Freunde und Bekannte dringend auf dem Platz, ihrer Fürbitte bey den Gesandten für Begnadigung nicht müde zu werden. Als sie von den von ihnen getrennten gesehen wurden, stellten sich letztere unter das Landvolk, und schwuren, sie hätten keinen Theil von allem was zum Besten des Verurtheilten geschehe, als gute Catholiken wollen sie

lieber helfen alle Ketzerey auszureuten. Wenn sie, wie es wahrscheinlich ist, durch diese elende Falschheit, mehreren Untersuchungen, und besorgten Strafen entgehen wollten, so erhielten sie ihren Zweck, denn in der Folge war nicht mehr die Rede von ihnen vor den Richtern.

Die Einwohner des Fleckens wurden endlich überstimmt, und die Eydgnößischen Gesandten, genau unterrichtet wie es auf der Strasse zugehe! sagten den Abgeordneten: Es bleibe bey dem Urtheil, und verliessen den Richtsaal.

Der Gefangene ward also aus dem Schloßgefängniß vor das Rathhaus geführt, und sein Urtheil daselbst öffentlich verlesen: Es heißt darinn: „Obgleich er nicht alles „verjähet, seye er auf genugsame Kundschaft dahin ge„richtet worden." u. s. w.

In dem neben dem Rathhaus stehenden Hause waren die Eydgnößischen Gesandten, das Hinführen nach dem Richtplatz zu sehen. Als dies die Einwohner des Fleckens gewahr wurden, drängten sie sich zu Nicolaus, und zwangen ihn gleichsam, noch einmal einen Kniefall zu thun, und für sein Leben zu bitten, er weigerte sich anfänglich als etwas Vergebenes; da sie aber fortfuhren in ihn zu dringen, fiel er vor den Fenstern auf die Knie und bath um Gnade: die Gesandten traten zurück, Sonnenberg mit thränenden Augen. Nicolaus richtete sich entschlossen auf, und gieng dem Tode, von seinen Glaubensgenossen umringt, die ihn nicht verliessen, bis das Urtheil an ihm vollzogen war, muthvoll entgegen.

Mit dem ganzen Proceß hatte der Landvogt nach seiner Herren Befehl nichts zu thun; er legte die Aussagen des Delinquenten den Gesandten vor, und erhielt leicht, daß er bey den fernern Untersuchungen und bey dem Blutgericht nicht gegenwärtig seyn mußte; aber als Reichsvogt ward er verpflichtet der Execution beyzuwohnen. Als der Scharfrichter den Streich glücklich gethan, und nach Gebrauch den Landvogt fragte: ob er recht gerichtet habe? antwortete dieser: du hast gethan was dir die Gesandten

der VII Orten befohlen, dabey laß ich's bleiben. Diese ungewohnte Antwort blieb ungerügt.

Nicolaus Gräcus ist also der einzige, der in diesem weitaussehenden Handel, nicht so fast um seiner Religion als um unbesonnener und von den Zeugen wahrscheinlich verstellten Reden willen auf der Richtstatt das Leben verlohr: und ohne das Aufhetzen des Nuntius und seiner Mönchen, wäre auch dieser kaum mit dem Tode gestraft worden.

Da indessen auch durch dieses Beyspiel keiner der Evangelischen mehr sich bewegen ließ einen Widerruff seiner Religion zu thun, so ward auf Befehl der Gesandten ihnen angezeigt, bis auf den 3ten Merz (als der alten Faßnacht) bey Lebensstraff das Land zu räumen. Sie wagten noch einmal durch Abgeordnete die Gesandten bitten zu lassen, aus Mitleiden gegen schwache Frauenspersonen, kleine Kinder und etliche Kranke, den Verweilungstermin nur bis auf Osteren zu verlängern, weil diese, bey der grossen Kälte, und in tiefem Schnee die Reise über die Gebirge (da der Weg durch die Lombardie ihnen verbotten sey) mit augenscheinlicher Lebensgefahr machen müßten. Diese Bitte ward abgeschlagen. Jenner Gesandte, der sich der beschwerlichen Reise über den Gotthardsberg erinnerte, redte: „Wir haben euerwegen auch erfahren, wie es ist durch Schneelauwinnen reiten; ihr werdets um euers Glaubens willen auch erleiden mögen. Wäret ihr im Herbst zu euern guten Freunden, es hätt euch niemand gehalten; besser wär's, ihr sorgtet dafür, daß eure Weiber und Kinder in jener Welt nit zu heiß hätten, als daß ihr das Frieren in den Bergen fürchtet."

Dieses Wort des Trosts und der Ermahnung brachten die Abgeordneten ihren Brüderen zurück, die nun wohl einsahen, daß sie nichts anders zu thun hätten, als Anstalten zu ihrer Reise zu machen.

Die Standhaftigkeit der Evangelischen, und die Gelassenheit, ja selbst die Freudigkeit, mit welcher sie sich ihrem Schicksale unterwarfen, war ein demüthigender und

beleidigender Vorwurf für die andern, welche sich von ihnen getrennt hatten, denn diese ihnen nicht vergeben konnten. Daß sie nicht weiter zur Verantwortung gezogen worden, und von Strafen keine Rede mehr war, gab den andern Muth, sich, ohne den Evangelischen ein Wort zu sagen, an die Gesandten mit der Forderung zu wenden, daß man sie zu Verwaltern über die unverkauften Güter der Verwiesenen, als ihre Verwandte, oberkeitlich bestellen möchte.

Ob die Gesandten nicht viel Zutrauen zu diesen Leuten gefaßt, deren ganzes Betragen auf das gelindeste zu sagen, unedel, und die Rückkehr zum Catholischen Glauben, wenigstens zweydeutig war, oder ob die Stände sich mit dieser Verfügung nicht abgeben wollten? steht dahin. Sie wurden mit trocknen Worten angewiesen, sich mit ihrem Begehren bey dem Landvogt zu melden. Aus dieser Antwort merkten die Locarner, daß man sie nicht vorzüglich begünstigen wolle, indem sie an den Landvogt gewiesen wurden: dessen Fürliebe gegen die Reformierten kein Geheimniß seyn konnte; sie redten kein Wort mehr darüber, und den Verwiesenen blieb die Freyheit, ihre Geschäftsträger selbst zu wählen.

Die Eidsgenößischen Gesandten sahen nun den Locarnerhandel als geendet an, und reisten ab. Der Päbstliche Nuntius gab ihnen die Vermahnung auf den Weg, in Zukunft die Ketzerey bey ihrem Entstehen, in ihren Landen auszurotten, als das sicherste Mittel, solchen verdrießlichen und ihren Rechten nachtheiligen Verhandlungen zuvorzukommen. Seine Mönchen warnten in ihren Predigten das Volk auf der Kanzel, durch strafbares Mitleiden, und unverantwortliches Verschonen gegen die Ungläubigen, nicht den Zorn Gottes und der H. Kirche, auf ihre Häupter zu bringen. Es war ein Glück für die Reformierten, daß der Bischof, mit seinen feurblasenden Begleitern, Locarno zugleich mit den Schweitzerischen Gesandten verließ.

Nun wandten sich die Verwiesenen wieder an den Landvogt, mit der Bitte, seinen Obern ihre demüthige Supplication einzugeben, daß diejenigen aus ihnen zu Zürich möchten angenommen werden, welche im Bündtnerland keinen Wohnplatz finden konnten. Auch bey der Bündtnerischen Regierung ward nochmals eine Bittschrift um Duldung, wenigstens für einige Zeit eingegeben.

Eine sehr großmüthige Antwort von Zürich, die den Locarnern auf eine günstigere Art ihre Bitte bewilligte, als sie hätten erwarten dürfen, erweckte bey ihnen dankbare Freude, und war Erquickung nach ausgestandener Angst und Sorge. Sie kam noch eher, als die aus dem angränzenden Bündten, die ihnen zwar eine sichere Durchreise erlaubte, hingegen viele Schwierigkeiten gegen eine haushabliche Niederlassung enthielt, einzelne Personen ausgenommen, falls sie Vermögen oder auch nützliche Professionen und Handwerke mit sich brächten. Aller Locarner Wünsche lenkten sich also nach Zürich, und sie fiengen an Anstalten zu ihrem Abzug zu machen.

In dieser ganzen Verhandlung scheint Aloysius von Orelli keine Hauptrolle gespielt zu haben; nie kömmt er als einer der Anführer der Reformierten vor, ausgenommen wenn er als Abgeordneter in die Cantone, oder an die Regierung gebraucht ward. Er war eher standhafter Bekenner als Eiferer der neuen Lehre. Der Grund davon liegt in seiner Erziehung und kriegerischen Lebensart. Bey dem Grade der Aufklärung, welche seine freye Denkungsart und die Wissenschaften schon frühe in ihm bewirkt hatten; bey den stillen Aufmunterungen, welche er zu Ferrara und anderswo für Lehrsätze bekommen, die denen des Römischen Hofs schnurgerade entgegen waren; bey der Verachtung, in welcher seines Vaters und seine Gegner, die Geistlichen, stuhnden; durch seines Freunds Frandspergs Lehren und Beyspiel, ward seine Seele von dem innigsten Gefühl der Stärke der Wahrheit durchdrungen, an welcher er sich in der Stille ergötzte, solche aber nur seinen liebsten Freunden seiner Gattin und Haus-

genossen mittheilte, bey denen er denn freylich seine Ue- berzeugungsgründe, mit aller der Beredsamkeit ausführte, welche theilnehmende Liebe giebt, wenn sie tiefgefühlte Wahrheiten an die Herzen dringen will. Aber öffentli- cher Reformator und Proselytenmacher zu seyn, war nicht seines Thuns. Erst da die neue Lehre offenbare Anhän- ger unter seinen Landsleuten fand, da sie eine Gemeinde bildeten, gesellte er sich ohne Rückhalt zu ihnen; und we- der seines Bruders Bitten, noch das Anhalten seiner Freun- den, noch die oberkeitlichen Drohungen, oder der gewiß scheinende Verlurst seiner Güter, vermochten ihn, seine Denkungsart zu verbergen oder zu heucheln. Er dachte es sich als die höchste Schande, wenn ein Mensch der Vernunft hat, und im Denken geübt ist, sich von andern befehlen lassen muß, was er denken, und wie er sich die Dinge vorstellen soll; oder wenn er von seiner Denkungsart Rechenschaft zu geben, im Fall ist, er klein genug sey, eine ganz entgegengesezte darzustellen. Diesen Grundsätzen Zufolge stellte Orelli sich mit seinen Glaubensbrüdern für den Richter, und stuhnd entschlossen zu ihrem schriftlich eingegebnen und mundlich abgelegten Glaubensbekenntniß, er wünschte kein besseres Loos zu haben als sie, und theilte standhaft mit ihnen ihr Schicksal.

Aber jezt ward er in neue Thätigkeit gesetzt, da es entschieden war, daß alle die sich zu der Reformierten Kir- che bekennten, ihr Vaterland verlassen sollten. Ihre Glücks- umstände waren ungleich: Handwerker und andere, die durch Arbeit sich ehrlich genährt, wurden mit dem Tage da ihr Erwerb aufhörte, der bittersten Armuth ausge- setzt. Für diese Claß mußte gesorget werden. Orelli und Giovann v. Muralto machten einen Entwurf wie diese mit ihren Haushaltungen, auf der Reise, und bis sie wieder durch Arbeit sich selbst nähren konnten, sollten von den Vermöglicheren unterhalten werden. Jeder mußte das Ver- mögen, das er mitnahm, bey seinem Gewissen anzeigen. (daß Zurückgebliebene konnte für einmal nicht in Anschlag genommen werden) und nach Verhältniß gab jeder seinen

Beytrag mit der Freude, die der ersten Apostolischen Zeiten würdig war.

Viele die nie über die Gränzen das Fleckens gekommen, waren unbehilflich; sie wußten gar nicht, wie sie sich zu einem solchen Zuge anschicken sollten; für diese mußte alles eingerichtet werden. Aloysius besorgte also, daß ihre Haabschaft fortgebracht würde. Es waren kleine Kinder, schwächliche Leute, unter den Verwiesenen; er machte Anstalten, daß diese, so gut wie möglich gegen die harte Kälte geschützt, reisen konnten. Er sandte Vertraute in benachbarte Bündtnerische Dörfer um Quartier zu suchen, und richtete zu der Reise alles mit der Leichtigkeit ein, die er sich in seiner ehemaligen Lebensart eines Condottiere angewöhnt, und bey seinem Bruder Francesco fand er immer Unterstützung, ob dieser gleich über die religiose Schwärmerey seines Bruders (wie er dessen ganzes Benehmen hieß) bald lachte bald tobte.

Die alten Catholischen Einwohner des Fleckens, legten überhaupt diesen Anstalten keine Hindernisse in Weg. Die Protestantische Lehre hatte zu Locarno, wie an andern Orten, blos durch das Annehmungswürdige ihrer Lehrsätze, nebst den öffentlichen auch viele Anhänger bekommen, die zwar, durch die Verfügungen der Cantonen geschreckt, sorgfältig ihre Gesinnungen verheelten, aber sich doch nie feindselig gegen die Reformierten bezeigten. Im Gegentheil ist es unläugbar, daß da mehrere der angesehensten Männer zu Locarno gleich im Anfang, wo nicht das Verfahren, doch die Meinungen der Reformiert denkenden, billigten, dadurch daß sie sich ganz leidend dabey verhielten, solche schon genug unterstützten. Für den Nicolaus Gräcus Gnade zu bitten hatten sie sich kein Bedenken gemacht, und jetzt scheuten sie sich noch weniger, den Verwiesenen freundschaftliche Dienste zu leisten. So liehen sie ihnen willig Lastthiere zum Wegbringen ihrer Haabseligkeiten. Aber Eigennutz hinderte denn doch diese gleichen Menschen, ihren unglücklichen Landleuten eine weit wesentlichere Freundschaft zu beweisen, und denselben ihre liegen-

de Gründ um einen billigen Werth abzukaufen; die wollten sie um den Preis haben, welchen die äusserste Noth anzunehmen zwingt.

Hingegen von den ehemaligen Reformierten mußten die Verwiesenen vielen Verdruß leiden; ihre eigne Schwäche wollten jene durch mehrere Beyspiele beschönen. Sie wandten sich deswegen auf alle Arten an diejenigen, die sie zur Rückkehr zum Catholicismus zu bereden hofften; besonders an Weiber, deren Männer es nicht mit der Reformierten Gemeinde hielten, oder an Männer, deren Frauen Catholisch blieben (und von beyden Fällen gab es mehrere); oder an Kinder, die sie zu schrecken, und von ihren Eltern abwendig zu machen suchten. Durch dieses Benehmen stifteten oder vermehrten sie die häuslichen Unruhen. Sie warben um die Verwaltung der Güter der Wegziehenden, die nicht unbegründet voll Mißtrauen gegen solche Verwalter waren: sie erschwerten das Wegbringen der Fahrnissen, unter dem scheinbaren Vorwand, daß nichts ohne Beraubung des im Lande zurückbleibenden Theils könne mitgenommen werden. Mitunter glückte ihnen etwas; nur das nicht, daß sie jemand zu Verläugnung des Glaubens bewegen konnten. Jetzt fiel es ihnen ein Kinder zu entführen, und sie brachten wirklich fünfe aus zwey Häusern heimlich weg. Dies erregte bey den Reformierten eine allgemeine Bestürzung und Schrecken; sie wandten sich an den Landvogt, und Aloysius gieng mit seinem Bruder von Haus zu Haus zu seinen Bekannten, und bath diesen schändlichen Raub nicht zu dulden. Durch die gut genommenen Maaßregeln des Landvogts, wurden nach etlichen Tagen eines langwierigen Nachsuchens, drey Kinder von 9 bis 13 Jahren in zwey Häusern aussert dem Flecken gefunden, und Francesco von Orelli entdeckte, daß zwey Knaben bey den Capucinern verborgen wären. Die Kinder wurden den Räubern entrissen, und ihren bekümmerten Eltern zurückgegeben. Die armen Kleinen waren halb verhungert, und die Knaben durch Schläge übel zugerichtet. So sehr der Landvogt gegen diesen Raub aufgebracht

war, erlaubten die Umstände und das Geschrey der Priesterschaft ihm doch nicht, das Verbrechen anders als durch Worte zu ahnden.

Indessen war die Stunde des Abzugs der Verwiesenen nahe; und wie sie sich näherte, schien froher Muth und Standhaftigkeit bey ihnen sich zu erhöhen; und doch ward von Freunden und Ungünstigen, von ersteren besonders, alles gethan, ihnen die lezten Stunden, die sie in ihrem Vaterland noch verlebten, recht schwer zu machen. Mit heissen Thränen lagen Männer ihren Weibern, Weiber ihren Männern an, von denen sie sich nun auf immer trennen sollten, sie nicht zu verlassen. Die zärtlichsten rührendesten Bewegungsgründe, oft von herzzerschneidendem Flehen der Kinder unterstützt, wurden angewandt sie wankend zu machen. Ueberhaupt die Einwohner des Fleckens, nur die Geistlichkeit und ihre Creaturen ausgenommen, schienen ganz von Eifer belebt, ihre Mitbürger zu bereden, sich mit ihrer Kirche auszusöhnen. Die Reformierten wurden jeder insbesondere gebethen, und durch Hoffnungen und Vortheile gereitzt, von denen man glaubte daß sie Eindruck machen konnten. Aber sie weigerten sich mit Entschlossenheit, ihren irrdischen Vortheilen das aufzuopfern, was sie für Gottes Sache hielten, kein weltliches Interesse, keine noch so zärtliche Verbindung vermochte etwas über sie: Es zeigte sich sichtbar, daß man mit Menschen zu thun hatte, die durch höhere Gründe unterstützt, und durch höhere Hoffnungen beseelt wurden.

In den damaligen Zeiten würkte der Eifer für die Religion, auf die Gemüther der Menschen in einem so hohen Grade, der von Leuten kaum kann begriffen werden, die zu einer Zeit leben, wo jene Leidenschaften aufhören thätig zu seyn, welche die erste Entdeckung der Wahrheit in lebhafte Bewegung gesetzt.

Dieser Eifer war auch bey den Evangelischen Locarneren so groß, daß er alle weltliche Aussichten, alle irrdischen Vortheile überwog, die sonst die herrschenden Triebfedern

federn

federn der menschlichen Handlungen sind. Aber dieses Anhalten, dieses Zudringen von allen Seiten, und von Personen, mit denen sie so lange, und mit einigen aus ihnen, durch die engsten und heiligsten Bande vereinigt gewesen, bewürkte, daß sie jetzt mit Sehnsucht dem Tage ihrer Abreise entgegen sahen, den sie sonst so gern bis auf die mildere Jahrszeit ausgesetzt hätten.

1555

Am Abend vor der Abreise empfieng Orelli noch einen eignen Beweis der treuen Liebe seines Bruders Francesco; fast den ganzen Tag waren sie, nebst ihren andern Geschwisterten (die alle zurückblieben) beysammen gewesen. Francesco hatte die Verwaltung alles dessen übernommen, was Aloysius zu Locarno und im Mayländischen besaß; die Instrumente waren ausgefertigt, und die Geschwisterte hatten sich wehmüthig verabscheidet. Schon war die Nacht eingebrochen, als Francesco mit einer Schachtel voll Erde, die er selbst in Aloysius Meyerey ausgegraben hatte, wieder zurückkam. „Diese Erde, Bruder!" (sprach er zu Aloysius in Gegenwart seiner Gattin und Kinder,) nimm mit, und bewahre sie; sie sey Zeuge, daß ich keinen Zoll Land von dir nehmen will, den ich dir nicht in seinem vollen Werth vergute, und daß ich nicht zugeben werde, daß anderer Eigennutz dich drücke. Dörne und Disteln müssen meine Güter tragen, wenn ich etwas von deinem Eigenthum mit Unrecht an mich bringe, oder dazu schweige, wenn andere es thun wollen. Pflanze etwas in diese Erde, und erinnere dich dabey des Lands, aus dem du gezogen bist, und des treuen Bruders, den du zurücklassest, der was dein ist schützen wird, wie was sein ist!" und halb lächelnd halb wehmüthig that er hinzu: „Wenn du, wie unsre Mönchen sagen, in jener Welt ein armer gequälter Teufel seyn willst, so sollst du doch in dieser noch, so gut wie ich, als Edelmann leben; das versprech' ich dir"! Und Franceso blieb seinem Wort immer treu.

Nun war der 3te Merz, als der von dem Richter zum Abzug angesetzte Tag angebrochen. Keiner der Evangeli-

schen (so war ihre Abred) war vor demselben einzeln abgereist. In der Nacht war viel Schnee gefallen; die Kälte war für die Jahrszeit ungewohnt streng; dennoch hatte sich vor Anbruch des Tages das Landvolk in Menge in den Flecken gedrängt, um die Abreise der Verwiesenen anzusehen, oder auch, wie es sich bald zeigte, solche mit Gewalt wegzutreiben, falls sie zögerten. Die Gassen waren voll Menschen gepfropft; vor den Häusern der Evangelischen wurden die Saumrosse beladen, und stuhnden Pferdte und Maulthier, die sie selbst wegbringen sollten. Die Menge des umherliegenden Gepäcks erregte bey dem Landvolk die Begierde zu plünderen; sie murmelten davon unter einander: und bald schrie einer aus dem Haufen: „der und dieser ist mir noch schuldig." Diesem schrien mehrere nach: Es erhob sich ein lautes Getümmel, während welchem etliche wirklich anfiengen, sich verschiedener herumliegender Dinge zu bemächtigen. Die unter dem Haufen sich befindenden Geistlichen fanden äusserst billig, die Güter der Ketzer zurückzubehalten, um ihre Schulden zu tilgen. Der Landvogt mußte auf den Platz kommen, um die Ordnung herzustellen; aber auch ihm wäre es nicht gelungen, die Evangelischen gegen den raubgierigen Pöbel zu beschützen, wenn diese nicht selbst sich zu thätiger Vertheydigung gefaßt gemacht hätten. Aloysius der von seinen Angehörigen zu Brisago geliebt und bedaurt wurde, erhielt von diesen Beystand; sie anerbotten sich bey seinem Hause die Wache zu halten; dadurch bekam er Freyheit auch andern zu helfen. Die Einwohner des Fleckens stuhnden auch ihrer Seits dem Landvolk bey; da aber die aus den Dorfschaften versuchten, das eint und andere auf die Seite zu bringen, kam Francesco mit bewaffneten Leuten, und trieb mit Degenhieben die frechesten fort. Ein paar wurden verwundet; dies hielt die anderen zurück, und eilten die Evangelischen was sie konnten, den Flecken zu verlassen.

Giovanni a Riva Frau war in der Nacht niedergekommen, und Antonio Trevanus lag schon mehrere Tage

an einem heftigen Fieber gefährlich krank. Der Landvogt ward gebetten, diesen beyden Personen einen Aufenthalt nur auf so viel Zeit zu gönnen, bis die für kränkelnde Personen tödtliche Kälte nachlassen würde. Er war dessen wohl zufrieden, uud Catholische Anverwandte zeigten sich so mitleidig den Kranken Wohnung und Pflege zu gewähren. Ein Geistlicher, dem diese Personen wohl bekannt waren, bemerkte, daß sie unter den Abreisenden fehlten, und machte Lärm. Ihr unbehilflicher Zustand ward allgemein bekannt, aber erweckte nicht Mitleiden. Der erhitzte Pöbel rief: „Wir leiden keine Ketzer mehr unter uns; „unsre fromme Oberkeit hat sie bey Lebensstraf verbannt; „sie müssen fort, oder Catholisch werden."

Vergebens legten sich die Einwohner des Fleckens und der Landvogt, in's Mittel, und bathen mit den Kranken Mitleiden zu haben, welche die Kälte sonst in wenigen Stunden tödten würde. Das aufgebrachte Landvolk war unerbittlich, wüthend drang es auf die Häuser, Francesco mit einigen anderen wollten sich umsonst der Gewalt widersetzen; sie mußten der rasenden Menge weichen, die unter Anführung des Priesters in die Wohnungen stürzte, die vor Schrecken halbtodte a Riva mit ihrem Säugling, und den im Fieber liegenden Trevano auf die Gasse schleppten; kaum ward ihren Freunden vergönnt, sie zu bedecken und auf Maulthiere zu setzen.

Diese Grausamkeit brach den Evangelischen das Herz. Bis jetzt hatte man bey ihnen keine Thräne fliessen gesehen; nur treibende Hitze, die sich anstrengt von dem Ort loszukommen, an dem das Herz hängt, aber höhere Pflicht zu verlassen gebietet. Nun war ein lautes Weinen, und klagend schieden sie von einem Vaterland, welches, auf immer zu verlassen, Rückerinnerung vieler genossenen Freuden, zurückgelassener Ehegatten, Eltern, Kinder, Geschwistern, Freunden, Ehren und Güter, ihnen so schon mehr als Todesbitterkeit gewesen wäre, wenn nicht Hinsehen auf Ewigkeit und auf unnennbare Freuden, die nur

Religion hoffen, und in dem Erdenleben ihre treuen Jünger davon einen Vorschmack fühlen läßt, sie gegen alles was irrdisch ist, gestärket hätte.

Diesen traurigen Zug begleiteten mittraurend viele Locarner, um ihn gegen Mißhandlungen des Landvolks zu schützen, das mit Stein und Schneeballen-Werfen auf die Caravane, pöbelhaften Muthwillen trieb, endlich aber durch einen ernsten Befehl des Landvogts und angedrohte schwere Buß, welche der Fiscal ausrufte, geschreckt, sich zurückzog. Als der Zug nun sicher fortrückte, schieden die Catholischen Locarner von ihren Mitbürgern. Von denen, welche sich vorher zu der Evangelischen Gemeind gehalten, aber wieder davon gewichen waren, hatte sich keiner, weder bey dem Auflauf im Flecken, noch bey dem Begleit, zum Schutz der Wegziehenden blicken lassen.

Trevanus und die arme a Riva mit ihrem Kind unterlagen bald der schneidenden Kälte, und der unbequemen Art zu reisen. Sie wurden zwar so bald es geschehen konnte auf Tragbahren gelegt, und so sorgfältig behandelt, als es die Umstände zuliessen; aber dennoch hielt die a Riva es nur wenige Stunden aus; ihr Kind war in den Armen der ächzenden Muter verscheiden, und wenige Augenblicke darnach starb auch sie, eben da sie einen Trunk labenden Wassers zu nehmen sich aufrichten wollte. Trevanus bat seine Trager sich mit ihm nicht mehr zu plagen, lieber ihn liegen zu lassen, da er empfinde, daß sein Ende nahe, und alle Hilf fruchtlos seye, kaum hatte er ausgeredt, so verließ auch ihn das Leben.

Dieser erste Tag der Reise war zugleich auch der schwerste, welchen die Evangelischen sowohl während der ganzen Verhandlung zu Locarno, als nachher auszustehen hatten. Das Scheiden von nächsten Verwandten, das Loosreissen von Geburtsort und Vaterland, die Grausamkeit, die gegen ihre Kranken verübt wurde, die Anstrengung sich selbst und ihre Haabe gegen die Wuth des Landvolks zu schützen, der Muthwillen, mit dem sie noch auf der Strasse verfolgt wurden, der Anblick dreyer Sterben-

der unter ihnen, denen sie mit dem besten Willen, und der grösten Theilnahme, weder Linderung, noch ein ruhiges Ort, ihre sterbende Häupter hinzulegen, verschaffen konnten, waren doch erschütternde Umstände. Aber das Gefühl der Leiden, welche sie um der Wahrheit willen übernehmen zu müssen, sich verpflichtet glaubten, erhöhete auch das Gefühl von dem Werth dieser Wahrheit, und gab ihnen alle duldende Stärke der Märtyrer.

Nicht muthlos, aber von Kälte und Müdigkeit beynahe erstarret, langten sie mit einbrechender Nacht zu Rovereto an, dem ersten Bündnerischen Dorf ob Bellenz gelegen. Die mitleidenden Einwohner waren ihnen, so bald sie ihre Ankunft vernahmen, entgegen geeilt; sie wurden mit Liebe in den Häuseren aufgenommen, mit Freundlichkeit verpflegt, und so gut es die Dorfleute vermochten, nach den vielen Beschwerden dieses mühevollen Tages gelabet. Hier fanden sie auch ihren ersten Lehrer Beccaria.

Den folgenden Morgen wurden die Leichen begraben, und die Gemeinde feyerte einen Dank und Festtag für erhaltene Rettung und Ueberwindung aller inneren und äusseren Schwierigkeiten. D..ch die feurige herzliche Andacht wurden die Rovereter lebhaft gerührt; in der ersten Aufwallung luden sie die Locarner ein, bey ihnen zu bleiben, bis die Kälte nachgelassen, und die Bergstrassen ohne Gefahr zu bereisen wären. Mit dankbarer Freude nahmen die Verwiesenen die gutgemeinte Einladung an, besonders da in der Nacht ein neuer Schnee gefallen war, der das Reisen nicht nur gefährlich, sondern beynahe unmöglich machte. Die Wohnungen waren zwar eng, und das daher entstehende Zusammengedrängtseyn kam, besonders den Frauen fremd vor, die noch vor ein paar Tagen einzeln, in geräumigen Pallästen gewohnt hatten. Die grosse Anzahl Menschen mußte auch den gastfreyen Dorfbewohnern viele Beschwerden verursachen; allein sie achteten solche nicht, das sanfte Bewußtseyn geübter Wohlthätigkeit war ihnen Lohn für alles.

Bis Anfangs May blieben die Verwiesenen in diesem kleinen friedlichen Dorfe. Von ihren Freunden von Locarno wurden sie mit den nöthigsten Bedürfnissen versehen, und Francesco sorgte emsig, daß sein Bruder mit seiner Haushaltung, und seine andern Bekannten, an nichts Mangel litten.

Während dieses Winteraufenthalts fanden etliche Handwerker zu Roveredo und in andern Bündnerischen Dörfern Anlaas, sich niederzulassen, den sie sehr gern nützten.

Da die Angesehensten unter den Verwiesenen immer besorgten, ihre grosse Anzahl würde in Zürich beschwerlich seyn, besonders da arme und unbehilfliche unter ihnen waren, thaten sie noch einen Versuch, daß ein Theil der Ausgewanderten im Veltlin möchte aufgenommen werden, aber die Antworten, die sie erhielten, und die Berichte von den ihnen ungünstigen Volksgesinnungen hielten sie von allen fernern Nachwerbungen ab.

Den 1ten Tag May verliessen die Locarner das gastfreye Roveredo, nachdem sie vorher nach frommer Sitte mit ihren Wohlthätern einen Bättag gehalten, und sich der Leitung und dem Schutz Gottes empfolen. In der frohen Hoffnung eine Ruhstätte zu finden, wo sie unter theilnehmenden Glaubensbrüdern ungekränkt, Gott nach ihrem Gewissen dienen könnten, bestiegen sie muthvoll und freudig die rauhen Gebirge; es begegnete ihnen kein Unfall; wo sie Herberge halten mußten, wurden sie gütig aufgenommen. Die Neugier, eine so ungewohnte Caravane zu sehen, war aller Orten groß, trug aber wahrscheinlich auch dazu bey, daß sie durch Catholische Orte ruhig ziehen konnten, und in den Reformierten freywillige Unterstützungen aller Art fanden, die man für Geld nicht kaufen kann.

Zu Wädenschwyl am Zürichsee erhielten die Locarner die ersten Proben Zürcherscher Gutmüthigkeit. Der damals regierende Landvogt von Cham, der für ihre Aufnahm im Veltlin auf dem Tag zu Chur sich eifrig verwandt hatte, nahm von ihnen so viel zu sich auf das Schloß als er Raum hatte; die übrigen wurden ohne des Landvogts Ansinnen, frey-

willig von Privatleuten beherberget und gastfrey gehalten. Mehr als dies alles war den Fremdlingen die Versicherung, die von Cham ihnen gab, daß sie zu Zürich unfehlbar eine gütige Aufnahme finden würden. Er war gerührt durch den Anblick dieses verjagten heimathlosen Völkleins, das er furchtsam einer fremden Stadt sich näheren sahe, deren Sprache und Sitten nur wenige kannten; es that seinem guten Herzen wohl, da er untriegbar bemerkte, wie auf sein freundliches Zureden die freudige Hoffnung allmählig die furchtsamen Gemüther ermunterte, ruhige und heitere Tage in diesem reitzenden Land zu verleben, das jezt in vollem Schmuck des Frühlings sich zeigte, über dessen Schönheit sie erstaunten. Denn viele aus ihnen dachten sich fern von Italien in der inneren Schweiz nur rauhe Gebirge oder wenige fruchtbare Gefilde.

Den 12 May 1555 kamen die Locarner 116. an der Zahl auf den Abend zu Zürich an. *) Dieser Tag war wie ein Festtag für die ganze Stadt, die durch grossmüthige Gesinnungen in allen Ständen sich immer ausgezeichnet hat. So bald man die sich nähernden Schiffe von ferne sahe, begaben sich eine Menge edle mitleidige Bürger ans Gestade, die fremden Ankömmlinge zu empfangen, und ihnen Herberg und Hilfe anzubieten. Wie sie ausstiegen, nahmen die Zürcher, nach Maasgab des Raums in ihren Häusern einzelne Personen oder auch ganze Familien zu sich; es war ein Wetteifer unter ihnen, wer jemand von diesen Pilgrimmen mitnehmen sollte, und sie hätten eine noch grössere Zahl mit gleicher Freundlichkeit versorgt. Der fromme Bullinger nahm den Aloysius mit seiner Frau, drey Kindern und den Dunus, selbst viert zu sich. Der

---

*) Es waren darunter 3 adeliche Geschlechter. Von Orelli, von Muralto und Dunus; die anderen meistens aus alten Locarnerischen Familien, einige Rechtsgelehrte, Notarii, denn auch verschiedene Handwerker: Männer, die ihre Weiber, Weiber, die ihre Männer, Eltern, die ihre Kinder, und Kinder, welche ihre Eltern verlassen.

Theologus Lavater beherbergte den Beccaria mit seinem Weib und Muralto mit seiner Frau und 4 Kindern.

Wenn man auf den heutigen Tag den beschränkten Raum der Häuser sieht, welche Bullinger und Lavater bewohnten, und von diesen auch auf andere Wohnungen der damaligen Kirchendiener schliessen kann, so ist kaum zu begreifen wie sie sich einzurichten wußten, daß sie immer Platz hatten mehrere Personen auf einmal und oft auf etliche Wochen einzuquartieren, die in den Zeiten der Glaubensverbesserung, und lange nachher, entweder als Vertriebene, oder aus Neugier Reisende nach Zürich kamen, oder auch Gelehrte, die durch den Ruf der Kenntnissen und Wissenschaften dieser grossen Männer gelockt, aus fernen Landen sich einfanden, um bey ihnen ihre eigne Kenntnissen zu bereichern oder neue zu schöpfen. Diese alle wurden nicht in öffentliche Gasthöfe gewiesen, sondern auf das Freundschaftlichste von Leuten bewirthet, die in ihrem Leben vielleicht nie von ihnen gehört hatten. Diese Umstände und die häusliche Lage der Zürcherischen Geistlichkeit, in denselben Zeiten, erhöhet den Werth ihrer Gastfreyheit, und zeiget ihren Charakter in einem sehr günstigen Licht.

Muralto, Orelli, Dunus und alle bemittelte Locarner wollten ihrer Wohlthäter Großmuth nicht mißbrauchen; sie richteten eigne Haushaltungen ein. Orelli verkostete sich mit den Seinen im Wirthshaus zum Rappen. Von den armen Mitlandleuten nahmen sie in ihre Haushaltungen auf, oder sorgten daß sie bey Bürgern in die Kost kämen. Die Wohlthätigkeit dieser leztern erleichterte die erstern ungemein, blieb unerschöpflich, und lange die beste Hilfsquelle der armen Locarner. Dabey war sie ohne einen Schatten von Pralerey; den edlern Gebern schien beydes Bedürfniß zu seyn, und dabey verborgen zu bleiben. So bald die Fremdlinge in eigner Miethe wohnten, erhielten sie wichtige Geschenke von Bethen, Kleidern, Hausrath, Wein, Kernen, Geld u. s. w. und niemals wußten sie wem sie diese Gaben zu danken hatten. So lange Unterstützung nothwendig war, unterblieb sie nicht,

und wurden nicht einmal vermindert. Der Schleyer der Nacht deckte diese barmherzigen Menschen vor den Augen derer, denen sie Barmherzigkeit bewiesen: Gott im Him- mel allein kannte sie; denn fast immer ward die Nacht gewählt diese Gaben zu überbringen. Es ward an der Armen Häuser gepocht, und der mit Namen herunter geruffen, dem die Wohlthat bestimmt war; dann fand er im Hausgang oder vor der Thür, Butter, Wein, Brod, Fleisch, Mähl, Leinen-Zeug und andere Bedürfnisse; nie war der Ueberbringer sichtbar.

Daß diese Geschenke, Folgen eines liebevollen Nach- forschens und der Ueberlegung waren, bewies die Aus- wahl, weil vorzüglich das gebracht ward, woran die Haushaltung Mangel litt.

Diese anhaltende, sich immer gleiche Großmuth hätte endlich die schädliche Folge haben können, daß die Armen sich zusehr an reiche sie unterhaltende Almosen gewöhnt, und den Trieb, durch Arbeit Nahrung zu erwerben, ge- schwächt hätte: Wenigstens besorgten die Vorsteher der Locarner etwas dergleichen; darum bathen sie ihre geist- lichen und weltlichen Beschützer, denen sie mit vieler Rüh- rung für alles dankten, es dahin einzuleiten, daß ihre Armen mehr durch eigne Arbeiten als durch tägliche Al- mosen möchten unterhalten werden. Dieß ward mit Mühe eingerichtet, weil wenige sich den Locarnern verständlich machen, und diese mit niemand reden konnten. Aber bey dem thätigen Mitleiden des einen Theils, und bey dem Trieb des andern, durch Arbeit nützlich zu werden, gab sich auch dieses.

Während daß Privatbürger sich so eifrig einzelner Italienischer Ankömmlingen annahm, sorgte die Obrigkeit im Grossen mit weiser Klugheit und väterlicher Huld für die geistliche und leibliche Bedürfnisse der ganzen Com- mun, die sie wie verwayste Kinder unter ihren Schutz in die Stadt aufgenommen hatte.

Bey den Besuchen, welche ein Ausschuß der Locarner bey den Häuptern des Standes machte, ward Aloysius,

der, als der deutschen Sprache kundig, das Wort führen mußte, über den Zustand seiner Landsleuten, über ihre Erwartungen und Entwürfe, auf eine so angelegne Art gefragt, die zu erkennen gab, wie sorgfältig alles beherziget werde, was zu ihrem Besten sey. Nachher ward Sekelmeister Edlibachen, Stadtschreiber Eschern, Schönauern, Rhanen, Meisen, Kambli, Engelhart und Thumeisen, Mitgliedern des Raths aufgetragen, alle Locarner für sich zu berufen, sie über ihre Erwerbsarten und Handthierungen zu befragen, und das Resultat für die Hoheit zu bringen. Darauf ward von Rath und Bürgern den Locarnern die Erlaubniß ertheilt, ihre Handwerke und Gewerb in der Stadt und auf der Landschaft wie verburgerte oder eingebohrne Landskinder zu treiben, und zu wohnen, wo sie wollten; Häuser und liegende Gründe in der Stadt aber sollten sie ohne es der Obrigkeit anzuzeigen, und ohne ihre Bewilligung nicht ankaufen.

Eben so sorgfältig wie für den Unterhalt ward auch für einen freyen und vernünftigen Gottesdienst gesorgt. Da Unkunde der Landessprache die Locarner hinderte, mit Nutzen dem deutschen Gottesdienst beyzuwohnen, so bathen sie für einen Italienischen Prediger, dessen Besoldung die Vermögenden zu übernehmen sich verpflichteten, und ihnen einen Ort anzuweisen, wo sie ihren Gottesdienst halten könnten. Der Rath wies hiezu die Pfarrkirche zum St. Peter an; über die Stunden ihrer öffenllichen Religionsübungen sollten sie mit den Pfarrherren Abrede treffen, damit die gewohnte Zeit für die deutschen Predigten nicht allzusehr verändert werde.

Die Besoldung des Italienischen Seelsorgers übernahm der Magistrat aus frommer Milde; in der Erkanntnuß darüber, die den Locarnern in lateinischer Sprache zugestellt ward, heißt es: „Da die Vertriebenen mit Unterstützung ihrer Armen, und mit andern Einrichtungen beschwert sind, so wollen wir ihnen mit Besoldung eines Geistlichen keine weitere Beschwerden aufburden, sondern wir ordnen einem solchen aus unsrer Stadt Obmann-Amt

zu seinem Unterhalt an Kernen 18 Mt.
Haber 2 Mlter.
Wein 15 Eymer.
Geld 50 Gulden nebst einer anständigen Wohnung, welche auszusuchen zwey Herren des Rechenraths aufgetragen ist. In der Hoffnung, daß in drey oder vier Jahren, Manns und Weibspersonen, von unserer Sprache so viel verstehen werden, daß sie sich unserer Prädicanten wohl behelfen können, und dieser Kosten erspart werde.

Beccaria, der einzige Geistliche unter den Exulanten, und der zuerst die Glaubensverbesserung öffentlich gelehrt, ward zum Seelsorger bestimmt, doch mit dem Beding, daß er von den Examinatoren der Kirche, seiner Lehre und Fähigkeit halben, solle geprüft werden: dann soll er die Zürcherische Lithurgie in's Italienische übersetzen, und solche allein zu brauchen verbunden seyn: dem Magistrat soll er schwören, nichts zu lehren und zu predigen, was der Helvetischen Confeßion entgegen wäre, und übrigens der Disciplin des Synodus, wie andere Geistliche unterworfen seyn.

Da Beccaria mehr Neigung äusserte, sich mit dem Unterricht der Jugend als mit der Prediger-Kanzel zu beschäftigen, da er noch über das bey dem Theologischen Examen Sätze vortrug, die nach Servets Lehren schmeckten, so ward der berühmte Ochinus von Siena, der sich zu Basel aufhielt, ihm vorgezogen. Auf Beccaria Versicherung aber, daß er von ganzem Herzen der Helvetischen Confeßion beystimme, ward ihm bewilligt, als Diacon und Schullehrer bey der Italienischen Gemeinde zu stehen; doch ward den Geistlichen Examinatoren aufgetragen, aufmerksam auf seine Lehrart und Unterricht zu seyn. Des Diacons Besoldung übernahmen die Locarner willig.

Bernard Ochinus freute sich des Ruffs nach Zürich, wo er viele Freunde hatte; er zögerte nicht hinzugehen, unterwarf sich der Prüfung, in welcher sein Ruhm eines

gelehrten Theologen bestätigt ward, und schwur der Obrigkeit den Eid der Treue.

Die in Zürich ungewohnte Kleidung der Locarner, besonders der Frauen, ihr fremdes Benehmen und Sitten, verursachten im Anfang ein Nachlaufen des gemeinen Volks wo sie sich blicken liessen; dies war besonders an den Markttagen groß, wo viel Landvolk in die Stadt kam. Die Fremdlinge klagten nicht darüber, aber sie wurden schüchtern.

Die Obrigkeit, auf alles aufmerksam, und fürnemlich besorgt, daß die Exulanten in ihrem öffentlichen Gottesdienst durch einen lästigen Zulauf nicht gestört werden möchten, ließ, ehe Ochinus seine erste Predigt hielt, in allen Pfarrkirchen der Stadt folgendes Mandat verlesen, welches hier ganz beygesetzt ist, als ein Beweis der väterlichen Sorgfalt der Zürcherschen Regierung auch in kleinfügigen Dingen gegen Glaubensgenossen, die sonst von der ganzen Welt verlassen waren.

„Demnach UGHHerren den vertriebnen Locarnern „mit ihren Weibern und Kindern hier zu wohnen, aus „christlicher Liebe und Mitleiden bewilligt, und aber die„selben wegen ihrer fremden Sprachen mit Erbauung zu „hören, und die Sacrament mit uns zu empfangen, noch „nicht geschickt, sind gedacht UGHHerren verursachet „zum Anfang bemeldte Locarner mit einem Prädicanten „in ihrer Sprach, nach unserer Religion und Glauben „zu versehen; deswegen zu ihren Versammlungen auf die „Sonn und Festtag, und auch in der Wochen, in der „Pfarrkirch zu St. Peter, zu besondern Stunden, Platz „und Statt verordnet worden. Da aber zu besorgen, „wie das gemeine Volk gegen den Fremden, allerley „ihnen beschwerlichs fürnehmen möchte, wollen UGHer„ren Bürgermeister und Rath zu Verhütung desselben, „in Bedenken, wie sie allein um göttlichen Worts we„gen aus ihrem Vaterland gewiechen, hiemit männiglich „vermahnen, und gebieten, daß Niemand der unsern, es „sey Mann oder Weib, jung oder alt, fremd oder ein-

1555

„heim, vermeldte verwiesene Locarner und die ihren,
„darinn niemand ausgesündert, weder in der Kirchen,
„oder vor derselben auf der Gassen nach anderswo ver=
„hinderen, vielweniger verspotten oder verachten solle, we=
„der mit Worten nach Gebehrden, in kein Weis noch
„Weg, sondern männiglich mit ihnen ein christenlich und
„brüderlich Mitleiden haben, und sie ihren Gottesdienst und
„ihre weltliche Sachen, ruhig ausrichten und fertigen
„lasse: zu welchem End, besonders auf den Kirchgang,
„Stadtknecht und andere verordnet worden, um alle ab=
„zuweisen und zu layden, so ein ungebührlich Wesen in
„oder vor der Kirche treiben. Doch ob etliche Personen
„von den ünseren, in der Kirche auf die gesetzte Stun=
„den, zusehen oder zuhören wollten, denen soll es, so es
„mit Zucht und Ehrbarkeit geschieht, unabgeschlagen
„seyn. Und so jemand, wer der wäre, sich hierin fref=
„fentlich ungehorsam oder widerwärtig erzeigte, denselben
„wollen UGHerren nach seinem Uebertreten strafen und
„büssen. Das haben UGHerren zu Ruhe und gutem der
„Sach anzeigen und gebieten wollen, damit sich männig=
„lich nach ihrem Willen wisse zu verhalten. C. Sen. den
„24 Brachm. 1555."

Das herrschende Mitleiden der Bürger gegen die Fremdlinge, die eingründige demüthige Andacht der lezte=ren bey dem Gottesdienst, die jeden rührte, würkten so viel als das obrigkeitliche Mandat, die Locarner wurden mit aller Schonung behandelt, und die erlaubte Neugier blieb in anständigen Schranken.

Niemand als Zürich hatte es gewagt, die Locarner offenbar und mit eigner Gefahr in Schutz zu nehmen; und als ihr Urtheil gefällt, und sie bannisiert worden, war es wieder Zürich allein, das ihnen eine freye Stadt, ein Vaterland großmüthig anbott, ohne, wie Bündten that, die mindeste Rücksicht zu nehmen, ob die um der Religion willen Vertriebene, Vermögen mitbringen, ob sie sich selbst unterhalten können, oder ob die Versorgung so vieler Haushaltungen auf die Stadt fallen würde? Da

richs einziger und edler Zweck war die Religion und ihre Bekenner zu schützen und wohl zu thun. Darinn stimmten Regierung, Geistlichkeit und Bürgerschaft auf das Vollkommenste überein.

Diese Gesinnungen mußten den Beyfall der bedenklichern Reformierten Staaten erhalten, und sie bezeugten solchen auch wirklich. Die Evangelischen Städte in und ausser der Eidgnoßschaft lobten in ihren Schreiben an den Rath zu Zürich die christliche Behandlung der verwiesenen Religionsgenossen. Der feurige Calvin stellte in seinen Briefen an deutsche, englische und französische Gelehrte, Zürichs Handlung als das nachahmungswürdigste Beyspiel vor, und erhob solches Himmelhoch. An die Locarnische Gemeinde in Zürich schrieb er im Namen der Genferkirche einen weitläufigen Brief, in welchem das Lob der Religionstreue, Standhaftigkeit u. s. w. zwischen der Stadt und den daselbst aufgenommenen Vertriebenen vertheilt ist. Sein Glückwunsch, daß letztere nun Zürcher geworden, war eine glückliche Wendung, die für sie vortheilhafte Folgen hatte.

Aehnliche Glückwünsche und Trostschreiben erhielten die Locarner von allen Reformierten Kirchen in der Eidsgenoßschaft und von den berühmtesten Theologen aus Frankreich und Deutschland. Etliche waren auch mit thätigen Unterstützungen begleitet, so sandte die Stadt Bern mit ihrem Brief eine Steur von 2059. Rheinischen Gulden.
100. Rheinische Gulden sandte Basel.
83 ½ „ „ Welsch-Neuenburg.
33 ½ „ „ Biel auf Ansinnen ihres Kirchenvorstehers des berühmten Constanzischen Reformators Ambrosius Blaarer von Wartensee. Aus diesen Steuren, die den Locarnischen Kirchenelteſten übergeben wurden, konnten die Dürftigen in ihrer Gemeinde Jahre lang unterstützt werden.

Den Locarnern waren, wie die Sprache, auch Zürcherische Lebensweise, Gebräuche, Sitten, Speisen, Kleidung, und Art zu wohnen, fremd und ungewohnt: Aber

dennoch war ihnen nach Aloysius Berichten an seinen Bruder paradisisch wohl. Dieses ist leicht zu begreifen, wenn man die gedrückte Lage bedenkt, in welcher sie die lezten Jahre zu Locarno zugebracht hatten. Waren sie schon des Lebens wahrscheinlich sicher, so blieben sie dennoch beständig der Gefahr ausgesetzt, unter diesem oder jenem Titel, ihrer Güter durch Strafe oder Confiscation beraubt zu werden. Des Unwillens ihrer Oberen vergewisserten sie hochheitliche Edikte, zu welchen ihre Religion Anlas gab. Hohn und Spott von einem Theil ihrer Landsleuten, und Neckereyen und Verfolgungen, die in das Innerste des häuslichen Lebens eingriffen, mußten sie von den Geistlichen täglich und sclavisch dulden; die Zukunft zeigte ihnen keine frohere Aussichten.

In Zürich hingegen wurden sie als leidende Glaubensbrüder behandelt, gegen die man nicht zuviel thun zu können wähnte, um sie für verlassenes Vaterland und erduldete Drangsalen zu entschädigen. Die angesehensten Männer des Staats und der Kirche, nahmen die Edelleute und was sich an sie anschloß in ihren Häusern und in ihre Gesellschaften auf, und behandleten sie nicht wie Flüchtlinge, sondern wie geliebte Mitbürger. Die Handwerker und die ärmern Locarner, wurden von vielen Bürgern in ihre Stuben geruffen, und weil die Unterhaltung durch Sprechen nicht möglich war, so setzte man ihnen Essen und Trinken vor, wofür sie sich das Angaffen der Dienstbotten, und das Betasten ihrer fremden Kleidung, von den Kindern mußten gefallen lassen. Uebertriebne Gutmüthigkeit überhäufte sie mit Wohlthaten, und wollte dagegen keinen aus ihnen mit Arbeit beschweren; und bald wäre dies der unteren Claß der vertriebenen Locarner schädlich worden.

Da sie unbesorgt und ohne Arbeit täglichen Unterhalt hatten, so überliessen sie sich zuviel dem Hang zu geistlichen Uebungen, die freylich einen neuen und grossen Reitz für sie hatten und haben mußten, da solche ihnen in ihrem Vaterland bey schweren Strafen verboten gewesen.

Nicht nur zu den von dem Magistrat bestimmten Stunden, giengen sie in die Kirche; sondern auch an den Werktagen, wenn nicht deutsch gepredigt wurde, verfügten sie sich in Menge dahin, und zweymal des Tags hielten auf ihr dringendes Anhalten Ochinus und Beccaria Gebethstunden, denen meistens Vermahnungsreden vorgiengen. Zuweilen blieben sie den ganzen Tag in der Kirche und sangen Psalmen, zu welchen ein gewisser Castiglione, der wegen musicalischer Kenntnissen berühmt war, Melodien nach Italienischer Art componiert hatte. Die Aeusserungen von Frommkeit gefielen dem gemeinen Volk; aber der Magistrat, die einsichtsvollen Kirchenlehrer wie Bullinger und Lavater, und viele Locarner selbst gaben diesem zuweit getriebenen Kirchengehen keinen Beyfall, weil solches einer nützlichen Thätigkeit Abbruch that, und die Locarner hinderte, sich mit der deutschen, ihnen jetzt so nothwendigen Sprache bekannt zu machen, und sich um Arbeit und Verdienst zu bewerben.

Orelli schrieb darüber an seinen Bruder: „Die täglichen Beysteuren und grossen Liebesgaben der guten Zürcher werden unsre Leute verderben: Sie singen und bethen so oft wie eure Mönchen, aber sie arbeiten auch eben so wenig; in die Länge kann es nicht gehen; das Volk hier ist zu arbeitsam, um nicht, so bald das neue vorbey ist, mit Verachtung auf arbeitscheue Sänger hinabzusehen; wenn denn nur andere es nicht entgelten müssen!"

Dieses Völklein, das ohne daran zu denken, zum müssigen Frömmeln verleitet wurde, ward indessen auch unvermerkt wieder zur Arbeit angehalten.

Die Verwaltung und Austheilung der verschiedenen Steurgelder, war vier angesehenen Gliedern der Locarner-Gemeind überlassen: diese gaben im Anfang jedem Dürftigen, was zu seinem und seiner Haushaltung Unterhalt nöthig war, ohne die Geschenke der mitleidigen Bürgerschaft als etwas ganz unerwartetes in Anschlag zu bringen. Da diese immer fortdaurten, und die Locarner nicht

sehr

sehr ämsig waren, dem Rath ihrer Vorsteher, sich mehr mit Arbeit und weniger mit Singen abzugeben, zu folgen, ward auf Gutheissen Bürgermeister Haab und Bullingers, der Gemeinde angezeigt, daß ein Hausvater, der ein Handwerk oder sonst einen Broderwerb verstehe, in Zukunft nicht mehr als 2 Scudi wochentlich aus der Cassa zu empfangen habe, ausgenommen, wenn ihm aus wichtigen Ursachen von der ganzen Gemeinde etwas mehr zugesprochen werde. Nun ward es mehr Ernst der Arbeit nachzugehen, und die Sing- und Bethstunden schränkten sich von selbst ein.

Das Benehmen der Catholischen zu Locarno einerseits, und anderseits die Untreue vieler, welche die Verwaltung der unverkauften Güter der Ausgewanderten übernommen hatten, nöthigten die Colonie in Zürich, ihre Handwerke zu treiben, oder etwas zu lernen, womit sie sich nähren konnten: Besonders weckte der Eigennutz der Italiener die Industrie der Vertriebenen, und brachte vollends die Seidenfabricken in wenigen Jahren nach Zürich: Dies gieng wie folget:

Die Orelli, Muralten und Dunus zogen auf ihren Gütern ein beträchtliches Quantum Seide, welche bisdahin an ihre Landsleute und Mayländer, und von diesen weiter versandt, oder selbst verarbeitet worden. In dem ersten Sommer, nachdem diese Familien ihr Vaterland hatten räumen müssen, redten die Locarner unter sich ab, keine Seiden ab diesen Gütern zu kaufen, um die Eigenthümer zu zwingen, ihnen den Grund und Boden für wenig Geld zu überlassen, und sie fanden Mittel, die Mayländer zu bereden, daß auch sie mit dieser Waare sich nicht verunreinigen sollten. Aloysius Bruder, der treue Francesco, schrieb darüber in einem launigten Briefe: „Obgleich seines Wissens die Seidenwürmer nicht ketzerisch worden, so sey dennoch ihre Arbeit allen Rechtgläubigen ein Greuel; niemand wolle solche kaufen. Die Seide sey zwar dies Jahr so wohl gedeyhen, daß der Ue-

berfluß sie zum Theil auch unverkäuflich mache; wäre Mangel daran, so würde die Gewinnsucht das zärtliche Gewissen der Mayländer vielleicht zur Toleranz bewegen. Wenn es in kurzem sich nicht ändere, so wolle er bey einer fetten Mahlzeit, den Hauspriester seiner Frauen bereden, die Seide zu reinigen, wenn es auch durch einen Exorcismus geschehen müsse. „Um seinem Bruder aber aus etwaniger Verlegenheit zu helfen sandte er ihm Geld auf Abrechnung. Aehnliche Briefe empfiengen die Muralten und Dunus.

Indessen blieb die Seide liegen; und ungeachtet im folgenden Jahr weniger gezogen ward, so beharrten die Locarner und Mayländer bey ihrem unfreundlichen Entschluß. Die Seide von zwey Jahren lag zum grossen Nachtheil der Eigenthümer unverkauft.

Francesco, dem kaufmännische Speculationen und Auswege ganz unbekannt waren, faßte den Locarnern zu Trutz den Entschluß, die Waare nach Zürich zu senden, und diesem Beyspiel folgten nothgedrungen die Aufseher der Muraltischen und Dunischen Güter.

Die Ankunft dieser an sich selbst kostbaren Waaren, erregte bey den Eigenthümern wenig Freude, weil sie davon keinen Gebrauch zu machen wußten. Zwey geschickte Männer unter den Verwiesenen, halfen ihnen aus der Verlegenheit: Andora Cevio und Evangelista Zanino, die etwas von dem Müllenwerk verstuhnden, machten einen Versuch mit einer Seidenmühle, und sie gelang so wohl, daß die darauf gezwirnte Seide eben so gut war, als die in Italien selbst gearbeitete. Albrizius und Francesco Albertini, die im Mayländischen die Färberey getrieben hatten, unternahmen die Seide zu färben, wozu ihnen Joseph Kambli, ein verburgerter Färber, das benöthigte Geräth und Platz gab. Auch in diesem Versuch waren die Unternehmer so glücklich, daß ihre Manier von den Färbermeistern, die Bombasie und Barchet gefärbt, angenommen, und dadurch auch diese Artikel vervollkommnet wurden.

Pairano, der älteste an Jahren unter den Verwiesenen, war ein Meister im Sammet und Seidenweben, und besaß dabey die Kunst Weberstüle zu machen. Da unter den Locarnern beyderley Geschlechts mehrere Seidenweber waren, so verfertigte Pairano Weberstüle nach dem Verhältniß der gefärbten Seiden, und schon im Jahr 1558. ward Sammet und Seiden, zwar noch im Kleinen, gewoben. Das erste Sammet, so die Locarner fabricirt, ward den beyden Bürgermeistern von Haab und Lavater, und das erste Stück Seidenstoff dem Stadtschreiber verehrt.

Das Gelingen der ersten furchtsamen Versuche, ermunterte die Thätigkeit der Locarner ungemein; es ward in kurzer Zeit der Grund zu Fabriken im Grossen angelegt, und der Erwerb so leicht daß jeder Arbeitsfähige, sich und seine Haushaltung nähren konnte. Reiche Bürger traten mit den Fremdlingen für gewisse Summen in Gesellschaft, oder streckten ihnen Geld vor, und dadurch entstand der Seidenhandel wieder, welcher von Ao. 1426. an, zu Zürich ganz aufgehört hatte. *) Schon 1560 hatte Aloysius unter dem Wirthshaus zum Rappen ein grosses Gewölb eingerichtet, wo Sammet und Seiden, meistens zu Zürich fabriciert, verkauft wurde. Er schrieb davon an Francesco: „Gott bewahre mich vor Kundleuten, wie du und ich in Rom waren, sonst bin ich ein verlorner Mann; denn viel von meinem Vermögen liegt zur Schau aus: Spanier und Deutsche würden schwerlich der Versuchung widerstehen, mir meine Waaren abzunehmen."

*) Leidenschaftliche Liebe zum Krieg hatten den Bürgeren die stilleren Beschäftigungen bey Haus gänzlich verlandet, und die Züge gegen die Herzogen von Mayland, auch andere Hindernisse beförderten den Verfall der Handlung. Schinz Geschichte der Handlung der Stadt Zürich.

Von den Fremdlingen gieng der Handel auch auf die Bürger über; sie verliessen die åltern Fabricken der groben wullenen Stoffen, oder verbesserten solche mit Hilfe der Italiener Cevio und Zanino, welche zu diesem Zweck die vorher unbekannten Walkmüllen erbauten.

Die Aeuffnung der verschiedenen Fabricken erforderte bald mehrere Arbeiter, und diese bildeten sich auf der Landschaft, wo sich Weibspersonen gern mit Spinnen und Weben beschäftigten.

So erhielt Stadt und Land neue, und ergiebige Nahrungsquellen, an die man bey der Aufnahme der vertriebenen Locarner gewiß nicht gedacht, die man nicht einmal gewünscht hatte, und die Vorsehung lohnte Staat und Bürger für diese ganz uneigennützige, nur aus reiner Menschenliebe, und theilnehmendem Religionstrieb geschehene Aufnahm, mit neuen Hilfsmittlen zum Wohlstand, der bis auf unsere Tage hingeht, und auf Enkel fortdauren kann, wenn es möglich ist, bey den so sehr in's Grosse übergegangenen kaufmännischen Unternehmungen, und dem daraus entstandenen vorher unbekannten Gewinn, eben den Geist nicht nur einer ämsigen aushaltenden Arbeitsamkeit, sondern auch der Sparsamkeit, Mäßigkeit und Liebe zu einer einfachen Lebensweise beyzubehalten, in welchem diese Fabricken errichtet worden, und wenn ächter Freyheits-Vaterlands, Bürger-und Ordnungssinn, Anhänglichkeit aus Ueberzeugung an Gesetze und gute Sitten, mit Mannskraft, der Pracht, der Hoffart, Verschwendung und Leichtsinn, (welche fast unabwendbare Folgen des durch Handlung erworbenen Reichthums sind,) sich entgegen stemmen.

Als die zu Locarno vernahmen, daß die Seiden in Zürich verarbeitet werde, wollten sie die Ausfuhr dieser Waar nicht gestatten; die Hoheit that dieser Anmasung Einhalt; da geriethen sie auf den Einfall, die Seide in übermäßigen Preisen zu kaufen, die Eigenthümer gaben aber nur was ihre noch im Kleinen arbeitende Fabrick zu Zürich nicht gebrauchte. Als die Locarner sahen, daß

Seide und auch ihr Geld nach der Schweitz gieng, kam alles wieder in seine natürliche Ordnung.

Da einmal der Geist der Industrie bey der Locarner Colonie rege worden, beschäftigten sie sich nicht allein mit den Fabricanten; die Handwerker unter ihnen trieben nun auch ihre Profeßionen, da sie durch den täglichen Verkehr mit den Bürgern so viel von der Landssprache begriffen, daß sie sich verständlich machen konnten. Die Bürger befanden sich dadurch beeinträchtigt; besonders als im Verlauf von etlichen Jahren, sich noch viele Fremde in der Stadt einnisteten, und unter dem Namen vertriebner Locarner sich an die wirklichen anhängten, und die diesen zugestandene Freiheit mißbrauchten.

Um den dießfalls entstandenen nicht unbilligen Klagen abzuhelfen, ward dem Rechenrath aufgetragen, auf das neue zu untersuchen, wie viel wirklich vertriebene von Locarno annoch in der Stadt seyen, was für Handwerke sie treiben, was für andere Fremde unter diesem Namen in Zürich wohnen, und einen Vorschlag für Räth und Bürger zu bringen, unter was für Bedingnissen sie ferner in der Stadt bleiben können?

Rath und Bürger beschloß: „daß alle Fremde, die sich für Vertriebene um der Religion willen ausgeben, solches aber nicht beweisen, die Stadt räumen sollen: den Locarnern hingegen, die, wie es allgemein bekannt seye, als verfolgte Glaubens-Genossen aufgenommen worden, solle vergönnt seyn da zu bleiben, besonders auch in der Betrachtung, weil sie der Stadt und dem Land nützliche neue Gewerbe und Fabricken errichtet. Die von den Orelli und Muralto angekaufte Häuser mögen sie behalten und bewerben, doch ohne Vorwissen und Bewilligung des Staats keine mehrere käuflich an sich bringen. Sowohl zu ihrem eignen Vortheil; als, um besserer Ordnung willen, sollen die Hausväter, wie andere Bürger, sich in eine Zunft einschreiben lassen, und den Schutz wie Zunftgenößige, mithin Handel und Handwerk treiben mögen. Steuren und Wachtgelder sollen sie mit den Bürgern be-

zahlen, und wie diese den Gesetzen und Ordnungen unterthan seyn. Weil die Obrigkeit diese Fremdlinge als angesessene Einwohner ansehen will, so werden sie aufgefordert, ihre Kinder die öffentlichen Schulen besuchen zu lassen, damit sie sich früh an die bürgerliche Sprache und Lebensart gewöhnen: „Wegen denjenigen, die sich nicht ohne Unterstützung aus dem Steurgut oder der wohlthätigen Bürger zu erhalten vermochten, ward verordnet: „Sie sollen trachten für sich oder wenigstens für ihre Kinder an anderen Orten oder auf der Landschaft Nahrung zu finden; mit dem mildernden Anhang, man wolle ihnen genug Zeit lassen sich umzusehen. Diese Verordnung bewirkte, daß die so in der Stadt sich nicht nähren konnten, auf der Landschaft bey den Bauren Arbeit suchten.

So schicklich diese Anstalten im Ganzen seyn mochten, so verursachte doch der Artikul, welcher den Ankauf der Häuser, und eingeschlossen auch den Ankauf des Lands untersagte, oder wenigstens erschwerte, daß das Pflanzen der Maulbeerbäumen, und also des Seidenbaus, in der Entstehung zernichtet wurde.

Orelli und Muralt, als sie das Emporkommen der Seidenfabrik sahen, mietheten in der Nähe der Stadt ein Stück Land, welches sie mit Maulbeerbäumen besetzten, die wohl gedieheten. Der Eigenthümer erfuhr nachher den Zweck dieser Pflanzung, und wähnte, das Produkt wäre so reich wie eine Goldgrub. In dieser Voraussetzung erhöhete er den Zins auf einen unerträglichen Preis, welchen sich die Miethleute zwey Jahr mußten gefallen lassen, um die jungen Bäume nicht zu verlieren; als aber im dritten Jahr ein Frühlingsfrost die Bäume zu Grund gerichtet, kein Landbesitzer an einem tauglichen Platz, Grund um einen angemessenen Preis verleihen wollte, und über das von Locarno mehr Seide kam, als die Fabrik brauchte, ward der Versuch mit den Maulbeerbäumen ganz aufgegeben.

Das Pflanzen des Waids, welchen die Färber in Menge brauchten, gedieh aus gleicher Ursache nicht. Oben be-

nannte Männer machten auch damit eine Probe; das Anbauen besorgte Augustino Roselli: Er hielt länger als die Maulbeerbaume, aber der theure Zins des Bodens war Schuld daß die Waare nicht so wolfeil als die in Deutschland gezogene zu stehen kam; und der aus America gebrachte Indigo erhielt in der Färberey den Vorzug vor dem Waid, und machte dem Anbau desselben in Deutschland, und nach leichter in Zürich ein Ende.

Hingegen erhielt sich die Veränderung des Rebbaus, welchen Antonio Pebier als ein erfahrner Landbauer anrieth. Die Reben wurden vorhin an niedern an einander hängenden Bögen gezogen, so daß der Rebmann fast alle seine Arbeit kriechend verrichten mußte.

Pebier schlug vor, die Weinstöck nach italienischer Art an freystehenden Pfählen in die Höhe zu ziehen. Diese neue Methode ward von vielen belacht; von andern behauptet, die Trauben können nicht zur Zeitigung kommen: durch diese Einwendung nicht abgeschreckt, liessen Stadtschreiber Escher und Hans Meis in ihren eignen Weinbergen den Pebier einen Versuch machen, und die Erfahrung bewies den Vorzug dieser Pflanzungsart so klar, daß solche im ganzen Land eingeführt wurde.

Es wäre zu weitläufig, alle industriösische Versuche zu erzählen, welche die fleißigen Locarner unternahmen, von denen einige mißriethen, die mehreren glückten; ihre Thätigkeit führten die Bürger als Beyspiel von rastlosem Fleiß an, der nach etlichen Jahren Eifersucht zu erwecken schien;

Die häusliche Lage der Fremdlingen verbesserte sich zusehends; aber Giovanne von Muralto erhielt den schmeichelhaftesten Lohn, für die grossen Talente die er als Arzt und Wundarzt besaß, und welche er ausschliessend den Zürchern widmete, die mit Recht desto höher geschätzt wurden, weil grosse Männer in diesem Fach zu allen Zeiten selten sind, und es damals besonders in Zürich waren.

Menschenliebe und fromme Dankbarkeit bewegten Muralto, Reiche und Arme, die Hilfe und Rath von ihm be-

gehrten, mit gleicher Sorgfalt zu behandeln. Um gemeinnützig zu werden, hatte er sich mit Fleiß, und mit so gutem Erfolg auf die Landessprache gelegt, daß er den Zürchern wie ein Eingebohrner verständlich ward, durch seine glücklichen Curen erwarb er sich ein allgemeines und unbeschränktes Zutrauen. Die Armen, denen er Vorschriften und Arzneyen gab, ohne Bezahlung zu nehmen, und sie dennoch fleißig besuchte, verehrten ihn auszeichnend, und man raunte sich einander zu, „es wäre wohl gethan einen solchen Mann durch das Geschenk des Bürgerrechts für immer an die Stadt zu binden."

Muralto hatte einen unbestrittenen Ruf seiner vorzüglichen Geschicklichkeit aus Italien gebracht, der in Zürich bestätigt, und von da aus in die Protestantische Städte der Schweitz und nach Deutschland sich verbreitete, da wie schon angezeigt worden, das Schicksal der Vertriebenen Locarner durch die Correspondenz unter den Gelehrten, als eine angenehme Neuigkeit berichtet und aufgenommen wurde. Des grossen italienischen Arzts ward in diesen Briefen öfters gedacht, und hierauf bekam Muralto unter lockenden Versprechen, von mehreren Orten, Einladungen, sich in Deutschland zu setzen. Das ward zu Zürich ruchtbar: Er war den Bürgern theuer, und sie waren's ihm. Ohne sein Nachwerben ward das Patent des Bürgerrechts für ihn und seine Söhne ihm von Rath und Bürger verehrt, mit der ihm angenehmen Clausel, jeden auswärtigen Ruf, der ihn lang von Zürich entfernen würde, abzulehnen. Dankbarkeit für dieses unverhofte Geschenk, war ein bindender Beweggrund, seine Talente und Zeit für seine Mitbürger zu verwenden. Muralto hielt sich so gewissenhaft an die ihm vorgeschriebe Bedingniß, daß er ohne besondere Erlaubniß des Raths, auch nicht einmal einen Herren von Erlach zu Bern besuchen wollte, der in einer gefährlichen Krankheit ihn nur für wenige Tage begehrte, und durch Bullingers und Eschers Fürsprach, ihn zu dieser Reise zu bewegen suchte.

Der Rath um einem angesehenen Eidsgenossen gefällig zu seyn, ertheilte nicht nur die gesuchte Bewilligung, sondern befahl dem Arzt, die Reise ohne Aufschub zu machen, „damit seine Hilfe nicht zuspat komme." *)

An der Ehre, welche dem Giovann von Muralto wiederfahren, nahmen alle Locarner fûraus seine Verwandte den lebhaftesten Antheil. Vielleicht sahen sie in seiner Annahm einen Straal von Hoffnung für sich selbst in der Zukunft; wenigstens vermehrte sich dadurch ihre Anhänglichkeit an den Staat, der sie so großmüthig behandelte. Orelli schrieb in einem triumphierenden Styl an Francesco über diese frohe Begebenheit; am Ende konnte er sich nicht hinterhalten, zu sagen: „Steck es den lieblosen Pfaffen, die uns weggetrieben in Busen, daß die Enkel des Manns, den sie lieber verbrannt als weggejagt hätten, einst als Syndicatoren und Landvögte nach Locarno kommen können, deren Speichel denn dieses Geschmeis demüthig lecken wird." Ueber seine eignen Erwartungen bey diesem Anlaas schreibt er: „Die Ehre Bürger zu werden, kann ich um den Staat nicht verdienen; auch wenn's zum Krieg käme, (wozu aber gar kein Anschein mehr ist) so bin ich zu alt um etwas Auszeichnendes zu thun; ich kann nichts als Geld und Gewinn in Umlauf bringen, und dafür fällt die Belohnung von sich selbst in meinen Beutel. Doch wer weißt, was an meinen Söhnen geschiehet, –die gute Gunst haben!"

Ueber das wegen Muraltos Erhebung gegebne Festin meldet er: „In der Freude unsers Herzens, haben meine treue Appolonia und ich unsere gewohnte Eingeschränktheit zum ersten mal überschritten: Sie richtete dem Giovann

---

*) Von Muralto gieng mit seinem Vater Lodovica nach Bern, und curierte den Kranken. Dem glücklichen Erfolg dieser Cur, hatte sein Vater, dem Bern gefiel, und der daselbst blieb, zum Theil das Glück zu danken, daß er daselbst das Bürgerrecht erhielt, nachdem er des damaligen Schultheissen von Müllinen Tochter geheurathet.

zu Ehren ein grosses Gastgebott nach unserer Manier zu, an welchem viele Magistratspersonen, und Kirchenlehrer freundlich Theil nahmen: die Gäste waren alle zufrieden, und niemand hat uns darum übel geredt: Appolonia war mit ihrem wenigen Deutschen nicht sparsam: ihre Sprachfehler gaben mitunter wol zum Lachen, aber nicht zum Spott Anlaas u. s. w.

Bey dem immer zunehmenden Wohlstand, kamen die Locarner auch in mehrere gesellschaftliche Verbindungen, wodurch ihre Existenz angenehmer und auch sicherer ward. Wie schon gesagt worden, hatte Orelli als Knabe, bey Anlaas der Eidsgenößischen Zügen in das Mayländische viele Zürcher gekannt; die nochlebenden behandelten den älternden Mann, mit derjenigen herzlichen Güte und Liebe, welche durch die Rückerinnerung an Tugendverbindungen und überstandene gemeinschaftliche Gefahren erweckt; und um des angenehmen Genusses wegen gern unterhalten wird, die das abnehmende Alter, in die kraftvolle Jünglings- und Mannsjahre zurückführt: Sein religioser Sinn und seine Bekanntschaft mit den Wissenschaften, unterhielten seine gerad anfängliche Verbindungen mit Bullinger und Lavater, zu denen auch Muralto und Dunus, ihrer eignen Verdienste wegen, einen vertrauten Zugang hatten.

Verschiedene Locarner-Frauen hatten Umgang mit den Frauen von Zürich, und erwarben sich Freundinnen. Orelli schrieb über den Carakter der Züricherinnen an seinen Bruder: „Meine Appolonia giebt den Frauen von Zürich den Vorzug vor den Italienischen im gesellschaftlichen Leben: Ihr offnes Wesen, ihre Gutmüthigkeit, die gern alles zum Besten deutet, ihre vernünftige Gespräche, behagen ihr besser, als das Zurückhalten, das Ceremonielle, und der gesuchte Witz der Italienerinnen. Bey uns ward sie ein Beyspiel von häuslicher Ordnung und Reinlichkeit; und doch hat sie in Zürich viel zu lernen gefunden: das hiesige Frauenzimmer setzt, und mit Recht, auf diese Dinge einen hohen Werth, und fordert sie auch

von unsern Frauen. Sie geben hierin gern Lehren, und haben darüber eine eigne Art; das Fremde oder was ihnen nicht gefällt, belächeln sie; aber man siehet es ihnen an, daß nur ihre Gutmüthigkeit sie abhält solches zu belachen. Sie geben ihre Lehren und Zurechtweisungen, mit einem Ernst, der nur durch Treuherzigkeit so gemildert wird, daß er weder beleidigen noch beschämen kann. Ihre eigne Ueberzeugung, daß sie es nicht nur gut meinen, sondern auch diese Dinge gut verstehen, giebt ihren Lehren den Ausdruck der Zuversicht, der auch der Dreistigkeit selbst den Widerspruch schwer machen wurde. Unsere Frauen finden am Ende, daß ihre Lehrmeisterinnen Recht haben, und befinden sich gut dabey; denn in der Haushaltung geht es ordentlicher, ihre Folgsamkeit macht sie beliebt, und die guten Züricherinnen bilden sich etwas darauf ein, unsere häuslichen Einrichtungen nach ihren eignen, und nach Landesart umzubilden."

Obgleich die Locarner-Colonie in wenigen Jahren nach ihrer Niederlassung zu Zürich sich durch eigne Industrie recht gut fortzuhelfen wußte, und deswegen den Privatpersonen nicht mehr beschwerlich seyn durfte, so blieb hingegen solcher der Schutz und die Unterstützung der Regierung nothwendig und unentbehrlich, und eben darum gereichten ihr die gesellschaftlichen Verbindungen mit Magistratspersonen zu grossem Vortheil, deren Freundschaft nie ermüdete, sie gegen die Chicanen der Catholischen Locarner zu vertheidigen.

Es ist oben bemerkt worden, daß die Verwiesene ihre liegende Güter in ihrer Heymath, in dem ihnen bestimmten Zeitraum nicht verkaufen konnten, und deswegen gezwungen waren, solche durch Locarner verwalten zu lassen. Diese durch Eigennutz und von den Mönchen angefachten Haß getrieben, erlaubten sich ohne Scheu alle Untreu. Sie hinterhielten die Einkünfte, verzögerten den Verkauf der Güter, oder wenn etwas verkauft wurde, so behielten sie das Geld unter mancherley Vorwand zurück unter welchen der sehr beleidigend für die Vertriebenen

war, daß ein Theil des Gelds auf Verlangen der Zurückgebliebenen Verwandten, angewandt werde, Messen für die Bekehrung der Ausgewanderten zu lesen, die mit vierfacher Taxe müssen bezahlt werden.

Die Mönchen bedienten sich auf offner Kanzel gar sonderbarer Wendungen, um diese feindseligen Gesinnungen gegen die Verwiesenen zu unterhalten. Als eine Probe mag der Auszug einer Predigt dienen, den Francesco seinem Bruder überschrieb. Er meldet ihm: „Erst gestern hab ich aus der Predigt des gelehrten Fra Pancratius gelernt, daß ein Prophet, der Zacharias hieß, schon vor etlich tausend Jahren eure Ueberfahrt in die Schweitz deutlich vorgesagt. Du kannst ihn nachschlagen, ich habe nicht Zeit: Aber es soll da ausdrücklich heissen, daß zwey Weiber die Gottlosigkeit, in einem grossen Faß, wol mit Bley gedeckt, in das Land Sinear getragen, wo ihr soll ein Haus gebauen werden. *) Ich begriff die Sach nicht, bis er erklärte: die zwey Weiber wären die Zwinglische und Lutheranische Sekten; durch die Gottlosigkeit wurdet ihr Verwiesene sammt und sonders beschrieben, und die ketzerische Schweitz wäre ja durch den Anfangsbuchstaben S. in dem Wort Sinear so klar bezeichnet, daß es keinem Menschen dunkel bleiben könne, der fünf Sinnen habe. Das Haus werde auch wie der Prophet sage, bald errichtet seyn; es bedeute nichts anders als eure Bett und Singhäuser; der Bleykletze stelle eure Hartnäckigkeit und geistliche Dummheit leibhaft vor. Was mit dem Faß gemeint seye, ließ er seine Zuhörer selbst rathen. Willst du jetzt noch verstockt bleiben." Francesco fährt fort: „Diese Predigt ward mit vielem Beyfall angehört, und meine Donna schien dadurch sehr erbaut, die mehr auf den Kutten, und besonders auf Fra Pancratius hält, als mir lieb ist. Er ward, wie leider zu oft geschiehet ohne mein Wissen zu Tafel geladen; der Aerger hatte mir die Eßlust genommen.

*) Zacharia Cap. V. v. 5-11.

Er frass. Ich konnte es nicht lassen ihm etwas über seine Auslegungskunst aufzutischen, und bemerkte, seine Deutung möge wohl wie noch viele andere Legenden aus den Wolken gegriffen seyn: Einmal haben weder Engel noch Teufel und noch viel weniger ein paar Weiber, die armen ausgejagte Gesellen über die Berge getragen; sie seyen ja am Fuss derselben etliche Monath im Schnee vergraben gewesen; und dass die, so es z. bezahlen vermochten, nachher auf Pferdten und Mauleseln davon geritten, das werden diese Thier ihm selbst bezeugen, wenn er nach seines Stifters des Herren Antonius Beyspiel, die Kunde darüber von ihnen vernehmen wolle. Dass er die reformierte Schweitz mit Sinear bezeichne, könnte ihn, wenn es die Cantonen erfahren, in Gefahr bringen, in seinem Prophetenfass selbst dahin gerollt zu werden. Der cholerische Bruder nahm dies sehr übel, redte von Perlen, für die es ewig schade sey, dass sie den atheistischen Hunden vorgeworfen worden, und blickte dabey wüthend auf mich: das hatte ich zum Dank für meine fette Mahlzeit. Wenn du etwas von geflügelten Weibern weist, die in einer Falle die Gottlosigkeit fangen, so bitte sie, noch einmal herzufahren, und ihr Fass mit Kutten zu beladen; nur den bleyernen Deckel brauchen sie nicht, die Last wird ohne diess gross seyn, u. s. w.

Solche Gesinnungen der Geistlichen, die seit Landvogt Räuchlin's Abzug ganz ungescheut vorgetragen wurden, beredten die so schon eigennützigen Locarner leicht, es wäre nicht möglich gegen die Vertriebenen ungerecht zu seyn. Daneben hoften sie auch, zwar unbegründt, wie der Erfolg zeigte, auf die Nachsicht der Mehrheit der Cantonen.

Als die Locarner in Zürich auf wiederholte Forderungen keine, oder gar spottende Antworten bekamen, klagten sie ihre Noth verschiedenen ihnen bekannten Gliedern der Regierung; durch sie ward die ganze Sache dem Rath vorgetragen, und von diesem verfügt; „die Locarner sollen aus ihrem Mittel Abgeordnete auf den nächst zu halten-

den Tag zu Baden senden *) und ihre Beschwerden den versammelten Eidsgenößischen Botten vortragen." Den Gesandten von Zürich Hans Thumeisen und Stadtschreiber Escher, ward befohlen, zu verschaffen, daß jene ohne Verzug für die Seßion verhört und ihnen Recht gehalten, und daß der Landvogt von Locarno mit Nachdruck aufgefordert werde, die Verwalter zu zwingen, um die ihnen übergebene Güter genaue Rechnungen zu stellen, und was sie schuldig ohne Aufschub zu bezahlen.

Den Locarner Abgeordneten ward ohne Widerspruch erlaubt, vor der Seßion zu erscheinen, und weil ihre Forderung sich auf einen Vergliech gründete, so ward von den 12 Orten der Befehl zugesandt: die Verwalter der Güter, und auch die so davon gekauft, zu der Erstattung der sich widerrechtlich zugeeigneten Gelder anzuhalten.

Die VII Orte, um einen Beweis zu geben, daß wenn sie die Einführung der neuen Lehre nicht gestattet hätten, sie dennoch keinen Chicanen gegen die Verwiesenen durch die Finger sehen wollen, erzeigten sich gegen Giovann v. Muralto in einem Punkt gefällig, welcher nicht in dem Vergliech begriffen war.

Giovanni Schwiegermutter nemlich hatte noch ihres Manns Absterben, in das Mayländische geheurathet, und behauptete ihr eignes Gut und was sie von ihres ersten Manns Vermögen Lebenslang nach dem Testament zu geniessen hatte, mitzunehmen, und die weggezogene Kinder zu enterben. Von Muralto protestierte dagegen: Der Syndicat nahm die Protestation an, und erkannte: Die Frau sollte alle Zinse beziehen, das Hauptgut aber zu Locarno lassen, und solches nach ihrem Tode an die natürlichen Erben fallen.

Eben so billig waren die Cantonen gegen zwey Frauen und etliche Kinder, die ihren Männern nicht nach Zürich hatten folgen wollen oder nicht hatten folgen können, und jetzt sich gern wieder mit ihnen vereint hätten. Aber die

---

*) November 1558.

Verwandten hatten Mittel gefunden, sie mit Gewalt zuzückzuhalten.

Thumeisen und Escher begehrten für sie die Freiheit, nach Zürich zu gehen; und auch das ward gestattet.

Dieses Benehmen der Cantone zeigt den Einfluß, welchen der Päbstliche Nuntius bey dem strengen Strafurtheil, das in seiner Gegenwart zu Baden gefällt worden, gehabt hat.

Bey dem Aufleben der Handlung ward es für Zürich und besonders für die Locarner wichtig, daß die Crida der Mayländischen Regierung, durch welche jenen aller Handel und Wandel in die Lombardie bey Lebensstraf untersagt war, unkräftig wurde. Zürich negocierte darüber mit Mayland, ohne daß die VII Cantone etwas dawider hatten, und die Crida ward aufgehoben. Den Zürcherschen Locarnern ward Sicherheit und Freyheit zugesagt, in dem Mayländischen zu reisen, jedoch mit dem Anhang, sich aller Religionsgespräche gänzlich zu enthalten.

Martino von Muralto und Aloysius von Orelli waren die ersten, welche diese Freyheit benutzten; sie reisten hin, um mit Hilfe des Francesco von Orelli ihre Güter zu verkaufen; zugleich nahmen sie Proben von Zürcherischen Waaren mit, auf welche sie Bestellung erhielten, und brachten dagegen verschiedene Italiänische, natürliche und Kunstprodukte zurück, deren Absatz in der Schweiz sie vermuthen konnten. Diese an sich unbedeutende Reise, ist als der Anfang des weitgehenden kaufmännischen Verkehrs anzusehen, welches in der Folge zwischen Zürich und den verschiedenen Provinzen Italiens entstuhnd.

In allem was das Italiänische Interesse angieng, fand die Locarner-Colonie einen warmen unermüdeten Gönner an dem alten Landvogt Räuchlin, der es sich zu einer Gewissensangelegenheit machte, die Strenge, zu welcher er gegen sie, während seiner Regierung zu Locarno war gezwungen worden, in Zürich so viel er vermochte, zu verguten. Er war's, der vor Rath antrug,

bey den Eidsgenossen zu bewürken, daß die Waaren der zu Zürich seßhaften Locarner gleicher Zollfreyheit theilhaft würden, welche nicht nur die Bürger, sondern alle anerkannte Einwohner der Eidsgenößischen Staaten genossen: Ferner, daß die Nobili von Locarno angehalten würden, ihre verwiesene Adelsgenossen als Theilhaber der adelichen Universität zu Locarno, und also auch der von solcher sich herleitenden Einkünften und Privilegien anzuerkennen.

Beyde Punkten wurden auf dem Sindicat zu Baden vorgetragen, von den Protestantischen Cantonen, und Luzern und Solothurn unterstüzt; aber durch Mehrheit der Stimmen ward der erste verweigert, und gegen den zweyten, über welchen man die Edelleute zu Locarno verhören wollte, machten diese so viel Lärmen und Einwendungen, ohne auf die Gegenvorstellungen des Francesco und einiger anderer zu achten, daß auch dieser aufgegeben wurde. Erst lange nachher als Aloysius Enkel das Burgerrecht erhalten, und die Locarner-Familien zu Zürich bis auf einige wenige, ausgestorben waren, erhielten die Uebriggebliebenen die allgemeine Zollfreyheit, und die Orelli und Muralto, (die Dunus waren ausgestorben), wieder die Theilnahme an den Privilegien der seßhaften Edeln zu Locarno. *)

Der ehrliche Räuchli konnte sich lange nicht entschliessen, diese beyden Punkten aufzugeben; er hoffte auf Nachgiebigkeit von den Italiänischen Locarnern, aus persönlicher Hochachtung gegen ihn, und weil sie eben jezt seiner Unterstützung bedurften, um von der Hoheit die Bestättigung einiger Satzungen zu erhalten, welche sie in den lezten Wochen seiner Regierung und mit seiner Erlaubniß entworfen hatten. Er schrieb an etliche Locarner-Räthe, und nahm über sich, ihrem Ansuchen das Wort zureden, in sofern sie selbst sich billig gegen ihre ausgewanderte Landleute beweisen würden. Weil

*) 1670.

Weil diese begehrte Verfügungen, die Denkungsart der Italiänischen Locarner ziemlich carakterisieren, so verdienen sie in einem kurzen Auszug angezeigt zu werden.

Rath und Gemeinde von Locarno bittet die Hoheit, folgende unter ihnen angenommene Gesetze zu ihrem Besten zu bekräftigen.

Wenn einer den anderen in seinem eigenen Haus überfallen, schelten oder schädigen würde, unter was Gestalt das wäre, der soll um 100 Pfund Buß verfallen seyn, doch das Klapperwerk der Weiber nicht darunter gemeint, auch die Händel auf offner Straß nicht; über diese letztern mag nach den Umständen gerichtet werden.

Item: So die Knaben unter 25 Jahren einander mit Fäusten schlagen, oder mit Steinen werfen, wie es bey solchen Jungen gebräuchlich ist, sollen sie darum nicht gestraft werden.

Item: So einer Zauberwerk in Ehesachen triebe, dadurch die Eheleut zu der ehelichen Beywohnung untüchtig gemacht werden, wie es sint Jahr und Tagen leider oft geschehen, daß ein solcher böser Zauberer am Leben soll gestraft werden.

In dem Schreiben an Räuchli empfahlen sie ihm dies ihr Ansuchen recht dringend, als eine Sache, die das Wohl Junger und Alter in der ganzen Herrschaft betreffe, und allen sehr am Herzen liege. Hingegen schlugen sie rund ab, den Edlen zu Zürich einigen Vortheil einzuräumen, weil solche als Verwiesene in keiner Gemeinschaft mit ihnen stehen können.

In einem gleichzeitigen Schreiben an Räuchlin von Francesco, giebt dieser den Grund der Verweigerung an: Nemlich Rache wegen dem Befehl, welche die Verwiesenen auf dem Sindicat zur Erstattung ihrer zurückgelassenen Güter ausgewirkt, Rechnung zu geben, dies sey ihnen unerwartet und ungelegen, weil viele Verwalter diese Güter schon als ihr Eigenthum angesehen. An mir (schreibt er), haben sie Rache genommen, wie nieder-

trächtige Buben thun, weil ich die Rechte meines Bruders und meiner Verwandten verfochten: Sie haben mich nemlich wegen eines Huhns verklagt, das ich an einem Fasttag gegessen, da ich unpäßlich war. Wenn ich deswegen Strafe bezahlen muß, welches ihre Absicht und auch wahrscheinlich ist, so mag ich unter diesen Leuten weder fett noch mager essen; ich ziehe lieber weit von ihnen.

Nun baten die Locarner in Zürich den Landvogt Räuchlin die beyden Punkten fahren zu lassen, besonders weil der zweyte nur wenige aus ihrem Mittel betreffe, und sie die Regierung nicht mit kleinfügigen Dingen ermüden wollen, da sie derselben Schluß in wichtigern und langwierigen nöthig haben. Räuchlin gab diesen Vorstellungen Gehör; aber er war bitter böse, weniger über den empfangenen Abschlag, als über die Ursache desselben, und über die Rache an Francesco.

Noch ein Wort über den ehrlichen Räuchlin, und einige Züge die uns seine Denkungs- und Handlungsart darstellen.

Am Ende des ersten Jahrs seiner Regierung schrieb er an den Rath in Zürich: Er habe nach dem Befehl seiner Oberen keine Geschenke, und weder Mieth noch Gaben genommen, aber auch die Erfahrung gemacht, daß die rechtmäßige Besoldung eines Landvogts, zu seinem Unterhalt nicht hinreiche. Seine ganze Einnahme betrage hundert und zehen Kronen; dafür müsse er drey Hengste im Stall halten, den Weiblen und Unterbeamten oft zu essen geben, und alle rechtliche Personen, die in das Schloß kommen der Hoheit zu Ehre traktieren. Seine Haushaltung koste über zweyhundert Kronen, ohne die Ausgaben bey seinem Auf- und Abzug; aus diesen Gründen sey er genöthigt, um Verbesserung seines Gehalts zu bitten.

Die Landvögte der drey anderen Herrschaften kamen mit einem gleichen Ansuchen, worauf die Cantonen eine Zulage von vierzig Kronen verfügten, die jede Land-

schaft ihrem Vogt jährlich zahlen sollte: da aber Locarno sich bey dem Landvogt über diese Auflage beschwerte, entsagte er der Verbesserung seines Gehalts freywillig. Allein bey diesem uneigennützigen Betragen kam der ehrliche Mann so ins Gedräng, daß ihm das Geld zu der Heimreise fehlte. Er war deswegen gezwungen, sich wieder an den Rath zu wenden, welchem er schrieb: „Dieweil die Zeit meiner Heimfahrt, Gott sey Lob, nahet, und mir solche zu machen am nöthigen manglet, so bitt ich Euch G. HHerren, daß Ihr Euwren Botten die auf den Tag kommen, erlaubet, mir etwas Geld vorzustrecken, damit ich nit hier an Jemands Gnad kommen müsse, das doch Euch und mir, meines Bedunkens wenig ehrlich, sondern verwyslich wäre: Und so der Bott mit Euwerer Erlaubnuß mir etwas fürsezt, so will ich es, so bald mir Gott heimhilft, wieder ehrlich erlegen und bezahlen, und um Euch G. HHerren und Väter in aller Unterthänigkeit verdienen und verschulden u. s. w."

Räuchli erhielt auf diese Bitte von dem Gesandten Geld auf Abrechnung, das er richtig zurück bezahlte. Die mit seinem ganzen Betragen zufriedene Obrigkeit, schenkte ihm dreyhundert Kronen als eine Entschädigung.

Des Landvogts anhaltenden Bemühungen, und seinen günstigen Berichten vor Rath, die sich auf individuelle und Localkenntnisse der Verwalter zu Locarno, und der Besitzungen der Verwiesenen gründeten, verdankten leztere, daß sie Rechnungen und einen beträchtlichen Theil des Werths ihrer Güter nach und nach erhielten.

Eschers, Räuchlins und Lavaters Fürsprache hatte Orelli fürnemlich die Erlaubniß des Raths zu danken, ein Haus zu kaufen. Durch diese Gunst, die seiner Existenz eine neue Sicherheit gab, glaubte er sich auch auf das neue, an alle Gesetze und Verordnungen des Staats gebunden. Von diesem Pflichtgefühl getrieben, warnte er seinen Bruder Francesco, daß er und andere Locarner ihre Briefe nicht mehr durch einen verkleideten Mönch

nach Zürich senden sollten, der zum Schein Italiänische Waaren mitbrachte, und unter dem Vorwand solche zu verkaufen, einige Tage in der Stadt blieb, und von zwey Familien wohl bezahlt, in ihren Häusern heimlich Messe las, *) fremden Catholischen, auf deren Verschwiegenheit und Religionseifer man sich glaubte verlassen zu können, ward der Zutritt zu diesen verborgenen Messen gestattet, aber sie konnten nicht unterlassen, groß damit zu thun, gegen einige Verwiesene, daß der alte Glauben noch Anhänger in Zürich unter angesehenen Leuten habe. Orelli drohte dem Priester sein Geschäft der Obrigkeit anzuzeigen, wenn er wieder wagen würde, nach Zürich zu kommen; und seinem Bruder schrieb er seinen festen Entschluß; daß er geradezu keinen Anlaß geben wolle, daß den klaren Gesetzen des Staats, der ihn so gut aufgenommen, schnurstracks zuwieder gehandlet werde; auch halte er für unredlich, sich zu stellen, als wisse r nichts. Francesco, dessen Fürliebe für die Mönche wir kennen, und der von diesen heimlichen Verrichtungen nichts wußte, antwortete: „Schade daß der Pfaffe gewarnt worden, und nicht zwischen vier Mauren sitzt. Er ist einer von denen, die an den verbottnen Tagen die gebratnen Hüner besser wittern, als mein Spürhund das Gewild.“

Es finden sich keine Anzeigen, daß dieser weggescheuchte Priester wieder nach Zürich gekommen; dagegen ward aber auch der Briefwechsel nach Locarno mehr unterbrochen, weil über den Gothardsberg noch keine Post errichtet war; und die in Italien handelnde mußten oft lang auf eine Gelegenheit warten, bis Jemand ihre Briefe mitnahm.

Dieser Ungelegenheit abzuhelfen, dingten die Orelli, Muralto und Dunus einen zu Zürich seßhaften Locarner, der je nach Nothdurft alle zwey oder drey Monat einmal über den Gothard gieng, und sein Paquet anfänglich zu

---

*) 1560.

Bellinzona einem vertrauten Botten übergab, bis er bald hernach Sicherheit erlangte, die Briefe nach Lugano und Locarno zu bringen. So kam das Verkehr wieder in Ordnung, und dieser Briefträger gab später Anlaß zu Errichtung der wichtigen Italiänischen Post.

Aber ein anderes Uebel, das aus Orelli wohlgemeintem Eifer entstand, seine Person betraf, und sehr wahrscheinlich für seine Söhne nachtheilige Folgen hatte, war die Feindschaft derjenigen angesehenen Personen, in deren Häusern Messe gelesen worden, und die es ihm nicht vergeben konnten, ihren Priester verscheucht zu haben. Sie machten ihm zwar keine Vorwürfe, stellten sich sogar als wenn sie von allem nichts wußten, redten aber von ihm und allen Locarnern übel, und suchten ihre Betriebsamkeit und ihren Fleiß, als den alten Bürgern nachtheilig vorzustellen, und es dahin zu bringen, daß sie im Betrieb ihrer Gewerbe und Handwerken mehr eingeschränkt würden.

Der Gewinn so der Stadt und dem Land, in den damals theuren Zeiten aus den neuangelegten Fabricken zufloß, widerlegte diese Vorstellungen, und machte solche unwirksam; und als eine neue Untersuchung über die Handwerktreibenden Locarner vorgenommen ward, so zeigte sich, daß auch dieser ihr Haupterwerb mehr aus einem Handel im Kleinen mit Italiänischen Produkten herkam als von ihrer Handarbeit, und folglich auch diese Classe den Bürgern sehr wenig Eintrag that; es blieb also beym Alten. Aber es sind Spuren da, daß diese Feindschaft lange nach des Aloysius Tode wirkte, als seine Söhne sich um das Bürgerrecht bewarben, welches ihnen durch Mehrheit der Stimmen abgeschlagen ward.

Nur sehr wenige Locarner wußten, was eigentlich zu dieser ganzen sie betroffenen Untersuchung den Anlaß gegeben: ohne sich darüber zu erklären, bedienten Muralto und Orelli sich dieser Gelegenheit, ihren Landsleuten vorzustellen, wie nothwendig es sey, da sie Privatpersonen nicht mehr beschwerlich seyn müssen, nun auch der

Obrigkeit alle Unkösten abzuheben, die sie bis jetzt ihret-wegen gehabt. Die wesentlichste war die Besoldung des Predigers Bernardo Ochino. Da alle Locarner genug von der Landessprache verstuhnden, um bey dem deutschen Gottesdienst sich eben so zu erbauen, als bey dem Italiänischen, so war die Predigt in dieser Sprache nicht mehr nothwendig, und nur aus Güte behielt der Magistrat den Italiänischen Prediger bey.

Die Gemeind beschloß den Magistrat zu bitten, ihr den lebenslangen Unterhalt des Ochino zu überlassen. Aber Ochino mußte von seiner Gemeind und von Zürich fort, ehe über seine fernere Versorgung ein Entschluß genommen werden konnte.

Das Lesen Socinianischer Schriften hatte ihn ganz in dieses System verwicklet, und ein lebhaftes Temperament ließ ihm nicht zu, seine Meynungen für sich zu behalten; er äusserte solche in Gesellschaften ohne Rückhalt, und beym Widerspruch vertheidigte er sie mit unbesinntem Eifer. Dies erregte Aufmerksamkeit und den Verdacht, sein öffentlicher und Privatunterricht wäre wohl nicht rein orthodox.

Bullinger übernahm mit ihm zu reden und ihn zurecht zu weisen, falls der Grund seiner Aeusserungen in seinen Gesinnungen liege, und etwas mehr dabey wäre als Disputierlust. Er ließ sich also mit Ochinus in ein Gespräch ein, in welchem er dessen Lehrbegriff widerlegt zu haben, sich beredte, und warnte ihn zugleich mit der freundlichen Schonung, die man einem schuldig ist, der lange Jahre allgemeine Achtung und Liebe verdient und genossen hatte.

Ochinus gestuhnd seine Unvorsichtigkeit, und versprach als öffentlicher Lehrer nichts vorzutragen, das der Zürcherischen Confeßion entgegen wäre. Es möchte ihm dieses Versprechen wohl Ernst gewesen seyn; aber seine natürliche Heftigkeit, die mit dem Alter unbändiger wurde, machte ihn solches bald vergessen, und eine neue Miß-

billigung reizte ihn so auf, daß er auf offner Kanzel sein System verfocht.

Das konnte nicht ungerügt bleiben: Er ward vor das Convent der Kirchenlehrer berufen, vor welchem er über seine Predigt Rechnung geben sollte. Hier trug er seine Meynungen mit solcher Freymüthigkeit und Unerschrockenheit vor, die ihm bey einer bessern Sache Ehre gemacht hätte. Seine vielen gelehrten Kenntnissen, der grosse Ruff den er unter den Protestanten erworben, und Mitleiden mit den manchen Widerwärtigkeiten, die er muthig ertragen hatte, vermochte die Geistlichkeit, ihn wieder mit schonender Sanftmuth zu behandeln; man bemühte sich ihn seines Irrthums zu überzeugen, und gab ihm Zeit, in sich selbst zu gehen und zu überlegen. Der Schluss war freilich, weil er auf offener Kanzel falsche Lehrsätze vorgetragen, so müsse er sie auch öffentlich wiederrufen. Bullinger gieng so weit, daß er ihm so zu sagen die Worte in den Mund legte, die er bey dem Widerruf brauchen könnte, ohne seiner Ehre zu schaden, oder sich verächtlich zu machen: Aber der alte Ochinus wollte sich dazu nicht bereden lassen, und auf alles was man ihm sagte, blieb seine einzige und letzte Antwort: Seine Meynungen seyen ihm theurer als eine Pfrunde, und als das Leben selbst, und das Gewissen verpflichte ihn, das zu lehren, wovon er überzeugt sey.

Auf diese, vor dem geistlichen Richter gethane Erklärung, ward ihm seine Pfarrstelle genommen, und ihm befohlen, die Stadt und das Gebiet von Zürich ohne einigen Aufschub zu verlassen: Er folgte und gieng nach Deutschland.

Auch Beccaria war gestorben; der italiänische Gottesdienst ward also abgestellt. Nur wenn durchreisende Prediger Lust hatten, sich hören zu lassen, so erhielten sie leicht die Erlaubniß dazu, diese benutzten vorzüglich und viele Jahre Italiänische Geistliche, die zu Genf sich aufhielten, weil sie, nebst der Ehre auch eine hübsche Verehrung von der Colonie bezogen.

Ohngefähr um diese Zeit kam Francesco auf den Einfall, Locarno zu verlassen, und seinen Bruder nach Zürich zu folgen. Nicht religiose Beweggründe brachten ihn auf diese Gedanken; denn es lag in seinen Gesinnungen zu glauben, was er konnte, und öffentlich den herrschenden Gottesdienst mitzumachen, auch nicht Anhänglichkeit allein an Aloysius, an dessen Gesellschaft in den letzten Jahren zu Locarno er sich so gewöhnt hatte, daß er sint dessen Abreise eine unbehagliche Oede empfand, über welche er öfters klagte. Es war hauptsächlich Verdruß über seine ganze Lage, und häusliche Widerwärtigkeiten, welche in ihm den Wunsch hervorbrachten, sich aus seinem Vaterland zu entfernen. Als eifriger Vertheidiger der Rechtsamen seiner ausgewanderten Freunden hatte er sich mit den übrigen Edelleuten zu Locarno abgeworfen, und er mußte, auf eine, für einen geraden Mann unangenehme Weise, gegen vielfache Kränkungen auf der Hut seyn. Zu dem kam noch, daß er wegen jenem gebratenen Huhn, so er an einem Fasttag gegessen, um die unerhörte Buß von 500 Kronen angelegt ward. *) Seine Angeber hatten Huhn und Fasttag in Hühner und Fasttäge verwandelt, nach welcher Aussage wahrscheinlich die Busse bestimmt ward, das kränkte und bracht ihn sehr auf. Was ihn aber vollends drückte war ein Hausgeistlicher, der des Francesco Frau gänzlich beherrschte, und auch über den Mann gern den Meister gespielt hätte: Da der Frate oft der Gegenstand des Hohns des Francesco war, so rächte jener sich dadurch, daß er die Frau gegen den Mann aufhetzte, und ihr Gewissen quälte, weil sie mit einem Mann lebte, der wegen freygeisterschen Gesinnungen und Verachtung der Geistlichkeit unwiderbringlich zur Hölle verdammt wäre. Die Frau plagte den Francesco, bisweilen mit Klagen, noch viel öfters mit Vorwürfen über

*) Er apellierte von diesem harten Spruch; in den Abscheiden aber findet sich nicht bemerkt, ob er die Strafe bezahlen mußte, oder ob er ledig gesprochen worden?

Ruchlosigkeit. Der älteste Sohn war in des Vaters Grundsätzen erzogen, deswegen ward er ein Gegenstand des Hasses des Priesters, und des Kummers der Mutter. Eine Tochter hingegen, und zwey jüngere Söhne hielten es mit dieser; und so ward Francesco's Haus eine Wohnung der Unruhe und Verwirrung für ihn.

Ein heftiger Streit entstuhnd aus einem an sich selbst lächerlichen Grund, der aber als Beytrag zu allem übrigen Francescos Geduld erschöpfte. Er blätterte nemlich bisweilen in einer lateinischen Bibel, und las fleißig den Decamerone von Bocaccio; mit den erbaulichen Mönchsstreichen, aus diesem Buch neckte er seinen Priester: dieser bewies der Frau, daß die Bibel in den Händen eines Layen verderbliches Gift, und Bocaccio der wahre Wegweiser zur Hölle wäre, und beyde machten ein Complot diese gefährlichen Bücher zu verbrennen. Dieses Rettungsmittel nahm Francesco so übel, daß er den Priester unsanft und für immer aus dem Hause wies. Dadurch ward aber weder der Hausfriede hergestellt noch die Lage besser. Die Frau jammerte über die Ruchlosigkeit, mit welcher der Priester behandelt worden, und dieser verhetzte seine Mitbrüder, und andere bey denen er Gehör fand. Der Erzpriester drohte wegen dem Lesen verbottner Bücher; und Francesco, der Beweis genug hatte, daß geistliche Drohungen nicht in Wind zu schlagen wären, entschloß sich, von Locarno weg und nach Zürich zu gehen. Er beschrieb seinem Bruder die elende Lage, in welcher er lebte, und verglich sie nicht nur dem Fegfeur, sondern der Hölle, indem er ihm zugleich seinen Entschluß mit seinem Sohn nach Zürich zu gehen meldete, und die Anstalten, die er nehme, um unabhängig leben zu können. In diesem allem erwartete er des Aloysius herzlichen Beyfall.

Aber dieser ließ sich weder durch Bruderliebe, noch durch das Vergnügen, das er aus einem Beyeinanderleben hoste, irre führen, und wollte einen raschen Entschluß nicht aufmuntern, von welchem er lange und unangenehme

Folgen vorauszusehen glaubte. Er kannte seines Bruders Gesinnungen über Religionssachen; er wußte daß er ungeachtet seiner dießfälligen Gleichgültigkeit, doch viel zu ehrlich war, ein Glaubensbekenntniß abzulegen, blos um äusserer Vortheile willen, von dem er nicht überzeugt war, und eben so gut wußte er, daß ein Deist so wenig für Zürich paßte als ein Catholik. Die Trennung von Weib und einem Theil der Kinder wollte ihm auch nicht einleuchten. Er bat deswegen Francesco, ihm einen Besuch in Zürich zu machen, bevor er den Entschluß, Locarno auf immer zu verlassen, ruchtbar werden lasse.

Francesco kam nach Zürich, freute sich seines Bruders und der Locarner Wohlstand; es gefiel ihm ausnehmend, und es hatte das Ansehen, daß er in allem Ernst darauf denke, sich da niederzulassen. Ein Aufenthalt von etlichen Wochen änderte aber dieses Vorhaben. Unkunde der Sprache hinderte ihn, mit Zürichern viel Umgang zu haben. Durch sich selbst und durch angesehene Männer ward er überzeugt, daß er als Catholik nicht zu einem Einsäß könne angenommen werden; und entschliessen konnte er sich nicht, der Religion öffentlich zu entsagen, zu welcher er sich bisdahin bekannt hatte, und noch viel weniger um eines Glaubensbekenntnisses willen, einen Theil seiner Güter fahren zu lassen, oder gar von seinem Weibe abhängig zu werden. Er fand also am besten nach Italien zurückzugehen, und daselbst andere Maasregeln zu nehmen, um sich Ruhe zu verschaffen Mit schwerem Herzen trennten sich die Brüder, die sich nun das lezte Mahl gesehen hatten.

Francesco fand bey seiner Zuhauskunft überall unfreundliche Gesichter; sein Aufenthalt in Zürich hatte Verdacht erweckt, durch seine Feinde ward die Sage verbreitet, er habe die Catholische Religion verlassen, und wenn er noch einmal nach Locarno komme, so geschehe es nur um seine Güter zu versilbern, und mit dem Geld aus dem Land zu gehen. Die Frau ließ sich sogar durch dienstfertige Rathgeber verleiten, während des Francesco Abwe-

senheit einige Schritte zu thun, die auf nichts geringeres zielten, als sich selbst und ihren Söhnen die ganz unumschränkte Verwaltung aller Güter zusprechen zu lassen, und so ihrem Mann jegliche Veräusserung unmöglich zu machen. Francesco vernahm bey seiner Heimkunft alles; es schauderte ihm vor dem Gedanken, ein von Frau und Kindern bevogteter Mann zu seyn, und er benahm sich so, daß es den Rathgebern bange ward, und seiner Frau der Einfall vergieng, die Herrschaft über ihres Ehemanns Vermögen zu haben.

So vereitelte Francesco den Einfluß seiner Feinden auf seine Oeconomie; aber die frohe und ruhige Lebensweise, die er vorzüglich wünschte, ward ihm dadurch nicht zugesichert. Heimtückische Außaurer verbitterten ihm Locarno, und weil er niemand nach seinem Herzen mehr fand, so entschloß er sich auf's neue anderswo den Lebensgenuß zu suchen, den er in seinem Vaterland nicht wieder zu finden glaubte: Er gieng in das Venetianische, wo er viele Freunde hatte; mit deren Rath und unter ihrem Schutz kaufte er die Grafschaft Vertomanno, setzte sich daselbst mit seinem ältesten Sohn, und ließ die jüngern Söhne mit seiner Frau zu Locarno, im Besitz der Güter in diesem Land.

Von ihm stammen durch seinen ältesten Sohn, die Grafen von Vertomanno zu Bergamo ab, und durch die jüngern Söhne ein Zweig der Orelli, die jetzt noch in Locarno leben.

Francesco entgieng noch zu rechter Zeit den kleinen Kriegen, die bald nachher im Locarnischen zwischen etlichen Familien unter Anführung der Batschiogi und Rinaldi ausbrachen, in welche er sehr wahrscheinlich wäre verwicklet worden, wo es zweymal zwischen den Partheyen zu blutigen Gefechten kam, viele hübsche Häuser verbrannt, und das Land verheert wurde. Durch sein Ansehen und Klugheit, brachte er es, obwol abwesend dahin, daß seine Söhne zu Locarno bey diesen verderblichen Händeln ruhig blieben, welchen die Cantonen zuletzt dadurch ein Ende

machten, daß sie Gesandschaften und 120 Soldaten hinschickten, beyde Theile nach Verdienen straften, und sie denn bis in's vierte Grad der Verwandtschaft Frieden schwören liessen.

Francesco fand in seinem gewählten Wohnort die Ruhe, nach welcher er sich gesehnt hatte; er lebte daselbst mehrere Jahre zufrieden, und starb wenige Zeit vor Aloysius, und im gleichen Jahr, in welchem dieser sein Leben zu Zürich endete.

Letzterer hatte die Früchte eines frommen Gott ergebnen, arbeitsamen Lebens genossen; er sahe sich in seinen Kindern und Kindeskindern glücklich. Seine Söhne hatten sich mit Töchtern aus der Muraltischen Familie noch in Locarno, und Muralten Sohn mit Aloysins Tochter verheurathet; zwey von seinen Enkeln traten noch wenige Zeit vor seinem Tode in eheliche Verbindungen mit Töchtern aus angesehenen Zürcherischen Geschlechtern. Diese neue Verwandtschaften, und der Segen, der alle seine Unternehmen begleitete, liessen ihn für seine Nachkommen einen beständigen und sichern Aufenthalt, in dem angenehmen Lande, und unter der sanften Regierung hoffen, bey welcher er und seine Landsleute, in der gedrücktesten Lage, Aufnahme, Schutz, Unterstützung, Freunde, und so viele Annehmlichkeiten des Lebens gefunden hatte, so daß er mehrmal an seinen Bruder schrieb: Alle Freuden seiner vorigen Jahren, reichen nicht an die Glückseligkeit, die ihm in seinem Greisenalter zu Theil worden. Dieses süsse Gefühl seines Glücks, und seine heitere Ruhe, trugen wahrscheinlich viel bey, seine Gesundheit bis auf wenige Tage vor seinem Tode zu erhalten. Weder er selbst, noch die so mit ihm lebten, merkten keine Abnahme seiner Kräften, und er wachte noch ohne Beschwerde, halbe Nächte, drey Wochen ehe er starb, bey seiner ebenfalls tödtlich kranken Gattin.

Als Aloysius die Nachricht von dem Tode seines Bruders erhielt, sagte er seinen Kindern, indem er ihnen den Brief gab: Auf diesem Blatt ist mein Todesurtheil ge-

schrieben; in der gleichen Stunde sind wir auf die Welt gekommen; meinen Zwillingsbruder werde ich nicht viele Tage überleben. Von da an mußten seine Kinder und Enkel, täglich einige Stunden des Tages, bey ihm und ihrer Mutter zubringen; er widerholte mit ihnen die merkwürdigsten Schicksale seines Lebens, und am meisten redte er von dem, was in den letzten Jahren seines Aufenthalts ihm zu Locarno, und sintdem in Zürich wiederfahren; er machte sie aufmerksam, auf die wunderbaren Führungen der Vorsehung, und konnte sich dabey, auf die eignen Erfahrungen seiner Söhne berufen. Er legte ihnen auf's Gewissen, der Religion treu zu bleiben, um welcher willen er mit ihnen Vaterland, Ehre und Güter verlassen, das ihm aber alles auf Erden so reichlich ersezt worden sey. Er nahm sie in's Gelübd, Gehorsam und Ehrfurcht der Regierung zu beweisen, die sie so väterlich in Schutz genommen, und dankbar und in allen Fällen gefällig gegen die Bürger zu seyn, von denen sie so brüderlich behandelt worden, da sie als arme Vertriebene zu ihnen gekommen, mit wenigen anderen Hoffnungen, als aus Erbarmen, und um Christlicher Liebe willen einige Zeit geduldet zu werden. Er machte es ihnen zur Pflicht, die gleichen Gefühle der Dankbarkeit auf ihre Kinder fortzupflanzen; diese sollten denn auch ihre Nachkommen eben diese Pflichten lehren: Er nannte ihnen besonders die Familien, welcher die Locarner am meisten verbunden waren, und ermahnte sie, dieselben auch in ihren Nachkommen zu ehren. Er befahl ihnen die Verbindung mit Francesco's Söhnen zu unterhalten, und nie zu vergessen, daß sie ihrem Vater die Rettung eines Theils ihrer Güter schuldig wären.

Aloysius Stunden waren zwischen diesen Unterhaltungen mit seiner Familie und seinen übrigen Geschäften getheilt, und seine Kräfte nahmen sichtbar von Tag zu Tag ab, ohne daß er von Krankheit angegriffen schien. Am lezten Tag seines Lebens zu entkräftet, um das Bett zu verlassen, ließ er die seinen alle rufen, übergab ihnen

sein Testament, empfahl ihrer zärtlichsten Sorgfalt die treue Gefährtin seines Lebens, die schwach wie er selbst, neben ihm lag, segnete jedes von ihnen mit erlöschender Stimm, faltete die Hände, und starb. *)

Fünf und siebenzig Jahre hatte Orelli gelebt, und wie er es in seinen lezten Tagen oft mit gerührter Seele seinen Kindern erzählte, viel mehr gute als böse Tage gehabt.

Nur zehen Tage überlebte ihn seine Gattin. Ein Schlagfluß raubte ihr die Sprache, aber nicht das Bewußtseyn. Auch sie wollte ihre Kinder segnen; da sie es mit Worten nicht thun konnte, legte sie jedem ihre blasse Hände aufs Haupt; ihr heiterer liebevoller Blick war Ausdruck ihrer Gedanken, und der Freude die Erde zu verlassen. Ihr Leichnam ward neben dem ihres Manns begraben, und der Wunsch, welchen sie oft geäussert, erfüllt, auch im Tode nicht von ihm geschieden zu werden.

Die Söhne blieben den Lehren ihres Vaters treu, und der Eltern Segen ruhte auf ihnen. Sie verbanden sich unter einander in Gemeinschaft zu leben, und in Gemeinschaft ihre Geschäfte fortzusetzen. Diese Einigkeit, die so lange sie lebten nie unterbrochen ward, ungeachtet sie zahlreiche Haushaltungen hatten, war mit eine Ursach des dauerhaften Wohlstands, welcher auch auf ihre Nachkommen übergieng.

* * *

Zum Beschluß dieser Fragmenten folgen hier noch Auszüge aus Aloysius Briefen an seinen Bruder Francesco, in welchen er über den Charakter der Zürcher, und über einige Gesetze, Sitten und Gebräuche von Zürich schreibt die von den Italienischen so ganz verschieden waren.

Von seinen neuen Mitbürgern sagt er: „Hervorstechende Züge in ihrem Charakter sind Ehrlichkeit, offenherzigkeit, Gutmüthigkeit und Mitleiden; diese finden sich in

---

*) Den 23 Weinm. 1575.

„ allen Ständen, und meistens in einem hohen Grade. Ihr
„ Mitleiden ist nicht, wie leider! so oft in unserm Land,
„ nur ein Bedauren des Leidenden, das sich durch einige
„ sanfte Worte und warme Ausrufungen ausdrückt, und
„ dabey stehen bleibt. Die Gutmüthigkeit erlaubt ihnen
„ nicht, es bey Worten bewenden zu lassen. Alle Arten
„ von Noth werden thätlich gemildert, und der Aermere
„ überläßt dem Reichen den Vorzug nicht allein zu helfen.
„ Wenn die Noth bekannt und dringend ist, so eilt auch er
„ sein Schärfgen, und oft über seine Kräfte, beyzutragen,
„ wie solches unsere Vertriebene fast täglich erfahren."

„Die Obrigkeit thut sehr viel, um jede Art des Elends
„ zu unterstützen, und wendet jährlich beträchtliche Sum-
„ men auf, um Wittwen, Waysen, Kranken und Armen
„ beyzustehen. Die Privatpersonen tragen aber auch das
„ ihrige reichlich bey, und theilen mit dem Staat die
„ Ehre der ausgedehntesten Wohlthätigkeit. Es ist gar
„ nichts Seltenes, daß vermögliche Nachbarn gemeinschaft-
„ lich eine ganze arme Haushaltung in ihrer Nachbarschaft
„ unterhalten, und die Kinder zu Handwerken oder andern
„ Geschäften erziehen, um damit in Zukunft ihr Brod zu
„ erwerben. Das geschieht vorzüglich bey armen Way-
„ sen. Diese letztere Art von Wohlthat hat hier darum
„ einen grösseren Werth und ist nothwendig, weil kein
„ Waysenhaus errichtet ist; verschiedene Umstände haben
„ die Einrichtung eines solchen bis dahin verhinderet, un-
„ geachtet sie von vielen gewünscht wird. Die allgemeine
„ Freygebigkeit mag auch dazu beytragen, daß noch keine
„ derley Anstalt vorhanden ist, weil man die Nothwen-
„ digkeit einer solchen weniger fühlbar macht, als es an
„ jedem andern Ort geschehen müßte, wo dieser Trieb
„ des Wohlthuns weniger thätig wäre.

„Die um der Religion willen Verfolgte, finden in
„ Zürich so viel Unterstützung, und mit so vieler Scho-
„ nung zugetheilt, daß vielleicht nur die erste christliche
„ Kirche ähnliche Beyspiele darbietet. Keinem wird,
„ was er nothwendig bedarf, verweigert, und jedem nach

„seinen Umständen ein Reisgeld mitgegeben: Es ist un-
„glaublich, wie grosse Summen diese Jahre her, für
„bedrängte Glaubensgenossen aufgewandt worden, ohne
„daß deswegen den einheimischen Bedürftigen im minde-
„sten etwas abgebrochen wird.

„Was der Freygebigkeit der Zürcher einen hohen
„Werth vor Gott und Menschen geben muß, ist, daß
„solche so zu sagen im Finstern geschieht. Sie brauchen
„mehr Sorgfalt, um bey ihren schönen Handlungen
„nicht entdeckt zu werden, als bey uns oft nicht ange-
„wandt wird, strafwürdige Thaten verborgen zu hal-
„ten. Hier wird so pünktlich als es beym Wohlthun
„möglich ist, die Lehre befolget: Laß deine linke Hand
„nicht wissen was die rechte giebt. Fast die einzigen
„Zeugen der Zürcherischen Wohlthätigkeit, sind nur die
„vielen Nothleidenden denen geholfen wird; und diesen
„wird es selten, und meistens bloß durch ein Ungefähr
„zugut, ihre Wohlthäter zu kennen.

„Diese so weit ausgedehnte Güte, würde bey man-
„chem anderen Volk böse Folgen haben; und anstatt die
„Lage der Armen zu besseren, alle, welche Hang zur
„Unthätigkeit haben, in Müßiggang, und durch diesen
„in Unglück stürzen. Sind doch die elenden Suppen und
„das schwarze Brod das in unseren Italiänischen Hospi-
„thälern, und besonders in den Klöstern, bald täglich
„ausgetheilt wird, Reiz genug für die trägen Italiäner,
„sich der Arbeit zu entziehen, und einen bessern, aber mit
„Fleiß erworbnen Unterhalt gern zu entbehren! und ist
„nicht die Pforte eines jeden Klosters, das die Ueber-
„bleibsel seiner Tafel unter der Masque christlicher Gast-
„freygebigkeit, an schmutzige Bettler abgiebt, eine un-
„selige Pflanzschule von Taugenichtsen?

„In Zürich können diese Folgen schwerlich Platz ha-
„ben: Das Volk überhaupt, und auch die ärmere Classe,
„hat einen grossen Grad von Ehrliebe und Ehrenfestig-
„keit wie er nur bey einem Volk sich befinden kann, das

„so

„ so frey ist wie dieses und den Werth der Freyheit so rich-
„ tig zu schätzen weiß. Diese Ehrliebe macht ihm das An-
„ nehmen der Wohlthaten peinlich, so wie sie hingegen, ver-
„ bunden mit dem Hang zur Güte, solches geneigt macht,
„ andere mit Freuden zu verpflichten.

„ Personen, die es wissen können, versichern, daß
„ mancher ehrliche Hausvater seine drückende Noth sorg-
„ fältig verbirgt, und sich lieber nur mit dem Allerunent-
„ behrlichsten behilft, als daß er der Unterstützung verlan-
„ gen will, die er gewiß fände, wenn er seine Umstände
„ offenbaren wollte. Aber es ist hier ein herrschender
„ Grundsatz, der auf den Wohlstand der Stadt vielen
„ Einfluß haben muß, und welcher zum Sprüchwort wor-
„ den: Nur der ist Ehren werth, der sich selbst mit Gott
„ und Ehren durchbringt.

„ Dieser Grundsatz, der tief in den Gemüthern liegt,
„ ist zugleich Staatsmaxime. Wer von öffentlichem Al-
„ mosen lebt, ist dadurch von der Regierung und allen
„ öffentlichen Bedienungen ausgeschlossen. Nur, wenn
„ ein grosses ganz unverschuldetes Unglück eine Haushal-
„ tung plötzlich in Armuth stürzt, kann der Hausvater
„ Steuren oder Geschenke für sich und die Seinen empfan-
„ gen, ohne daß solches seiner bürgerlichen Ehre oder sei-
„ nem guten Namen nachtheilig ist.

„ Bey allem Hang zu einer fast unbeschränkten Mil-
„ de, würden dennoch die breit geschulterte Bettler hier
„ gar nichts gewinnen, die bey uns im Pilgerkleid oder
„ einem andern Bettleranzug von einem Hospital und
„ Kloster zum andern laufen, oder bey uns in den Kir-
„ chen die Einfältigen brandschatzen. Das arbeitsame Volk
„ verabscheuet Müßiggänger und Faullenzer; gesunden
„ Bettlern würde es nicht Almosen sonder Arbeit anbieten,
„ und behält klüglich seine Liebesgaben für die wirklich
„ Armen.

„ Deßwegen ist denn auch hier weder vor den Kirchthü-
„ ren, noch auf öffentlichen Plätzen, der eckelhafte Anblick,

„ wie bey uns in allen Städten, wo durch Vorzeigung
„ wahrer oder erkünstelter Gebrechen, das Mitleiden muß
„ erregt werden, um eine kleine Gabe abzuzwingen. Nicht
„ nur sorgt die Polizey, daß es nicht geschehe, sondern
„ die Schaam ist hier so groß, daß es für den Kranken
„ das schwerste Leiden wäre, wenn er durch solche Darstel-
„ lung seines Uebels Hilfe suchen müßte.

„ Offenherzigkeit, ist in dem Carakter der Zürcher eben
„ so auffallend als Gutmüthigkeit; sie entdecken ihre Ge-
„ danken und Gesinnungen unverholen, und geben sich
„ wenig Mühe, ihre Abneigung gegen Personen und Sa-
„ chen zu verbergen. Hingegen macht es ihnen Vergnü-
„ gen, unzweydeutige Beweise der Freundschaft und Liebe
„ zu geben.

„ Ob diese Offenheit, Redlichkeit, richtiger Verstand,
„ Geradheit, freilich öfters mit etwas rauhem Wesen ver-
„ bunden, nicht der so hochgepriesenen italienischen Ur-
„ banität und Feinheit mehr als die Waage halten mögen,
„ die Geschäftsmänner entscheiden, welche im Fall gewe-
„ sen, durch die lezteren geprellt zu werden.

„ Die Männer besonders aus der höhern Klasse, sind
„ im Umgang mit keinem Menschen verlegen, darum ist
„ man es auch mit ihnen nicht, ihr freyes Wesen nimmt
„ im ersten Augenblick für sie ein.

„ Die Steifheit in den niedern Ständen ist hier nicht
„ merklicher als in den kleinen Städten Italiens, nur
„ darinn unterscheidet sie sich, wie in den letzteren jeder sich
„ bestrebt, seinem Nachbar den Rang abzulaufen, so
„ quält hier einer den andern, um ihm den Rang zu
„ lassen.

„ Ueber Staatsgeschäfte und Magistratspersonen, ur-
„ theilen und reden die Bürger sehr freymüthig; loben und
„ tadeln wie es ihnen vorkommt, und nicht immer nach
„ scharfer Prüfung, obschon sie im Ganzen wahre Ehr-
„ furcht gegen ihre Obrigkeit haben, und den Gliedern
„ der Regierung freywillig alle Ehrenbietung erzeigen.
„ Dies ist natürlich, da die Bürger einen Theil ihrer Re-

„ genten selbst erwählen, und meistens nur Verdienste und
„ anerkannte Rechtschaffenheit die Wahlen leitet. Dazu
„ kommt noch, daß jeder Bürger sich selbst gern in die
„ Gränzen seines Stands oder seines Berufs eingeschränkt
„ also Eifersucht keinen grossen Spielraum hat, und das
„ Gesetz ein Zaum für den Mann ist, der Credit und Anse-
„ hen besizt, so wie hinwieder die Ausübung der Pflichten
„ und gegenseitige Achtung ein Bedürfniß für alle zu seyn
„ scheint. Aus diesen Gesinnungen entsteht die herrlichste
„ Eintracht zwischen der Regierung und den Bürgern.

„ Auch ist es auffallend darauf angelegt, allen Bür-
„ gern den Zugang zu den Regierungsgliedern und vor-
„ züglich zu den Staatshäuptern leicht zu machen. So
„ wird z. B. auf oberkeitliche Kosten, den Bürgermeistern
„ und Statthaltern Bänke und ein schmaler Tisch von
„ Nußbaum oder Eichenholz mit Schnitzwerk für ihre
„ Hausthüren gesetzt, mit dem Standeswappen und wenn
„ sie vom Adel sind, nach dabey mit ihren Familienwap-
„ pen geziert. Hier sezt sich bey leidlichem Wetter
„ die Magistratsperson am Abend, oder auch vor dem
„ Mittagessen auf offner Strasse, er grüßt die Vorüber-
„ gehenden, nach altrömischer Sitte meistens bey ihrem
„ Namen, die Bürger begehren da in minderwichtigen
„ Angelegenheiten einen väterlichen Rath, (das ist der
„ allgemeine Ausdruck) die Anwesenheit mehrerer Perso-
„ nen, macht sie nicht scheue, sie sehen sich als Freunde
„ an, die sich in gleicher Lage befinden, und wenn der
„ Staatsmann geantwortet, so redt ein Bürger auch wohl
„ ein Wort dazu, besonders, wenn er das Geschäft kennt,
„ oder etwas in's Klare setzen kann. Hier wird vielen
„ Streitigkeiten freundlich vorgebogen, und manches
„ kommt in wenigen Augenblicken in's reine, das an an-
„ dern Orten zu einem Prozeß gedeihen würde. Uns,
„ die wir an das lebhafte Schreyen des italienischen Volks
„ gewohnt sind, fiel die stille und freymüthige Ehrenbie-
„ tung sehr auf, mit welcher hier auf offner Gasse geredt

„ wird, kein Ton ist lauter als er in dem Audienz-Zimmer
„ seyn würde. Männer von Ansehen aus der Nachbar-
„ schaft rechnen es sich zur Ehre, dem Staatshaupt in
„ diesen Stunden Gesellschaft zu leisten; diese Leichtigkeit
„ für den Bürger, sich den ersten Männern im Staat
„ auf eine wirklich traute Art zu nähern, vermindert die
„ ehrenbietige Achtung gegen dieselbe gar nicht, vielmehr
„ scheint sie durch das beynahe unbegränzte Zutrauen, er-
„ höht zu werden. Auch siehet das Volk diese Plätze fast
„ wie ein Heiligthum an, es ist gar nicht selten, einen
„ gemeinen Mann zu sehen, der im Vorbeygehen für
„ dem leeren Bank das Haupt entblößt, wie er es in
„ Italien macht, wenn er bey einer verschlossenen Kirche
„ vorübergeht.

„ Der Zürcher ist bey wirklichen oder vermeinten Belei-
„ digungen empfindlich, und wird leicht hitzig; aber eben
„ diese Hitze erlaubt ihm nicht, die Rache, Jahre lang,
„ (wie bey uns) im Herzen zu tragen; er geht dem Belei-
„ diger unter Augen, und erklärt sich gegen ihn: das
„ geringste Entgegenkommen, eine Entschuldigung, ein
„ gutes Wort besänftigt ihn gänzlich wieder, oder wenn
„ auch dies nicht der Fall ist, so verraucht mit der Zeit
„ der Zorn von selbst. Hinterlistige Rache, die dem Feind
„ den Dolch heimlich in's Herz stößt, ist hier eben so un-
„ erhört, als sie in Italien gewohnt ist. Ich mag den
„ Gesellen nicht leiden, ist ein Ausdruck des Widerwillens
„ den der Zürcher ohne Rückhalt gebraucht gegen den Be-
„ leidiger, und wenn es gleich ein Mann ist, der in gros-
„ sem Ansehen stehet; er thut ihm und den Seinen nichts
„ zu gefallen, und erklärt es ohne Scheu. Dies ist aber
„ auch die einzige Rache, die er sich erlaubt.

„ Die Regierungsform selbst ist darauf eingerichtet,
„ gerade Männer zu bilden, und Offenheit beyzubehal-
„ ten. In den Rathsversammlungen wird alles bey offe-
„ nem Mehr entschieden; also giebt jeder, im Angesicht
„ aller, derjenigen Meinung seinen Beyfall, die ihm die
„ beste dünkt: alle Wahlen geschehen auch bey offenem

„ Mehr; so kennt jeder, der eine Stelle an der Regie-
„ rung oder ein Amt wünscht, diejenigen, so ihn begün-
„ stigen, oder einem andern den Vorzug geben.

„ Diese Art zu verfahren, soll, nach dem Zeugniß der
„ Einsichtsvollsten Männer, viel beytragen, Geradheit
„ und freyen Sinn bey dem Volk zu unterhalten, und
„ ihm diese Eigenschaften ehrwürdig zu machen. Sie
„ müssen aber auch die unvermeidliche Folge zugeben, daß
„ bisweilen ein Bekannter, ein Freund, der seine Anmas-
„ sung begründt glaubt, mißvergnügt gemacht, und da-
„ durch Ursache zu Kaltsinn unter Bekannten gegeben
„ wird, der bey einem weniger gutmüthigen oder bey
„ einem rachsüchtigen Volk, von schlimmen Folgen seyn,
„ und auf die öffentlichen Geschäfte selbst, nachtheilige
„ Wirkung haben könnte. Aber der Zürcher hat ein so
„ glückliches Naturel, daß Rachgier und Ränke, für
„ ihn eher ein peinliches als ein angenehmes Geschäft
„ wäre. Er hat gar keinen Sinn für das Italiänische
„ Axiom: Die Rache ist so süß, daß Gott sich dieselbe
„ allein vorbehalten hat. Und was überdem allem Mißver-
„ gnügen und Bösesevn, Schranken setzen muß, sind die
„ bürgerlichen und häuslichen Verhältnisse gegen einander.
„ Man hat sich mehr als nur einmal für sich oder seine
„ Freunde nöthig: keiner kann sich einer gänzlichen Un-
„ abhängigkeit rühmen, in einem Staat wo alle so nahe
„ bey einander sind; gehet es wie zwischen Mann
„ und Weib. Man wird des Murrens müde, kommt
„ einander von ungefehr entgegen, und das Mißvergnügen
„ verschwindet."

„ Ein Volk, das offen und gutmüthig wie das Zürcher-
„ sche ist, muß auch redlich seyn. Auf Redlichkeit, eine
„ Tugend, welche die Zürcher in vollem Grade besitzen,
„ bilden sie sich so wenig ein, als darauf, daß sie fünf
„ Sinnen haben, weil sie solche als eine eben so wesentliche
„ Eigenschaft des Menschen betrachten, wie Sehen und
„ Hören. Falsche Handlungen halten sie für etwas aus-
„ ländisches, und sich selbst dazu unfähig, sie brandmar-

„ ken solche mit dem Namen „ Wälsche Pratiquen „ und unter
„ Wälschen begreifen sie nicht die Franzosen allein, son-
„ dern leider auch die Italiener, und beyde Nationen
„ haben ihnen nur zuviel Anlas gegeben, denselben ein
„ Schimpfwort anzuhängen.

„ Sich selbst der Redlichkeit innig bewußt, traut der
„ Zürcher diese Eigenschaft auch anderen leicht zu. Nicht
„ nur unter ihnen selbst werden wichtige Geschäfte blos
„ wörtlich geschlossen; sie dehnen ihr Zutrauen auch auf
„ Fremde aus; wir haben davon eine Menge eigene Bey-
„ spiele. Als wir zu unsern Fabriken Geld bedurften,
„ streckten sie uns solches gern um den gewohnten Zins
„ vor; und wenn das Anliehen auf Monate oder auch ein
„ Jahr war, fanden sie sich fast beleidigt, wenn wir
„ ihnen unsre Handschriften dafür geben wollten. Wir
„ haben ihnen das nun zum Theil abgelernt; von ihnen
„ nehmen unsre Leute gewiß keine Handschrift; aber so
„ viel hängt unsern Locarnern noch von ihren Italienischen
„ Gewohnheiten an, daß unter ihnen selbst selten einer
„ dem andern Empfangschein ausschlägt.
„ Aus diesem allgemeinen und äusserst selten mißbrauch-
„ ten Zutrauen entsteht eine Leichtigkeit im Handel und
„ Wandel, die, an mißträuische Vorsichten, gewohnten
„ Fremden unbegreiflich ist.

„ Ein Handschlag ist bey einem Vertrag eben so gül-
„ tig, als wenn er unterschrieben und besiegelt wäre. Ver-
„ träge, die erst nach etlichen Jahren ganz berichtigt
„ werden, oder auf die Nachkommen übergehen, wie z. B.
„ der Verkauf eines Hauses, Grundstücks u. d. g. werden
„ von den contrahierenden Theilen unterschrieben, und
„ mit ihren eignen Siegeln besiegelt; denn jeder Bürger
„ hat ein Familiensiegel; es ist darmit nicht wie in
„ Italien und in Frankreich, wo nur die Edelleute das
„ Vorrecht haben, Wappen zu führen.

„ Damit bey etwannigem Verlurst eines solchen Sie-
„ gels kein Mißbrauch entstehe, so verbindet ein Gesetz
„ den Bürger, der sein Siegel verloren hat, solches dem

„ Rath anzuzeigen. Diese Anzeige wird in das Rathsbuch
„ eingeschrieben, und alle Verträge, die unter einem spä-
„ teren Dato, mit einem solchen Siegel bezeichnet, zum
„ Vorschein kommen, sind für falsch und ungültig erklärt.

„ Der Zürcher hat vielen Mutterwitz, der seinen Um-
„ gang frölich und angenehm macht. Nach der unglückli-
„ chen Schlacht bey Kappel, nach welcher der gemeine
„ Mann unter den Catholischen sich viele beissende Vor-
„ würfe gegen die Reformierte Religion erlaubte, wandte
„ der Zürcher oft durch einen witzigen Einfall einen ernst-
„ haften ab. z. B. Da einer einem Bürger vorwarf:
„ Zürich hätte die Kirchen in Pferdtställe verwandelt,
„ antwortete dieser: „ Im Gegentheil, wir haben alle
„ Gäule, und auch den Palmesel daraus weggeschaft."

„ Ein anderer aß an einem Fasttag mit einem Catho-
„ lischen im Wirthshaus. Da letzterer ein gutes Stück
„ von dem aufgetragnen Fleisch unter päbstlicher Licenz
„ verzehrte, und dabey den Zürcher neckte, das Essen
„ werde ihm einst übel bekommen, weil er vom Pabst keine Di-
„ spens habe, sagte der Zürcher: Ich habe alles aus der
„ ersten Hand; Fleisch und Dispens zahle ich dem Fleischer."

„ Bey vielen guten liebenswürdigen Eigenschaften,
„ haben die Zürcher wie andre Völker auch ihre schwache
„ Seite; aber etwas, wodurch sie sich besonders aus-
„ zeichnen, sind die ganz entgegengesetzte Charaktere, die
„ unter ihnen nicht selten sind. Der Zürcher ist eher ge-
„ setzt als rasch; ehe er sich entschließt überlegt er gern
„ anderer Meinung und Rath. Bis auf diesen Punkt ist
„ es so ziemlich gleich. Allein, nach gefaßtem Entschluß
„ fallen die beyden Extreme sonderbar auf. Die einen
„ beharren mit einer unbiegsamen Hartnäckigkeit bey dem
„ was sie beschlossen; weder Gründe noch Ueberredungen,
„ so wenig als abgeänderte Umstände machen sie wanken,
„ einen Berg zu versetzen, und einen solchen Mann um-
„ zustimmen, sind ungefehr gleich schwierige Dinge.
„ Fällt ein so felsenfester Sinn auf ein nützliches Unter-

„nehmen, so hat er einen hohen Werth, und dringt
„durch alle Hindernisse.„

„Andere sind bis zur größten Schwäche gutherzig lenk-
„sam; ein geringfügiger, der Sach nicht angemessener
„Beweggrund, das Zureden eines Bekannten, nicht ge-
„änderte Lage der Dinge; nur ein Schimmer, daß sie
„sich änderen könne; ein nichts bedeutendes Ungefehr, macht
„sie schwankend, und zehen mal ihren Vorsatz ändern.
„Mit dieser Art Menschen wäre es gefährlich, wichtige
„Dinge zu verkehren, wenn nicht National-Redlichkeit
„ihrer Schwäche die Waage halten würde, so daß in
„den mehreren Fällen, sie nur sich selbst am meisten
„schaden.

„Der Zürcher hat es mit allen Republikanern gemein,
„daß er einen grossen Werth auf seine Freyheit setzt,
„und den Vorzug, ein freyer Mann zu seyn, fühlt,
„auch zuweilen denen solchen zu verstehen giebt, die un-
„ter einer weniger freyen Regierung leben. Fast alle
„Republikaner, nicht der Zürcher allein, werden des
„Stolzes bezüchtigt; sind doch auch bey uns die Italieni-
„schen Republikaner immer für die stolzesten Italiener
„gehalten worden. Neid mag wohl die grösseste Ursach
„dieses Vorwurfs seyn; denn ich habe freye Männer
„immer herablassend gefunden, wenn man sich nicht
„gegen sie mit Ehren und Würden brüstete, welche Kö-
„nige und Fürsten ihre Unterthanen übertragen.

„Das ist freylich nicht zu läugnen; der gemeine Mann,
„und besonders die neuen Bürger hier, bilden sich auf
„ihr Bürgerrecht viel ein, und thun sich auf diesen Vorzug
„viel zu gut gegen andere, die desselben nicht theilhaft sind.
„Vom Ungeschliffenen geht es bis zur Kränkung. Und
„doch hat die Klasse der neuen Bürger wenig Ursach,
„auf ihr Bürgerrecht stolz zu seyn, da die meisten sol-
„ches für wenige Gulden erworben, und unter ihnen
„viele sind, deren Väter gezwungen worden, das Bür-
„gerrecht zu kaufen. Denn als nach der Reformation
„viele Fremde, und unter ihnen verdächtige Personen in

„ die Stadt kamen, und da wohnten, verordnete der
„ Rath, erst A. 1534 zwey aus seinem Mittel, die fremde
„ Einzüglinge für sich zu berufen, ihnen Briefe und At-
„ testate über ihr Herkommen abzufordern. Wenn solche
„ nun gut waren, mußten sie unverzüglich das Bürger-
„ recht kaufen, oder wenn sie das nicht wollten, alsbald
„ von Zürich sich wegbegeben.

„ Bis auf 1539 war es so leicht, das Bürgerrecht zu
„ erhalten, als für uns Condotieri, ehedem war, von einem
„ Fürsten oder Herrn mit guten Soldaten in Dienst ge-
„ nommen zu werden. Ein Angehöriger der Stadt zahlte
„ für dieses jezt köstliche Vorrecht nur drey Rheinische
„ Gulden, ein Eidgenoß zehen, und ein Landsfremder
„ zwanzig dem Stadtseckel, fünf Schilling dem Stadt-
„ schreiber für das Einschreiben in den Bürgerrodel, und
„ einen Plappert dem Stadtbedienten.

„ Grosse Eigenschaften wurden von den Prätendenten
„ zum Bürgerrecht eben nicht gefordert: Nur mußte jeder
„ auch der Lahme und Bucklichte, einen Harnisch und
„ ein Schlachtschwerdt oder einen Spieß haben, solche
„ dem Bürgermeister vorweisen, und dabey schwören,
„ daß sie nicht entlehnt, und nicht auf Credit genommen,
„ sondern wahres und bezahltes Eigenthum seyen.

„ Wegen zugenommener Bevölkerung der Stadt ward
„ sechs Jahre später die Einschränkung gemacht, zehen
„ Jahre lang keine Fremde mehr zu Bürgern anzunehmen;
„ und über der Stadt Angehörige, solle nicht mehr der
„ Rath sonder Räth und Bürger verfügen, was ihnen
„ das Beste dünke. Dieses Gesetz ward A. 1556 ver-
„ schärft; und erst sint dieser Frist soll auch der Stolz
„ der Neulingen sich haben blicken lassen, der dadurch neue
„ Nahrung bekommen hatte. Da sie aber der Regierung
„ erst nach einem mehrjährigen Aufenthalt in der Stadt
„ fähig werden, so ist ihr Gewicht für niemand sehr
„ drückend.

„ Die Gesetze sind, so wie es sich von einem Volk,
„ das sein eigner Gesetzgeber ist, erwarten läßt, ganz nach

„ seinem Charakter, und zu Beybehaltung der Ordnung,
„ Sicherheit der Personen und des Eigenthums vortreflich
„ eingerichtet. Als in eine alte Reichsstadt, sind zwar
„ auch Reichsgesetze, besonders aus der Halsgerichts-Ord-
„ nung in seine eigne Gesetze aufgenommen worden, weil
„ solche aber weder zu dem Charakter des Volks, noch zu
„ dessen Lage passen, so liegen sie meist ungebraucht und un-
„ bekannt in den Archiven. Würde man das Volk nach
„ diesen Gesetzen beurtheilen, so müßte man es für ein
„ erzruchloses Geschlecht halten, welches nur durch die
„ schrecklichsten und grausamsten Straffen im Zaum gehal-
„ ten werden kann. Denn diese Gesetze bestimmen als
„ Züchtigungen unter anderm auch das Blenden des Ge-
„ sichts, Augen ausstechen, Hand abhauen u. d. g. und
„ als Todesstrafen, nebst Ertränken, Enthaupten, Hän-
„ gen, auch lebendig rädern, lebendig begraben, lebendig
„ Einmauren, doch daß der Kopf frey bleibt, damit dem
„ armen Sünder Nahrung zu Verlängerung der Pein
„ könne gereicht werden; Spiessen, Verviertheilen, kurz
„ alle Todesarten, über welche sich die Natur entsetzt.
„ Wie fremd aber diese Straffen dem sanften Volk seyen,
„ beweisen die Richtbücher, in welchen kein Beyspiel von
„ andern Todesstrafen ist, als: Ertränken, Hängen,
„ Enthaupten, und höchstselten das Verbrennen bey unna-
„ türlichen Verbrechen. — Das Schnellen an einem Seil
„ vom Galgen wegen geringer Gaudiebereyen, könnte die-
„ ses gutmüthige Volk kaum ansehen, welches der sonst
„ mitleidige Italiener ohne Empörung angafft, obgleich
„ der Delinquent durch die unnatürliche eckelhafte Verdre-
„ hung der Glieder oft auf sein ganzes Leben dadurch zum
„ Krüppel wird."

„ Anstatt einer so schmerzhaften Strafe wird hier ein
„ Gaudieb oder ertappter Beutelschneider, mit einem Strick
„ unter den Armen, in den durch die Stadt fliessenden
„ Fluß geworfen, und eine Strecke weit geschwemmt,
„ ohne Gefahr zu laufen in dem tiefen Strom zu ersau-
„ fen, indem der Scharfrichter nebenbey in einem Schiffe

„ fährt, und das Seil in die Höhe zieht, so bald der
„ Delinquent sinkt. Die Schande, das Nachlaufen und
„ Gelächter des Pöbels, der den Maudnassen Tropfen bis
„ an die Stadtthore verfolgt, ist das empfindlichste bey
„ dieser mehr lächerlichen als schmerzhaften Strafe. Unter
„ dem Thor muß der Bestrafte schwören nicht mehr in
„ die Stadt oder in derselben Nähe zu kommen.

„ Alte Kriegsgesetze, die aber ihres Alters wegen nicht
„ obsolet sind, sondern noch mit der Kriegsordonanz be-
„ schworen, und in so weit sie ausführbar sind, auch
„ gehalten werden, haben die Zürcher nicht von andern
„ Nationen entlehnt, sondern aus ihrer eignen Mensch-
„ lichkeit abstrahiert, und eben deswegen zeigen sie auch
„ mehr den wahren Volksgeist, als die Gesetze, die sie von
„ andern auf sich übergetragen.

„ Diese Gesetze befehlen unter anderm: Frauen, Töch-
„ ter, Kinder, soll niemand mit bewaffneter Hand stechen,
„ schlagen oder ungebührlich behandlen; einem todten Feind
„ soll keiner den Leib aufschneiden, das Herz ausreissen
„ und sonst seinen Leichnam schänden, sondern den Tod-
„ ten ruhig seyn lassen, damit seine Freunde ihn auf der
„ Wahlstatt kennen, und wenn er ihnen lieb gewesen,
„ ehren mögen."

„ Item. Ein Gefangener, er mag sich gutwillig erge-
„ ben, oder, indem er sich wehrte, dazu gemacht worden
„ seye, soll Sicherheit des Lebens haben, und dem Haupt-
„ mann übergeben werden.

„ Item. Wenn man weißt, daß in einem Haus eine
„ Kindbetterin ist, so soll derselben, und dem unschuldigen
„ Kind verschont, und das Haus nicht angezündet werden.
„ Und wenn eines Feindes Haus in der Nähe stünde,
„ und mit Brennen desselben der Kindbetterin Wohnung
„ in Gefahr käme, so soll auch des Feindes Haus um
„ jener willen Sicherheit geniessen. In diesem Geist sind
„ noch viele andere Gesetze und Ordnungen, die dem Volk
„ und seinem Carakter wahre Ehre machen, besonders
„ wenn in Anschlag gebracht wird, daß bis auf die Zeiten

„ der Reformation, der Krieg wie ein ordentlicher Nah-
„ rungserwerb angesehen, und nicht nur von einzeln Con-
„ dotieri wie bey uns, sondern von dem grössern Theil
„ mit vorzüglicher Neigung getrieben worden; daß über-
„ dieß die Schweitzer nicht wie unsere Miethlinge, sich
„ Stunden lang herumbalgen, ohne daß einer verwundet
„ wird, sondern daß unter ihren mit Riesenkraft geführten
„ Streichen, mit schweren Schwertern und Streitkolben,
„ Ströme von Blut fliessen.

„ Italien hätte in den letzten Kriegen nicht so jammer-
„ volles Elend gelitten, wenn Spanier, Landsknechte,
„ und besonders die Franzosen, Sinn für so menschliche
„ Gesetze gehabt hätten.

„ Ein anderes Gesetz, das die Strafe für den Zwey-
„ kampf und Todtschlag bestimmt, hat mit den in Italien
„ eingeführten Liberationen, bey einem in unserem Land
„ so geheissenen ehrlichen Todtschlag einige Aehnlichkeit:
„ Es lautet: Wenn ein Bürger den andern ohne Noth-
„ wehr zu todt schlagt, der zahlt der Stadt zwanzig Mark
„ Silber zu Buß, und muß ein Jahr lang aus der Stadt
„ und ihren Gebieten weichen; er soll auch nicht zurück-
„ kommen, bis er sich mit den Freunden des leiblos ge-
„ machten vertragen. Handelt er dagegen, so soll er in's
„ Gefängniß gelegt werden, bis er die Verwandten aus-
„ gesöhnt; doch ist diesen nicht erlaubt, eine andere Rach
„ oder Straf an dem Beleidiger zu üben, als die Gefan-
„ genschaft."

„ Bey einem rachgierigen, leidenschaftlichen Volk,
„ wäre eine so kleine Busse, die einem Reichen nicht be-
„ schwerlich seyn kann, von den verderblichsten Folgen;
„ hier ist sie scharf genug, weil ein Todtschlag um seiner
„ selbst willen auf das Höchste verabscheut, und etwas
„ fast unerhörtes ist.

„ Das Leben eines Bürgers, der von einem Fremden ge-
„ tödtet wird, läßt sich mit Geld nicht aussühnen. Das
„ Gesetz verurtheilt den Ausländer, der einen Bürger töd-

„ tet, zum Schwerdt, es wäre denn, daß er die Noth-
„ wehr genugsam erweisen kann.

„ Kurz vor der Reformation, da ein Pfaff bey einem
„ Zank einen Bürger mit einem Dolch ermordete, der
„ unerzogene Kinder hinterließ, und die aufgebrachten
„ Verwandten von keiner Aussöhnung hören wollten,
„ ward bey einem allgemeinen Unwillen gegen den Mör-
„ der, die Goldbusse von zwanzig Mark Silber abgeschaft,
„ und dagegen die Todesstrafe auf jeden Todtschlag erkennt,
„ der nicht aus Nothwehr geschehe. Bald aber ward
„ diese Verfügung wieder abgeändert, und das ältere Ge-
„ setz aufs Neue wieder bestätet; den Grund davon habe
„ ich nicht erfahren. Diese Verordnung wird wie alle
„ andere im Archiv aufbewahret, und hat die sonderbare
„ Ueberschrift: Eine Satzung, worinn unser Burger bes-
„ ser bedacht sind.

„ Da sint der Reformation die Bibel fleißig studiert
„ worden, so ward dadurch die Mosaische Gesetzgebung
„ auch bekannter, und bey der Revision der Civil- und Cri-
„ minalgesetzen ward solche, als von Gott gegeben in die
„ Zürcherische Statuten verwebt, so viel es sich schicken
„ wollte, und verdrängte viel was noch aus dem Feudal-
„ und deutschen Recht übrig geblieben. Obschon indessen
„ das Gesetz, welches den Todtschlag mit einer Buß von
„ zwanzig Mark belegt, wie wir oben gehört nicht nur
„ nicht förmlich abgeschaft, sondern dem Buchstabe nach
„ wieder erneuert worden, so ist es dennoch zur gegen-
„ wärtigen Zeit allgemein herrschender Begriff Blut könne
„ nur mit Blut ausgesöhnt werden, und die ausübende
„ Gewalt muß sich nach dieser Denkungsart richten. Kaum
„ ist ein Ort in der Welt, wo weniger proceßiert wird
„ als hier. Die Friedliebe des Volks, das Zank und
„ Streit als etwas sehr beschwerliches ausweicht, bewürkt
„ dies nur zum Theil. Treuer Bürgersinn trägt das
„ meiste bey, daß so leicht keine Proceße entstehen kön-
„ nen.

„Wenn ein Bürger mit einem andern in Streit ver-
„wickelt wird, so zieht er seine Nachbaren zu Rath; diese
„sehen sich insgemein als Freunde an, die verbunden
„sind, sich gegenseitig als die ersten bey der Hand, in
„allen Vorfällen beyzustehen. Wenn ein vornehmer Mann
„seinen ärmern Nachbar nicht als einen guten Be-
„kannten behandelt, so fällt der Vorwurf einer unver-
„ziehlichen Stolzes auf ein solches Betragen. Sind die
„Nachbaren über eine Streitsache berichtet, so tretten sie
„gebetten oder ungebetten zusammen, reden den Par-
„theyen zu, und unterhandeln so lang und unermüdet,
„bis der Handel geschlichtet ist. Wenn diese erhalten
„worden, so ladt derjenige Nachbar, der ein geräumiges
„Zimmer hat, die versöhnten Partheyen und die Mittler
„zu sich, und bey vollen Bechern wird gegenseitig Fried
„und Eintracht verbürget. Den Wein bezahlen die bey-
„den Partheyen, wenn sie es im Vermögen haben, nie
„eine allein; sind sie arm, so werden sie von den Schied-
„richtern bewirthet. Es sollen aber Beyspiele seyn, daß
„die Partheyen sich am Ende des Friedetrunks fast wieder
„aufs neue entzweyt, wenn etwa der Reichere auf die
„Ehre Anspruch gemacht, den Wein allein zu bezahlen.

„Es würde ein widriges Vorurtheil gegen den strei-
„tenden Theil erwecken, welcher eine nachbarliche Unter-
„suchung und freundschaftlichen Vergleich ausschläge, ehe
„er sich an den gesetzlichen Richter wendet.

„Wenn ein Prozeß nicht gütlich beygelegt werden
„kann, so wird er desto leidenschaftlicher betrieben; aber
„zum Glück kann er nicht lang dauern. Nach der einge-
„führten Prozeßordnung ist der verworrenste Streit in
„wenigen Wochen entschieden, weil nur wenige Instan-
„zen sind, und der Prozeßsucht und listigen Umtrieben überall
„vorgebogen ist. Hier ist also keine Goldmine für Advo-
„caten; auch sind keine da, die sich einzig der Rechtsge-
„lehrsamkeit wiedmen: das mag viel dazu beytragen,
„das der Prozessen so wenige, und solche nicht, wie in

„anderen Ländern, durch gelehrte Räuke auf Kinder
„und Enkel fortgespielt werden.

„Weil aber nicht jeder der einen Rechtshandel hat,
„sich zutrauet seine Gründe in Ordnung und deutlich
„darzustellen, so muß doch Jemand da seyn, der dieses
„an seiner Stelle übernimmt: Zu dem Ende hin trägt
„der Rath dieses Geschäft zwey oder drey Bürgern auf,
„denen die geringe Besoldung bestimmt ist, welche sie
„von ihren Clienten zu empfangen haben: Wer keinen
„einträglichen Beruf und ein gutes Mundstück hat, auch
„nicht mit Schüchternheit behaftet ist, taugt schon zu
„einem hier so geheissenen Redner.

„Die Einrichtung des öffentlichen Gottesdiensts, der
„Schulen, und die Aufsicht über alles was dazu gehört,
„steht ganz bey der Obrigkeit; die Geistlichen dörfen aus
„sich selbst nichts anordnen oder befehlen, ohne vorher
„Erlaubniß erlangt zu haben; ihre Vorstellungen bey nö-
„thigen Verbesserungen sind aber allemal willkommen:
„Und doch stehen ein Bullinger, Lavater und andere durch
„Gelehrsamkeit, Kenntnisse, Rechtschaffenheit und bidern
„Bürgersinn, berühmte Männer an der Spitze des Cle-
„rus. Aber eben diese sind den Maximen ihrer Vorfah-
„ren, der ersten Reformatoren, nemlich der Obrigkeit
„gehorsam zu seyn, getreu, welches von unserer Italiä-
„nischen Clerisey, die an einem sichtbaren Statthalter
„Christi hängt, für eine ärgerliche Ketzerey gehalten wird.

„Weil hier beyde Stände sich aufrichtig die Hände
„bieten, so ist die Kirchenzucht vortreflich, und deswegen
„der Lehrer nicht weniger geehrt, wenn er gleich keine
„Gewalt hat, ein kirchliches Vergehen mit etlichen Pfun-
„den Wachs zu büssen, und wie bey euch, mit solchen
„willkürlichen Strafen seine Pfrunde zu verbessern.

„Es wird streng darauf gesehen, daß der öffentliche
„Gottesdienst fleißig besucht werde; dazu sollen die Pfar-
„rer das Volk kräftig ermahnen: Solches bey einer geist-
„lichen Strafe zu gebieten ist ihnen aber nicht erlaubt;
„das Strafamt behält sich die Obrigkeit vor; sie macht

„es dem Pfarrer zur Pflicht, diejenigen Personen, welche
„den Gottesdienst muthwillig versäumen, den Zunftmei-
„stern der Zunft, in welcher die Saumseligen genößig
„sind, anzuzeigen; und wenn der zu schüchtern wäre, sie
„zu Rede zu stellen, sollen die Räthe der Zunft darüber
„berichtet werden: Diese müssen die Beklagten verhören
„und warnen: wenn aber einer die Warnung verachtet,
„so wird ihm das Besuchen der Zunft, und wenn er
„sich dennoch nicht bessert, sogar der Betrieb seines Hand-
„werks und Gewerbs verbotten, mit der Anzeige: „Daß
„wer sich selbst von der Gemeinschaft göttlicher Dinge
„ausschließt, billig auch von der Gemeinschaft weltlicher
„Dinge ausgeschlossen werde." Dieses strengscheinende
„Verfahren ist hauptsächlich gegen die Wiedertäufer und
„Sectierer gerichtet, welche ein Verdienst darin suchen,
„sich von der christlichen Gemeinde zu söndern.

„Es ist Sitte, daß die Geistlichen selten andere Ge-
„sellschaften, als die ihrer nahen Verwandten, und die
„unter sich selbst errichtete besuchen: Letztere versammelt
„sich in einem dem Chorherren-Stift eignen Hause, wo
„die Professoren ihre Lectionen halten: Von dem Be-
„suchzimmer hat vermuthlich das ganze Gebäude den Na-
„men Chorherren-Stuben erhalten. Der Zweck dieser
„Gesellschaft ist Unterhaltung über Kirchenangelegenhei-
„ten und gelehrte Gegenstände. Das Zimmer ist auch
„wirklich mehr zu Unterredungen als zum Essen und Trin-
„ken eingerichtet: Ein paar schmale Tisch machen die
„ganze Verzierung aus. Jeder Besuchende läßt sich von
„Haus aus einen Stuhl nachtragen; seinen hölzernen Be-
„cher bringt er in der Tasche selbst mit; Wein und Brod
„giebt jeder der Reihe nach. Ohne Wiedergeburth von
„oben herab würde eine so einfache nüchternde Gesellschaft
„keinem unsrer Dorfschaften oder Mönchen, geschweige
„einem Bischof oder Erzpriester behagen.

„Die Gesellschaften nehmen den Geistlichen wenig Zeit
„weg, desto mehr ihre Amtsverrichtungen, die sie pünkt-
lich

„lich ausüben; denn ausser den öftern Predigten deren
„täglich zwey auch drey gehalten werden, die sie ohne
„Noth keinem Vikar überlassen, sind noch die vielen Kran-
„ken und Hausbesuche, Unterweisung der Jugend u. s. w.
„welche die Tagesstunden so ausfüllen, daß ein Theil der
„Nacht zum Studieren muß angewandt werden. Bey
„Bullinger, Lavater, und so auch bey anderen, brennt
„die Studierlampe um Mitternacht gewiß noch; und
„dennoch stehen sie öfters am Morgen um 5 Uhr schon
„auf der Kanzel.

„Wie ärgerlich der Müßiggang der Geistlichen dem
„Volke ist, davon sind jetzt noch zwey lebende Bey-
„spiele.

„Als nach Aufhebung der Klöster ein Theil der ent-
„lassenen Mönchen, wegen ihrer groben Unwissenheit,
„weder als Prediger noch Lehrer der Jugend, und zu gar
„keinen geistlichen Bedienungen brauchbar waren, dane-
„ben zu alt oder zu träg sich durch Handarbeit nützlich
„zu machen, verzehrten sie in unthätigem Müßiggang das-
„jenige was ihnen zu einem anständigen Unterhalt aus-
„gemacht worden, waren beständig auf den Strassen,
„legten sich an die Fenster der Werkstätte, und sahen mit
„aufgespertem Maul den fleißigen Handwerker im Schweiß
„des Angesichts das Brod für seine Haushaltung erwer-
„ben, erzählten ihm, ob es auf der Gasse kalt oder heiß
„sey, und was der Nachbar treibe, und thaten sich da-
„neben auf ihre schwarze Kleidung nicht wenig zugut.
„Der Gemeinde der St. Peterskirche, welche eine Anzahl
„dieser Pflastertreter unterhielt, war dieser Müßig-
„gang unleidentlich; sie erkannte: daß diejenigen Mönche
„welche keine ordentliche Beschäftigung angeben können,
„sollen angehalten werden, die Kirchenglocken zu rechter
„Zeit geflissen zu läuten, und Todtengräber-Dienste zu
„thun. So bekamen sie eine ihren starken Armen und
„dicken Köpfen angemessene Arbeit. Bis auf zwey sind
„jetzt alle ausgestorben, die unter sich gütlich übereinge-

„kommen, daß der eine beständig die Glocken läuten und
„der andere die Gräber machen wolle.

„Nach der Reformation fanden sich unter der grossen
„Menge der ehemaligen Mönchen und Weltpriester, den-
„noch nicht genug tüchtige Leute, denen man den Unter-
„richt nur allein der Jugend in der Stadt, unbedingt
„anvertrauen konnte. Aus Mangel besserer mußten der-
„ley Geistliche in den Schulen gebraucht werden, die
„eine genaue Vorschrift und Aufsicht nöthig hatten; es
„ward deswegen, von eigens dazu gesezten Räthen und
„Gelehrten eine Verordnung gemacht, wie die Jugend
„solle unterrichtet und behandlet werden. Damit diese
„Methode genau befolgt werde, und die Lehrer weder in
„Nachläßigkeit noch in den alten Schlendrian verfallen,
„wurde beyden Standes-Seckelmeistern aufgetragen, die
„Schulen, so oft sie es nöthig fänden, doch wenigstens
„einmal monnatlich zu visitieren, wobey ihnen zwey Ge-
„lehrte von dem Stift zum großen Münster behülflich seyn
„sollen. Jedem dieser Visitatoren sind zwey Batzen Tag-
„geld bestimmt. Diese Schulbesuche sind sint der Zeit
„geflissen, zum Nutzen der Lehrer und Lernenden, fort-
„gesetzt worden.

„Alle Samstag Abend werden in allen Pfarrkirchen
„Catechisationen gehalten, welche alle Kinder aus allen
„Ständen, wenn sie unter sechszehen Jahren sind, besu-
„chen müssen. Im Fall des Ausbleibens werden die El-
„tern um die Ursache gefragt; und wenn solche nicht
„guten Bescheid zu geben wissen, so ermahnt sie der Pfar-
„rer zu einer bessern Aufsicht auf ihre Kinder; und hilft
„auch das nicht, so wird die Sache der Obrigkeit ange-
„zeigt.

„Einwohner, die nicht verburgert sind, müssen gleich-
„wol ihre Kinder in diese Unterricht-Stunden senden. Die
„Unsern verstuhnden noch wenig von der Landessprach,
„als man uns wissen ließ, es wäre gut wenn auch sie die
„Catechisationen besuchten: das war uns lieb, weil die
„Kinder dadurch Gelegenheit bekamen, mit der Zürche-

„ rischen Jugend bekannt zu werden, zur Erlernung der
„ Sprache desto mehr ermuntert wurden, und in kurzer
„ Zeit nicht wenig Vortheil von dem gründlichen Unter-
„ richt ziehen mußten.

„ Diese allgemeinen öffentlichen Lehrstunden für die
„ Jugend (die aber auch von vielen Vätern und Müttern
„ besucht werden), hatten anfangs nur einen religiosen
„ Zweck; es ist aber bey solchen noch etwas Gutes, wo-
„ ran man zuerst wenig gedacht hat. Da die Kinder,
„ ohne Unterschied des Standes, nach dem Alter gereihet
„ sind, und nur Fleiß, verständige Antworten, Fertig-
„ keit im Lesen u. d. g. Beyfall und Lob erhalten, so
„ macht dieses alles die Kinder mit dem Begriff bürgerlicher
„ Gleichheit bekannt, beugt Familienstolz, und zeigt ihnen
„ die Nothwendigkeit, sich durch Fleiß und Geschicklichkeit
„ Achtung zu erwerben.

„ Da wir eben die dir beschwerliche Paßionswoche fei-
„ ern, (weil Fische und Fröschen dir nicht behagen, und
„ das tägliche Kirchenwallen mit der brennenden Kerz in
„ der Hand, dir lange Weile macht,) so will ich dir mit
„ zwey Worten sagen, wie diese heilige Zeit hier gefeiret
„ wird.

„ Die Predigten werden täglich wie sonst gehalten, und
„ in denselben vorbereitende Materien behandelt. Die
„ eigentliche Leidensgeschicht hingegen wird nur am grünen
„ Donnerstag und am Charfreytag erklärt, wozu jeden
„ Tag drey Predigten bestimmt sind. Jede Predigt daurt
„ wenigstens zwey, meist wol drey Stunden, so daß der
„ Gottesdienst erst am späten Abend geendet ist. Die an-
„ haltende andächtige Aufmerksamkeit der Zuhörer bey
„ diesen langen Reden zeigt, wie sehr sich das Volk für reli-
„ giöse Gegenstände intereßiert. Viele aus den Catholi-
„ schen benachbarten Landschaften, welche der Reformation
„ heimlich günstig sind, kommen unter dem Vorwand des
„ Ostermarkts zahlreich in die Stadt, und eben namentlich
„ auch, damit solche Personen Gelegenheit haben, der

„ ganze Paßion anzuhören, ist diese Einrichtung gemacht
„ worden.

„ In vielen Häusern wird am Charfreytag gefastet,
„ aber dann ist es nicht nur Abstinentia Carnis, und güt-
„ lich thun mit leckern Fastenspeisen, sondern strenge Ent-
„ haltung bis am späten Abend. Den Kindern allein
„ giebt man satt zu essen.

„ Die Kirchen hier hast du armselig gefunden. Frey-
„ lich sind diese Gothischen dunkeln Gebäude von den präch-
„ tigen im reinsten architecktonischen Styl aufgeführten
„ Italienischen Tempeln sehr verschieden; und doch ist kein
„ Locarner, der nicht einen heiligen Schauer empfand,
„ als wir zuerst diese nicht durch Zierarten entstellte Got-
„ teshäuser betraten, in welchen die Sinnen keine Gele-
„ genheit zur Zerstreuung haben, und die Seele sich ganz
„ einer ruhigen tiefen Andacht hingeben kann. Thun
„ euere meisterhafte Gemählde, wie z. B. die wunder-
„ schönen St. Magdalenen in wollüstigem Griechischem
„ Costum mit entschleyertem Busen, oder die heiligen
„ Mauritzen und Geörgen, die von reichgewordenen,
„ lieberüstigen Condottieri copiert zu seyn scheinen, nicht
„ eine ganz entgegengesetzte Wirkung?

„ Zum Lobe der hiesigen Geistlichkeit, welchen die Mön-
„ chen Herrschsucht, Ehrgeitz, besonders Unvertragsamkeit,
„ und was weiß ich wie viele Laster vorwerfen? muß ich
„ dir nach ein paar Züge sagen. Der eine beweist klar
„ den Ungrund der ihnen aufgebürdeten Intoleranz und
„ Hasses gegen alle, welche verschieden von ihnen denken.

„ Von denen durch hiesige Lande hordenweise nach
„ Maria Einsiedlen reisenden Pilgern ward geklagt, daß
„ ihnen, besonders Kinder und gemeines Volk, Spott-
„ reden nachrufen, und sie mit beschimpfenden Versen in
„ Hersagung des Rosenkranzes auf den Strassen störten;
„ auch daß sie in den Wirthshäusern alles übermäßig theur
„ bezahlen müßten. Die Geistlichen erhielten durch ihre
„ Correspondenten von diesen Beschwerden Nachricht, und
„ sie vermochten die Obrigkeit folgende Verordnung pub-

„ licieren zu lassen, welche ein Beweis der Toleranz der
„ Hoheit und des Clerus ist. Wir gebieten daß niemand
„ die Fremden, so durch unsre Stadt und Land nach Ein-
„ siedlen wallfahrten, weder mit Worten nach Werken
„ beleidige: die Wirthe sollen ihnen um ihren Zehrpfen-
„ ning Speis und Trank in billigen Preisen geben, und
„ dahin sehen, daß sie ungereitzt und unverspottet aus den
„ Wirthshäusern fortziehen mögen. Auch soll ein jeder
„ seine Kinder, und sein Gesind dahin halten, daß sie die
„ Pilger unbekümmert lassen, und ihnen keine Schmach
„ beweisen, sonst die Ungehorsamen der verdienten Straf
„ nicht entgehen werden.

„ Der sanftmüthige Bullinger empfal noch in einer
„ eigenen Predigt, diesem Befehl willig zu gehorchen, und
„ zeigte das ärgerliche eines feindseligen Betragens gegen
„ Fremde: Und dieser Mann wird so schändlich ver-
„ läumdet.

„ Als einer alten Kriegs-Gurgel wird dir's gefallen,
„ daß die Prediger hier, so gut wie andere Bürger, Har-
„ nisch und Spieß haben, die blank poliert an einem sicht-
„ baren Ort im Hause oder vollends in der Studierstube
„ paradieren. Theologus Lavater ein Mann von schöner
„ edler Bildung hat eine so kostbare Wafenrüstung, als
„ man sie bey einem Ritter finden kann. Und diese Waf-
„ fen sind nicht bloß eitler Prunk. Die Geistlichen schaf-
„ fen sich solche an, das Vaterland mit eignem Leib im
„ Fall der Noth zu beschützen. Bey Sturm und Geläuf
„ finden sie sich mit andern Bürgern vermischt, ein ihre
„ angewiesnen Posten zu beziehen: Das sieht wahrlich gut
„ aus; und es machte vielen Eindruck auf mich, beson-
„ ders wenn ich an die Dolchen und kurzen Messer dachte,
„ welche die Italienische Riverendissimi unter den Kutten
„ und Priesterröcken tragen, und anstatt die Friedenshand
„ zu bieten, flugs einen meuchelmörderischen Stich ver-
„ setzen.

Ohne einen kurzen Degen an der Seite kömmt kein
„ Prediger auf die Kanzel, vermuthlich zum Beweis, daß

„ sie bey den eigentlichsten Verrichtungen des Lehrstandes,
„ auch des Wehrstands immer eingedenk sind.

„ Ueber der Bürger Liebhaberey für Waffen und Waffen-
„ übungen schreibt Aloysius in einem anderen. Einmal
„ erzählte ich dir, daß der hiesige Clerus Gefallen an
„ schönen Waffen han; nun kannst du natürlich denken,
„ daß dieser Geschmack auch bey den Weltlichen herrscht.
„ Der gemeine Mann hält, mehr auf einen hübschen
„ Harnisch als auf ein hübsches Kleid, und eine seiner
„ Hauptangelegenheiten ist, daß seine Waffen immer glän-
„ zend poliert seyen. Reiche Bürger, die selbst oder deren
„ Vorfahren im Feld gedient haben, suchen eine Pracht
„ darinn, viele schöne und verschiedene Waffenrüstungen
„ zu haben. Bey den Officieren, die bey den Kriegen in
„ Mayland gewesen, findet man ganze Rüstkammern mit
„ allen Arten von Waffen behängt, und darunter nicht
„ wenig französische Schwerdter, Dolchen, Panzer und
„ Helmstücke, auch Feurgewehr, die sie dem Feind abge-
„ nommen, und welche nun zwischen den Schweizerwaffen
„ wie Tropheen aufgerichtet sind. Auf diesen kriegerischen
„ Verzierungen hält der Zürcher mehr als unsre Fürsten
„ auf ihren Haufen Crystallnen- und Porcelan-Geschirr.
„ Auch wird gewiß nichts davon verkauft, so lang ein
„ männlicher Erbe überbleibt; denn nur die Söhne sind
„ Erben der Waffen, und wenn ihr Werth sich noch so
„ hoch belauft, wie das bey der allgemeinen Liebhaberey
„ oft der Fall ist, so wird den Schwestern nichts dafür
„ vergutet. Aber auch die einzelne Erbtochter ist auf
„ ihres Vaters und ihrer Vorfahren Waffen stolz, beson-
„ ders wenn erbeutete darunter sind, und verkauft sie
„ nur in dringender Noth; sonst bringt sie solche ihrem
„ Ehemann, als einen kostbaren Theil des Brautschatzes
„ mit.

„ Dem Hang zu kostbaren Waffen sieht die Obrigkeit
„ durch die Finger; denn andere Arten von Pracht
„ sucht sie einzuschränken. Sie will aber auch, daß die
„ Waffen mit männlichem Anstand getragen werden. Vor

„ ein paar Jahren brachten Franzosen die Mode in's Land,
„ Schwerdter und Degen unter den Achslen oder in der
„ Hand zu tragen; Junge Gesellen machten's nach; aber
„ die Obrigkeit fand es nicht kriegerisch, sondern nach
„ Klopffechter Weise, und gebott bey einer Busse von fünf
„ Schilling: Es soll jeglicher sein Gewehr nach altem
„ Schweitzerbrauch im Gürtel tragen.

„ Das Tragen der Dolchen ist in der Stadt und in
„ hiesiger Landschaft verbotten. Wer aber in ein fremdes
„ Gebiet reist, mag sich bewaffnen wie es ihn gut dünkt.

„ Der kriegerische Geist des Volks zeigt sich nicht nur
„ bey den Erwachsenen in ihrem Hang zu schönen Waf-
„ fen, kriegerischen Uebungen nnd Spielen; auch unmün-
„ dige oder halberwachsene Knaben lieben keinen Zeitver-
„ trieb mehr als unter sich zu kriegen, und militairische
„ Umzüge nachzuahmen. Seitdem wir hier sind, haben
„ wir mehrmal gesehen, daß sie in Rotten, einen oder
„ zwey Anführer an der Spitze, denen sie pünktlich gehor-
„ chen, aus einem Quartier der Stadt, gegen Knaben
„ eines andern Quartiers zogen, oder alle vereint gegen
„ die Jugend in benachbarten Dörfern einen Streifzug
„ thaten, und sich nicht mit Fäusten allein herumbalgten,
„ sondern mit Prügeln, so schwer sie solche zu führen ver-
„ mochten. Weil es mitunter blutige Köpfe gab, die
„ Knaben mit den Prügeln nicht immer auch die Erbitte-
„ rung ablegten, und ältere Personen Mine machten, sich
„ in diese Streitigkeiten zu mischen, so fand die Obrigkeit
„ gut, diese Gefechte zu untersagen, und bestimmte da-
„ gegen gewisse Zeiten, in welchen die Kinder in der
„ Stadt und auf der Landschaft, unter Aufsicht, im Pfeil-
„ schiessen unterrichtet werden. Die Treffer erhalten Preise
„ aus dem Aerario, und dem Knaben, der kein eigen
„ Armbrust hat, wird's aus dem Stadt-Zeughaus ge-
„ leihen.

„ Damit der Bürger im Ankauf der Waffen, beson-
„ ders der defensiven, nicht betrogen werde, oder, durch
„ den wolfeilen Preis gelockt, dergleichen von schlechtem

„ Gehalt anschaffe, sind zwey erfahrne Räthe verordnet,
„ welche die Harnisch, so in der Stadt verfertigt, oder
„ von Fremden zum Verkauf gebracht werden, untersu-
„ chen müssen; in die nicht probhältigen, wird ein Loch
„ geschlagen.

„ Jeder Bürger gelobt eidlich an, seinen Panzer und
„ Waffen nicht zu verkaufen, er habe denn andere ange-
„ schaft. Dieser Verordnung wird genau nachgelebt,
„ weil auch in Friedenszeiten der Bürger keinen Tag sicher
„ ist, seine Waffen nöthig zu haben, z. B. bey einer
„ Feursbrunst ist die ganze Stadt unter Waffen; die
„ Porten, Ringmauren, alle Kreutzstrassen, das Rath und
„ Zeughaus werden besezt, wie wenn der Feind vor der
„ Stadt wäre; wer ausbleibt muß sich verantworten.
„ Diese Waffenlärmen sind doch seltner, als man bey den
„ vielen hölzernen Häusern vermuthen sollte.

„ Ausser diesen ausserordentlichen Zufällen, sind täg-
„ lich Bürger unter den Waffen, welche die Porten bewa-
„ chen. Je zwey Zünften ist eine Porte angewiesen, und
„ die Zünfter besetzen solche der Ordnung nach. Weil
„ der Zulauf des Fremden Gesindels stark ist, und man
„ in lezten Jahren von verschiedenen Orten her gewarnt
„ worden auf der Hut zu seyn, so darf kein gesunder
„ Mann einen andern um den Lohn an seine Stelle din-
„ gen; er muß persönlich für die allgemeine Sicherheit
„ wachen. Auf diese Anstalt haben die gemeinen Bürger
„ am meisten gedrungen, da unter ihnen (man weißt
„ nicht wie?) sich ein Gerücht verbreitete, die heimlichen
„ Feinde der Stadt hätten Leute gedungen, die öffentli-
„ chen Brunnen zu verunreinigen, oder, nach anderer
„ Sage, dieselben gar zu vergiften. Bey dem Schrecken,
„ den dieses Geschwätz verursachte, mußte die Obrigkeit
„ Hand dazu geben, daß die Stadtthore erst um 5 Uhr
„ des Morgens geöffnet, und Abends um 7 Uhr schon
„ wieder beschlossen werden. Weil der Rath aber nicht
„ von dem gleichen Schrecken angesteckt war, so gab er

„ so gab er Erlaubniß, bekannten Eidsgenossen und Bür-
„ gern die Thore bis um 10 Uhr zu öffnen.

„ Ueber Moden- Sumptuar und Sitten- Gesetze bemerkt
„ Aloysius:

„ Bey der allgemeinen Neigung der Zürcher zur Sit-
„ teneinfalt, für die man sint der Reformation noch mehr
„ Hang hat, ist die Kleiderpracht nicht groß. Man trägt
„ zwar sammetne und seidene Röcke; aber sie sind selten,
„ und die meisten kommen nach von den Vätern her.
„ Damit aber der Aufwand in Schranken bleibe, so ver-
„ bieten die Sumptuar-Gesetze die goldenen und silbernen
„ Schnüre, womit sie unterweilen besetzt wurden, so auch
„ die ganz seidenen Mäntel, und dem Frauenzimmer, die
„ mit Perlen und Edelsteinen gestickten Kopftücher, die
„ mit den zurückgeschlagenen Schleiern der Italienerinnen
„ eine Aehnlichkeit haben, und in der That sehr kostbar waren.

„ Andere Verordnungen haben mehr die Anständigkeit
„ als Kosteneinschränkung zum Zweck. Z. B. die grossen
„ gefalteten Hosen, wie man sie lange in Italien, getra-
„ gen, und welche zu Locarno, wie ich gehört, bald Ur-
„ sach eines Aufstands gewesen, sind zuletzt auch hier nach-
„ gemacht, aber bald verbotten worden. Denn verfiel
„ man in ein ander Extrem. Man trug so knappe Bein-
„ kleider, daß die Form der Schenkeln mehr als anstän-
„ dig, sichtbar ward; bey dem Tanzen vorzüglich liebte
„ man sie eng angepaßt, da geschahe, daß sie bey lebhaf-
„ ten Bewegungen und Springen zuweilen gar unschickliche
„ Risse bekamen. Der Rath fand nicht gut, ein Hosen-
„ modell auszuhängen; aber dem Unfug wollte er wehren,
„ und befahl: „ Die kurzen Röcke, welche nur an die
„ Hüften reichten, bis an die Knie zu verlängern, damit
„ solche, (heißt es in dem Mandat) **) vornen und hinten

---

*) Alle schon citierte Gesetze und die folgenden sind ungefehr von 1540 bis 1570. auch älter, aber in diesen Jahren, wo Aloysius schrieb, auf's neue bestätet worden.

**) A. 1540.

„ wol decken; dazu soll jeglicher seinen Mantel oder Rock
„ vornen überschlagen, daß ihm die Pudenda bedeckt seyen,
„ bey 10 Schilling Buß."

„ Diese pressende Beinkleider wurden von selbst be-
„ schwerlich, und man gab ihnen allmählig so viel Spiel-
„ raum, das der Mann ohne Gefahr die Ehrbarkeit zu
„ verletzen, sich bewegen und niedersetzen konnte. Indes-
„ sen blieben die Beinkleider die Zierath, an welcher sich
„ die Einbildungskraft der Männer am meisten übte, oder
„ am liebsten von Fremden entlehnte, was diese neues
„ mitbrachten. Die Spanischen aufgeschnittnen Hosen,
„ in welche sich auch der Italienische Adel zu Ehren Carls
„ des V. steckte, brachten die Schweitzer-Officier aus den
„ Mayländischen Zügen nach Haus, und wurden zu Zü-
„ rich Mode; man trug sie eben so vielfärbig als in Ita-
„ lien, und in den weit aufgeschnittenen Spalten schim-
„ merte rother, gelber, und weisser Seidenstoff.

„ Aus eigner Erfindung liessen Ritter und Adeliche
„ ihre Turnierhelm und Wappen auf die Knie sticken;
„ und von der einländischen vergeßnen uralten Tracht,
„ trug man die gepolsterten grossen Lätze in die neue Mode
„ über. Die lauten Klagen der Alten dagegen verur-
„ sachten ein Verbot dieses Schnitts; weil aber keine Busse
„ darauf gesetzt, oder das Verbott nicht ernstlich gemeint
„ war, blieb diese Mode, die wir ziemlich poßierlich
„ fanden.

„ Bey den unruhigen Zeiten, zu welchen noch eine
„ Theure der Lebensmittel kam, eiferten die Prediger auf
„ den Kanzeln, gegen den Leichtsinn und die Hoffart,
„ die den Zorn Gottes reitzen; und keine Hoffart schien
„ beleidiger; als diejenige, welche mit den Beinkleidern
„ getrieben ward. Die vorigen Mandate wurden also
„ erneuret, und dahin verschärft, daß auf die Uebertret-
„ tung die starke Buß von 1 Pf. 5 ß. gesezt ward; aus-
„ drücklich wurden die grossen ärgerlichen Lätz unter-
„ sagt, und befohlen, solche abzunehmen, und ihnen eine
„ ehrbarere Gestalt zu geben.

„ Diese Verordnung, die gegen den unnützen Auf„ wand, und gegen das poßierliche der Form gieng, „ ward künstlich ausgewichen. Der Geschmack an dem „ Schimmer der mannigfaltigen Farben hatte einmal „ überhand genommen, und die Schneider waren, um „ des ergiebigen Arbeitslohns wegen, grosse Patronen „ davon. Die Falten wurden zwar zugenähet, die gros„ sen Lätze in Natur umgeformt, aber auf den einfärbi„ gen Stoff wurden Streife von gefärbtem Taffet und „ Atlas aufgetragen und gepolstert, daß die Beinkleider „ zwar etwas abgeändert, aber doch in ihrem vorigen „ Glanz zum Vorschein kamen.

„ Diese nur veränderte Mode ward abermals auf den „ Kanzlen gerügt und mit der Strafe von 1 Pf. 5 ß. „ belegt; der Schneider, welcher dergleichen Beinkleider „ macht, zahlt das erste Mal die gleiche Buß, und bey „ jeglicher neuen Uebertrettung wird sie erhöhet. Unge„ achtet dieser verschärften Maaßregeln, ist diese vielfar„ bige Mode noch nicht verschwunden, weil den in der „ Stadt wohnenden Fremden, den das Gymnasium be„ suchen ausländischen Studenten, und auch den Bür„ gern, welche in fremden Diensten, oder sonst Jahr und „ Tag ausser dem Vaterland sind, erlaubt ist, sich der „ mitgebrachten Kleider vierzehen Tage lang, zu bedienen, „ aus denen denn so viele Wochen werden; und so erschei„ nen unter verschiedenem Vorwand die verbottenen Klei„ dungsstücke; und die Schneider legen die Schuld des „ Schnitts auf die Fremde. Der Eifer der Prediger ist „ auch in etwas erkaltet; da sie ihr Unvermögen einsa„ hen, diesem Unwesen ganz zu steuren, so überlassen sie „ es der Zeit.

„ Andern Kleiderverordnungen fügten sich Manns und „ Frauenspersonen willig: Kurz nach dem Gebott, lange, „ hinten und vornen beschloßne Röcke zu tragen, legten „ die Männer, besonders Junggesellen, grosse Bäusch und „ Polster um die Lenden, um die langen Schoose vom „ Leib zu halten und zu verspreiten. Der Vorwand war:

„das ungewohnte Herumschlagen der Kleider um die
„Schenkel sey beschwerlich; die wahre Ursach war wieder
„den Pracht der Beinkleider nicht ganz im Dunkel zu
„verbergen. Die Obrigkeit nahm keine Rücksicht auf den
„Vorwand, und befreite durch ein Mandat, welchem
„ohne Aufschub Folge geleistet wurde, die verpolsterten
„Lenden. Ein lächerlicher Unfall, der einem unserer
„Locarner begegnet ist, mag zu der geschwinden Folg-
„samkeit etwas beygetragen haben. Er hatte sich ein
„geschenktes Kleid anpassen lassen; der Schneider wollte
„sein Schärfgen auch beytragen, und den armen Locar-
„ner auf das neuste ausstaffieren. Zu dem ausgebesserten
„Rock fügte er den dicken Bausch, der um die ganzen
„Lenden gieng, und seinen Mann für Schuß und Stich
„sicherte. Der Locarner nahm's für einen Gürtel, und
„trug das Ding auch so über dem Kleid; dergestalt aus-
„gerüstet gieng er am nächsten Sonntag, da viel Volk
„auf der Strasse war, seinem Gutthäter zu danken. Alles
„sahe ihm nach; niemand glaubte daß er aus Unwissen-
„heit sich so gekleidet, sondern dem Mandat zufolge,
„welches an dem nämlichen Tag war verlesen worden,
„und das Verspreiten der Röcke verbott, sein Kleid so
„zugeschnallt habe, daß es unmerkbar war, ob er mit
„oder ohne Beinkleider gehe. Die Erzählung von dem
„Benehmen des einfältigen Locarners gieng durch die
„ganze Stadt, und die folgenden Tage waren alle Bäu-
„sche weg.

„Eben so bereitwillig, und ohne daß ein lächerlicher
„Vorfall das Verbott unterstützte, ward dasjenige be-
„folgt, welches den Männern die hohen spitzigen, und
„deswegen etwas gefährlichen Absätze an den Schuhen,
„und die Einschnitte in das Leder, durch welche der
„Strumpf sichtbar ward, untersagte. Auch mußten die
„grossen eng gefalteten Halskrausen, die man in Italien
„nur einfach trägt, hier aber zwey oder gar drey über
„einander genähet wurden, und so das Haupt unbe-
„weglich auf den Schultern hielten, im Umfang be-

„schnitten und in ein einfaches Gekrös umgemodlet wer-
„den. Im Mandat werden die hohen aufgeschnittnen
„Schuhe, und die steifen Halskrausen: „Buhlweibisch„
„genannt. Diese schimpfliche Benennung wirkte vielleicht
„mehr als die auf das Tragen dieser Zierarten gelegte
„Straf von 1 Pf.

„So wenig man den Männern das Ausspreiten ihrer
„Kleider erlaubte, eben so wenig wollte man gestatten,
„daß die Frauen und Töchtern, durch ein ähnliches Tra-
„gen grosser runder Wulsten, oder, wenn sie auf Daur-
„haftigkeit sahen, dergleichen eiserner Ringen unter den
„Röcken, sich verunstalten, durch die sie von den Lenden
„herunter eine cirkelförmige Gestalt bekamen. Jezt
„gehen sie wieder schlank, wie die Natur sie geschaffen
„hat.

„Die silbernen und eisernen Dräthe am Hals, wel-
„che dienten eng gefaltete Halskrausen, bis hart an das
„Kinn und hinten über den Nacken hinauf zu heben,
„dabey aber es jedem Frauenzimmer unmöglich machten,
„ihrem Freund oder Freundin zuzunicken, wurden ver-
„botten; sint dem sind die Köpfe frey, und die Frauen-
„zimmer sehen viel freundlicher aus.

„Wie man an der Männer Kleidung nichts Weibi-
„sches dulden wollte, so ward auch dem Frauenzimmer
„nicht erlaubt, etwas in sein Costume aufzunehmen, das
„bis auf jezt den Männern eigenthümlich gewesen. Letz-
„tere haben, wie die Italiener, von der Achsel bis unter
„die Ellbogen weite Aermel an den Wammsen; diese nun
„wurden von den Frauen nachgeahmt, wobey es biswei-
„len eintraff, daß der Rockärmel dicker als die Frau
„war. Diese widrig in's Aug fallende Art sich zu klei-
„den, ward aber verbotten, und die Frauenzimmer hef-
„teten wieder enge Aermel an ihre Oberkleider, welche
„einen schön gerundeten Arm vortheilhaft zeigen.

„Schwören und Lästern wird hier sehr verabscheut.
„Sint der Reformation sind die Schwüre bey Gotts
„Blut u. s. w. und den Heiligen, die man in Italien

„ viel kräftiger und mannigfaltiger hört, als sie der phleg-
„ matische Schweitzer nie gebraucht, von selbst mit dem
„ Glauben an Reliquien und Bilder gefallen, und der
„ fromme Zürcher hat noch keine neue erdacht. Wenn
„ aber von ungefähr ein alter Schwur noch jemandem
„ entfährt, es seye Mann oder Weib, jung oder alt,
„ so ist es dem der davon Zeuge ist zur Pflicht gemacht,
„ den Schwörer zu zwingen den Boden zu küssen; oder,
„ wenn er sich dessen weigert, einen Schilling für jeden
„ Schwur zu zahlen. Dieses Geld muß der, welcher es
„ bezogen, dem ersten armen Menschen, der ihm begeg-
„ net, um Gotteswillen geben. Wer Schwören hört,
„ und den Schwörer nicht anhält, die Erde zu küssen,
„ oder einen Schilling zu zahlen, muß, wenn er verra-
„ then wird, wegen seiner Nachläßigkeit und Furchtsam-
„ keit selbst den Boden küssen, und den Schilling noch
„ dazu geben. Die Ausübung dieser Verordnung ist sel-
„ ten; aber sie mag viel beygetragen haben, daß man
„ sich das Fluchen abgewöhnt hat, welches nun als etwas
„ pöbelhaftes durchgängig verachtet wird. Wenn aber
„ junge Kinder schwören, so werden die Eltern von den
„ Geistlichen darüber zu Rede gestellt, und niemanden
„ geschont.

„ Ueber Zeitvertreib und gesellschaftliche Lebensweise
„ u. d. g. erzählt Orelli seinem Bruder:
„ Verschiedene Gesetze tragen Spuren des Ernsts, der
„ bey Anlas der Glaubensänderung auf die Denkungsart
„ wirkte, und in das gesellschaftliche Leben übergieng.
„ So ist z. B. das Tanzen verbotten, welches ehedem die
„ Lieblings-Lustbarkeit aller Ständen und fast aller Alter
„ war; nur an Hochzeiten bleibt es noch erlaubt; aber
„ mit Ende des Tages muß auch der Tanz geendet wer-
„ den. Je seltner dieses Vergnügen war mit desto ra-
„ scherer Hitze wurde solches genossen. Die jungen rüstigen
„ Gesellen suchten eine Ehre darinn, einer den anderen im
„ Springen zu überwerfen, wobey denn nicht selten begeg-
„ nete, daß die Tänzerin in ihres Mittänzers Fall ver-

„ wicklet ward, und durch eine nicht immer anständige
„ Lage, Anlas zu einem allgemeinen Gelächter gab,
„ das ihrer Sittsamkeit wehe that. Das Umwerfen *)
„ ward oberkeitlich verbotten; aber bey der Hitze des
„ Tanzes vergaß man das Mandat. Wenn einer umge-
„ worfen wurde, so ward es ansteckend, und man suchte
„ sich durch eine geschickte Behändigkeit zu rächen. Um
„ diesem unartigen Manieren Einhalt zu thun, sandte die
„ Obrigkeit Censoren von besonderer Art auf den Tanz-
„ sal. Dies waren die Stadtbediente mit der Stadtfarb.
„ Sie hatten den Auftrag, bey dem ersten mit Absicht
„ verursachten Fall, den Musikanten das Aufspielen zu
„ verbieten, und so der ganzen Lustbarkeit ein Ende zu
„ machen. Falls die Musikanten sich von der Gesellschaft
„ bewegen liessen fortzuspielen, so mußten die Stadtbe-
„ diente sie in das Gefängniß führen, oder im Schonungs-
„ fall selbst eine angemessene Straf erwarten. Man weißt
„ nur zwey Beyspiele, wo die Stadtbediente genöthigt
„ waren, ihre Authorität zu brauchen. Sint dem sind
„ die Tänze so züchtiglich, daß diese unangenehmen Auffse-
„ her überflüßig, und nun wieder abgestellt sind.

„ Die Musik bey dem Tanzen ist für Ohren, die da-
„ ran nicht gewöhnt sind, unleidenlich rauh; denn wo
„ es recht vornehm hergeht, da besteht das Orchester aus
„ einer Trummel, zwey Feldpfeiffern, zwey Violinisten
„ und einer Harfe. Bey einer gemeinen Hochzeit werden
„ nur Trummel und Pfeiffen gebraucht. Die Tambours
„ und Pfeiffer, welche bey militairischen Uebungen eine
„ ganze Compagnie in Bewegung setzen, würden es sich
„ zur Schande rechnen, wenn sie die armen Geiger und
„ den Harfenisten dazu, nicht so überstimmten, daß es auf
„ ein's hinausläuft, ob sie mitmusicieren oder nicht.

„ Im zweyten Jahr unsers Hierseyns ward das Tan-
„ zen auf ein ganzes Jahr verbotten, weil der Hagel an

---

*) Ob das Umwerfen nicht ungefehr das heutige Walzen ist, welches an einigen Orten verbotten worden?

„ den Feldfrüchten grossen Schaden gethan, und das
„ Brod zu einem für den unbegüterten Hausvater lästigen
„ Preise stieg. Bey euch wäre eine hübsche Procession
„ oder zwey gehalten worden; nachher hätte jeder wieder
„ gethan was ihn gut gedünkt.

„ Auch die durch ganz Italien so beliebten Masque-
„ raden und Carnevalsfreuden sind hier, sint der Refor-
„ mation, ganz abgekommen. Es scheint, das sonst zu
„ allem Ernsthaften sehr geneigte Volk, misse solche un-
„ gern. Denn wenn schon das Mandat rechtliche Leu-
„ te abhielt, in Masquen zusammen zu kommen, so konnte
„ es doch den Pöbel nicht hinterhalten, in schmutzigen
„ unflätigen Kleidungen durch die Gassen zu rennen, und
„ mit Bockssprüngen zu lachen zu machen. Fremden, die
„ eines anständigeren Carnevals gewohnt waren, kamen
„ diese Mummereyen ärgerlich vor, und der Magistrat
„ war darüber so ungehalten, daß er drohte jeden so
„ schändlich Verkleideten in das härteste Gefängniß legen
„ zu lassen, das sonst nur für Criminalverbrecher bestimmt
„ ist, und so lang darinn zu behalten, bis der Ungehor-
„ same, sich mit einem Mark Silber lösen würde. Er-
„ wachsene Personen scheuten diese Straf; aber Buben,
„ die nicht wissen was ein Gefängniß, und noch weniger
„ was ein Mark Silber ist, entliefen ihren Eltern, steck-
„ ten sich in die ersten besten Lumpen, und tummelten sich
„ auf den Gassen. Gegen diese war das Gesetz nicht
„ buchstäblich anwendbar; man ließ sie durch Betteljäger
„ aus den Strassen treiben, und so ist von Masque
„ keine andere Spur mehr, als daß etwa zunächst an den
„ Stadtthoren ein paar arme Jungen am Faßnachttag,
„ mit geschwärzten Gesichtern, vor den Häusern, auf
„ dem Kopf stehend, betteln.

„ Nebst den Carnevalspielen, die verbotten sind, ist
„ auch den Possenreissern, die als Nachahmer deutscher
„ Hofnarren das Volk durch allerhand Zotten zu lachen
„ machten, der Aufenthalt in der Stadt untersagt. Sie

„ legten

„ legten sich selbst den Ehrentitel von Narren zu, und
„ hatten als solche das Privilegium im Narrenkleid när.
„ risch zu handeln, und diejenigen, von welchen sie keine
„ Bezahlung zu erwarten hatten, durch Possen und An.
„ reden, die mehr beissend als närrisch waren, zum Ge.
„ genstand des Gelächters der bezahlenden Zuschauer zu
„ machen. An den Kirchweihen, wo das Volk in die
„ Stadt strömte, verdienten sie ein hübsches Geld; sie
„ hängten sich meistens an eine Gesellschaft herumfahren.
„ der Spielleuten. Nach einer oberkeitlichen neuen Er.
„ kanntniß darf der Rath weder Spielleuten noch Narren
„ erlauben, bey diesen Anläsen in die Stadt zu kommen;
„ nur ist zu Gunsten der Eidsgenossen eine, zwar einge.
„ schränkte, Ausnahme gemacht.

„ Fast in allen Eidsgenößischen Städten unterhalten die
„ Schützengesellschaften einen Narren, der wol bezahlt ist,
„ aber von einem andern ehrlichen Mann, seine poßierliche
„ Kleidung ausgenommen, nicht viel unterschieden, und
„ mehr, weil er ein armer Tropf, als weil er ein kurzwei.
„ liger Kerl ist, in den Narrenrock schlüpfen muß. Diese
„ Schützengesellschaften besuchen zuweilen die in den ande.
„ ren Cantonen. (Vor dem unglücklichen Religionskrieg
„ geschahe dieses oft,) und dann ist es Sitte, daß die
„ Schützen nebst Musikanten auch den Narrn mitführen,
„ dem von der Gesellschaft, die besucht wird, ein Kleid,
„ das auch für einen rechtlichen Mann gut wäre, und
„ ein Zehrpfennig geschenkt wird. Bey solchen Fällen hat
„ sich der Rath vorbehalten, nach altem Gebrauch zu
„ handlen, und dem Narrn, nebst der Freiheit in die
„ Stadt zu kommen, auch Kleid und Zehrpfennig zu ge.
„ ben, und so das althergebrachte Privilegium in seinem
„ Werth oder Unwerth nicht zu verachten. Wenn diese
„ privilegierten Narren durch muntere Einfälle die Lunge
„ der Zuhörer nicht zu erschüttern vermögen, so machen
„ sie hingegen desto mehr Lärmen mit der Schellenkappe

„ und Pritsche, über welchen der Pöbel so herzlich lacht,
„ als über den lustigsten Scherz.

„ Unter die beliebten Zeitvertriebe ist hier das Spielen
„ nicht in Anschlag zu bringen; das Volk hat keine Nei-
„ gung dafür. Noch in keinem Privathaus habe ich spie-
„ len gesehen, wol aber im Brett auf den Zünften. Sint
„ dem ein Theil der müßigen Priester nach der Reforma-
„ tion die Stadt geräumt, hat sich mit ihnen diese Lieb-
„ haberey verloren. Die gewohnten Spiele waren neben
„ Brett- und Schachspiel, verschiedene mit Carten, alle
„ sehr einfach, ohne Combinationen, wobey das Ungefehr
„ alles thut. Mit unseren sinnreichen Spielen haben sie
„ nichts gemein; du kannst dir sie alle als die einfachsten
„ Hazardspiele denken, bey denen dem blinden Glück alles,
„ dem Kopf nichts überlassen ist. Daß es jedoch den Zü-
„ richern an Combinations-Geist auch in geringfügigen
„ Dingen nicht fehlt, das beweißt ihre Geschicklichkeit im
„ Schach."

„ Gymnastische Spiele sind ungewohnt, man müßte
„ denn das Kegeln, welches die Schweitzer- und Lands-
„ knechte auch bey dem gemeinen Volk in Italien
„ eingeführt, und das bey uns ganz unbekannte Tuschen
„ und Stöcklen darunter rechnen: das erstere hat mit
„ dem Maillespiel etwas Aehnlichkeit, und das letztere
„ besteht in der Behändigkeit eine Kugel in einem engen
„ Kreis von Spielenden mit Stöcken so geschwind herum-
„ zutreiben, daß sie vor einem oder mehreren vorbeyspringt,
„ ohne daß sie solche mit ihren Stöcken berühren können.
„ Wenn ihnen das etliche Mal begegnet, so haben sie das
„ Spiel verloren.

„ Das gemeine Volk belustigt sich mit Errathen, ob
„ ein Gegenpart eine gerade oder ungerade Anzahl Pfen-
„ ninge in der Hand hält? Das ist viel einfacher und we-
„ niger lärmend als das Italienische Volksspiel alla more;
„ dagegen sezt es auch niemals Händel oder gar blutige
„ Köpfe.

„ Im vierten Jahr unsers Hierseyns *) wurden bey
„ der sich vermehrenden Theurung des Brods, alle Spiele
„ ohne Ausnahme verbotten; ein Jahr nachher aber das
„ Brett und Schach, und den Landleuten das Kegelspiel
„ wieder erlaubt.

„ Wer verrathen wird, ein verbottnes Spiel gespielt
„ zu haben, bezahlt ein Mark Silber Buß, und der so
„ sein Haus oder Zimmer dazu geliehen, das doppelte;
„ hat er selbst mitgespielt, so wird er dreyfach gestraft.
„ Ueberhaupt ist es ein Axiom der hiesigen Regierung,
„ alle diejenige, welche aus Gewinnsucht verbottenen Sa-
„ chen Vorschub thun, immer härter als andere Ueber-
„ tretter zu strafen. Der Nutzen dieser Maasregel ist
„ sichtbar; denn ohne Unterhändler müssen hundert Dinge
„ von selbst unterbleiben.

„ Da Tanz und Spiel den Zürchern bey ihren gesell-
„ schaftlichen Zusammenkünften untersagt worden, (denn
„ das Brettspiel ist meistens nur Zeitvertreib älterer Per-
„ sonen,) so suchten sie solche durch Trinken zu beleben,
„ obgleich ihr Wein im Ganzen besonders mit dem Italie-
„ nischen vergliechen herbe und sauer ist. In seiner täg-
„ lichen Haushaltung lebt der Zürcher im strengsten Sinn
„ sehr mäßig, und ist überhaupt dem Trinken nicht holder
„ als die Deutschen, aber in froher Gesellschaft nimmt er
„ es nicht mehr so genau, und erlaubt sich von seiner ge-
„ wohnten Nüchternheit abzuweichen. Um einen ehrlichen
„ Vorwand zu haben, den Becher oft zu leeren, ward es
„ höfliche Sitte, aller anwesenden Gästen Gesundheit, der
„ Reihe nach unaufhörlich zu trinken, und dabey den vol-
„ len Becher bis auf den Grund zu leeren, das ward
„ widerholt bis man nicht mehr konnte, oder der Wein
„ mangelte. Dieser den Italienern abscheuliche Gebrauch,
„ fand zum Theil schon vor der Reformation statt, und

*) 1559.

„die ernsten Gesetze nach derselben brachten ihn auf's
„Höchste. Die häufigen Deklamationen der Prediger da-
„gegen thaten nur so lange Wirkung, als die Gelegen-
„heit zu solchen Lustbarkeiten fehlte. Die Gesetze mußten
„den Vorstellungen der Kanzelredner zu Hilf kommen.
„Man fieng die Reforme bey den Wirthshäusern an, wo
„der gemeine Mann Zeit, Gesundheit und Geld verzehrte.
„Den Wirthen ward bey hoher Strafe vorgeschrieben, wie
„viel Wein sie einer Person geben dörften. Man dehnte
„die Verordnung auch auf die Zünfte aus, als die Ver-
„sammlungsörter, wo Bürger aus allen Ständen sich
„am zahlreichsten und öftersten einfinden. Hier durfte
„drey Personen nicht mehr als zwey Maaß vorgesezt
„werden. (Mehr als genug für ein Dutzend Italiener.)

„Bey den Mahlzeiten in Privathäusern konnte man
„der Freygebigkeit des Gastgebers keine so gemessene
„Gränzen setzen; deswegen begnügte sich der Gesetzgeber,
„die Höflichkeit in dem Anbringen und Zutrinken der Ge-
„sundheiten einzuschränken, und zwar so, daß auf eines
„Gesellschafters Gesundheit nur einmal, während der
„ganzen Mahlzeit soll getrunken und niemandem zugemu-
„thet werden, seinen Becher zu leeren bey fünf Schilling
„Buß. So konnte jeder, dem das viele Trinken nicht
„behagte, sich durch die oberkeitliche Verordnung gegen
„unbescheidene Zumuthungen vergaumen, und das Bey-
„spiel nüchterner Gesellschafter, die sich an das Mandat
„hielten, machte das Gegentheil lächerlich.

„Um dem Aergerniß einer gänzlichen Völlerey vorzu-
„beugen, ward ein Gesetz gegeben, nach welchem derje-
„nige, welcher auf der Strasse berauscht gesehen wird,
„um fünf Schilling soll gebüßt werden. Die Geldstrafe
„war gering; aber weil der Bestrafte einige Tage lang
„der Fingerzeig des Pöbels ward, so würkte die Verord-
„nung kräftig. Solche lautet ferner: „Hat aber einer
„so viel getrunken, daß er den Wein nicht behalten mag,
„so soll er in die Gefangenschaft geführt werden, und
„daselbst eine Nacht auf Stroh ligen, und noch dazu

„ wegen dem gegebenen Aergerniß ein Mark Silber Busse
„ bezahlen."

„ Sint diesen Verordnungen, die kurze Zeit vor unse-
„ rer Ankunft gemacht worden, geht es bey den Mahl-
„ zeiten und in den Gesellschaften so bescheiden zu, daß
„ wir selten Spuren gesehen, die uns die Nothwendig-
„ keit solcher Gesetzen hätten muthmaaßen lassen, welche
„ dennoch Munterkeit und Frohmuth nicht verscheuhet
„ haben.

„ Im Winter ist es eine fast allgemeine Belustigung
„ erwachsener Junggesellen, und junger Ehemänner und
„ Frauen, zu Nacht an Gassen auf gähen kleinen
„ Schlitten zu fahren, welche mit Schellen und
„ vielen eisernen Ringen behängt, ein lautes Getöß ma-
„ chen, das durch Lachen und Jauchzen oft bis zu einem
„ tobenden Lärm steigt, und bis nach Mitternacht dauert.
„ Weil aber ältere ruhige Personen durch das Geräusch
„ im Schlaf gestört wurden, und sich klagten, so ward
„ diese nächtliche Belustigung dahin beschränkt, daß nach
„ neun Uhr Abends niemand mehr auf der Strasse Schlit-
„ ten fahren soll, und den kleinen Kindern wird gebot-
„ ten mit angehender Nacht nach Haus zu gehen, „ da-
„ mit ihnen kein Unheil begegne" sagt die Verordnung.

„ So wie in Italien das Volk sich zu Nacht auf den
„ Gassen mit Singen belustigt, so fanden wir es auch
„ hier ziemlich im Gebrauch. Nun ist auch das unter-
„ sagt. „ Wenn es so dunkel ist, daß man einen nicht
„ mehr kennen mag" heißt es in der Verordnung; den
„ Anlas dazu gab ein fremder Student, der auf allerley
„ Vorfälle beissende Lieder machte, welche für verschiede-
„ ne Personen beleidigend waren, und vor den Häusern
„ derjenigen abgesungen wurden, welchen man wehe thun
„ wollte. Ueberhaupt werden nächtliche Unruhen und
„ Lärmen nicht geduldet. Da der gemeine Mann um
„ sechs Uhr, und der Vornehmere aufs späthste um sieben zu
„ Nacht speißt, so ist um acht Uhr in den Strassen im
„ Winter eine Todtenstille. Im Sommer sieht man bis

„ um diese Zeit ganze Haushaltungen an den Fenstern,
„ oder auf Ruhbänken an den Hausthüren; eine Viertel-
„ stund später noch am hellen Tag, geht, bis auf eine
„ kleine Ausnahme, alles zu Bett; dagegen ist mit Ta-
„ gesanbruch auch wieder alles rege.

„ Unglückliche Zufälle, wie z. B. Feursbrünste, sind
„ seltner als man bey den vielen hölzernen Häusern ver-
„ muthen sollte; dazu tragen die guten Polizeyanstalten
„ viel bey. Diese gebieten, und sehen darauf, daß es ge-
„ halten werde, in jedem Haus im Sommer und Winter
„ in grossen Gefässen eine Portion Wasser auf dem Dach-
„ boden zu haben, damit geschwinde Hilfsmittel vorhan-
„ den seyen. Der Wächter, welcher zuerst Feurlärm
„ macht, erhält zur Belohnung ein Maas Kernen.

„ Vor ein paar Jahren riß eine Unordnung ein, die
„ ganz wider den Charakter des Volks, und deßwegen
„ desto auffallender war, bey der Untersuchung zeigte sich
„ auch, daß solche nicht von Bürgern, sondern von frem-
„ den Einsässen herrührte. Es wurden nämlich bey Nacht
„ Leichen ohne Särge, ganz wieder hiesige Sitte, beson-
„ ders von Kindern auf die Kirchhöfe getragen; und weil
„ dem Todtengräber keine Anzeige gethan ward, so blie-
„ ben sie ein, oft zwey Tage liegen. Der Todtengräber,
„ immer nach einer von den unbrauchbaren Klostermönchen
„ war verdrießlich, Leichname beerdigen zu müssen, ohne
„ dafür einen Lohn zu empfangen; doch trug er diese Last
„ ohne seine Obern davon zu berichten, und ohne daß ihm
„ etwas anders dabey zu Sinn kam, als unbezahlte Ar-
„ beit. Aber den Nachbaren ward das Begraben der
„ Leichen, die ohne das gewohnte Begleit auf die Kirch-
„ höfe gebracht worden, verdächtig; sie erkundigten sich
„ bey der Weibsperson, die bestellt ist, an die Leichenbe-
„ gängnisse zu laden. Da auch sie keine Auskunft zu ge-
„ ben wußte, es ihr aber ebenfalls bedenklich vorkam,
„ daß Leichen ohne ein Begleit auf den Kirchhof gebracht
„ wurden, wodurch ihre Einnahm geschmälert ward,
„ wandte sie sich an die Kirchenvorsteher, welche bey der

„ Untersuchung entdeckten, [illegible]
„ die kleinen Gebühren zu sparen, welche [illegible]lässen eben um
„ rin und dem Todtengräber bezahlt werden, ihre [illegible]ichenlade-
„ storbene bey Nacht auf den Kirchhof gelegt, überzeugt,
„ daß solche gewiß nicht unbegraben bleiben würden. Der
„ Rath verordnete hierauf, daß alle Leichen öffentlich bey
„ Tag mit einem anständigen Begleit der Verwandten
„ und Freunden, und in Särgen sollen zu Grabe getragen,
„ und dem Todtengräber der Tag des Leichenbegängnisses
„ zu rechter Zeit angezeiget werden.

„ Bey Anlaas der Leichenladerin muß ich dir von einer
„ Sitte sagen, die ich sonst nirgends bemerkt, und etwas
„ Düsteres hat, das nur dem, der es immer gesehen, nicht
„ traurig vorkömmt. Es ist nämlich das: die gleiche
„ Frauensperson, welche in ganz schwarzer Kleidung in den
„ Strassen der Stadt durch einen Aufruff zu den Leichen-
„ begängnissen einladt, wird auch bestellt, in der gleichen
„ traurigen Kleidung die Hochzeitgäste auf die Hochzeit zu bit-
„ ten. Bey den Leichenbegängnissen beschließt diese Frau den
„ Zug; an den Hochzeiten erscheint sie, wenn die Einla-
„ dungen geschehen sind, doch nicht mehr. Dieser Ge-
„ brauch ist so alt, daß mir niemand erklären konnte,
„ wenn, und auch nicht warum er eingeführt worden? Soll
„ er bedeuten, daß das Eheband nur durch den Tod gelöst
„ wird, oder den leidigen Trost verkünden, daß der Tod
„ auch einer bösen Ehe ein Ende macht? das weiß ich
„ nicht zu sagen. Dank sey dem alten Herkommen, daß
„ man sich bey der Einladung zu einer Hochzeitfeyer durch
„ diese Todesbottschafterin, nicht weniger freut, als wenn
„ sie durch eine blühende Brautgespielin gethan würde.

„ Die Achtung, welche die Ueberlebenden ihren ver-
„ storbenen Verwandten erweisen, macht dem Herzen des
„ Volks Ehre. Wenn es bey einigen nur um des äussern
„ Anstands und des Geredes willen geschieht, so ist es
„ doch bey weit der grösseren Zahl Wirkung der Liebe
„ und Anhänglichkeit an die Verstorbnen, welche ein sehr
„ natürliches und fast nothwendiges Gefühl gutmüthiger

[illegible] urch ihre gesellschaftliche Lage so enge
„ Menschen [illegible]t verbunden sind, und ihre meisten und lieb-
„ mit [illegible] sten Gesellschaften in den Circul ihrer eignen Familien
„ und nächsten Verwandten einschränken.

„ Bey dem Tode der Eltern, Kinder, Geschwisterten,
„ wird für die erstern zwey ganze Jahr, für die letzte ein
„ Jahr, und für Verwandte bis in das dritte Grad sechs
„ Monath Trauer getragen; die Bedienten aller dieser
„ Verwandten gehen wie ihre Herrschaft, und eben so lang,
„ schwarz gekleidet; die Trauer schränkt sich aber nicht
„ auf die schwarze Kleidung ein, sondern die nächsten Ver-
„ wandten entziehen sich ein paar Monathe allen öffentli-
„ chen Orten, und allen Gesellschaften, ausser der mit
„ Kindern und Geschwisterten. Alle Aeusserungen von
„ Freude werden vermieden; selbst bey dem öffentlichen
„ Gottesdienst singen die nicht, welche um Vater, Mut-
„ ter, Kind, Bruder, u. s. w. Leid tragen. Wer wider
„ diese Gebräuche handeln würde, auf den fiele der
„ allgemeine Tadel eines lieblosen oder leichtsinnigen
„ Menschen.

„ Daß diese äussere Trauer in den meisten Fällen wahre
„ Empfindungen zum Grund hat, beweisen die ungeheu-
„ chelten oft unwillkürlichen Rührungen, mit welchen die
„ Leidtragenden von ihren abgeschiedenen Freunden reden,
„ und die pünktliche, sogar ängstliche Befolgung nicht nur
„ ihrer wirklichen Verordnungen, sondern auch alles dessen
„ was vermuthet wird, daß sie etwa gern verordnet hät-
„ ten; das sorgfältige Aufbewahren aller Geräthen, de-
„ ren sich der Verstorbene am liebsten bedient, wenn sie
„ schon für den Erben oft unbrauchbar sind, nebst vielen
„ andern sonst geringscheinenden Dingen, an welche
„ aber Affektation allein niemals denken würde.

„ Gesetze gegen sittliche Unordnungen sind scharf, und
„ besonders sind die gegen den Ehebruch streng, welcher
„ nebst Geldbuß und Gefängniß mit Unfähigkeit zu allen
„ bürgerlichen Aemtern und Ehrenstellen, und im Fall der
„ Uebertretter mit solchen bekleidet, ohne Schonung mit

„ Entsetzung bestraft wird. Die Hurerey wird mit blosser
„ Geldbusse belegt; aber beyde Vergehungen straft die
„ öffentliche Verachtung strenger noch als die Obrigkeit.
„ Viele Jahre eines untadelhaften Betragens reichen nicht
„ immer hin, diese Vergehen in Vergessenheit zu bringen,
„ so groß ist hier die Achtung beyder Geschlechter für reine
„ Sitten. Vor der Glaubensverbesserung war es nicht so;
„ und daß die Keuschheits-Gelübde häufig übertretten wor-
„ den, das besagen die Richtbücher, und die vielen Ver-
„ ordnungen wegen der Pfaffen Kebsweiber. Was Ge-
„ lübde nicht vermochten, das bewirkt jetzt Anhänglichkeit
„ an guten Leumden, und an bürgerliche Achtung: diese
„ zuerhalten muß die ganze Lebensweise untadelhaft ein-
„ gezogen seyn, weil Eingezogenheit als die Grundlage
„ des häuslichen Wohlstands angesehen wird.

„ Unter den Matrimonial-Gesetzen ist eine sonderbare
„ Verordnung, die aber nicht sehr bekannt ist, weil der
„ Fall selten ist oder nicht bekannt wird. Sie lautet wört-
„ lich *) „ Wenn ein Ehemann einer Jungfrau ihr Mägd-
„ thum nimmt, und sie weißt, daß er ein ehlich Weib
„ hat, so muß er ihr nichts mehr und nichts anders geben,
„ als ein paar neue Schuh für ihren Kranz; der Mann
„ aber soll als Ehebrecher gestraft werden.

„ Liebe zu Reinlichkeit ist aller Orten, und selbst bey
„ der ärmeren Volksklasse sichtbar; auch ist es eine Ange-
„ legenheit der Obrigkeit, daß die Strassen und öffentliche
„ Plätze rein gehalten werden. Zu dem Ende hin müssen
„ alle Gassen wöchentlich gekehrt, der Kehrigt aber und
„ Dünger darf nur bey Nachtzeit aus der Stadt geführt
„ werden. Wenn das aber nicht immer geschehen kann,
„ so wird doch der Ursache nachgefragt, warum der Ver-
„ ordnung zuwieder gehandlet worden? Wird die Entschul-
„ digung nicht gültig befunden, so entgeht der Uebertret-
„ ter der Strafe nicht. Eine ähnliche Sorgfalt ist in
„ unsern ungleich prächtigern Italienischen Städten, etwas

*) Ao. 1530.

„ganz unbekanntes. Nur Gewohnheit von Jugend an,
„kann es uns erträglich machen, auf den Gassen, in den
„Höfen und an den Pforten der prächtigsten Palläste,
„Unsläthereyen zu sehen, die mehr als einen Sinn belei-
„digen, und die hier auch der unsauberste Bettelmann
„unleidenlich finden würde.

„Die öffentlichen Brunnen werden so sauber gehalten,
„daß das Wasser in den grossen Brunnenbecken so klar
„wie in der reinsten Quelle ist. Dieses spiegelhelle Wasser,
„lockte eine Zeit lang Dienstmägde und andere nicht all-
„zuschene Dirnen bey Nachtzeit in diesen Brunnen zu
„baden, welches doch wegen der Tiefe der Brunnenbecken
„nicht ganz ohne Gefahr war. Einige eben nicht gar
„züchtige Begebenheiten, die dieses Baden veranlaßte,
„und welche die Ehrbarkeit ärgerten, besonders aber der
„Eckel, das Wasser von diesen Brunnen zu gebrauchen,
„vermochte den Rath, diese Bäder zu verbieten. Aber
„der Reiz dieser Kurzweil überwog die Furcht vor der
„Strafe; und weil die Dirnen finstre Nächte und die
„Mitternachtstunden zu ihrer Abkühlung wählten, so
„wurden sie selten ertappt. Etliche lose Gesellen machten
„diesen Bädern ein Ende; sie warfen Katzen unter die
„Gesellschaft, welche die badenden Nymphen erschreckten,
„und wie sie nackend und triefend aus dem Wasser sprun-
„gen, so jagten die Bursche sie durch die Gassen. Man
„sahe dieser illegalen Execution durch die Finger, welche
„die Stadt zu lachen, und die Nymphen wasserscheu
„machte.

„Weil du der grossen Italienischen und spanischen
„Pallästen gewohnt bist, hast du dich über die viele
„alten hölzernen Häuser mit armseligen papiernen Fen-
„stern, und über die engen Strassen in dieser Stadt
„geärgert, deren Lage sonst so reizend ist, und meinst,
„diese wohlhabenden Bürger könnten, und deßwegen
„sollten sie es auch besser haben. Wahr ist's, kein öffent-
„liches und auch kein einziges Privatgebäu ist nur noch
„einer mittelmäßig guten Architektur aufgeführt, und

„ solche Häuser und Fenster sind gewiß keine gut in das
„ Aug fallende Schönheiten; aber die Reinlichkeit, die im
„ innersten dieser schlechten Häuser unterhalten wird, und
„ deren sich auch die ärmste Haushaltung mehr oder we-
„ niger befleißt, ist eine Vergütung des äussern ärmlichen
„ Ansehens, welche verdient in Anschlag gebracht zu wer-
„ den. In diesen hölzernen Hütten kannst du auf jeden
„ Fleck ununtersucht hinsitzen, ohne dein Kleid zu be-
„ schmutzen, wo hingegen in manchem Italienischen Pal-
„ last, du dies ohne Prüfung nicht thun darfst, ohne
„ Gefahr zu laufen, daß man dir's ansehe, vielleicht gar
„ anrieche, daß du nicht aus dem Staatszimmer kommst.

„ Einer Zürcherin würde es in einem Italienischen
„ und noch mehr in einem Spanischen Pallast eckeln, wo
„ sie, die Prunkzimmer ausgenommen, alle Augenblicke
„ Unsauberkeiten sehen würde, die ihren Geschmack für
„ Ordnung und Reinlichkeit im Innersten beleidigen müß-
„ ten. Nach dem Morgengebett ist hier durchgehends in
„ allen Häusern das Ausschüren das erste Geschäft, und
„ dies erstreckt sich nicht auf die Wohngemächer allein,
„ sondern bis auf die Hausgänge und Ruhbänke vor der
„ Hausthüre. Wo keine Mägde gehalten werden, (dieß
„ ist der Fall bey den meisten Handwerkern und vielen
„ Bürgern aus dem Mittelstand) verrichtet die Hausmut-
„ ter oder eine Tochter dieses Geschäft. Da muß jedes
„ Ding, jedes Geräth gesäubert und an seinem bestimm-
„ ten Platz seyn, daß es im Finstern kann aufgefunden
„ werden. Es ist etwas sehr gewohntes, am frühen
„ Morgen die Frau des Handwerkers in der Werkstätte
„ zu sehen, wie sie solche auskehrt, und auch da Rein-
„ lichkeit zu halten sucht, wo man sonst gar nicht daran
„ denkt. Diese reinliche Ordnung, als ein Bedürfniß
„ aller Klassen erstreckt sich auf alles. So sieht man z. B.
„ alte Kleider die Menge, aber zerrissene gewiß nicht,
„ als an anerkanntem erzliederlichem Gesindel. Die Kin-
„ der sind reinlicher gehalten als die Madonnenbilder in
„ euren Capellen. Hätte man im Anfang unsre Locar-

„ nerkinder nicht an ihrer ausländischen Kleidung gekannt,
„ so wären die mehreren schon dadurch unterschieden
„ worden, daß sie nicht so sauber wie die Bürgerskinder
„ gehalten waren. Jezt haben sie sich die Landesart an-
„ gewöhnt, und mußten es thun, wenn sie wollten unter
„ den einheimischen geduldet seyn.

„ Die Verzierung der Zimmer ist äusserst einfach und
„ prachtlos; von vielen kann man buchstäblich sagen, daß
„ reinliche Ordnung ihre einzige Zierde sey. Teppich habe
„ ich nur in zweyen einzigen Häusern gesehen; und diese
„ haben die Besitzer aus den Italienischen Kriegen von
„ Mayland mitgebracht. Die vornehmste Bekleidung der
„ Gemächer ist Getäffel mit Gothischem Schnitzwerk; jede
„ einzelne Taffel hat die Form eines Portraits, Fensters
„ oder etwas dergleichen; mitunter sieht man auch Figu-
„ ren, Fruchtschnüre u. d. g. mit Fleiß aus Nußbaum
„ geschnitzelt.

„ Die Wohnzimmer sind in vornehmen und gemeinen
„ Häusern mit Holz getäffelt; dieß hat einen physischen
„ Grund in der Strenge und Dauer des Winters. Aber
„ das braune Nußbaum, oder der Firniß von gleicher
„ Farbe auf Tannenholz, macht die Gemächer düster,
„ wozu die engen niedern Fenster und die geringe Höhe
„ der Stockwerke auch beytragen. Da an den Aussenseiten
„ der Häuser gar nicht auf Symetrie gesehen wird, so
„ fehlt sie auch im Innern; da ist selten etwas ganz regel-
„ mäßig.

„ Die Geräthschaften sind auf Dauer gemacht, wenig
„ zahlreich, viel weniger prächtig, aber oft in gutem Ge-
„ schmack. Für den täglichen Gebrauch sind in den Wohn-
„ zimmern, längs der Wand und um einen grossen Tisch
„ herum lange Bänke für die Haushaltung hingestellt,
„ wovon der oberste für den Herrn und die Frau des
„ Hauses bestimmt, mit Tuch ausgeschlagen ist. Kömmt
„ Gesellschaft, so werden in den reichen Häusern hölzerne
„ Stüle hingesetzt, deren Sitze mit Sammet beschlagen
„ und mit seidenen, auch, doch selten, mit silbernen und

„ goldenen Franzen geziert sind. Wer nicht recht vor-
„ nehm und sehr reich ist, begnügt sich mit Stülen mit
„ gefärbtem Tuch oder Leder ausgeschlagen, oder mit
„ Polstern darauf, welche von den Frauen und Töchtern
„ im Haus gestickt sind; mit dergleichen, und etwa auch
„ gestickten Teppichen werden bey festlichen Anläßen die
„ Tische bedeckt. Lehnstüle glaubt dies rüstige Volk, seyen
„ nur für Kranke, oder abgelebte Greisen brauchbar; des-
„ wegen bedienen sie sich solcher in gesunden Tagen nicht.

„ Anstatt unsrer vielfärbigen mit Marmor eingeleg-
„ ten Fußböden, sieht man hier nur solche von einfärbigen
„ gebrannten Steinen; wenn sie sich ausnehmen sollen, so
„ ist auf jedem Stein eine erhöhte Blume, oder eine an-
„ dere Zeichnung; dies ist der Fall in Prunksälen. Das
„ Gehen auf diesen unebnen Zierarten ist unangenehm.
„ Die Böden der Schlafzimmer sind fast alle mit Stei-
„ nen, aber ohne Figuren, besetzt; die Fußböden der
„ Wohnstuben sind, um sie warm zu halten, mit
„ Holz belegt, ganz einfach und ohne die mindeste Ver-
„ zierung; diese werden an den Zimmerdecken angebracht,
„ wenn es recht stattlich aussehen soll; sie bestehen aus
„ hölzernem Schnitzwerk, mit vielfältigen Farben bemahlt,
„ und hin und wieder etwas vergoldt, (das Wappen des
„ Hausherrn ist irgendwo angebracht, wo es leicht in die
„ Augen fällt, oder aus maßivem Gipswerk das allerley,
„ am liebsten aber Waffen und Harnisch vorstellt. An
„ den Wänden werden Denksprüche in grossen Charaktern
„ hingeschrieben, und mit gemahlten Blumenkränzen ein-
„ gefaßt, die entweder aus der Bibel oder den Lateini-
„ schen Claßikern hergenommen sind, enthält ein Zimmer
„ oft an den Wänden ein ganzes moralisches Compendium.
„ Solche Sprüche kommen bisweilen auch an die Decken;
„ von diesen habe ich keine andere als Lateinische gesehen,
„ und alle in goldenen Buchstaben.

„ Man hat hier im Gebrauch, die schönsten und besten
„ Zimmer auf dem obersten Stockwerk anzubringen, um
„ einer schönern Aussicht und freyern Luft zu geniessen.

„ Ausser festlichen Anläßen bleiben sie aber sorgfältig ver-
„ schlossen; der Hausherr und seine Haushaltung machen
„ für sich selten Gebrauch davon, damit nichts in Unord-
„ nung komme.

„ Der strenge Winter macht Wärme nothwendig; an-
„ statt unsrer Caminen und der Feurkesseln des gemeinen
„ Manns bedient sich hier jedermann ohne Unterscheid,
„ der grossen Oefen, welche du gesehen hast. Ein solches
„ warme Zimmer dient für die ganze Haushaltung. Mann,
„ Frau, Kinder und Gesinde, arbeiten und leben den
„ ganzen Winter beysammen. Nur den ersten Geistlichen
„ und den Räthen, nimmt man's nicht übel, wenn sie
„ Studier-und Audienzzimmer für sich haben; den andern
„ würde es als unnützkostspieliges ausgelegt werden, wenn
„ sie sich von ihrer Haushaltung söndern wollten. Hand-
„ werker behelfen sich in ihren Werkstätten.

„ Eine nothwendige Folge dieses nahen und anhalten-
„ den Beysammenseyns der ganzen Haushaltung, ist unter
„ andern auch die Uebersicht des Hausvaters und der Haus-
„ mutter über ihre Kinder und ihr Gesind, die immer
„ unter ihren Augen lernen und arbeiten, und die Ord-
„ nung und der Fleiß, welche bey dieser beständigen Auf-
„ sicht erhalten werden. Es ist zum bewundern, was am
„ Ende eines Jahrs durch eine solche Haushaltung ver-
„ arbeitet wird. Auch habe ich nirgends treueres und
„ seiner Herrschaft anhänglicheres Dienstgesind angetroffen,
„ wozu wahrscheinlich eben dieses vertrauliche Beysammen-
„ leben viel benträgt. Der Dienstbott, der an der Seite
„ des Hausvaters und seiner Kinder arbeitet, mit ihnen
„ aus einer Schüssel ißt, und an ihren Gesprächen Antheil
„ nehmen darf, sieht sich als einen Hausgenossen an, des-
„ sen Glück an den Wohlstand des ganzen Hauswesens
„ angeknüpft, beytragen muß; der Hausvater und die
„ Hausmutter sehen hinwieder diese Untergebne auch nicht
„ als Geschöpfe, an denen sie weiter nichts als einen Jahr-
„ lohn für ihre Dienste zu geben schuldig sind; sie machen
„ es sich zur Pflicht, für ihr Betragen und für ihr Fort-

„ kommen zu sorgen, und behandeln solche nicht viel we-
„ niger sorgfältig als ihre Kinder. Bey diesen Verhält-
„ nissen ist es nichts seltenes, in einem Hause Dienstbot-
„ ten zu finden, die sint der Errichtung der Haushaltung
„ zwanzig und dreißig Jahre da sind, und an ihren Zu-
„ stand so gewohnt, so zufrieden, daß sie an keine
„ eigne Einrichtung gedenken, sondern in der Haushal-
„ tung, in welcher sie gelebt, auch sterben wollen. Alles
„ im Haus rein zu halten, ist das erste Geschäft, zu wel-
„ chen die Dienstbotten gezogen werden.

„ Ausser wenigen Portraiten sieht man hier in den
„ Zimmern selten Gemählde: Nicht daß es an Geschmack
„ und Liebe zur Kunst fehlt, das sieht man selbst an die-
„ sen Bildnissen, von denen einige treflich gemahlt sind,
„ und an dem Unterscheid, den man gar richtig zwischen
„ dem Schönen und Schlechten zu machen weiß. Auch
„ fehlt es nicht ganz an Künstlern: Aber durch die kirch-
„ liche Abänderung sind die Gemählde selten worden. Bey
„ der Räumung der Kirchen von Bildern wurden auch die
„ Gemählde weggenommen, und viele als Gegenstände
„ abgöttischer Verehrung verdorben. Da die in den Pri-
„ vathäusern sehr oft auch Bezug auf Catholizism hatten,
„ so sind sie als Aergerniß gebend, ebenfalls weggekommen.
„ Der Kunstsinn brachte dem religiosen Sinn dieses frey-
„ willige Opfer seiner Lieblings-Gegenstände gerne dar.
„ Ein paar Landschaften habe ich gesehen, welche Schö-
„ nauer aus der Lombardie mitgebracht; nach diesen fängt
„ ein hiesiger Mahler an zu arbeiten. Da die Natur in diesen
„ Gegenden höchstmahlerisch ist, so reizt sie das Kunstta-
„ lent; und da überdies, wenigstens die reichern Einwoh-
„ ner ein grosses Vergnügen daran finden, die Bildnisse
„ ihrer Eltern zu haben, so werden Portraits und Land-
„ schaften, mit der Zeit die Lucken ausfüllen, die durch
„ Wegschaffung der Legenden-Gemählde gemacht worden.

„ In Ermanglung kunstreicher Geräthschaften, behän-
„ gen die Mittelbürger, auch wohl die Vornehmeren,
„ nach altem Schrot, die Wände der Wohnstuben, mit

„ Zinnernen Trinkgefässen von allen Grössen und Formen;
„ solche müssen immer blank und wie neu aussehen, deß-
„ wegen wird der Staub alle Tage davon abgewischt,
„ und was gebraucht worden, so sorgfältig gesäubert,
„ daß sie immer frisch aussehen. Ein solches reich ver-
„ ziertes Zimmer sieht wie eine Bude aus, in welcher
„ Trinkgefäß verkauft werden.

„ Reiche Häuser haben ein grosses Capital an einer
„ Menge von silbernen und verguldten Trinkgefässen, Po-
„ calen, Schüsseln u. d. g. und darunter viele, die in
„ Rücksicht der feinen Arbeit für Kunststücke gelten kön-
„ nen. Die grossen Trinkgeschirre haben die Figuren von
„ Kriegern, Pferdten, oder andern Thieren, welche etwa
„ der Besitzer in seinem Wappen führt. Unter den Po-
„ calen giebt es grosse und schwere, daß nur ein hand-
„ vester Mann, wenn sie gefüllt sind, sie behaglich mit
„ einer Hand halten mag; einen solchen auf den Grund
„ zu leeren, dazu gehört Schweitzerische Entschlossenheit und
„ ein Schweitzermagen.

„ Da die kostbaren crystallnen Gefässe und Porcelan,
„ an welche der reiche Italienische Adel so viel aufwen-
„ det, hier zumal die ersteren, nicht sehr bekannt sind, so
„ vertretten die silbernen und vergoldten deren Stelle.
„ Man hat für mancherley Gebrauch; aber sie kommen
„ nur bey festlichen Tagen zum Vorschein. An solchen
„ wird alles Silbergeräth an dem Ort des Zimmers, das
„ am meisten in die Augen fällt, symetrisch aufgestellt,
„ so daß es einem aufgerüsteten Altar nicht unähnlich ist.
„ Alles muß gleissen. Zum Gebrauch der Gäste stehen
„ schon Becher, Kannen, Schüsseln auf der Tafel; aber
„ doch ist es so eingerichtet, daß auch etliche von den zur
„ Schau aufgestellten Geschirren auf den Tisch gebracht
„ werden. Zum Beweis, daß den Besuchenden alles zu
„ Diensten steht. Indessen ist die Abrede schon getroffen,
„ was für Stücke von dem Prunkgestell den Gästen zu
„ Ehren dörfen auf die Tafel gebracht werden; und diese

„ sind

„ sind so gestellt, daß die Symetrie durch deren Wegnahme
„ nicht unterbrochen, und die Lücke nicht merkbar
„ wird. Den Tag nach einem solchen Feste haben die
„ Frauen und Töchteren des Hauses vollauf zu thun, das
„ Gebrauchte und Ungebrauchte zu polieren. Eine sorg-
„ fältige Frau überläßt dieses Geschäft sehr selten den
„ Mägden, wenn sie nicht eine vieljährige Erfahrung von
„ ihrer Geschicklichkeit hat Wenn endlich alles rein ge-
„ macht ist, so wird dieser Schatz wieder sorgfältig in die
„ Schränke verwahrt, und bleibt bis auf eine künftige
„ feyerliche Gelegenheit verschlossen.

„ Die Bibel in Sammet eingebunden, schwer mit sil-
„ bernen oder auch mit vergoldten Schlossen, Platten und
„ Figuren geziert, habe ich in mehreren reichen Häusern,
„ wie ein anderes reiches Prunkgeräth, aufgestellt gefun-
„ den; sogar zwey dergleichen, welche mit Perlen besetzt
„ waren. Das scheint mir eine Nachahmung der kostba-
„ ren Missalen in den Catholischen Kirchen zu seyn. Die
„ Testament- und Gesangbücher, welche die Frauen bey
„ dem öffentlichen Gottesdienst gebrauchen, sind gleicher-
„ massen, je nach ihrem Stand, mit Silber oder mit fei-
„ nem Gold und Edelsteinen stark beschlagen.

„ Die Gefässe, auf welche man am meisten Kunst und
„ Pracht verwendet, sind die Eß- und Trinkgeschirre,
„ deren sich die reichen Frauen in ihren Wochen für sich
„ bedienen, oder in welchen dem neugebohrnen Kind seine
„ Bedürfnisse gereicht werden; sie sind immer von stark
„ vergoldtem Silber, und meistens von getriebner Arbeit,
„ welche biblische Geschichten vorstellt. Ein nur mittel-
„ mäßig begüterter Bürger, glaubt es schuldig zu seyn,
„ seiner Kindbetterin wenigstens eine silberne Suppen-
„ schüssel anzuschaffen. So eingezogen und einfach es
„ sonst in den Haushaltungen zugeht, so prächtig und
„ schön muß alles während den Wochen in der Kindbette-
„ rin Zimmer seyn, welches fast allemal das beste im
„ Haus ist.

„ Alles was von silbernen Geräthen vorhanden ist, die
„ nur einigermaaßen für das weibliche Geschlecht brauch=
„ bar sind, wird in diesem Zimmer aufgestellt. So lang
„ die Wochen dauren, wird die Wöchnerin mit dem
„ Schönsten und Besten bedient, was das Haus vermag;
„ und eben so wird auch ihren Verwandten und Freun=
„ dinnen aufgewartet, die sie fleißig besuchen, und zu die=
„ sen Besuchen sich ein paar mal wenigstens mit ihren
„ schönsten Kleidern putzen. Die Besucherinnen werden
„ mit Weinsuppen und Zuckerwerk bewirthet.

„ Die Wochen sind die gelegene Zeit, in welcher die
„ Wöchnerin die Kostbarkeiten des Hauses, und ihre
„ Freundinnen, Bekannte und Nachbarinnen ihren schön=
„ sten Schmuck zeigen können. Sind ältere Töchtern im
„ Haus, so müssen auch sie in ihren Feyrtagskleidern in
„ der Wochenstube erscheinen. Das kleinste Kind liegt in
„ der feinsten Leinwand, in gestickten oder gewirkten Bett=
„ tüchern, die aber nicht sonderlich geschäzt werden, wenn
„ sie nicht die Mutter selbst verfertigt hat. Sind Töch=
„ tern da, so ist immer eine, und sollte sie nur zehen
„ Jahre alt seyn, die Wärterinn des Kinds, und sie bil=
„ det sich nicht wenig auf dieses Amt ein; auch ist sie es
„ die den bewundernden Frauen anzeigt, was von dem
„ hübschen Weißgeräth die liebe Mutter selbst gearbeitet,
„ wofür sie denn freundliche Ermunterungen erhält, so
„ fleißig wie die Mutter zu werden. Diese will das gute
„ Kind nicht stecken lassen; wenn solches schon arbeiten
„ kann, (welches meistens der Fall ist,) so heißt sie ihr's
„ seine eigne Arbeit bringen, die denn natürlich gelobt
„ wird.

„ Dieses Vorzeigen eigener Arbeit vor einer ganzen
„ Freundschaft und Nachbarschaft, spornt den Fleiß und
„ die Ehrbegierde der Mädchen ungemein. Während der
„ Mutter Schwangerschaft sind sie eifrig beschäftigt,
„ etwas zu arbeiten, das sich sehen läßt; denn das Lob
„ dafür, welches der jugendlichen Eigenliebe schmeichelt,
„ bleibt nicht aus. Diese Gebräuche und Einrichtungen

„ mögen viel dazu beytragen, daß die Zürcherschen Frauen-
„ zimmer in der Verfertigung künstlicher Arbeiten unsere
„ Italienischen Edelfrauen übertreffen, und nicht viel we-
„ niger geschickt sind als unsere wegen ihrer feinen Arbeit
„ gepriesenen Klosterfrauen, auch überhaupt zu fürtreflichen
„ Hausmüttern gebildet werden.

„ Der Mutter und dem Kinde werden von den Ver-
„ wandten, besonders von den Taufpathen, kostbare Ge-
„ schenke gemacht. Bey denen, die das Kind bekommt,
„ wird auf den Gebrauch in spätern Jahren gesehen.
„ Der mannbare Jüngling oder die erwachsene Jungfrau
„ zieren sich noch mit den Geschenken, die sie in der Wiege
„ erhalten. Diese in der Wochenstuben vorzuzeigen und
„ zu beurtheilen, ist ein Theil des Zeitvertriebs der besu-
„ chenden Frauen.

„ Dem Ehemann wird es gut aufgenommen, wenn
„ er sich bey diesen Besuchen zeigt, und die Glückwünsche
„ über den Anwachs seiner Familie in Person annimmt;
„ sonst läuft er Gefahr, bey den Frauen in den Ruf eines
„ unachtsamen Gatten zu kommen, es wäre denn, daß er
„ sein Wegbleiben, durch öffentliche und bekannte Geschäfte
„ entschuldigen kann. Um seines guten Leumdens willen,
„ darf er also ja nicht weiberscheu seyn.

„ Noch lange wird von den kostbaren Sachen geredt,
„ die man bey der Kindbetterin gesehen; von der Ord-
„ nung im Haus, von den arbeitsamen Mädchen, und
„ von der Kleidung, welche diese und jene getragen, bis
„ eine andere Wöchnerin neuen Stoff liefert. So bald
„ die Wochen und mit solchen die Besuche vorbey sind,
„ so werden die köstlichen Geräthschaften wohl verschlos-
„ sen, die alltäglichen wieder gebraucht, und alles kommt
„ auf den ganz einfachen Haushälterschen Fuß zurück.

„ Ausser den Geschenken, welche bey Anlaß einer Kind-
„ bett gemacht werden, sind noch andere Vorfälle, bey
„ denen die Zürcher kostbare Gaben geben. Die wichtig-
„ sten sind die Hochzeiten. Nicht allein dem Brautpaar,

„ sondern allen Hochzeitgästen, werden von nahen und fer-
„ nern Verwandten, Freunden, Nachbaren und sonst be-
„ kannten, Verehrungen von Werth gemacht. Eben so
„ ansehenlich sind die, welche diejenigen empfangen, so
„ in ein Bad reisen, besonders wenn es Personen sind,
„ die in einer öffentlichen Bedienung oder in einer weit-
„ läufigen Verwandschaft stehen. So macht z. B. einem
„ Bürgermeister, die ganze Bürgerschaft ein Geschenk,
„ dem Zunftmeister oder Rathsherren seine Zünfter, dem
„ Pfarrer seine Gemeind, dem Schullehrer seine Schüler,
„ dem Bürger seine Nachbaren und Gesellschaftsgenossen
„ u. s. w. Diese Geschenke dörfen nicht in Geld gesche-
„ hen, das wäre unhöflich; sie bestehen meistens in sil-
„ bernen Pocalen, oder anderem Silbergeräthe, auch wol
„ in köstlichen Weinen, Geflügel, und ausgesuchten Eß-
„ waaren. Ist das letztere, so wird das Geschenk
„ mehr als einmal gemacht. Der Werth dieser Vereh-
„ rungen richtet sich nicht nach dem Stand und Vermögen
„ der Gebenden, sondern nach dem Stand und Ansehen
„ der Empfangenden. So verehrten lezthin die Zünfter
„ des Bürgermeisters von Haab ihm einen grossen silbern
„ und vergoldten Pocal mit seinem eignen und der Zunft
„ Wappen in Schmelzarbeit, und die Bürgerschaft einen
„ ausgerüsteten schönen Hengst und einen ganzen Harnisch,
„ wozu denn Leute beytrugen, die eher im Fall sind, selbst
„ zu empfangen als andern zu geben. Die reichern Bür-
„ ger liessen unter der Hand wissen, daß sie das Geld für
„ die Unvermögenden gern zuschiessen wollten; aber das
„ Anerbieten ward nicht angenommen. Bey diesen An-
„ läßen will niemand unvermögend seyn. Beyde Geschenke
„ wurden durch zwölf Deputierte nach Baden gebracht,
„ und diese daselbst von dem Bürgermeister einige Tage
„ bewirthet. Das war etwas ungewohntes, sonst wenn
„ dem Bürgermeister oder dem ersten Stadtpfarrer ein
„ Geschenk im Namen der ganzen Bürgerschaft gemacht
„ wird, so bleibts bey einer wörtlichen oder schriftlichen
„ Danksagung. Ein Privatmann aber vergilt das Ge-

„ schenk seinen Freunden und Nachbaren bey seiner Heim-
„ kunft mit einem Abendtrunk.

„ Noch ist eine andere Art Geschenke hier im Gebrauch,
„ die nicht gar kostspielig sind, auf welchen aber deswe-
„ gen viel gehalten wird, weil der Geber und der Empfän-
„ ger sich gegenseitig dadurch Ehre beweisen. Diese Ver-
„ ehrungen bestehen in gemahlten Fensterscheiben, auf
„ denen sowol biblische als Schweitzergeschichten, oder
„ auch nur das Wappen des Gebers vorgestellt sind. Die
„ Cantone begehren dergleichen von einander, besonders,
„ wo Rath-und Schützenhäuser gebaut werden. Privat-
„ personen, welche neue Häuser aufrichten, legen bey ih-
„ rer Obrigkeit Bittschriften ein, um ein paar solcher Fen-
„ sterscheiben zu erhalten, welche sie denn für eine grosse
„ Ehre und Zierde des Hauses schätzen. Gute Freunde
„ ermangeln nicht, im Fall ein neues Haus, oder auch
„ nur ein Hauptzimmer gebaut wird, sich gegenseitig die-
„ ses Geschenk zu machen, und wer recht freygebig seyn
„ will, der bezahlt nebst den Scheiben noch die hölzerne
„ oder steinerne Einfassung des ganzen Fensters. Diese
„ Scheiben werden in den Wohnzimmern, und überhaupt
„ an den besuchtesten Orten des Hauses angebracht, be-
„ sonders sehr oft in den Hausgängen, weil sie da jeder-
„ mann in die Augen fallen. Viele nehmen sich durch
„ eine richtige Zeichnung, und alle durch die lebhaften
„ durchsichtigen Farben aus, die eine sehr gute Wirkung
„ thun, wenn eben das Licht darauf fällt, wo zuviel an-
„ gebracht sind, da machen sie das Zimmer düster.

„ Von der Obrigkeit wurden dergleichen Geschenke bis
„ zur Beschwerde begehrt; sie setzte sich deswegen selbst
„ Schranken, und giebt jetzt, (ausser den Cantonen)
„ nur denjenigen Privatpersonen Scheiben, (besonders
„ auf der Landschaft) welche neue Häuser an den Haupt-
„ strassen bauen.

„ Es sind der Anläßen noch sehr viele, bey welchen
„ Geschenke von grösserem oder geringerem Gehalt gemacht
„ werden; diese sogenannten Ehrenausgaben sind eine wich-

„ tige Rubrik in der Oekonomie des Bürgers, der viel
„ Verwandte und Bekannte hat.

„ So gewohnt die Geschenke unter den Zürchern sind,
„ so unbekannt hingegen sind Bestechungen. Vor der Re-
„ formation soll es ganz anderst gewesen seyn, aber selbst
„ die Feinde der Glaubensänderung müssen gestehen, daß
„ mit den alten Dogmen auch viele Mißbräuche und Ver-
„ gehen abgethan worden. Bald nach der Annahme der
„ Evangelischen Lehre, machte die Hoheit scharfe Verord-
„ nungen, daß keine oberkeitliche Person, unter was Für-
„ wand oder Gestalt es wäre, von den Rechtsuchenden
„ etwas annehmen sollte; und man weiß sint langem kein
„ Beyspiel, daß gegen diese Verordnung gehandelt worden.
„ Selbst bey Besetzung einträglicher Aemter und Stellen, ist
„ nicht nur das dürre Bestechen, und das indirekte, durch
„ Wetten ob der oder jener das Amt bekommen werde?
„ Mahlzeiten geben u. a. d. verbotten, sondern vollends,
„ daß man keinen, der eine Stimme zu geben hat, um
„ solche weder für sich, noch seinen Freund bitten soll.
„ Das erste wird, wie gesagt, pünktlich befolgt, der Bit-
„ ten aber giebt's so mancherley, daß unmöglich alle kön-
„ nen verbotten werden.

„ Der Lebensunterhalt, vergliechen wie solcher in Ita-
„ lien ist, kömmt hier theuer zu stehen, denn der Boden,
„ obschon fleißig bearbeitet, bringt nicht genug, um seine
„ Einwohner zu nähren. Das Getraide muß gröstentheils
„ aus den benachbarten Ländern gezogen werden. Baum-
„ früchte, welche eine Hauptnahrung sind, wachsen in
„ Menge; aber die feinern Gattungen, welche wir in
„ Italien im Ueberfluß haben, sind hier unbekannt. Bir-
„ nen und Apfel werden zum Getränk umgeschaffen, wel-
„ ches der gemeine Mann und der Bauer anstatt des
„ Weins trinkt. Der Wein wächst zwar in Menge, so
„ daß für ein beträchtliches Geld in die benachbarten Orte
„ verkauft wird; wegen seiner Säure und Herbe schmeckt
„ er aber den Fremden nicht. Der Grund, daß er nicht
„ besser ist, scheint doch weder ganz am Boden, noch im

„ Clima zu liegen, sondern in der Art die Weinstöcke zu
„ pflanzen, die so gesezt sind, daß die Sonne sie nicht
„ ganz durchwärmen kann. Unsere Locarner haben Ver-
„ besserungen nach italienischer Manier vorgeschlagen, die
„ Beyfall finden; denn der Zürcher ist Verbesserungen
„ gut; nur muß ihm das nützliche und mögliche davon
„ wohl bewiesen werden.

„ Italienische und spanische Weine werden nur bey fest-
„ lichen Anläßen getrunken, und wie Apothekerwaare von
„ den Apothekern verkauft. Feigen und andere dergleichen
„ Früchte, welche bey uns gemein sind, wachsen hier
„ nicht. Steinobst ist auch von der schlechtern Art; das
„ bessere sollte doch auch gedeyhen. Wenn du mir etliche
„ junge Bäume senden kannst, so will ich den Versuch
„ machen.

„ Gemüß ist das tägliche Nahrungsmittel der Reichen
„ und Armen; denn Fleisch kommt auch bey den erstern
„ selten mehr als einmal des Tags, und bey den Hand-
„ werkern, den Sonntag ausgenommen, wochentlich nur
„ zwey mal auf den Tisch.

„ Der See liefert viele und gute Fische; dennoch wer-
„ den sie als Leckerbissen theuer verkauft, und nur in
„ gewissen Jahrzeiten, in welchen der Fang reichlicher
„ ist, von den gemeinern Bürgern gegessen. Geräucherte
„ Fische werden durch eigne Krämer auf den Wochenmarkt
„ gebracht, und als eine wolfeile Speise von jedermann
„ gekauft.

„ So einfach und haushälterisch die Speisen im tägli-
„ chen Leben sind, so einfach ist auch das Tischgeräth.
„ Die Löffel sind durchgängig von Holz oder Horn; nur
„ bey reichen Personen, die des Hausvaters und der Hausmut-
„ ter mit ein wenig Silberverziert; der Kinder und der
„ Diensten ihre, sind einfach hölzern. Von gleichem Ge-
„ halt sind auch bey der gemeinern Classe die Teller;
„ die Reichern haben solche von Zinn, wenigstens der
„ Hausherr und seine Frau. Die Schüsseln sind von
„ verzinntem Kupfer, Zinn, oder gebrannter Erde, so

„ so auch die Trinkgefässe. Im täglichen Hausgebrauch
„ bedient man sich des Glases, als einer zerbrechlichen,
„ folglich zu kostspieligen Sache, nicht; an dessen Stelle
„ sind die Flaschen von hart gebranntem Thon, die Be-
„ cher hölzern oder von Zinn.

„ Wo viel Reichthum und Silbergeräth ist, da kommt
„ wol auch ein silberner Becher auf den Tisch; der dient
„ aber ausschliessend für den Herrn und die Frau vom
„ Haus, die in treuer ehlicher Liebe nur aus einem Be-
„ cher trinken: Weil aber nicht täglich in allen Haushal-
„ tungen Wein getrunken wird, so kömmt denn anstatt
„ der Becher, ein irrdener oder zinnerner Krug auf den
„ Tisch, aus welchem jeder Tischgenoß nach Herzenslust
„ Wasser trinkt, so viel ihn gelustet; nur hat der Haus-
„ vater immer das Vorrecht eines eignen Trinkgefässes,
„ dessen sich mitunter auch die Frau bedient.

„ Ueberall wird auf diesem Vorzug gehalten, daß des
„ Hausvaters und seiner Frauen Tafelgeräthe sich in etwas
„ von der übrigen ihrem unterscheide, es mag sonst noch
„ so schlecht seyn. Z. B. Wenn die ganze Haushaltung
„ aus irrdenen Schüsselchen trinkt, so hat der Hausvater
„ einen hölzernen Becher, und wenn die Haushaltung der
„ gleichen hat, so steht für ihn ein zinnerner da. Trinkt
„ endlich alles aus Zinn, so thut er's aus Silber. Auch
„ die hölzernen Teller des Manns und der Frau müssen
„ eine schönere Form als die übrigen haben: das ist aber
„ auch das einzige Unterscheidungszeichen bey den häusli-
„ chen Mahlzeiten; denn Meister, Kinder und Gesind essen
„ die gleichen Gerichte und aus den gleichen Schüsseln,
„ woraus die Hausfrau jedem seine Portion zutheilt.

„ Zwischen Kindern und den Dienstbotten wird kein
„ Unterschied gemacht, was jene haben, bekommen auch
„ diese.

„ So mäßig und eingeschränkt der Zürcher in seiner
„ täglichen Lebensweise ist, so liebt er hingegen den Ue-
„ berfluß und Auswand bey Gastereyen, die freylich nur
„ bey ausserordentlichen Gelegenheiten, wie Hochzeiten,

„ Beförderungen, Namensfest u. d. g. gegeben werden.
„ Bey solchen ist die Tafel mit allem was die Jahrszeit,
„ das Land und die Nachbarschaft liefern kann, beladen.
„ Das Traktament ist von dem in unsern Landen, so
„ wie die Art zu kochen, verschieden. Man kennt z. B.
„ die ausgestopten versilberten und vergoldten Vögel nicht,
„ noch die in Pasteten eingeschlossenen versilberten und ver-
„ goldten Fisch, welche als Schauessen nur das Aug belu-
„ stigen sollen, und viel theurer sind als die besten Spei-
„ sen: Was aufgetragen wird, muß eßbar seyn.

„ Der Speisen sind viele und verschiedene, als Ochsen-
„ und Schweinen-Fleisch, Hüner, Gänse, Capaunen,
„ Hirschen, Hasen, Auerhahnen, Auerurhahnen, und
„ ander wildes Geflügel, welches die benachbarte Berg-
„ länder im Ueberfluß liefern. Zu den vielen Fischen,
„ welche der See und der Fluß giebt, kommen noch ge-
„ salzene und geräucherte Meerfische, Zucker und Geback-
„ werk von allen Arten. Die Speisen sind noch mehr
„ als in Italien mit Gewürzen zubereitet, so daß ordent-
„ lich ein aromatischer Geruch das Zimmer erfüllt. Es
„ wird immer viel mehr aufgetischet als die Gäste ver-
„ zehren können. Das Uebriggebliebene wird in so viele
„ Portionen vertheilt, als fremde Gäste geladen waren,
„ und jedem ein reichlicher Antheil nach Hause gegeben,
„ womit er, nebst seinen Hausgenossen, am folgenden
„ Tag sich noch gütlich thun kann.

„ Die Menge der Weine entspricht der Menge der
„ Speisen; bey diesen Gelegenheiten bringen die Apothe-
„ ker ihre fremden Weine an den Mann. Da diese Mahl-
„ zeiten gegen die gewohnte Lebensart sehr abstechen, so
„ können auch Jahre vergehen, ehe ein reicher Mann eine
„ solche veranstaltet.

„ Die gewohnte und durchgehende Mäßigkeit der Zür-
„ cher liegt gewiß in ihren Grundsätzen und in ihrer
„ Vorliebe an dem Einfachen, doch mag die Theure der
„ Lebensmittel auch dazu beytragen, und besonders, weil
„ die Zürcher im ganzen wolhabend aber nicht reich sind,

„ wenn ihr Vermögen mit dem vergliechen wird, was
„ wir in Italien Reichthum nennen. Ein Bürger, der
„ zehntausend Gulden besizt, kann schon gemächlich aus
„ seinen Zinsen leben, welche oberkeitlich auf fünf vom
„ Hundert gesezt sind. Wer mehr hat, wird für reich
„ gehalten.

„ Durch das scharfe Verbott, von Königen und Für-
„ sten Geschenke und Pensionen oder bey ihnen Kriegsdienste
„ zu nehmen, hat Zürich für Unabhänglichkeit und gute
„ Sitten, und auch dafür gesorgt, mit grossen Mächten
„ in keine unangenehme Verflechtung zu kommen, dadurch
„ ist aber auch ein beträchtlicher Zufluß des baaren Gelds
„ abgeschnitten worden, der bis jezt noch durch keine an-
„ dere Quellen, als genaue Ersparnisse ersezt ist; denn
„ der Handel im Grossen ist so unbedeutend, daß man
„ sagen kann: Zürich habe keinen Handel. Das kann
„ aber bald anders werden; denn bey den Kenntnissen
„ von Fabrikwesen, welche unsere Locarner mitgebracht,
„ findet die Arbeitsliebe und der Fleiß dieses Volks einen
„ weiten Spielraum, und die Anfänge, die wir schon
„ mit fabricieren gemacht haben, lassen voraussehen,
„ daß die neuen Nahrungszweige gut gedeyhen werden.

„ Das Vermögen der Bürger besteht grossentheils in
„ zinstragenden Capitalien in ihrem eignen Land, und in
„ Landgütern, die aber bey weitem nicht mit den weitläu-
„ figen Besitzungen der Italienischen Edelleuten in Ver-
„ gleichung kommen. Daß solche eingeschränkt sind, da-
„ von mag die starke Bevölkerung der Gegenden, in wel-
„ chen diese Güter liegen, eine Mitursache seyn; selten
„ befinden sie sich in einer großen Entfernung von der
„ Stadt.

„ Der Zürcher liebt ländlichen Aufenthalt, und lebt
„ auf seinem Gut eben so eingeschränkt und haushälterisch,
„ wie in der Stadt. Kostbare Gastgebotte sind auf dem
„ Land gar nicht Sitte. Besuche von Verwandten und
„ Freunden sind allemal willkomm; aber ihnen wird auch
„ als Freunden nur vorgesezt, was das Land und Gut

„ giebt. Die Landhäuser sind nicht kostbar gebaut, und
„ unterscheiden sich wenig von den Bauernhäusern, als
„ durch ihre Grösse, mehrere Reinlichkeit, und zuweilen
„ durch einen grossen Gesellschaftssaal, der oft den Raum
„ eines ganzen Hausbodens einnimmt. Das Hausgerä-
„ the entspricht dem Aeusseren der Häuser, und ist sehr
„ einfach, das kostbare Silbergeräth wird in der Stadt
„ gelassen; es kömmt nichts zum Vorschein, das ein be-
„ güterter Landmann nicht eben so gut hat, als der reiche
„ Bürger. Auch lebt dieser mit ersterm in ländlicher
„ Vertraulichkeit. Dieses umgängliche Wesen unterhält
„ die Liebe und Anhänglichkeit des Landvolks an die Stadt,
„ wovon diese während den letzten Unruhen die überzeu-
„ gendesten Beweise erhalten hat.

„ Von den ältesten Zeiten her waren zu Zürich gelehrte
„ Leute und Liebhaber der ernsten Wissenschaften; und
„ sint der Reformation hat sich ihre Zahl vermehrt. Das
„ Studium der Alten kam mit den Griechen nach Italien;
„ hier brachten die Reformatoren solches in Aufnahme.
„ Zwingli forderte von seinen Amtsbrüdern und Zöglin-
„ gen, Kenntniß der Hebräischen, Griechischen und Latei-
„ nischen Sprachen, und Uebung in denselben, als etwas
„ eben so Wesentliches, wie bey Euch von euren Priestern
„ gefordert wird, daß sie täglich ihr Brevier hersagen:
„ dabey empfal er, wo er konnte, allen, die Zeit und Muse
„ hatten, das Lesen der Claßiker, die ihm selbst seine Er-
„ holungsstunden so angenehm machten. Er fand Gehör;
„ und sintdem ist, neben der Vaterländischen Geschichte,
„ das Studium der Alten eine Hauptbeschäftigung der
„ Männer aus den angesehnern Ständen.

„ Die Sprachgelehrtheit wird nicht von den Theolo-
„ gen allein, sondern auch von Männern aus den weltli-
„ chen Ständen, genüzt, um in den heiligen Schriften
„ zu forschen.

„ Da mit der Religionsverbesserung der Geist des
„ Nachforschens sich zugleich verbreitete; da über die neuen
„ Lehrsätze viel geredt und disputiert ward, ihre Anhän-

„ger, der Tradition und den Kirchenvätern die heilige
„Schrift entgegen sezten, und die gründlichen Beweise
„aus derselben ihnen äusserst wichtig waren, so ist es sich
„nicht zu verwundern, daß andere Wissenschaften dem
„Religionsstudium nachgesezt wurden; besonders in der
„ersten Gährung, wo alte Vorurtheile und erst wieder
„aufgefundene Wahrheit sich noch die Wage hielten, wo
„jeder blinde Glaube als Aberglaube erklärt wurde, und
„Layen es sich zur Ehre rechneten, die Doktores Theo-
„logiä zu beschämen, indem sie durch Anführung Grie-
„chischer und Lateinischer Bibelstellen ihnen bewiesen, daß
„sie nur Doktores ignorantiä wären. Sintdem die Pro-
„testantische Lehre als Landes-Religion angenommen wor-
„den, bleibt das Lesen der h. Schrift in den Grundspra-
„chen noch immer im Werth, und wird auf derselben Er-
„lernung viel Zeit verwendet. Unter den Rathsgliedern
„sind mehrere, welche die H. Bücher, in Hebräischer
„und Griechischer Sprache lesen, ohne dabey Uebersetzun-
„gen zu Hilfe zu nehmen.

„Diese Vorliebe für alte Sprachen und die Claßischen
„Schriftsteller haben bis auf jezt das Verlegen auf die
„neueren Sprachen eingeschränkt; die Italienischen Züge,
„und die französischen Dienste haben zu deren Erlernung
„nur wenig beygetragen. Unter den noch jezt lebenden
„Männern, die den Zügen in das Mayländische beyge-
„wohnt, sind wenige, die unsere Sprache zur Noth ver-
„stehen, und ich kenne nur fünfe, die geläufig mit uns
„reden könnten. Mit dem Französischen ist's ungefehr
„das nämliche. Wer von uns lateinisch redte, behalf
„sich bey Geistlichen und den Magistratspersonen damit
„viel besser als mit der Italienischen und Französischen
„Sprache. Das wenige Deutsche, das ich unter den
„Schweitzerischen Truppen erhascht, und durch den Um-
„gang mit Frundsperg und nachher mit den Landvögten
„behalten, ist mir und vielen Locarnern, bey unsrer An-
„kunft recht nützlich gewesen. Ich war allgemeiner Doll-
„metsch. Von uns hat ausser Bullinger und Escher

„ Niemand das Italienische erlehrnt; diese zwey wichtige
„ Männer allein haben bey ihren gehäuften Geschäften
„ dennoch einige Zeit darauf verwendet, und wissen sich
„ ziemlich gut auszudrücken.

„ In der Vaterländischen Geschichte und in dem Eydsgenößischen Recht sind Leute aus allen Ständen wol
„ bewandert; jene ist selbst für Handwerker ein Zeitvertrieb; in den verworrenen Händeln in den vergangenen
„ Jahren, ward so viel von dem Eydsgenößischen Recht
„ geredt, und so oft sich darauf berufen, daß auch der
„ Unwissende, dem aber das Wohl des Vaterlands am
„ Herzen lag, deutliche Begriffe darüber erlangte.

„ Bullingers geschriebne Chronik ist, und mit Recht,
„ das Lieblingsbuch der Bürger; sie ist aber nicht in sehr
„ vielen Händen wegen ihrem hohen Preis denn die Anzahl derer ist sehr klein, die sich damit abgeben, um
„ Lohn abzuschreiben, und unter den alten Bürgern sind
„ doch noch viele, die nicht schreiben können. Weil ihnen
„ aber das Lesen dieses Buchs eine wichtige und angenehme Unterhaltung ist, so versammelt sich oft eine ganze
„ Nachbarschaft bey einem, der dieses Buch besizt, und
„ hört nicht nur den Verlauf der Dinge, sondern überlegt und urtheilt; und wenn bey dieser vermischten
„ Classe auch schiefe Urtheile fallen, wie es wol nicht
„ anders seyn kann, so hört man doch weit mehrere verständige Bemerkungen, die sich ein unterrichteter Mann
„ gar nicht schämen dürfte, selbst gemacht zu haben.

„ Das Frauenzimmer hier ist durchgehends im ersten
„ Augenblick des Umgangs mit unbekannten verlegen:
„ Ihre Schüchternheit und Eingezogenheit ist Schuld,
„ daß die Aufnahm von ihrer Seite anfangs sehr kalt
„ scheint, bey näherem Umgang sind sie so ungezwungen,
„ wie die Männer, und verstehen recht gut, die schöne
„ Kunst wol zu machen.

„ Das weibliche Geschlecht wiedmet sich ganz und unermüdet der Haushaltung, und allem was darauf Bezug hat. Die Aufsicht und Erziehung der Kinder, der

„ Knaben, so lang sie klein sind, und der Töchter, bis
„ sie heurathen, ist seine vornehmste Sorge; und diesem
„ wichtigen Geschäft wiedmen die Frauen viele Zeit.
„ Den ersten Unterricht im Lesen, falls die Mut-
„ ter selbst lesen kann, erhalten, wenigstens die
„ Töchter immer von ihr, so auch den Unterricht im
„ Gebett dies müssen die Kinder alle Morgen und Abend
„ in Gegenwart der Mütter verrichten. Sie weißt jedem
„ die Arbeit an, womit es sich den Tag über beschäftigen
„ soll, und sieht noch, daß iedes bis auf die Feyerstunde
„ solche vollende. Was im Haus immer gemacht werden
„ kann, bis auf viele weibliche Kleidungsstücke, das wird
„ von der Hausfrau und den Töchtern gemacht; durch
„ sie wird auch, ausserordentliche festliche Mahlzeiten aus-
„ genommen, die Küche besorgt; denn die Anzahl der
„ Dienstbotten ist sehr gering.

„ In Häusern, die recht gut stehen, und wo nach
„ hiesigen Verhältnissen wirklicher Ueberfluß ist, wird
„ dennoch selten mehr als eine Magd gehalten; die Hand-
„ werksfrau behilft sich gar wol ohne dieselbe, wenn in
„ ihrer Haushaltung alles gesund ist. Die Bedürfnisse
„ sind auf das nothwendigste eingeschränkt; und dadurch
„ gewinnt die Frau oft noch Zeit; ihrem Mann in sei-
„ nen Geschäften Hilfe zu leisten.

„ Ununterbrochne Arbeit ist den Frauen aus allen
„ Ständen gemein; die vornehmste Frau hält keine Ver-
„ richtungen für niedrig und unter sich, die in dem Haus-
„ wesen unentbehrlich ist, und so hält sie auch ihre Töch-
„ ter durch ihr eigen Beyspiel zu allem an.

„ Die Frau des Handwerkers und des bemittelten
„ Bürgers, geht selbst zu Markte, den Einkauf der Le-
„ bensmittel zu besorgen, und aus den vornehmen Häu-
„ sern gehen die Töchtern hin: die minderjährige aus die-
„ ser Classe bringen aus den nahen Landgütern ihrer El-
„ tern in saubern Körben mit Bändern verziert, die kleinen
„ Produkte, wie Eyer, Baumfrüchte u. dgl. zu Markte. Sie

„ finden jedesmal bald Käufer ihrer Waare; den Dienst-
„ botten wird nur die harte Arbeit überlassen.

„ Die zürcherischen Frauen stehen denn freylich auch
„ in dem Wahn, daß nichts so ganz recht und in der
„ bestmöglichen Ordnung geschehe, was nicht durch sie
„ selbst oder durch eine wolgeübte Tochter gethan wird:
„ das ist aber auch wahr, was in Italien durch eine
„ Menge Bedienten kaum gut verrichtet wird, das ge-
„ schiehet hier alles und auf das pünktlichste durch die
„ Frau vom Haus allein, oder mit Beyhilf der Tochter.
„ Männliche Bediente sieht man wenige, und solche ge-
„ wiß nicht, wo sie wegen der Einrichtung des ganzen
„ Hauswesens zu entbehren sind, sie zu halten um Staat
„ zu machen ist etwas unerhörtes. Es werden auch nicht
„ viele Pferdte gehalten, ausser von einigen Personen, die
„ lange in fremden Ländern gelebt, oder sonst reich sind:
„ Er hat einen Gaul am Baren, bedeutet hier eben so
„ viel, als: Er ist ein reicher und angesehener Mann,
„ und doch bedienen sich Frauen sowol als Männer der
„ Pferdten bey den Reisen auf das Land und besonders
„ bey den Hochzeiten, bey welchen ein grosses Begleit
„ zu Pferdt für etwas recht Vornehmes gehalten wird.
„ Die Copulationen geschehen in den Kirchspielen, die eine
„ oder ein paar Stunden von der Stadt entfernt sind.
„ Bey diesen Anläßen wagt es kein Eigenthümer, einem
„ weitläufigen Bekannten sein Pferdt abzuschlagen. Stadt-
„ schreiber Escher hat ein sanftes hübsches Pferdt, auf
„ welchem, wie er sagt, schon sieben und achtzig Bräut
„ zur Kirche geritten sind; es hat auch davon den Namen
„ das Brautpferdt bekommen. Zum Lohn erhält er man-
„ chen freundlichen Gruß von den dankbaren Frauen.
„ Wer kein Pferdt in der Stadt zu entlehnen findt, muß
„ ein's ab der Landschaft bringen lassen, und dafür einen
„ vierfachen Taglohn bezahlen, weil es ein Ehrenritt ist,
„ wie sie sich ausdrücken.

„ Die Frauen haben nicht nur die volle Macht, das
„ tägliche Hauswesen nach ihrem Gutbefinden zu regieren;

„ auch festliche Tage, wie Hochzeiten, grosse Gastgebotte
„ u. d. g. stehen ganz unter ihrer Leitung; und da muß
„ man es ihnen lassen, daß sie Anstand, selbst Pracht,
„ mit der möglichsten Oekonomie zu verbinden, und durch
„ ihre herzliche Gutmüthigkeit jedem Geladenen wol zu
„ machen verstehen. Wer mit ihren haushälterischen Ge-
„ heimnissen nicht bekannt ist, wird es für viel kostspieli-
„ ger halten, als es wirklich ist.

„ Die Neigung zu den nützlichen wirthschaftlichen Kün-
„ sten, schließt bey dem Zürcherischen Frauenzimmer die
„ Liebhaberey zur Musik nicht aus: Viele singen sehr schön
„ und spielen zu ihrem Gesang die Zitter, wobey sie einen
„ wolgeformten Arm und eine weisse Hand vortheilhaft
„ zeigen können. Andere Musikalische Instrumente sind
„ wenig im Gebrauch. In gar vielen Häusern hört man
„ die Familie sich des Abends mit Musik ergötzen, die sehr
„ einfach, aber auch für ein Italienisches Ohr nicht un-
„ angenehm ist.

„ Daß die Frauenzimmer hier Neigung zum Putz haben,
„ weist du schon: Sie lieben reiche seidene und sammetne
„ Kleider und Juwelen; weil aber die Anläße, sie zu brau-
„ chen, selten vorkommen, so hält ein solches Staatskleid
„ nicht nur die Besitzerin aus, sondern geht in gleicher
„ Eigenschaft noch auf die Tochter, oft auf die Großtoch-
„ ter über. Flitterstaat, der nur Schein und nicht Werth
„ und Dauer hat, ist hier lächerlich. Zum weiblichen
„ Staat gehören schwere goldene Halsketten, und Ketten
„ von gleichem Metall, die wie ein Gurt um den Leib
„ getragen werden. Bey sehr reichen Frauen sind diese
„ Ketten mit Perlen und Edelsteinen besezt; zum täglichen
„ Hausgewand, sind diese Ketten nur von Silber, und
„ daran hängt ein Bund Schlüssel, wie bey unsern Pfört-
„ nerinnen in den Frauen-Klöstern. Erwachsene Töchtern
„ tragen, wie ihre Mütter, diese silbernen Ketten, nur
„ kleiner; und anstatt des Bunds Schlüsseln (das Zeichen
„ des Hausgewalts) müssen sich mit einer Scheere daran
„ begnügen.

„ Wenn

„Wenn es einem Handwerker oder anderm jungen
„Bürger in seiner Haushaltung aufgeht, so schaft sich
„die Frau einen Vorrath von Weißgeräthe an,
„das Lieblingsgeräthe aller hiesigen Frauen ohne Aus-
„nahme, wovon in allen vermöglichen Häusern ein wah-
„rer und in's Geld laufender Ueberfluß vorhanden ist.
„Hat sie so viel, daß sie dem Mann sagt: Nun haben
„wir Gottlob für gesunde und kranke Tage genug! so ist
„das erste, was der Mann kauft, so bald er kann, eine
„goldene Halskette für seine Frau, und dieser Aufwand
„wird von niemand getadelt, weil die Auslage, wie
„ein geborgener und auf allen Fall, als ein sicherer
„Nothpfenning angesehen wird.

„Die Finger der linken Hand sind alle, und an der
„rechten wenigstens drey, mit Ringen besteckt, die mei-
„sten mit Edelsteinen versezt, und immer einer, auf wel-
„chem das Wappen des Mannes oder der Frau gesto-
„chen ist. Juwelen, welche schon von den Voreltern her-
„kommen, werden höher gehalten, als neu angeschafte,
„weil jene ein Zeichen eines langen Wohlstands der Fa-
„milie sind; sie werden deswegen so wenig als alte Trink-
„gefässe, der Mode zulieb, nicht umgeformt; im Gegen-
„theil ist man auf solche angeerbte Kostbarkeiten stolz.
„Nach der gleichen Gesinnung ist einem jungen Frauen-
„zimmer das Staatskleid ihrer Großmutter, wenn es
„nur recht reich ist, eben so lieb als ein ganz neues: da
„kein Stand ein Vorrecht zu einer auszeichnenden Klei-
„dung hat, so schmeichelt es der Eitelkeit, lange gedaur-
„ten Wohlstand und Vornehmseyn in geerbten Kleidern
„zu zeigen.

„Mannspersonen kleiden sich wie die Frauenzimmer
„nach ihrem Vermögen; doch herrscht eine gewisse Schaam
„in den Gemüthern, die sie über unanständige Anmas-
„sungen und pralerische Verschwendungen hinaussezt.
„Nicht Gesetze und Verbotte sind es, sondern bürgerli-
„che Bescheidenheit, die es der Frau eines wohlbemittle-

„ten Handwerkers verbietet, Kleider und Geschmeide zu „tragen, wie die Frau eines nicht reichern Magistrats „oder Edelmanns. Schwere goldene Ketten sind keine „Anmaaßungen über seinen Stand zu scheinen; aber „wenn des Handwerkers oder Bürgersfrau Edelstein um„hängt, so entgeht sie dem Tadel nicht: „Die Leute „überheben sich."

„Eine kleine an sich selbst gar nicht kostbare Zierart „ist den Frauen der Edelleuten, der vornehmen Raths„glieder, oder sonst aus alten angesehenen Geschlechtern, „freywillig und fast ausschliessend überlassen; diese besteht „in kleinen goldenen oder silbernen Schnäbeln an den „Spitzen der Schuhe. Diese trägt sicher niemand als „die mannbare Töchtern aus den angesehensten Ständen. „Es ist so allgemein angenommen, daß so gezierte Schuhe „diesen allein geziemen, daß es ein bitterer Vorwurf von „Stolz und Hoffart für eine Bürgersfrau ist, wenn man „Sprüchwortsweise von ihr sagt: „ihr fehlen nur noch „die Schnäbel an den Schuhen." Indessen erzeugt dieses „kleine Unterscheidungszeichen des Standes gar keinen „Unterscheid im gesellschaftlichen Betragen. Die vor„nehme Frau in Schnabelschuhen geht im Haus und „an öffentlichen Orten mit der unbeschnabelsten Bekann„ten oder Nachbarin so vertraut und freundlich um, daß „gar keine Ungleichheit des Standes bemerkt, und eben „deswegen dieser geringfügige Vorzug völlig unbeleidi„gend wird. Zu dem kömmt er auch nie zum Vorschein, „als wenn die Dame recht gepuzt geht.

„Bey den Männern ist kein solches Vorzugszeichen: „Nur trägt der wohlhabende Zürcher keine Kleider von „Seiden und Sammet und keine kostbare Verbräumun„gen von Pelz, wenn er nicht ein Rathsglied, oder „vom Adel ist, oder in fremden Diensten gestanden: Und „auch der Magistrat, der Edelmann, der gediente Of„ficier enthält sich solcher kostbaren Kleider, wenn „er nicht zugleich reich ist: Durch diese Enthalt„samkeit verliehrt er nichts in der Achtung seiner Mit-

„ bürger: im Gegentheil, seine Bescheidenheit macht ihm
„ Ehre. Eben das gilt auch von der Jagd, welche
„ für jederman frey ist, aber nur der Edelman und wer
„ ganz aus seinen Einkünften unabhängig lebt, erlaubt
„ sich dieses Vergnügen.

„ Ueberhaupt habe ich in keinem Lande gelebt, in wel-
„ chem äussere Vorzüge weniger gelten, und hingegen
„ wahrem Verdienst und innerm Werth, ohne Rücksicht
„ auf Stand und Erwerb, mehr Gerechtigkeit und Ach-
„ tung bezeuget wird, und wo der geringste Bürger von
„ dem Umgang mit den vornehmsten nicht ausgeschlossen
„ ist, wenn er das Prädikat eines rechtschaffenen, ehrli-
„ chen, arbeitsamen Mannes hat.

„ Des besondern energischen Ausdrucks: „ Gott gebe
„ dir gut Sinn und Denken, " mit einem trauten Hän-
„ dedruck begleitet, bedienen sich Stadt und Landleute,
„ wenn sie sich grüssen; am öftersten aber anstatt des Ab-
„ scheid Compliments. Dieser Ausdruck ist an die Stelle
„ des: Gelobt sey Jesus Christ " getretten, und wird von
„ Leuten aus gleichem Stand gegen einander gebraucht,
„ auch von einem Höhern gegen einen Untern; nie aber
„ von diesem gegen jenen, weil aus Höflichkeit vorausge-
„ setzt wird, dieser habe, ohne diesen Wunsch, gute Sin-
„ nen und Gedanken.

„ Da Gutmüthigkeit, Großmuth, Arbeitsamkeit
„ Treu, Freundlichkeit, einfache Sitten, und Anhänglich-
„ keit an Religion, herrschender Charakter des grösseren
„ Theils der Einwohner des Staats sind, der uns Ver-
„ wiesene, von der ganzen Welt Verlassene, liebreich auf-
„ genommen, der zu unserem Fortkommen väterlich Hand
„ gebotten, und mit Vergnügen siehet, daß viele unserer
„ Familien einen blühenden Wohlstand geniessen, und da
„ die vortreflichen Männer uns einen freyen Umgang ge-
„ statten, so haben wir wahrlich nicht Ursache, mit
„ Reue an das zu denken, was wir in Italien verlassen
„ haben. Nur du, mein Bruder, fehlst mir! Und wenn
„ noch ein Wunsch erlaubt ist, da Gott und Zürich mir

„ so viel gegeben, und sichtbares Gedeyhen alle meine
„ Unternehmungen begleitet, so wäre es, daß meine Nach-
„ kommen die Vortheile des Bürgerrechts erhalten möch-
„ ten, wie es unsern Verwandten denen von Muralto
„ bereits ertheil worden ist."

Druckfehler.

Seite.	Zeile.	
4	15	statt Ticinus lese man: Ficinus.
6	9	von unten statt Zibelliner, l. Gibelliner.
15	15	statt Sampugnano, l. Lampugnano.
16	8	— Genosca l. Genua.
—	3	von unten statt Moko l. Moro.
22	13	— — — kriegerischen l. triegerischen.
25	3	in der Anmerkung l. XII. anvertraut.
—	6	Ebendas. statt Mecemi l. Mezeray.
29	5	statt Brigazel l. Bajazet.
30	3	statt bestellen l. besetzen.
32	11	— schätzen l. schützen.
—	2	der Anmerk. statt Capella l. Capellæ.
—	8	Ebendas. statt fratris l. fratri.
33	1	der Anmerk. statt Sanrete l. Sanuto.
—	—	Ebendas. statt Vent l. Venez.
34	14	statt Trivalcins l. Trivulcius.
36	1	der ersten Anmerk. statt Mexeray l. Mezeray.
39	1	der Anmerk. statt Sannto l. Sanuto.
—	—	Ebendas. — Beatus l. Renatus.
42	6	von unten — zu dem l. zudem.
—	5	— — — Herr l. Heer.
43	9	statt Gailly l. Bailly.
—	10	von unten statt heißt l. hieß.
47	17	statt Mexeray l. Mezeray.
—		die Anmerk. l. Guicciardino. — Boucher Memoires de la Tremouille. — St. Gelais Histoire de Louis XII. Jean d'Autun. — Tschudi Continuat. Msc. — Eydgenößische Handschriften aus u. s. f.
53	9	von unten statt Gristen l. Cristen.
54	8	Eben so.
59	13	statt Mehrheit l. Wahrheit.
61	14	— Genügsamkeit l. Ungenügsamkeit.
62	16	von unten statt Zibellinen l. Gibellinen.
65	6	statt Terzo l. Seno.
69	9	— Chissa l. Chiesa.
78	11	— Gallavate l. Gallarete.
79	8	von unten, nach haßte l. der.
—		In der Note l. Epigramms.
—		Ebendas. statt Ballay l. Bellay.
80	9	von unten statt benutzten l. begnügten.
96	16	statt Cepis l. Cenis.
—		In der Note statt detti l. dei.
97	8	von unten, in margine statt 1315 l. 1513.

Seit.	Zeil.	
98	7	von unten statt der l. dem.
102	17	statt Hauchtursache l. Hauptursache.
110	8	von unten statt Dùparts l. Dùprats.
119	8	statt Novizia l. Novizie.
—	11	— gemacht l. gemahlt.
120	12	von unten, nach und l. denselben.
121	17	statt Theil l. Ziel.
122	2	— Maggorio l. Maggoria.
123	9	Eben so.
128	20	statt Bärlen l. Bärten.
157	—	— in dem l. indem.
159	7	— Aloysius l. Alfonsus.
—	1	von unten statt Bourbons l. Bourbon.
162	19	statt in dem l. indem.
165	13	statt für jene l. jenen.
175	7. 10. und 16.	statt Leva l. Leya.
178	5 und 6	statt übereinstimmig l. Uebereinstimmung.
180	21	wird mit durchgestrichen.
186	6	von unten statt Guircardin l. Guiccardin.
189		In der Note l. von Simler u. s. f.
191	21	statt Scineser l. Sinneser.
222	8	von unten nach selbst l. erlaubte.
—	10	von unten statt Sporzea l. Sporzia.
—		In der Note Z. 3. l. wegen u. s. f. dann.
227	14 v. u.	statt Herzer l. Herzen.
229	1 v. o.	statt obengedachte l. ebengedachte.
230	1 ——	muß nach armen Leuten hinzugesezt werden: für das Schloß.
——	8 ——	muß nach aufseh, daß, das sie durchgestrichen werden.
——	9 ——	statt zhùlfen l. ghulfen.
——	17 ——	—— ushelfet l. uſhelfet.
——	15 v. u.	—— Af l. Auf.
232	10 v. o.	—— reden von dieser Geschichte l. reden zwar von diesem Geschäfte.
——	15 v. o.	statt sehr l. so.
233	2 ——	muß nach sich hinzugesezt werden: bald.
——	4 ——	statt Caminicto l. Camminicto.
——	8 ——	muß nach nemlich stehen: 1567.
——	10 ——	lese man: die Herzhaftigkeit und den Gleichmuth.
——	14 ——	muß nach hatte stehen: sich.
——	18 v. u.	muß nach erwarb stehen: sich.
234	1 v. o	wird nach lag durchgestrichen: bey.
——	15 v. o.	statt hatte denn Vorsaz l. den Vorsaz.

Seit.	Zeil.	
235	9 v. u.	statt Karneschis l. Carneschis.
235	5 v. u.	statt Guncho l. Runcho.
236	6 ——	—— darin l. darein.
237	6 v. o.	—— Jaliänische l. Italiänische.
238	10 v. o.	muß nach weder stehen: die.
——	2 v. u.	statt neneü l. neuen.
239	6 v. u.	statt brauchien l. brauchten.
240	8 ——	muß nach eines stehen: grossen.
——	4 ——	statt Zuhörer l. zu hören.
241	10 v. o.	muß nach gewohnten stehen: als vergeblichen.
241	10 v. o.	statt Ee l. Er.
——	17 v. u.	—— Thadäus, Durus und Gunso, lese man: Thaddäus, Dunus und Runcho.
241	7 v. u.	statt Luganer l. Luganeser.
242	9 v. o.	muß nach sie stehen: für.
——	15 ——	lese nach erwiesen: worden.
243	4 ——	statt befohlen l. befahlen.
——	14 ——	—— Luganer l. Luganeser.
——	17 ——	—— den Geistlichen l. die Geistlichen.
——	11 v. u.	lese nach das: ziemlich.
statt 144 l. 244.		daselbst Zeile 6. statt werden: wurden.
244	8 v. o.	wird den durchgestrichen.
——	——	statt Firmeln l. firmeln.
245	19 v. u.	—— Landdogt l. Landvogt.
247	17 v. o.	muß nach dergleichen stehen: einseitige.
——	6 v. u.	statt beobabachtet l. beobachtet.
248	6 v. o.	—— berühmten l. berufnen.
——	6 v. u.	—— die besonderm l. mit besonderm:
249	6 v. o.	muß nach hier stehen: ganz.
—	13 v. o.	lese man nach männiglich also: mit diesem Brief: als denn leyder dieser Zeit viel Zweyspalt, Hellung und Uneinigkeit in den Sachen ꝛc.
—	14 v. u.	statt in reuen, Leid und Bitten lese: in Treuen leid, und bitten.
—	12 v. u.	statt Gemüthssinns l. Gemüths sind.
—	8 v. u.	nach uns l. einen.
—	6 v. u.	statt zugaben l. zu geben.
—	5 v. u.	— unsre l. unsrer.
—	4 v. u.	— gebürlichen l. gefährlichen.
250	10 v. o.	— die Pflanzung l. zu Pflanzung.
—	12 v. o.	nach Zeit setze: zu mehren.
—	13 v. o.	statt ist l. jezt.
—	19 v. u.	statt steif l. stett.

Seit.	Zeil.	
250	14 v. u.	statt Vigiiien l. Vigilien.
—	4 v. u.	statt und namlichen l. namlich in.
—	2 v. u.	statt und Namen l. mit Namen.
251	3 v. o.	statt dawiedrr l. zuwieder.
—	11 v. o.	statt Wohlgefälligkeit l. wohlgefällig.
—	2 v. u.	statt nehmen l. nahmen.
252	14 v. u.	statt Jnalter Stoll l. Gwalter Roll.
—	12 v. u.	statt die l. der.
253	1 v. o.	lese nach Hochgemeldter: Herren.
—	12 v. o.	lese nach Catholischen: Priestern.
254	8 v. o.	statt verschärften lese verschärfteren.
—	11 v. u.	statt VII Städte l. IV Städte.
—	8 v. u.	statt enthalten l. enthielten.
255	19 v. u.	lese nach Erhaltung: hätten.
257	12 v. u.	nach Evangelischen l. Gesandten.
258	7 v. o.	nach Gesandten lese: hingegen.
—	14 v. o.	statt branchts l. brauchts.
—	5 v. u.	statt Mespara l. Meßara.
260	6 v. o.	statt VII Orte l. IV Orte.
261	4 v. o.	statt aufgefordert l. vorgefordert.
263	2 v. u.	nach Hoffnung l. daß wenn.
264	19 v. o.	setze nach Eidbrüchige hinzu: zu strafen.
265	6 v. o.	l. nach welche: oft.
—	10 v. o.	seze nach Unterthanen: von.
266	6 v. o.	seze nach Locarner: ihnen.
267	14 v. o.	seze nach sollten auch hinzu: auf den Tag zu Baden.
—	8 v. u.	seze nach Beyfall hinzu: eines.
268	12 v. o.	statt Schwaches l. Schwächen.
269	14 v. u.	seze nach Muth: er hofte.
—	4 v. u.	seze nach Laidungen hinzu: wegen des Fleischessens.
—	2 v. u.	seze nach aber hinzu: er.
271	6 v. o.	statt Bahne l. Bahn.
275	13 v. o.	statt und Schimpfen l. und ihr Schimpfen.
—	16 v. o.	statt Hause l. Hause.
278	— v. u.	wird sie durchgestrichen.
—	5 v. u.	statt erkannt l. aufgehoben.
279	13 v. o.	— es l. solches.
280	15 v. u.	— und ein Mehr l. und das Mehr.
282	19 v. u.	lese nach bewürkte: endlich.
—	7 v. u.	— — darauf: eine Tagsatzung.
289	12 v. o.	statt sie lese: sich.
291	— v. o.	— Tagen l. Baaden.
—	5 v. u.	seze nach Städten hinzu: von allen Vorfällen.

Seit.	Zeil.	
292	8 v. o.	seze nach MgHHerren hinzu: den XII Orten.
293	8 v. o.	— — Flecken hinzu: aber etliche könnens still halten.
295	10 v. o.	— — Sekten hinzu: und.
297	16 v. o.	statt Truppen l. Ständen.
298	11 v. u.	seze nach sondern hinzu: auch.
300	2 v. o.	statt zurückgeben sollten l. zurückgegeben werden sollten.
—	10 v. u.	seze nach Kirchendiener hinzu: zu Basel.
301	5 v. u.	statt vnd lese: und.
302	8 v. u.	— Ferracina l. Terracina.
304	7 v. u.	Eben so.
306	6 v. o.	Eben so.
307	10 v. u.	seze nach welche hinzu: sonst.
308	12 v. o.	— — und hinzu: Entfernung von.
310	4 v. u.	statt an lese von.
312	18 v. u.	— zu lassen l. zulassen.
314	16 v. o.	— nach l. noch.
315	7 v. o.	— folch l. solch.
316	11 v. u.	seze nach Cantonen hinzu: dem Projekt.
317	12 v. o.	— — Herren hinzu: und Oberen.
320	10 v. u.	wird den durchgestrichen.
323	4 v. o.	sezt man nach den: übrigen.
323	6 v. o.	sezt man nach Leuten: zu Locarno.
324	5 ——	wird nach sie: oft gesezt.
326	17 ——	statt ntcht lese man: nicht.
—	6 v. u.	wird nach wie gesezt: sie.
327	17 v. u.	statt gestogen l. gepflogen.
328	14 v. o.	muß heissen: von Edlebach.
—	16 v. o.	wird das erstere allem durchgestrichen.
—	18 v. o.	statt gemessene lese: gemessenen.
330	14 v. o.	statt das Standsvorwort l. des Standes Vorwort.
—	11 v. u.	wird das nun durchgestrichen.
331	16 ——	muß stehen: und der Landleuten.
332	11 v. o.	seze nach treffenlich: Bedauren und.
—	18 ——	statt verlauten l. verlaufen.
—	12 v. u.	seze nach Ernst: aus allen Kräften.
334	4 v. o.	statt VII Ort l. XI Ort.
—	11 ——	statt Goll l. Roll.
335	10 ——	statt zu Stadt l. von Stadt.
—	11 ——	statt erschienenen l. verschienenen.
—	7 v. u.	muß nach Jenner stehen: im Jahr 1555.
337	1 v. o.	statt angesehenen l. angesehensten.
341	4 ——	statt Masoxerthal l. Misoxerthal.

*

Seit.	Zeil.		
341	18	v. u.	statt Cride l. Crida.
—	13	v. u.	— behiflich l. behilflich.
—	4	—	— gegehrt l. begehrt.
342	2	—	— Masoxerthal l. Misoxerthal.
346	19	—	— nur l. uns.
347	10	v. o.	— merkliche l. merklicher.
349	5	—	wird nach Unsre gesezt: MGHerren.
350	11	v. u.	wird nach zum gesezt: Verfolgen und.
351	8	v. o.	statt schleuft l. schleußt.
354	5	v. u.	— weisen l. wiesen.
358	9	v. o.	— nach l. noch.
359	7	v. o.	wird so nach das durchgestrichen.
360	8	v. u.	muß nach neuen stehen: Testament.
363	4	v. o.	statt Ferracina l. Terracina.
364	1	—	— desten l. besten.
—	6	v. u.	— noch l. nach.
—	3	—	— Cathollischen l. Catholischen.
365	8	v. o.	— anhangen l. angehangen.
—	16	—	— Ferracina l. Terracina.
366	9	v. u.	— Ralore l. Valora.
367	17	v. o.	— Säze l. Punkte.
—	2	v. u.	— zu zugeben l. zuzugeben.
371	4	v. o.	— dec l. der.
—	4	v. u.	seze nach Maria hinzu: und der Religion.
373	2	—	seze nach die hinzu: verfängliche.
374	11	v. o.	statt stärkte l. stärkt.
—	16	—	— alle dieß l. alles dieß.
375	2	—	— hierein zu dringen l. hier einzudringen.
378	1	—	seze nach befohlen: haben.
—	17	—	statt Verweilungstermin l. Verweisungstermin.
379	2	—	statt denn l. den.
380	11	v. u.	— seine freye l. seines Vaters freye.
—	4	—	— Frandspergs l. Frundspergs.
385	9	—	seze nach du hinzu: daselbst.
386	8	—	——— Dorfschaften hinzu: immer.
—	4	—	——— und hinzu: nur.
391			in der Note statt Locarnerischen l. Locarner.
392	5	v. u.	statt Feemdlinge l. Fremdlinge.
395	3	—	— Bernard l. Bernardi.
400	9	v. o.	— war l. gewesen.
402	13	v. u.	— Andora l. Andrea.
—	3	—	— Bombasie l. Bombasin.
403	14	v. o.	— Fabriben l. Fabricken.
405	5	v. o.	— Fabricanten l. Fabrick-Arbeiten.
—	6	v. u.	— Staats l. Raths.

Seit.	Zeil.		
405	2	v. u.	seze nach Zunftgenößige hinzu: geniessen.
407	15	v. u.	statt industriösische l. industriöse.
409		in der	Note statt Vater Ludovica l. Ludovic.
410	15	v. o.	statt Tugendverbindungen l. Jugendverbindungen.
413	10	v. o.	statt bezeugen l. bezeigen.
414	3	v. u.	seze nach Männern: und Eltern.
415	7	v. o.	——— Baden: und Locarno.
418	13	v. o.	statt Schluß l. Schuz.
419	1	v. u.	statt Mönch l. Mönchen.
422	12	v. u.	seze nach ein hinzu: gelehrtes.
424	7	v. o.	——— Aloysius hinzu: obschon.
425	6	v. u.	statt In diesem l. Zu diesem.
427	15	v. o.	seze nach er hinzu: da.
429	14	v. o.	——— alles hinzu: schon.
430	2	v. u.	statt offenherzigkeit l. Offenherzigkeit.
431	9	—	— weil man l. weil jene.
433	8	—	— uns l. und.
—	2	—	— deßwegen l. dagegen.
435	2	—	seze nach und: doch.
436	1	v. o.	——— in dem hinzu: feyrlichen.
437	15	v. u.	statt nur l. bloß.
——	12	——	seze nach sind hinzu: und.
439	15	——	——— guten hinzu: sehr.
443	6	——	——— desselben hinzu: auch.
445	12	v. o.	wird wieder durchgestrichen.
446	7	——	statt einer unverziehlichen l. eines unverzeihlichen.
447	4	——	wird nach sich gesezt: auch.
450	17	v. u.	——— zum gesezt: grossen.
451	1	v. u.	statt der l. die.
452	6	v. o.	wird nach Enthaltung gesezt: aller Speisen.
454	4	——	——— andern gesezt: Brief.
——	6	——	statt han l. habe.
——	3	v. u.	statt den andere l. den zu andern Arten.
459	5	v. o.	wird um durchgestrichen.
——	17	v. u.	statt besuchen l. besuchenden.
460	2	v. o.	seze nach beschwerlich: allein.
469	12	——	muß so gelesen werden: zu Nacht an den Reyh abgehenden Gassen auf kleinen Schlitten ꝛc.
471	15	v. o.	statt den lese: allen.
474	2	v. u.	statt noch l. nach.
478	5	v. o.	lese: warme Gemächer.
——	14	——	seze nach als: etwas.

Seit.	Zeil.		
478	5	v. u.	seze nach angeknüpft hinzu: ist, und also um sein selbs willen zu Aüfnung desselben das seinige beytragen muß.
480	15	v. o.	seze nach es hinzu: so.
489	13	v. o.	statt Auerurhanen l. Urhanen.
——	3	v. u.	statt an dem Einfachen l. an das Einfache.
491	2	v. o.	seze nach als: etwa.
——	13	v. u.	statt Muse l. Muße.
492	12	v. o.	statt ignorantiá l. ignorantiæ.
493	8	v. o.	wird nach in den gelesen: Feyerstunden, und bey den verworrenen ꝛc.
494	12	v. u.	statt Arbeit l. Arbeitsamkeit.
——	9	——	—— ist l. sind.
——	8	——	—— zu allem l. zu allen.
495	7	——	—— feeundlichen l. freundlichen.
496	2	——	lese man: müssen sie sich.



